

Monatshefte der Comenius-G...

Ludwig Keller,
Comenius-Gesell...

6000

.263

v.4, 5

Library of



Princeton University.

Monatshefte
der
Comenius-Gesellschaft.

Herausgegeben von Ludwig Keller.



Vierter Band.

1895.

Berlin und Münster (Westf.).
Verlag der Comenius-Gesellschaft.
Johannes Bredt in Kommission.
1895.



.263 v. 4,5

(RECAP)

Für die Schriftleitung verantwortlich;
Archiv-Rat Dr. Ludw. Keller in Charlottenburg.



Inhalt des vierten Bandes.

A. Abhandlungen.

	Seite
<u>Keller, Ludwig, Comenius und die Akademien der Naturphilosophen des 17. Jahrh.</u>	133
<u>Roth, F. W. E., Johann Heinrich Alsted (1588—1638). Sein Leben und seine Schriften</u>	96
<u>Uphues, Goswin K., die psychologische Grundfrage</u>	97
<u>Sudhoff, K., Ein Rückblick auf die Paracelsus-Jahrhundertfeier</u>	115
<u>Bachring, Bernhard, Zur Erinnerung an Moritz Carriere</u>	185
<u>Krones, Dr. Franz von, Karl von Zierotin und der Kreis seiner deutschen Freunde und Zeitgenossen. Eine Studie</u>	194
<u>Aron, R., Comenius als Pädagoge im Urteile seiner Zeitgenossen</u>	217
<u>Novák, Joh. V., Das älteste pansophische Wort des Comenius</u>	242
<u>Natorp, Paul, Ludwig Natorp. Ein Beitrag zur Geschichte der Einführung Pestalozzischer Grundsätze in die Volksschule Preussens</u>	261
<u>Dissel, Karl, Der Weg des Lichts. Die Via lucis des Comenius</u>	295
<u>Schmid, Georg, Sigismund Evenins</u>	306

B. Kleinere Mitteilungen.

<u>Wolkan, R., Die Litteratur der letzten fünfzig Jahre über die Geschichte der böhmischen Brüder</u>	45
---	----

C. Besprechungen.

<u>Willmann, O., Didaktik als Bildungslehre in ihren Beziehungen zur Socialforschung n. s. w. (Uphues). — Uphues, Goswin K., die Psychologie des Erkennens vom empirischen Standpunkte. 1. Band. (Hochegger). Böh m, J., Geschichte der Pädagogik (Gulmann)</u>	49
<u>Th. Burckhard(-)Biedermann, Bonifacius Amerbach und die Reformation (K. S.). — Jos. Reber, J. A. Comenius und seine Beziehungen zu den Sprachgesellschaften (Böttcher)</u>	251

D. Litteraturbericht.

<u>Jacques Parmentier, Jean Louis Vives. — Staatslexikon der Görresgesellschaft. Bd. 3. — Allg. Deutsche Biographie. Bd. 35. — Jahrbuch für die Geschichte des Protestantismus in Österreich. Jahrg. 15. — Joh. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. — Kvæsaala, die irischen Bestrebungen n. s. w. — Neue (böhmische) Ausgabe der homiletischen Werke des Comenius. — Hodermann, Bilder aus dem deutschen Leben des 17. Jahrh. — Reber, John Miltons Essay on Education. — Bibliothek pädagogischer Klassiker. Bd. 10</u>	57
<u>W. Stüeda, Hamburger Handwerker als Studenten n. s. w. — R. Kruske, Georg Israel. — Theod. Längin, Deutsche Handschriften n. s. w. — Anton Gindely, Geschichte der Gegenreformation in Böhmen. — Alb. Richter,</u>	

	<u>Seite</u>
Nendrucke pädagogischer Schriften. — Rud. Hochegger, Die Bedeutung der Philosophie der Gegenwart für die Pädagogik. — Rich. Sachse, Jacob Thomasmus. — Bernh. Münz, Jakob Frohschammer. — E. Metzger, Der Beweis für das Dasein Gottes u. s. w.	123
<u>G. Voigt, Bischof Bertram von Metz (1180—1212). — H. Haupt, Deutsch-löhmische Waldenser. — Uebinger, Beiträge zur Geschichte Nicolaus von Cusas. — Knaake, Joh. Papper von Goch. — Fr. Wachter, Briefe an Erasmus. — K. Krafft, Gerh. Oemiken. — A. Wirth, Die evangel. Schule des 16. und 17. Jahrh. — H. S. Burrage, The Anabaptists of the 16. century. — Alf. Rausch, Christian Thomasmus und Erb. Weigel. — Alb. Fécamp, D. G. Murbhof. — W. Fabricius, Die Studentenorden des 18. Jahrh.</u>	<u>314</u>
E. Nachrichten.	
<u>F. W. E. Roth über Otto Brunfels († 1534). — Zur Hans Sachs-Litteratur. — Die Universal-Universität des Grossen Kurfürsten. — Die Frenelbringende Gesellschaft und der Grosse Kurfürst. — Rebers Comenius-Forschungen. — Thomasmus und Comenius. — Thomasmus' Aufenthalt in Holland. — Schriften des deutschen Hugenotten-Vereins. — Deutsch-italienische Waldenser-Gemeinden. — Die böhmisch-mährischen Glaubensflüchtlinge. — F. A. Lunges Schrift über Vives in spanischer Übersetzung. — Joh. Apacius Csere (geb. 1623)</u>	<u>63</u>
<u>Auffassungen der mährischen Brüder über das Alter des evangelischen Glaubens. — Neuere Urteile über die Bedeutung des Meistergesangs. — Zur Geschichte des Joh. Clauberg, Professors in Duisburg. — Eine seltene Ausgabe einer Schrift des Comenius</u>	<u>129</u>
<u>In Sachen der Universal-Universität des Grossen Kurfürsten. — Die Bedeutung von Zünften und Gilden für die Entwicklung des religiösen Lebens in früheren Jahrhunderten. — Der Johanniterorden und die Akademie des Palmbaums. — Widerwille der Mitglieder des Palmbaums gegen den Namen „Calvinisten“. — Comenius und die konfessionelle Polemik des 17. Jahrh. — Vorlesungen über die Geschichte der böhmischen Brüder. — Die Stiftung einer „ungedlichen Gesellschaft“ im Jahre 1619. — Zur Charakteristik der sog. Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts</u>	<u>153</u>
<u>Adolf Lassons Urteil über die altdeutsche Mystik. — Die Grafen von Zierotin und die mährischen Brüder. — Die Idee eines Religions-Kongresses bei Comenius. — Symbolik in der Gesellschaft des Palmbaums. — Kvacsala über Campanelli und Comenius. — Nováks Arbeiten auf dem Gebiete der Comenius-Forschung</u>	<u>257</u>
<u>E. Troeltsch (Professor in Heidelberg), Über Religion und Kirche. — K. Burdach (Professor in Halle), Über den Zusammenhang zwischen Luther und den böhmischen Brüdern. — „Pickarden“ und Reformierte. — Jos. Rebers Ausgabe der Naturkunde des Comenius. — Der Jesuit B. Balbinus über Comenius. — Die Bibliothek des Comenius in Fulnek. — Giordano Bruno begründet eine „Akademie“ in London (1583). — Briefwechsel zwischen Wok von Rosenberg und Christian von Anhalt. — Briefwechsel des Herzogs August von Braunschweig-Lüneburg. — Aufforderung</u>	<u>319</u>
<u>F. Preisaufrage der Comenius-Gesellschaft für 1896</u>	<u>318</u>
<u>G. Inhalt neuerer Zeitschriften</u>	<u>68, 132</u>
<u>H. Personen- und Orts-Register</u>	<u>325</u>

vil. 7e.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft.

IV. Band.

1895.

Heft 1 u. 2.

Comenius und die Akademien der Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts.

Von
Ludwig Keller.

Erster Teil.

Es darf heute als anerkannte Thatsache gelten, dass die Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts, an ihrer Spitze Bacon, Galilei und Leibniz, gleichviel wie man gegenwärtig über ihre Schwächen oder ihre Vorzüge denkt, das grosse Zeitalter der naturwissenschaftlichen, chemischen, mathematischen und astronomischen Entdeckungen eingeleitet haben, in dem wir uns noch heute befinden, ja, man kann sagen, dass sie die Urheber der grossen geschichtlichen Wendung sind, welche die Neuzeit von der mittelalterlichen, auch im 16. Jahrhundert noch nicht völlig überwundenen Weltanschauung trennt.

Auch wenn man dies anerkennt, braucht man keineswegs zu bestreiten, dass es unter diesen Männern manche sonderbare Schwärmer gegeben hat, und jeder weiss, dass es neben hervorragenden Köpfen solche gab, die an die Möglichkeit der Metallverwandlung glaubten, die die Quadratur des Zirkels oder den Stein der Weisen zu finden dachten. Indessen bestätigt diese Wahrnehmung lediglich die Thatsache, dass es im menschlichen Leben keinen Satz gibt, der so richtig und kein System, das so gut begründet ist, dass es nicht durch Querköpfe missbraucht oder in seinem Ansehen geschädigt werden könnte.

Die grosse Bedeutung, die der gesamten Richtung zukommt, würde trotz der mannigfachen Verirrungen längst allgemeiner bekannt und anerkannt sein als sie es heute ist, wenn nicht unter der Einwirkung der heftigen Gegnerschaft, die diese Strömung besonders innerhalb der beiden herrschenden Kirchen fand, bis tief in das 18. Jahrhundert hinein die ungünstigste Beurteilung ein grosses Feld behauptet hätte. Zwei sehr berühmte und in ihrem Einfluss noch immer nicht überall zurückgedrängte litterarische Handlanger, Bayle und Adelung, haben durch ihre weitverbreiteten Werke das Andenken vieler dieser sogenannten Naturphilosophen in der hässlichsten Weise verunglimpft und sie als „Astrologen“ und „Goldmacher“, ja als „Fanatiker“ und „Sektirer“ mit ausgesprochener Absichtlichkeit in den Schmutz gezogen.

In das Buch, welches Adelung im Jahre 1785 unter dem Titel: „Geschichte der menschlichen Narrheit oder Lebensbeschreibungen berühmter Schwarzkünstler, Goldmacher u. s. w.“ herausgegeben hat, sind sehr viele Vertreter dieser Geistesrichtung aufgenommen worden, und man würde fehlgehen, wenn man die Ansicht, die darin zum Ausdruck kommt, als eine persönliche Meinung Adelungs betrachten wollte; er gab vielmehr nur wieder, was er in der Streidlitteratur des 17. und 18. Jahrhunderts fand und wollte oder konnte nicht sehen, dass er zu unreinen Quellen gegriffen hatte.

So sehr er dadurch auch in die Irre gegangen sein mag, so hat er doch in einem Punkte vollkommen recht gesehen: verdienen jene Naturphilosophen in Bausch und Bögen diese Brandmarkung, so verdient sie auch Comenius. Indem er diesem Manne neben den übrigen in seinem Buche eine Stelle gab, brachte er den zutreffenden Umstand zum Ausdruck, dass Comenius ein Mitglied jenes Kreises von Naturphilosophen oder wie Adelung sagt, jener „Narren“ und „Schwarzkünstler“ gewesen ist.

Die historische Betrachtung hat die Mäurer, die hier in Betracht kommen, meist anschliesslich oder vorwiegend nach derjenigen wissenschaftlichen oder geistigen Seite ins Auge gefasst, für die sie in erster Linie schriftstellerisch thätig gewesen sind, und dabei vielfach übersehen, dass ein innerer geistiger Zusammenhang, ja sogar eine feste äussere Organisation die Mehrzahl der grossen Reformatoren verbindet, die auf dem Gebiete der Erziehungslehre, der exakten Wissenschaften und der

Volkssprachen während des 17. Jahrhunderts sich als Schriftsteller bekannt gemacht haben, und doch kann eine klare Einsicht in das Wesen dieser geistigen Bewegung, ihre geschichtlichen Zusammenhänge und ihre Wirkungen nur dann gewonnen werden, wenn die willkürliche Einschachtelung der einzelnen in heute übliche Systeme und Begriffe durchbrochen und die Gesamtheit dieser geistigen Erscheinung unbefangen ins Auge gefasst wird.

Was diese Gelehrten zusammenführte und zusammenhielt, war vor allem eine tiefe Abneigung gegen den scholastischen Wissenschaftsbetrieb, wie er damals die Universitäten aller Länder beherrschte — ein Betrieb, der in der Betonung des Aristoteles seinen Ausdruck fand. „Das mögliche Vertrauen in die dialektische Physik des Aristoteles“, sagt Joachim Jungius einmal, „hat die Vernachlässigung der Beobachtung zu Wege gebracht.“¹⁾ Um ihren Gegensatz zu dieser Betriebsart der Wissenschaften zu betonen, pflegten sie sich wohl Platoniker oder Neuplatoniker zu nennen oder nennen zu lassen, und in der That ist eine Hinneigung zu Plato und zur platonischen Philosophie durchweg bei ihnen nachweisbar.

Man darf nicht übersehen, dass diese Sonderstellung einen Gegensatz sowohl gegen die herrschenden Kirchen wie gegen die Universitäten, die damals den Kirchen gegenüber eine selbständige Stellung nicht besaßen, zur notwendigen Folge hatte. Es sind Männer von ganz hervorragenden Leistungen, die uns in den zu schildernden Kreisen begegnen, gleichwohl aber hat kaum einer dieser Gelehrten an den gleichzeitigen Universitäten einen dauernden und unangefochtenen Wirkungskreis gefunden, sondern es haben sich die Hochschulen zu jener Zeit durchweg ablehnend gegen die „Platoniker“ verhalten²⁾, und heftige Kämpfe litterarischer und mehr persönlicher Art sind die Folge gewesen.

Es war, wie es Joachim Jungius einmal bestimmt und klar ausspricht, nicht diese oder jene Lehre, die sie als falsch be-

¹⁾ Guhrauer, Joachim Jungius und sein Zeitalter. Stuttgart und Tübingen 1850, S. 148.

²⁾ „Ein Blick auf die Geschichte der Universitäten in diesem Zeitraum erklärt hinlänglich, weshalb, Italien etwa ausgenommen, . . . im übrigen Europa kein einziger der grossen Reformatoren in der Philosophie und der Wissenschaft auf jenem Boden fortkam oder auch nur hier fortzukommen suchte.“ (Guhrauer, Joachim Jungius u. s. w. S. 68.)

kämpften, sondern der Kampf galt der gesamten Methode, wie sie unter dem Einfluss der Scholastik nicht bloss das Mittelalter, sondern auch noch das 16. Jahrhundert beherrscht hatte. „Es handelt sich nicht um diesen oder jenen Irrtum“, sagt er, „sondern die ganze Methode der Wissenschaft und Philosophie ist sophistisch.“

So ablehnend standen sie dieser sogenannten Philosophie gegenüber, dass sie auch diesen Namen von sich nicht zu gebrauchen wünschten und ihre Wissenschaft lieber Pansophie oder Naturphilosophie genannt sehen wollten, ohne dass sie sich damit etwa lediglich als „Naturforscher“ oder als ausschliessliche Vertreter der exakten Wissenschaften hätten bezeichnen wollen, wenn auch ihr besonderes Interesse sich der Naturbeobachtung und Naturbetrachtung nach Bacon's Vorgang zuwandte.

Jede religiöse Weltansicht pflegt mit bestimmten naturphilosophischen Anschauungen Hand in Hand zu gehen und sich mit diesen zu einem einheitlichen System zu verschmelzen. Man kann nicht leicht die letzteren aus dem Zusammenhange, in dem sie stehen, loslösen, ohne das gesamte System zu erschüttern, und indem unsere „Naturphilosophen“ sich gezwungen sahen, die auf den Büchern des Alten Testaments ruhende Natur- und Weltbetrachtung der Kirchenlehre anzuzweifeln, gerieten sie nicht zwar zum Christentum, aber doch zur Dogmatik in einen Gegensatz, der sich durch die Art des Kampfes, der sich entwickelte, mehr und mehr verschärfte.

Die Kämpfe, in welche Galilei wegen seiner Verteidigung des Copernikanischen Weltsystems seit 1617 geraten war, hatten den alten Streit der Naturphilosophen mit der alttestamentlichen Weltanschauung und ihren Vertretern von neuem weit und breit zu hellen Flammen angefacht.

Aber auch abgesehen von solchen Einzelpunkten schienen den Naturphilosophen die Gesamtanschauung der herrschenden Lehre von der Verderbtheit der Natur, von der Art, wie diese sich das Eingreifen Gottes in den Naturlauf dachte und manches andere unhaltbar.

Sie offenbarten durchweg eine besondere Vorliebe für die Natur und betrachten die Beschäftigung damit als eine Art von Gottesdienst. „Durch die Betrachtung und Erforschung der Werke Gottes“, sagt Matthias Bernegger, „wird der Ruhm seines gött-

lichen Namens viel mehr verherrlicht als durch die dornigen und nichtigen Streitfragen, von denen die Katheder der Hochschulen erschallen.“

In den Schriften des Heinrich Nollius¹⁾ tritt eine Liebe und Hochschätzung der Natur hervor, die sich oft in rührender Weise kund giebt: „In dem Halm, in den Blüten, in den Früchten (sagt Nollius) ist etwas Erhabenes enthalten, was unzweifelhaft eine gewisse Verwandtschaft mit dem Himmel hat; da es die Wärme des Himmels in sich aufnimmt und mit sich verbindet, erhält es von dort aus Lebenskraft und Pracht.“ Nollius sah in der Natur das lebendige Bild Gottes und sagte: „Wie Gott Alles in Allem ist, so kann auch der Mensch, der sich darein versenkt, in Gott Alles erkennen“; sein wichtigstes Werk nannte er *Naturae sanctuarium*.

Man weiss, dass die mittelalterliche Weltanschauung unter dem Einfluss der Scholastik und der Kirchenlehre in erster Linie auf die übersinnlichen Dinge gerichtet war und vornehmlich mit den Kräften des Gemüts und der Phantasie ihre Geisteswelt sich ausgestaltete; seit dem 16. Jahrhundert — hier ist Paracelsus unzweifelhaft bahnbrechend gewesen — und mehr noch seit dem 17. begann eine neue Geistesrichtung Einfluss zu gewinnen, die nicht bloss auf das Wesen Gottes und die Beziehungen der Menschen zu Gott, sondern auch auf das Wesen der Natur und auf die Beziehungen der Menschen zur Natur und der Menschen unter einander gerichtet war.

Es konnte nicht fehlen, dass sich diese Denkweise vielfach geneigt zeigte, die Bedeutung der übersinnlichen Dinge, soweit sie ausserhalb der unmittelbaren Erfahrung lagen, zu unterschätzen. Sie verfiel dadurch in manchen ihrer späteren Vertreter in eine ähnliche Einseitigkeit, wie sie die Träger der älteren Anschauung gegenüber den Erfahrungswissenschaften an den Tag gelegt hatten.

Diese Erscheinung zeigt sich indessen bei unseren Naturphilosophen noch nicht; sie waren bei dem vielseitigen Wissen, welches die Mehrzahl auszeichnete, viel zu einsichtig, um zu übersehen, welch' grosse Bedeutung auch denjenigen Vorstellungen

¹⁾ Wichtige Auszüge daraus bei Hochhuth in der *Ztschr. f. d. hist. Theol.* 1863. S. 200 ff.

zukommt, welche sich mehr auf Grund der inneren Offenbarung und des Gemüths als des Verstandes erschliessen, und sie erkannten wohl, dass religiöse Vorstellungen, obwohl sie dem Beweise unzugänglich sind, für den einzelnen die gleiche Gewissheit wie Sätze der Erfahrung erlangen und stärkere Antriebe für sein Handeln als irgend eine Erfahrungsthatsache abgeben können.

Unbeschadet abweichender Sonder-Meinungen sowie verschiedener Confessionen zeigen die älteren Naturphilosophen ganz überwiegend einen kräftigen Zug ernster Religiosität. „Es darf nicht befremden“, sagt Guhrauer¹⁾, „wenn uns in den Lebensnachrichten dieser Männer und namentlich des Jungins, Äusserungen und Merkmale aufrichtiger Frömmigkeit und häufige Hinweisung auf die Nachfolge Christi, sogar Zeichen einer Hinneigung zur Mystik, unbeschadet ihres mit Klarheit und Beharrlichkeit verfolgten Zieles allgemein wissenschaftlicher Reform, entgegen-treten.“ Wenn trotzdem gegen Männer wie Matthias Bernegger, Jungins u. a. gelegentlich die Anklage des „Atheismus“ erhoben wird, so beweist dies bei der offenkundigen Unwahrheit des Vorwurfs lediglich, dass die Vertreter der herrschenden Dogmatik die schärfsten Waffen, die sie besaßen, gegen die „Platoniker“ anwenden zu müssen glaubten²⁾.

In jenem Vorwurf kommt allerdings der Umstand zum Ausdruck, den auch die Naturphilosophen ihrerseits nicht bestritten, dass sie die Idee und das Wesen des Christentums in manchen Punkten anders als die herrschende Dogmatik fassten.

Für sie stand die Idee des Reiches Gottes, wie es Christus verkündet hatte, im Mittelpunkt der Gedankenwelt, und wenn sie auch beobachten lässt, dass sie öffentlich für diesen Gedanken nur unter Anwendung symbolischer Verhüllungen einzutreten pflegten, so tritt doch in vertraulichen Äusserungen ihre Meinung ganz unzweideutig hervor. Jungins, der auch in seiner Umgebung die Pflege des religiösen Sinnes liebte, hatte seinem Gesinde ein Exemplar des Katechismus des Gesenius eingehändigt³⁾;

¹⁾ Guhrauer a. O. S. 68.

²⁾ Näheres bei Guhrauer a. O. S. 122. — Büniger, M. Bernegger, Strassb. 1893. S. 202.

³⁾ Gesenius hat einen Platz in Arnolds Kirchen- u. Ketzergeschichte erhalten, s. die Ausgabe v. Frankf. a. M. 1729 I, 932.

in dieses Exemplar hatte er einen Spruch eingetragen, in welchem sich folgende Reime befanden:

„Such Gottes Reich vor allen Dingen,
So wird dir Alles wohl gelingen.“

Aus diesem Grundstreben flossen alle ihre sonstigen Charakterzüge und Eigentümlichkeiten. Es ist ein durchgehendes Merkmal der Platoniker, dass sie bei allem Eifer, mit dem sie auf das Wissen (scientia) drangen, doch weit über die Wissenschaft im engeren Sinn die Weisheit (sophia) stellten; ihre Gegner warfen ihnen vor, dass ihnen die Pansophie oder die Allweisheit sogar über den Glauben gehe, und darin hatten sie insofern recht, als die Naturphilosophen die Liebe, die aus der Weisheit fließt, höher stellten als die Hingabe an irgend eine Lehre oder den Glauben, wie die herrschende Dogmatik ihn verstand.

Es ist das Eigenartige sämtlicher oben genannter Gelehrten, dass sie ihre eigentliche Lebensaufgabe nicht in der Anhäufung neuen Wissensstoffes, sondern in der Nutzbarmachung des Wissens für die Menschenwelt erkannten; ein Wissen, welches unfähig war, den Menschen zu helfen oder sie zu bessern, war ihnen wertlos, und indem sie lebendige Früchte, nicht tote Gelehrsamkeit erstrebten, wussten sie sich in einem tiefen Gegensatz zur Neuscholastik, wie sie gerade in der Theologie des 17. Jahrhunderts innerhalb beider Confessionen die Oberhand gewonnen hatte. Für den Bau des „Tempels“ (wie sie die Idee des Gottesreiches nannten) nützte ihnen keine Wissenschaft, die nicht für das Leben anwendbar war. „Thaten“, sagt Leibniz, „müssen sich zu den Worten fügen, das Leben muss von der Lehre Gewinn ziehen“, und an anderer Stelle fügt er hinzu: „So oft ich etwas neues lerne, so überlege ich sogleich, ob nicht etwas für das Leben daraus geschöpft werden könne.“

Eine Wissenschaft, die sich schon durch die Sprache, in der sie auftrat, von der Mehrheit des Volkes abschloss, konnte von diesem Gesichtspunkt aus nicht das Ziel sein, welches ihnen vorschwebte; damit hängt es zusammen, dass gerade aus den Kreisen der Platoniker heraus ein eifriger Kampf für die Volkssprachen geführt ward — ein Kampf, der die Mehrzahl aller bestehenden kirchlichen und gelehrten Körperschaften wider sie auf den Plan rief. Mit gutem Grund konnte Leibniz klagen, dass „aller Lust und Fleiß, der von Andern auf die deutsche Sprache

gewendet wird, der Mehrheit verhasst und verdächtig sei“. Nur von diesem Gesichtspunkte aus versteht man die gehässigen Urteile und die lebhaftige Gegnerschaft, die den älteren Sprachbestrebungen ihr Wirken erschwerte.

Eben diese Betonung der Volkssprachen und die damit zusammenhängende des volkstümlichen Schrifttums, besonders der Dichtkunst, hat es zu Wege gebracht, dass wir in den Akademien und Gesellschaften der Platoniker, die wir unten kennen lernen werden, die eigentliche Geburtsstätte der neueren deutschen Litteratur zu suchen haben — eine Thatsache, die, wie man denken sollte, allein ausreichend wäre, um die Akademien zu einer merkwürdigen geschichtlichen Erscheinung zu machen und ihnen eine ernstere geschichtliche Beachtung zu sichern als sie sie bisher gefunden haben. Nicht die Universitäten oder die Kirchen, sondern diese von beiden lebhaft bekämpften freien Vereinigungen sind es gewesen, die für die tief darniederliegende deutsche Sprache und Litteratur ein neues Zeitalter heraufgeführt haben.

Von dem Grundgedanken aus, wie er in der Idee des Reiches Gottes enthalten ist, erklärt sich auch die Thatsache, dass diese Männer der Erziehung und der Wissenschaft der Erziehung ein tieferes Interesse als die Mehrzahl der Zeitgenossen entgegen brachten. Es war ihnen, wie bemerkt, nicht genug, für diesen oder jenen Stand oder diese oder jene Berufsart eine Summe von Wissen zu sammeln und es lehrend weiter zu geben, sondern sie wollten das gesamte Wissen oder die Allweisheit, wie sie sagten, für die Erziehung des Menschengeschlechtes fruchtbar machen und auf dem Wege der allgemeinen Bildung die Menschen einer höheren Entwicklungsstufe entgegenführen. Daher sind, wie das auch schon früher erkannt worden ist, in diesem Kreise der Naturphilosophen die Begründer der neueren Erziehungslehre zu suchen, deren heutige Vertreter daher von je sich jener Vorläufer eifrig und dankbar erinnert haben.

Die Gelehrten, die sich in der Pflege der exakten Wissenschaften, der nationalen Sprache und Litteratur sowie in der Erziehungspflege zusammenfanden, zeigen durchweg gleichzeitig ein viel tieferes Verständnis für die Bedeutung der Gemeinschaft, des brüderlichen Zusammenwirkens und fester Organisationen als es vielen anderen gleichzeitigen und späteren Gelehrten eigen zu sein pflegte. Es ist möglich, dass diese Eigenart mit der starken

Richtung auf praktische Wirkung im Leben, die sie beseelte, oder dem Streben nach der „Reformation der ganzen Welt“, wie es in ihren Schriften heisst, zusammenhängt; es kam aber hinzu, dass ihr Absehen gerade auf diejenigen Wissenschaften gerichtet war, deren Vertreter von den herrschenden Kirchen seit alten Zeiten mit einem gewissen Misstrauen betrachtet wurden, und dass sie keinesfalls bei den Kirchen oder den Staaten, wie sie gerade damals waren, Förderung für die Ziele, die ihnen vorschwebten, erwarten durften.

An der oben erwähnten Stelle, wo Jungius erklärt, die gesamte scholastische Methode und ihre Sophistik seien es, die man bekämpfen müsse, fährt er fort, sie sei der Mutterboden, der die Missgeburten der herrschenden Meinungen und Lehren erzeuge. „Wie kannst du es wagen wollen, allein gegen solche Lehrmeinungen zu kämpfen? Wenn ich hätte allein sein sollen, so hätte ich keine Feder gegen die Schulmeinungen geführt.“¹⁾

Wie dem auch sei, so ist gewiss, dass wir in diesen Kreisen ein eigentümliches Ringen und Streben nach festen Formen und Gestaltungen des Gemeinschaftslebens wahrnehmen, das sich oft in wunderlichen Sinnbildern, Namen und Organisationen offenbart, das aber deutlich bekundet, wie klar ihnen die auch von ihren Gegnern nicht bestrittene Thatsache war, dass kein wichtiger Gedanke in der Welt sich durchzusetzen pflegt, wenn sich nicht Männer finden, die in festgeschlossener Gemeinschaft für ihn einzutreten Willens sind. „Was an einer Person hauset“, sagt derselbe Jungius, „ist sterblich, was am ganzen Collegio, ist dauerhaft.“

Man würde nun sicherlich das eigentliche Wesen und die grosse geschichtliche Bedeutung dieser Akademien oder Collegien schon längst klarer erkannt haben, wenn nicht die Schwierigkeiten, die in den damaligen Weltverhältnissen dem Streben nach freien Organisationen entgegentraten, diese Männer gezwungen hätte, mit äusserster Vorsicht zu verfahren und vieles absichtlich zu verhüllen, was für uns an diesen Akademien von Interesse ist, und was ihnen ihre historische Wichtigkeit gegeben hat. Dazu kommt aber noch ein anderes, was bisher, soviel ich sehe, gar nicht beachtet ist.

¹⁾ Guhrauer a. O. S. 143.

Die Akademien und Gesellschaften, die im 17. Jahrhundert bestanden, trugen meist das geistige Gepräge der Männer, die ihre Begründer waren, und zeigen deshalb, so sehr auch ihre Formen vielfach verwandt sind, eine grosse Mannigfaltigkeit, wenigstens insofern, als die einen ganz oder fast ganz in der Pflege der nationalen Sprache und Litteratur, die andern in der Förderung der exakten Wissenschaften, die dritten in anderen Zwecken aufgingen oder doch, soweit ihr Wirken an die Öffentlichkeit trat, aufzugehen schienen. Starben dann die Begründer und kamen neue Leiter an die Spitze, so wechselte der äusserlich erkennbare Inhalt ihrer Bestrebungen leicht, und die jüngeren Epochen zeigen manche Verschiedenheiten von den älteren, selbst wenn die alten Namen fortbestehen.

Der Natur der Sache nach waren diese Organisationen, falls sie nicht in eignen grossen und allgemeinen Zusammenhängen standen, sehr stark der Gefahr ausgesetzt, in die Wandlungen der Politik, zumal der Kirchenpolitik, hineingezogen und denjenigen Zielen entfremdet zu werden, die ihren Gründern vorgeschwebt haben mochten.

Ursprünglich waren diese Akademien Vereinigungen, die die ganze Denkweise ihrer Glieder umfassten und deren Angehörige planmässig auf gemeinsame und umfassende geistige, philosophische, religiöse und wissenschaftliche Ziele hinstrebten oder den Ideen ihrer Leiter nach hinstreben sollten. Allmählich aber gelang es staatlichen und kirchlichen Einwirkungen, einige der vornehmsten dieser freien Vereinigungen unter ihren Einfluss zu bringen und ihnen die Lösung bestimmter wissenschaftlicher Aufgaben zuzuweisen; andere „Societäten“ verfielen allmählich ganz, wurden eine Art geselliger Klubs oder beschäftigten sich mit harmlosen, oft auch lächerlichen Spielereien, einige pflanzten sich als litterarische Vereine fort, während noch andere den Stamm für eine neue Entwicklung der älteren Akademien bildeten, deren Geschichte uns hier nicht beschäftigt.

Gleichviel aber, was aus jenen freien Organisationen unter dem Druck der Zeit und der Verhältnisse allmählich geworden ist, so ist doch sicher, dass diese Akademien in gewissen Zeitabschnitten für viele hervorragende Zeitgenossen, und nicht am wenigsten auch für Comenius, die Zufluchtsorte des freien Gedankens, die Mittelpunkte verdienstlicher geistiger und sittlicher

Bestrebungen und die Träger und Verbreiter grosser reformatorischer Ideen gewesen sind.

Das genügt, um ihre Geschichte zum würdigen Gegenstand der geschichtlichen Untersuchung zu erheben, und die Comenius-Gesellschaft erfüllt lediglich ihre Pflicht, wenn sie die Aufgaben, die hieraus erwachsen, als einen Teil ihres eigentlichen Arbeitsgebietes betrachtet.

Sehr bezeichnend für die Unterschätzung, die diese Akademien bisher erfahren haben, sind die falschen Urteile, die uns in Betreff der „deutschen Societät“, der sogenannten Akademie des Palmbaums, noch heute begegnen. Zwar ist es erfreulich, in neueren Schriften zu lesen, dass der Wendepunkt unserer Litteraturgeschichte, der sich an den Namen von Martin Opitz knüpft, ohne die energische Hilfe, die ihm die fruchtbringende Gesellschaft hat zuteil werden lassen, nicht so rasch und gründlich denkbar gewesen wäre¹⁾, aber auch diejenigen neueren Forscher, die dies zugeben, übersehen meist, dass diese Akademie in ihrem ersten Entwicklungsabschnitt viel mehr erstrebt hat, als die Erneuerung der nationalen Sprache und Litteratur, dass sie vielmehr allen denjenigen Männern Stärkung und Rückhalt bot, die an der Reform des wissenschaftlichen und geistigen Lebens überhaupt arbeiteten.

Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen (geb. 1579), der seit 1596 sieben Jahre lang in Italien, Frankreich, England und Holland sich aufgehalten hatte, war in Florenz am 21. August 1600 in der *Academia della Crusca* Mitglied geworden²⁾; er hatte damit einen Schritt gethan, den damals viele Deutsche, die nach Italien

¹⁾ Georg Witkowski, Diederich von dem Werder. Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Leipz. 1887. S. 14.

²⁾ Alfr. v. Reumont, delle relazioni della Letteratura Italiana etc. Firenze 1853, S. 8. Sein Wappen ist neuerdings in den Akten der noch bestehenden *Academia della Crusca* wieder aufgefunden worden. Sehr wahrscheinlich würden sich die Wappen anderer Glieder der Akademie des Palmbaums in den Archiven anderer italienischer Akademien nachweisen lassen. So schreibt Christian II. an den Fürsten von Anhalt in Betreff des aufzunehmenden Grafen F. C. von Ortenburg: „Der alte Gesellschaftsmaler, Christoph v. Padua, werde des Ortenburg Wappen schon kennen und es zum Erzschein des Palmbaums befördern können.“ Krause, Ertzschein S. 75.

kamen, vollzogen, nur dass wir bei dem Geheimnis, mit welchem die italienischen Akademien sich in Betreff ihrer Mitglieder zu umgeben pflegten, dieses nicht immer urkundlich feststellen können. Nach den Gesetzen der italienischen Akademien hatte er von da an einen Gesellschafts-Namen, ein Abzeichen und einen Anspruch zu führen.

Im Jahre 1617 traf Fürst Ludwig — es ist derselbe Fürst, der sein hervorragendes Interesse für die Förderung der Erziehungslehre durch seine Unterstützung des Wolfgang Ratichius seit 1618 an den Tag legte — aus Anlass des Begräbnisses der Herzogin Dorothea Maria von Weimar mit mehreren Freunden zusammen, welche theils, wie der Sohn der Verstorbenen, Johann Ernst von Weimar, und sein Hofmeister, Caspar v. Teutleben, und der Reisebegleiter Fürst Ludwigs in Italien, Bernhard v. Krosigk, mit diesen Akademien an Ort und Stelle in Beziehung getreten waren, theils deren Bestrebungen billigten. Erfüllt von den Ideen der Akademien wie sie es waren — der Name *Acceso* (der Entzündete), welchen Ludwig von Anhalt in Florenz erhalten hatte, deutet auf seine Begeisterung hin —, beschlossen sie, eine eigene Akademie zu gründen und schritten alsbald zur Ausführung. Es war natürlich, dass die ersten Schritte in aller Stille geschahen; man habe, hiess es später, den Neid der Aussenstehenden und anderer Bruderschaften gefürchtet, aber es ist auffallend, dass länger als 30 oder 40 Jahre über Verfassung, Symbole und Mitglieder das gleiche Schweigen beobachtet wurde, wie denn alle Akten, die vor dem Jahre 1637 in Sachen der Gesellschaft entstanden sind, bis heute verschollen sind.¹⁾

¹⁾ Krause, Ältester Ertzschrein u. s. w. S. 5. — Zu den geringen Bruchstücken aus der ältesten Zeit gehört ein kleines Blatt, das ein Bild des Gesellschaftsbechers, des sog. Öllberges, zeigt, der von einer ausgestreckten Hand gehalten wird. Darunter steht:

Der Schmachthafte (Herzog Wilhelm v. S.-Weimar) bringt hie
ein Trunk dem Nähernden (Ludwig v. Anhalt)
Auf Wohlfahrt der Gesellschaft aller Fruchtbringenden.
Der Meister selbst der Vers sich mühe
Und lass sichs nicht verdriessen,
Solche zu corrigiren hie,
Er wirts am besten wissen.

Auf der Rückseite findet sich die Antwort des Fürsten Ludwig:

Damit hängt es zusammen, dass die neue Gesellschaft trotz des engen Anschlusses an die Formen wie an die Ziele der italienischen Akademien auch den Namen „Akademie“, der in vertraulichen Äusserungen gebraucht ward, verhüllte. Die Gegner, die jene Akademien besaßen, waren sehr zahlreich und mächtig, und es schien nicht geraten, die vorhandenen Beziehungen offenkundig zu machen, ja wir würden wahrscheinlich über die Zusammenhänge mit der Florentiner Akademie wie über die Formen und die Mitgliederliste noch heute im Unklaren sein, wenn nicht in späteren Jahrzehnten die Beschränkung der Gesellschaft auf harmlose Ziele und andere Gründe es völlig unbedenklich hätten erscheinen lassen, diese Dinge der Öffentlichkeit zu übergeben.

Freilich waren es auch späterhin im grossen und ganzen nur äusserliche Dinge, die bekannt wurden — Dinge, die die Aussenstehenden verleiteten, sich die Gesellschaft teils als einen Orden, teils als einen Verein für Sprachreinigung vorzustellen. Die allmählich bekannt gewordene Thatsache, dass die Gesellschaft den Palmbaum zum Abzeichen und Symbol gewählt hatte, gab Veranlassung, sie den Palmen-Orden zu nennen, was Fürst Ludwig ausdrücklich ablehnen zu müssen glaubte, indem er erklärte, dass man keinen Orden habe stiften wollen.¹⁾ Wohl aber gebrauchten auch die Mitglieder die Bezeichnung Gesellschaft, Sodalität, Societät, Kollegium oder Kompagnie und nannten sich Sodalen oder Kollegen, und es ist im Zusammenhang mit der Stellung, die diese Societät zu anderen Vereinigungen verwandter Art einnahm — wir kommen darauf zurück — von Bedeutung, dass sie auch die deutsche Societät in zeitgenössischen Quellen genannt wird.²⁾ Ebenso hielt es Fürst Ludwig für notwendig, das Vorurteil abzulehnen, als ob man sich in dieser grossen von vielen Fürsten und Adligen getragenen Gesellschaft lediglich um grammatische und sprachliche Dinge abmühe: der Zweck der Gesellschaft sei, sagte

Dem, der der Nähernd heisst, eins der Schmachhafte bringet,

Auf der Gesellschaft Heil, darzu die Lieb ihn zwinget.

Der Nähernd in der That Bescheid thut und sich neigt

Wie mans Glas halten soll, auch dem Schmachhaften zeigt.
(G. Krause, Ludwig, Fürst zu Anhalt III, 24.) Die gesperrt gedruckten Ausdrücke sind besonders beachtenswert.

¹⁾ Krause, Ludwig, Fürst zu Anhalt. Bd. III, 13 ff.

²⁾ Doppelmayr, Von nürnbergischen Mathematicis etc. 1730, S. 98 f.

er, auf die Pflege löblicher Tugenden und der Muttersprache gerichtet¹⁾, womit er freilich keineswegs das ganze Programm, aber doch einen wichtigen Teil desselben enthüllte.²⁾

Schon hier tritt also die Thatsache hervor, dass es doch keineswegs die Pflege der Muttersprache allein war, die dem Begründer der Akademie vorgeschwebt hatte; er nennt sogar an erster Stelle die Pflege löblicher Tugenden und an zweiter die Muttersprache. Damit stimmt auch die Wahl des Symbols überein; denn der Palmbaum wird in jener Zeit als Sinnbild einer christlichen Gemeinschaft gebraucht.³⁾ Auch der Name „fruchtbringende“ Gesellschaft deutet einen der wesentlichen Gedanken der Begründer an.

¹⁾ In der Akademie des Palmbaums fanden nur Männer förmliche Aufnahme. Dagegen ward in Anwesenheit des Fürsten Ludwig durch seine Schwester Anna Sophia, Fürstin zu Schwarzburg-Rudolstadt, am 6. September 1619 eine „Tugendliche Gesellschaft“ nach dem Vorbild jener Akademie gegründet. Ihre Einrichtung wird damit begründet, dass Frauen nichts Höheres anliegen solle, als nächst rechter Erkenntnis Christi nach Tugend und Ehre zu streben u. s. w. Die Stiftungsurkunde hat sich später unter den Papieren des Wolfgang Raticius gefunden. Wie kommt sie dahin? — Näheres bei Krause, Ertzschrein S. 19 Anm. — Am 21. Oktober 1617 stiftete die Gattin Christianus I. von Anhalt-Bernburg (1568—1630), Anna geb. Gräfin von Bentheim, eine Gesellschaft unter dem Namen „La noble Academie des Loyales“. Die Zahl der Damen sollte nicht mehr als 20 betragen. Die Organisation war der Akademie des Palmbaums nachgebildet. (H. Schultz, Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften 1888 S. 19 spricht die Idee aus, dass diese Akademie eine Verhöhnung des Palmbaums habe sein sollen, weil sie sich in französischer Sprache bewegte; so sehr kann man sich irren, wenn man den Zweck der Akademie lediglich in der deutschen Sprache sucht.)

²⁾ Im Jahr 1647 veröffentlichte „der Unverdrossene“ (es ist Karl Gustav von Hille, der sich aber nicht nannte) eine Verteidigungsschrift unter dem Titel „Der teutsche Palmbaum“. Darin heisst es (Bl. III), der Palmbaum sei gegründet worden, „erstlich Gott Frucht zu bringen und (zweitens) zu Erhalt- und Handhabung der teutschen Heldensprache“ . . . „An ihren Früchten soll man sie erkennen (Matth. 12. 33)“. Ebeudort (S. 10) wird gesagt, die Gesellschaft sei zu Fortpflanzung der Tugenden, zu Aufrichtung und Vermehrung Teutschen wolgemeinten Vertrauens und zur Förderung der deutschen Sprache gegründet.

³⁾ Unter dem Titel „Der bedrückte Palmbaum christlicher Wahrheit“ veröffentlichte N. Guertler im Jahre 1687 zu Cölln a. d. Spree eine Geschichte der Waldenser. (Ein Exemplar ist im Jahre 1894 in K. Th. Völklers Lager-Katalog Nr. 200 in den Handel gekommen.) — Über Guertler s. d. Allg. d. Biogr. X, 185.

Wir werden im Laufe unserer Erörterung zahlreiche und unwiderlegliche Beweise dafür beibringen, dass die Förderung der deutschen Sprache, so sehr sie den allgemeinen Grundsätzen der Akademien entsprach, für die Eingeweihten doch nur das Kleid war, das die höchsten und letzten Ziele vor den Augen gefährlicher Gegner verhüllte. Man muss die Zeiten ins Auge fassen, in denen sie wirken mussten, um dieses Bestreben begreiflich zu finden. Alle neueren Forscher aber haben sich verleiten lassen, diese Hülle für das Wesen der Sache anzusehen.

Es ist zu beachten, dass diese Akademien, die auf deutschem Boden schon eine ziemlich lange Geschichte besaßen, gerade in den Jahren breiteren Bodens und eine Art von allgemeiner Bedeutung gewannen, wo die Gesinnungsgenossen des Fürsten Ludwig von Anhalt eine Reihe grosser und wichtiger religiöser und politischer Erfolge erringen hatten und in Deutschland mächtiger als je dastanden. Diese Erfolge knüpfen sich an die Erkämpfung des Majestätsbriefs in Böhmen und an den gleichzeitig mit der Erwerbung von Jülich-Cleve eintretenden Übertritt des Kurhauses Brandenburg zu den Reformierten, der eine Reihe weiterer Übertritte deutscher Fürsten zur Folge hatte. In derselben Weise wie in England sich der Aufschwung der dortigen Akademien an das Emporkommen Cromwells knüpfte und mit der Restauration in eine neue und abweichende Entwicklung eintrat, so zeigt sich in Deutschland in ähnlicher Weise, dass seit den Siegen der Gegenreformation die Stiftung des Fürsten Ludwig in andere und harmlosere Bahnen einlenkte.

Es waren zunächst nur acht Fürsten und Adlige, die die Gesellschaft gründeten¹⁾, von denen keiner sich auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft oder Litteratur schriftstellerisch bethätigt hatte; auch wurde in den folgenden Jahren bei den Aufnahmen mehr auf Gleichheit der Gesinnung und des Strebens, als auf deutsche Sprache gesehen, und erst die Beziehungen einiger der neuen Mitglieder, zu denen Tobias Hübner, Hofmeister in Bernburg (1619) und der Schwager Christophs von Krosigk, Diederich von dem Werder (1622) gehörten, lenkten das besondere Interesse

¹⁾ Fürst Ludwig von Anhalt, Johann Ernst von Weimar, Friedrich von Weimar, Herzog Wilhelm von Weimar (drei Brüder), Ludwig von Köthen, Caspar von Tentleben, Christoph von Krosigk, Rat zu Dessau und, dessen Vetter Bernhard von Krosigk.

auch der Gründer auf die Pflege der nationalen Sprache und Litteratur, der sie grundsätzlich von Anfang an zugethan gewesen waren.¹⁾ Man konnte es in den schweren politischen Länfen, die bald hereinbrachen, nur für erwünscht halten, von der neuen Gesellschaft jeden politischen oder kirchenpolitischen Verdacht abzuwenden und ihr andererseits in praktischen und erreichbaren Zielen ein starkes Bindemittel zu geben.

Sicher ist, dass gerade diejenigen Mitglieder, die seit 1622 am meisten für die Gesellschaft arbeiteten, von litterarischen und sprachlichen Interessen stark beherrscht waren, und die Eifersüchteleien, die zwischen Hübner und Opitz bis zu dessen im Jahre 1629 erfolgender Aufnahme in die Societät eintraten²⁾, scheinen den sprachlichen Eifer noch angespornt zu haben. Aber fortwährend nahm die Gesellschaft auch solche Mitglieder auf, die den Begründern lediglich durch die Gleichheit der Denkart und der Grundsätze nahe standen.

Thatsächlich gewährleistete schon die Bestimmung einigermaßen die Fortpflanzung des ursprünglichen Geistes, dass kein Mitglied Aufnahme fand, für das sich nicht ein anderes persönlich verbürgte.

Als man es im Jahre 1646 für zweckmässig hielt, über der „Fruchtbringenden Gesellschaft Namen, Vorhaben, Gemälde und Wörter“³⁾ weiteren Kreisen einigen Aufschluss zu geben und im Jahre 1647 der „Unverdrossene“ (Karl Gustav von Hille) auf „sonderbaren Befehl etlicher hochgebitender Gesellschafter“ eine Verteidigungs- oder „Lobschrift“ auf die Gesellschaft, den „Teutschen Palmbaum“, veröffentlichte, blieben gleichwohl die Personen-Namen bis auf wenige verschwiegen, und nur die Gesellschafts-Namen, die den Aussenstehenden gar nichts sagten, wurden gedruckt. Erst als die Gesellschaft der Auflösung nahe war (1673), wurde

¹⁾ Es wird diese Entwicklung in dem „Teutschen Palmbaum“ (1647) S. 23 ausdrücklich bestätigt; der „Nährende“ (Fürst Ludwig) habe anfangs „solche Gesellschaft in die Enge anstellen und halten“ wollen; erst später habe man sich überzeugt, dass sie zur Fortsetzung unserer hochdeutschen Sprache viel Gutes wirken könne u. s. w.

²⁾ Es handelte sich um die Frage, ob Hübner oder Opitz das Verdienst gebühre, der Reformator der deutschen Kunstdichtung geworden zu sein.

³⁾ Das Buch erschien im Jahre 1646 bei Matthäus Meriau zu Frankfurt a. M.

auch die Mitgliederliste bekannt, und es ergab sich, dass die Gesellschaft einst viele mächtige Fürsten und Herren, Adelige und Gelehrte für sich gewonnen hatte. Da waren Landgraf Moritz von Hessen (aufgenommen im Jahre 1623), der Pfalzgraf Ludwig Philipp bei Rhein (1624¹⁾), Karl Gustav, Pfalzgraf bei Rhein und König von Schweden (1648), Herzog August von Braunschweig-Lüneburg (1634²⁾), Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein (1642), Herzog Georg Rudolf von Liegnitz und Brieg (1622³⁾), Graf Otto zu Holstein-Schauenburg (1629), Graf Simon von der Lippe (1626), Graf Philipp Moritz von Hanau (1627), Graf Wilhelm Heinrich von Bentheim-Steinfurt (1617⁴⁾), ferner Staatsmänner, Soldaten und Diplomaten wie Oxenstierna (1634), Georg Friedrich Graf von Hohenlohe (1621), Hans Georg von Arnim (1635), Christoph, Burggraf zu Dohna (1619⁵⁾), Hieron. von Diskan (1632), Friedrich Hortleder (1639), Friedrich Kospoth (1622), Schriftsteller wie Johann von Münster zu Vortlage,⁶ Hans Philipp Geuder und viele andere geistig hervorragende Männer, die sich niemals mit Sprachwissenschaft oder Litteratur, sei es als Schriftsteller, sei es als Liebhaber näher befasst haben.

¹⁾ Ludwig Philipp von Pfalz-Simmern (geb. 1602) war der Sohn des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz (dessen Erzieher G. M. Lüngelsheim wir unten kennen lernen werden) und der Bruder des Königs von Böhmen, des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz. Letzterer wird in Briefen⁷ der Naturphilosophen einfach „Noster“ genannt (ohne nähere Bezeichnung), ein Hinweis, dass Friedrich auch Mitglied einer Akademie war. S. Reifferscheid, Quellen zur Gesch. d. geistigen Lebens etc. 1889 (Register s. v. Noster.)

²⁾ Herzog August, „der Befreiende“, hat für die Geschichte dieser Akademie besondere Bedeutung gewonnen. Im „Teutschen Palmbaum“ heisst es (Bl. X): „Fürst Anhalt hat den Baum samt wenig Mitgenossen gepflanzt und der Held von Braunschweig hat begossen dies hohe Kunstgewächs“

³⁾ Er war 1595 geboren und hatte die Tochter des Mitbegründers der Akademie, Johann Georg von Anhalt, 1614 geheiratet; im Jahre 1616 war er zum ref. Bekenntnis öffentlich übergetreten, ebenso wie vorher der ihm verwandte Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg. Er stand mit Johann Arndt in brieflichem Verkehr.

⁴⁾ Der Schwager des Fürsten Ludwig von Anhalt, als Mann von dessen Schwester Amoena Amalie, Tochter des Grafen Arnold v. Steinfurt († 1606).

⁵⁾ Es ist derselbe Burggraf zu Dohna, der in dem Briefwechsel des Comenius als Mitglied von dessen Fremdenkreise erscheint (A. Patara, Briefw. des C., Prag 1892, S. 121. 132. 134).

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft, 1895.

Von ganz besonderer Bedeutung musste für die neue Akademie der schon im Jahre 1622 erfolgte Anschluss eines Mannes von der geistigen Begabung und der Thatkraft des Fürsten Christian von Anhalt werden (1568—1630), der durch seine zahlreichen persönlichen Verbindungen, besonders mit den evangelischen Magnaten in Böhmen, Mähren und Oberösterreich der Gesellschaft manche Freunde zuführen konnte und zugeführt hat. Fürst Christian war es auch, der denjenigen Naturphilosophen, die sich vorwiegend mit den Naturwissenschaften befassten, besonders nah stand.

Fürst Christian lebte lange Jahre als kurpfälzischer Statthalter in Amberg und unterhielt von hier aus mit dem nahen Böhmen und Mähren die regsten persönlichen Beziehungen, besonders mit dem mächtigsten und reichsten Magnaten dieses Landes, Peter Wok von Rosenberg, der mit Wenzel von Budowec, Freiherrn von Budowa, der Führer der evangelischen Böhmen war und mit dem Freiherrn Karl von Zierotin, der die gleiche Stellung in Mähren besass; es ist merkwürdig, dass alle drei Männer derselben Religionsgemeinschaft wie Comenius, der Bräuderunität, angehörten. Mit Wok von Rosenberg unterhielt Fürst Christian einen Briefwechsel, der unter Formen und Sinnbildern, die der Alchemie entnommen waren — Wok galt selbst als „Alchymist“ —, sehr ernste und weit aussehende Ziele verfolgte.¹⁾

Auch mit den Führern der Reformierten in Oberösterreich, besonders mit Erasmus von Tschernembl, sowie mit den Brüdern Gotfried und Friedrich von Stahrenberg, war Christian ebenso befreundet, wie mit dem schlesischen Magnaten Georg von Schönauich und vielen anderen. Der thätige Anteil, den Fürst Christian an der Erwerbung der jülich-elevischen Länder für Brandenburg nahm, ist bekannt; aber auch die Namen der Grafen von Solms, Dietrich von d. Werders, Tobias Hübners, Diskans, Starschedels, Krachts, Hertefelds, v. d. Borchs u. s. w., die sämtlich für Brandenburg dort thätig waren, kehren in den Listen der Akademie wieder. Mag es nun hiermit oder mit sonstigen Gründen zusammenhängen — genug, gerade das Kur-

¹⁾ Näheres bei Gindely, Kaiser Rudolf II. und seine Zeit I, S. 142. 181 und Allg. D. Biographie IV, 147. — Peter Woks Bruder, Wilhelm Rosenberg, war in zweiter Ehe verheiratet mit Sophia, des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg Tochter und in dritter mit Anna Maria, Markgräfin von Baden.

hans Brandenburg hat der Akademie des Palmbaums sein thätiges Interesse zugewendet: im Jahre 1627 wurde Markgraf Christian Mitglied, im Jahre 1637 traten der Kurfürst Georg Wilhelm und der Markgraf Sigmund bei, und im Jahre 1644 vollzog Friedrich Wilhelm, der Grosse Kurfürst, seinen Anschluss. Eine grosse Anzahl gerade derjenigen Geschlechter, deren Geschichte mit der Entwicklung der Staatsgründung des Grossen Kurfürsten eng verknüpft ist, kehren in der Mitgliederliste der Deutschen Societät wieder, z. B. die v. d. Schulenburg, v. Hardenberg, Schleinitz, Lehndorf, Keudel, Knesebeck, Friesen, Alvensleben, Bülow, Ditfurth, Rantzau, Gersdorf, Kessel, Heyden, Kardorf, Buch, Pawel, Nostitz, Arnim, Kuyphausen, Wolframsdorf, v. d. Goltz, Schweinitz, Berlepsch, Glasenapp, Mantuffel, Pröck, Rochau, Seckendorf, Schwerin, Uechteritz und viele andere, während andererseits kein einziger kursächsischer Edelmann, überhaupt kein einziges Geschlecht, das damals im Dienst des lutherischen Kurhauses Sachsen gestanden, Mitglied des Palmbaums gewesen ist. Ausser den genannten deutschen Fürsten und Herren umfasste die Gesellschaft aber auch eine Anzahl Ausländer, z. B. Angelus Sala von Vicentz (1628), Franz Rouyer (1641), Octavio Piccolomini Aragona, Herzog von Amalfi (1641), Francois und Caspar de Mercy (1642), Fr. J. Lopez de Villa Nova (1646), die schwerlich wegen ihrer Verdienste um die deutsche Sprache Aufnahme gefunden haben; im Hinblick auf die Geschichte des Comenius ist es besonders beachtenswert, dass gerade einige seiner böhmischen und österreichischen Landsleute, die um der Religion willen aus der Heimat verbannt waren, in der Gesellschaft des Palmbaums Aufnahme suchten und fanden; wir nennen hier den Münzmeister Joh. A. Schlick, Graf zu Passau, Matth. Gietzwitzky, Hans Georg von Wartenberg und den Prager Gelehrten Nicolaus Troylo, welche zu Köthen im Jahre 1631 Mitglieder der Akademie wurden.¹⁾

¹⁾ Barthold a. O. S. 185 f. — Ausser den Tschechen waren auch ein Schotte, Jacob King, der schwedische Feldmarschall Banér u. a. Mitglieder der Gesellschaft. — Merkwürdig sind die Pläne, welche auf Stiftung einer verwandten Gesellschaft, der „Kreuzritter“, abzielten und deren Träger vornehmlich Glieder des polnischen Adels gewesen zu sein scheinen. Näheres bei Krause, Ertzschrein S. 30. 78. 79. *Unsere erste Nachricht stammt von Martin Opitz und taucht in Danzig auf.

Der Anteil, den die Gesellschaft an dem Schicksal der verfolgten Böhmen und Mähren nahm und die Unterstützung, die sie diesen lieb, ist nicht minder beachtenswert wie die Teilnahme an den Kämpfen der Hugenotten, die ganz deutlich hervortritt.¹⁾

Ausser dem Fürsten Ludwig hat in späteren Jahren vielleicht kein Mann grösseren geistigen Einfluss in der Akademie besessen als Georg Philipp Harsdörfer.

Das Geschlecht der Harsdörfer stammte aus Böhmen, wo ein Harsdörfer noch im Jahre 1497 als Münzmeister des Königs Wladislaw lebte. Die Vorfahren Georg Philipps waren im 14. Jahrhundert nach Franken ausgewandert, und zu Ende dieses Jahrhunderts hatten sie in Nürnberg Bürgerrecht erworben, wo sie sich im Kirchspiel S. Sebald ansässig machten und auf Grund ihres grossen Reichtums bald zu Ansehen und Einfluss kamen. Georg Philipp war am 1. November 1607 geboren und in S. Sebald getauft; er hatte 1623 die Universität Altdorf bezogen und war alsdann nach Strassburg gegangen, wo er in Matthias Bernegger einen Lehrer fand, der bestimmenden Einfluss auf seine Denkart gewinnen sollte.

Um die Geistesrichtung und die geschichtlichen Zusammenhänge der Akademien und ihrer Mitglieder richtig zu beurteilen, ist dieser Einfluss Berneggers von grosser Bedeutung.²⁾ Bernegger stammte aus einer österreichischen Exulanten-Familie und war im Jahre 1582 zu Hallstadt in Oberösterreich geboren. Es ist kein Zufall, dass er gerade diejenigen Neigungen, wie sie später in den Akademien gepflegt wurden, die Naturwissenschaften und

¹⁾ Ein Mitglied der Gesellschaft übersetzte die „Geschichte der böhmischen Kirchen-Verfolgungen“ ins Deutsche. Das Ms., verbessert von der Hand des Fürsten Ludwig, befindet sich noch heute in der herzoglichen Bibliothek in Zerbst. Die „Historia persecutionum“ ist vom Standpunkt der böhmischen Brüder aus geschrieben. Krause, Fürst Ludwig etc. 1879 III, 317. — Ein anderes Mitglied, Tobias Hülfner, übersetzte im Jahre 1619 die sämtlichen religiösen, historischen und epischen Werke des Hugenotten Guillaume de Salluste, Seigneur de Barbas. Näheres bei Witkowski, a. O. S. 9 ff.

²⁾ Th. Bischoff a. a. O. S. 6.

³⁾ Über Bernegger geben neuerdings zwei Werke erwünschten Aufschluss: Reifferscheid, Quellen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland während des 17. Jahrh. Heilbronn 1889 und C. Büniger, Matthias Bernegger, Strassburg 1893.

die Mathematik, die Erziehungslehre und die Volkssprachen in seiner Person vereinigte und auch den religiös-philosophischen Standpunkt der Mehrheit durchaus teilte. Wenn man dem Ursprung dieser Richtung nachgeht, führt eine Spur auf keinen geringeren als Hugo Grotius (geb. 10. April 1583) zurück, dessen religiöse Schriften in dem Freundeskreise Berneggers ein hohes Ansehen genossen. Es waren ausser Bernegger selbst dessen Freunde Georg Michael Lingelsheim¹⁾, Martin Opitz, Caspar Dornau²⁾, der Freund und Schützling der Freiherren Wenzel von Budowec, J. F. Gronovius³⁾, der später in Holland sein zweites Vaterland fand, Joh. Mochinger aus Danzig (geb. 1603), der mit Comenius befreundet war⁴⁾, Daniel Tilenus, der eifrige Arminianer⁵⁾ Janus Gruter⁶⁾, Zinkgraf u. a., die in Beziehung zu Grotius standen; eine andere Spur weist auch hier auf die italienischen Akademien hin, deren Mitglieder manche Männer dieses Kreises waren. Bernegger hat nicht bloss mit Galilei, sondern auch mit Thom. Campanella in Verkehr ge-

¹⁾ G. M. Lingelsheim war zu Strassburg am 9. Dez. 1556 geboren und wohl das an Jahren älteste Mitglied dieses Freundeskreises. Dem entsprach die ausserordentliche Verehrung, die ihm die jüngeren Akademiker entgegenbrachten. Er heisst „Magnum pristinae libertatis column“ oder „Litterarum et litteratorum fundator primus“ u. s. w. L. war seit 1584 Erzieher des Pfälz. Kurprinzen und nachmals politischer Beirat Friedrich IV.; später zog er sich nach Strassburg zurück. Zahlreiche Briefe und sonstige Quellen bei Reifferscheid a. O. (s. Register s. v.)

²⁾ Casp. Dornau war 1577 zu Ziegenrück im Voigtland geboren und war dann lange Jahre in Böhmen, wo er die Söhne böhmischer Magnaten unterrichtete und in den Wenzel von Budowec, Frhrn. v. Budowa, Vater und Sohn, einflussreiche Gönner gewann. Seit 1608 war er Rektor des Gymnasiums in Görlitz, von 1616—1620 Professor am Gymnasium Schönauichianum in Beuthen, von 1621—1632 Leibarzt und Rat bei Herzog Joh. Christian von Brieg. Er war auch befreundet mit Abraham Scultetus. Vgl. Allg. d. Biogr. und Reifferscheid a. O.

³⁾ Über Gronovius s. ausser Reifferscheid a. O. die A. d. B.

⁴⁾ Den Briefwechsel mit Comenius s. bei A. Patera, Korrespondenz des C. Prag 1892 (Register s. v.) und die A. d. B. XXII, 43.

⁵⁾ S. Reifferscheid a. O. (Register s. v.)

⁶⁾ J. Gruter (1560—1627) war Holländer aus Antwerpen, dessen Eltern aus religiösen Gründen nach England geflüchtet waren, wo J. G. seit seinem 7. Jahre lebte und die Universität Cambridge besuchte. Er fand später Anstellung in Heidelberg. S. Allg. d. Biogr. X, 68 ff.

stauden — ersterer war Mitglied der *Academia Delia in Padua*¹⁾ — und ist für beide schwer verfolgten Männer und ihre Schriften unter persönlichen Opfern eingetreten²⁾; eine dritte Spur endlich weist auf London und die „englische Societät“, mit deren regstem Mitglied, Samuel Hartlieb, Bernegger in freudlichem Verkehr stand.³⁾

Es darf daher nicht Wunder nehmen, dass wir Berneggers Schüler, Ph. Harsdörfer, der nach seiner Strassburger Studienzeit fünf Jahre lang in Italien, Holland, England und Frankreich sich aufgehalten hatte⁴⁾, bald als Mitglied der jüngeren Generation desselben Freundeskreises antreffen, dem Bernegger angehörte und in ihm einen ausgesprochenen Gesinnungsgenossen kennen lernen.

Bernegger hatte sein ganzes Leben hindurch für die Ausgleichung der bestehenden konfessionellen Gegensätze gekämpft; namentlich hatte er mit Nachdruck die Abstellung aller gewaltsamen Bekerungs-Versuche gefordert und war für den Grundsatz der Freiwilligkeit in Glaubenssachen eingetreten.⁵⁾ Er hat damit einen ganz wesentlichen Gedanken aller angesehenen Akademiker zum Ausdruck gebracht — einen Gedanken, den auch Comenius und seine Religionsgemeinschaft nicht nur theoretisch vertreten, sondern auch thatsächlich innerhalb ihres Machtbereichs durchgesetzt haben.⁶⁾

¹⁾ Im Jahre 1635 gab er das *Systema Cosmienn* des Galilei heraus — näheres bei Reifferscheid S. 935 — und liess im Jahre 1632 Thomas Campanellas *Apologia pro Galileo* drucken (Reifferscheid a. a. O.). Es erwachsen Bernegger dadurch viele Schwierigkeiten.

²⁾ Favaro, *Galileo Galilei e lo Studio di Padova*. Firenze 1883, II 2 ff.
³⁾ Reifferscheid a. a. O. (s. Register unter Hartlieb).

⁴⁾ Es ist nicht zweifelhaft, dass Harsdörfer ebenso wie viele seiner nächsten Freunde Mitglied einer italienischen Akademie gewesen ist; ihre Einrichtungen kannte er jedenfalls sehr genau. S. Dissel, Philipp von Zesen, S. 23.

⁵⁾ Bünger, *M. Bernegger 1893*, S. 204, sagt: „So wurde er (Bernegger) bis zu seinem letzten Augenblicke kann man sagen . . . mit bissigem Hasse verfolgt und gepeinigt nur deshalb, weil er den engherzigen, kurzsichtigen und selbstsüchtigen Verfolgungswahn der orthodoxen Lutheraner nicht teilte, sondern unentwegt seinen toleranten und synkretistischen Standpunkt festhielt.“ — Gleichwohl hat Bernegger „bis an sein Ende . . . für Duldsamkeit und Geistesfreiheit gewirkt, gekämpft und gelitten.“ (S. 207.)

⁶⁾ Gindely, der in diesem Punkte als strenger Katholik gewiss ein unverdächtiger Zeuge ist, sagt: „Diejenigen Adligen, die der Unität an-

Mitglied der Akademie des Palmbaums ward im Jahre 1646 auch ein Mann, der uns besonders interessiert, Johann Valentin Andreae. Andreae hat sich nie durch Eifer für die deutsche Sprache noch für die deutsche Litteratur hervorgethan, aber gleichwohl fühlte er sich den Bestrebungen der Akademie, in den er mit dem Brudernamen der „Mürbe“ eintrat, innerlich verwandt. Am 17. Dezember 1646 richtete er an die Gesellschaft, ihren „Vorsitzenden und ihre Glieder der höchsten wie jeder anderen Würde“, eine Zuschrift¹⁾, worin er sagt, dass er gemäss den Gesetzen der Gesellschaft sich ein Streben bewahren wolle, das auf die Erforschung der christlichen Wahrheit, auf die Besserung des sittlichen Lebens, die Pflege und Kultur des Geistes, auf den Ausbau der Litteratur und die Pflege der deutschen Muttersprache gerichtet sei; auch verspreche er, sich friedfertig, gefällig und fügsam (vorbehaltlich seines Religionsbekenntnisses) zu erweisen. Also auch hier stellt ein Mitglied, dem der Fürst, der ihn einführte — es war Herzog August von Braunschweig —, sicherlich über die Ziele der Akademie volle Aufklärung gegeben hat, die christliche Wahrheit und die Besserung des sittlichen Lebens an die erste Stelle, während die Pflege der Muttersprache an letzter erscheint.

gehörten, waren die einzigen in Böhmen, welche dem Gewissen ihrer Unterthanen nicht Gewalt anthaten“ (Gindely, Kaiser Rudolf II. u. s. w. I, 181.)

¹⁾ *Laudatissimae Societatis Fructiferae, Illustrissimo Capiti, Eiusque membris, summae et cuiuscunque dignationis. Pro clementissima et benevola in Ordinem acceptione gratias humillimas et perofficiosas agit, sequae ad normam Societatis, legesque obsequenter obstringit, animumque indagandae veritatis Christianae studiosum; morum emendationum appetentem; Ingenii culturae avidum, literarum exornandarum intentum; Germanae vernaculae linguae excolendae et amplificandae assiduum; caetera pacificum, officiosum, et ductilem assaturum atque servaturum, (salva Religione suae professione) sancte pollicetur, Fracidi agnomen, quod senio suo optime quadret, et Musej emblemata, cum simbolo Et tamen viget, acceptaturus, Id quod bene Capiti; bene Ordini; bene sibi vertat, Deum Opt: Max. ex animo precatur*

Stuttgartiae 17. Decemb.

Anno 1646.

Johann Valentinus

Andreae T. D.

Andreae sandte diesen Brief mit Begleitschreiben vom 16. Dezember 1646 an den Herzog August von Braunschweig, seinen Gönner, der seit 1634 Mitglied des Ordens war. Obiger Brief und ein Auszug dieses Begleitschreibens sind abgedruckt bei G. Krause, Der Fruchtbringenden Gesellschaft ältester Ertzschrein. Lpz. 1855, S. 209 f.

Dass der in lutherischem Kirchendienst stehende Andreae jetzt einer so stark reformiert gefärbten Vereinigung beiträt¹⁾, bewies doch, dass er wie diese Männer echtes Christentum mit echter Humanität vereinbar erachtete und sich von konfessioneller Enge freiwusste.

Wir sind sehr berechtigt, den Charakter des Palmenordens nach dem Charakter der Männer zu beurteilen, die seine Begründer und seine vornehmsten Träger gewesen sind. Und da begegnet uns nun in Fürst Ludwig von Anhalt ein Mann, dem schon das zur Ehre gereicht, dass er dreiunddreissig Jahre lang für eine Sache eingetreten ist, die ihm, so berechtigt sie war, vornehmlich Geringschätzung, Misstrauen und Gegnerschaft bei der Mehrzahl der Zeitgenossen eintragen musste und eingetragen hat. Er war erfüllt von einer tiefen und ernsten Frömmigkeit, die ihn zu einer grossen Selbstlosigkeit und eben so grosser Willensstärke befähigte. In einer hasserfüllten, kriegerischen Zeit war er von dem Streben erfüllt, die streitenden Religionsparteien auf der Grundlage christlicher Überzeugung zu nähern und der Entzweiung der Gemüter an seinem Teile entgegenzutreten. Unzweifelhaft sollte die Akademie, die er schuf, eben diesem Ideale zugleich dienen. Und zwar waren es nicht nur die religiösen, sondern auch die Standesgegensätze, die er, soweit thunlich, abzuschwächen und zu überbrücken gedachte.

Damit stimmt es vollkommen überein, wenn wir die Zusammensetzung der Gesellschaft ins Auge fassen. Selbstverständlich überwog die Zahl solcher Männer, die Gemeinschaften angehörten, innerhalb deren der Unionsgedanke überliefert war; aber auch Katholiken und Lutheraner wurden gern aufgenommen und waren thatsächlich in der Akademie vertreten; und Angehörige nicht staatlich anerkannter christlicher Religions-Gemeinschaften haben ihm sehr nah gestanden.

Ebenso waren in der Gesellschaft Männer der verschiedensten Stände und Berufsarten Mitglieder, und zwar war dies nicht Zufall, sondern wohlvorbedachte Absicht.

¹⁾ Was es damals bedeutete, innerhalb lutherischer Gebiete in den Verdacht des Krypto-Calvinismus oder gar des Calvinismus zu kommen, beweisen die Kämpfe Bernegggers in Strassburg (Bünger, S. 201) und Dilherrns in Nürnberg; auch war der zehnjährige Prozess und die Hinrichtung des Kanzlers Nic. Kröll († 19. Okt. 1601) wegen seines Krypto-Calvinismus noch in frischer Erinnerung.

Unter den 789 Mitgliedern, auf welche die Gesellschaft bis 1662 anwuchs, befanden sich ein König, 3 Kurfürsten, 49 Herzöge, 4 Markgrafen, 10 Landgrafen, 8 Pfalzgrafen, 19 Fürsten, 60 Grafen und 635 Edelleute, Gelehrte und andere Männer bürgerlichen Standes.¹⁾ Trotz der starken Vertretung fürstlicher und adlicher Häuser und trotz der festen Geschlossenheit des Bundes und der Vorurteile des 17. Jahrhunderts, hat stets ein nicht unbeträchtlicher Zugang bürgerlicher Elemente stattgehabt, und als im Jahre 1647 Rud. v. Dietrichstein dem Erzschatthalter ein Gutachten einreichte, kraft dessen nur Rittermässigen der engere Ring der Gesellschaft offen stehen solle, wies das Oberhaupt diese Vorschläge mit Entschiedenheit zurück und erklärte, dass ein solches Verfahren mit dem ursprünglichen Zwecke der Gesellschaft unvereinbar sei.²⁾ Das ist um so merkwürdiger, als auch Dietrichstein für die Bürgerlichen den äusseren Ring der Gesellschaft offen halten wollte. Fürst Ludwig gab auf dieses Ansinnen eine Erklärung ab, die ihm wie dem Orden Ehre macht: „Die Gelehrten“, sagte er, „sien von wegen der freien Künste auch edel“. Merkwürdig ist, dass die Zahl der Theologen in derselben sehr gering war; bis zu Ludwigs Tod (1650) fanden nur zwei Aufnahme: Johann Rist und J. V. Andreae; Joh. Michael Dilherr, der mit vielen befreundet war, fand keine Aufnahme³⁾, vielleicht weil er es selbst nicht wünschte, da er als lutherischer Prediger zu Nürnberg in Missverständnisse und Kämpfe zu kommen fürchtete, in die Andreae wie Rist ebenfalls geraten waren.

Die Kämpfe, die Andreae mit den strengeren Lutheranern ausgefochten hat — sie zählten ihn zu den Schwärmern und Fanatikern —, sind ja bekannt; aber auch Joh. Rist befand sich in ähnlicher Lage. Rist, in dessen Hause wir ein Mineralienkabinet, Destillieröfen und mathematische Gerätschaften finden, der sich auf dem Gebiet der Zeichenkunst und der Musik versuchte, auch Arzneiwissenschaft trieb, gehört ebenso wie Harsdörfer den Naturphilosophen⁴⁾ im engeren Sinne an. Obwohl sein Beruf ihm zu

¹⁾ Krause, Ältester Erzschatthalter etc., S. 2.

²⁾ Krause, a. O. S. 16.

³⁾ Ein vollständiges Verzeichnis von 527 Mitgliedern s. bei Krause, Ludwig, Fürst zu Anhalt-Cöthen. Neusatz 1879 III, S. 323 ff.

⁴⁾ Rist veröffentlichte anonym unter anderen folgende Schriften: 1. „Phönix von der Alchymie und Stein der alten Philosophen, wie derselbe

vielfacher Beschäftigung mit theologischen Fragen nötigte, so war ihm doch die herrschende Streittheologie in hohem Grade zuwider; ja, er wagte den ketzerischen Satz, die Synkretisten seien rechtschaffene Leute, verständiger als andere Christen. Die Standesgenossen rühten sich dafür in derselben Weise, wie an allen der Ketzerei Verdächtigen: sie wussten sehr viel Schlechtes von ihm zu erzählen. Auch mit der Erziehungslehre beschäftigte sich Rist eifrig.

Die italienischen Akademien, nach deren Vorbild der Palmenorden gegründet war, müssen in gewissen Perioden ihrer Geschichte insofern als geheime Gesellschaften bezeichnet werden, als sie ihre Organisation, ihre Symbolik, ihre Formen und die Listen ihrer Mitglieder den Aussenstehenden grundsätzlich nicht mitteilten und vor allem auch die eigentlichen und höchsten Ziele, die ihnen vorschwebten, absichtlich nicht öffentlich erörterten, sondern als vornehmste Aufgaben ihrer Thätigkeit vor der Öffentlichkeit harmlose und volkstümliche Zwecke angaben und vertraten. Zwecke freilich, die nicht minder auf ihrem Wege lagen und ihren Absichten entsprachen, wie die höheren Ziele, für die die Menge aber in der Regel geringeres Verständnis mitzubringen pflegt, und deren öffentliche Erörterung die ohnedies unausbleiblichen Kämpfe verschärfen und verbittern musste, selbst wenn es sich wie bei der Mehrzahl der Akademien um reine Absichten handelte.

Die gleichen Grundsätze begegnen uns auch in dem frühesten Entwicklungs-Abschnitt des Palmenordens, und was wir über die Einrichtung, die Sinnbilder, die Mitglieder und die Zwecke wissen, rührt, wie wir oben sahen, aus derjenigen Zeit her, wo die Gesellschaft sich von den Absichten, die den Begründern vorschwebten, wesentlich entfernt hatte. Was späterhin verschleiert ward, war im wesentlichen nur der Umstand, dass die Begründer sich in erster Linie zur Förderung religiöser und sittlicher Fragen verbunden hatten, und dass sie in vielen Punkten Anschauungen vertraten, die von den herrschenden Überzeugungen stark abwichen; auch mancherlei Zeichen und Symbole sind stets Geheimnis ge-

zu bereiten.“ Frankfurt a. M. 1630 2. „Philosophischer Phönix, das ist Kurtze, jedoch gründliche und Sonnenklare Entdeckung der wahren und eigentlichen Materiae des philosophischen Phönix.“ Danzig 1637. Vergl. H. Kopp, Die Alchemie. Heidelberg 1886, II, 382. — Über Rist vgl. die Allg. d. Biogr. und die dort angegebenen Quellen.

blieben. In der mehrerwähnten Verteidigungsschrift Karl Gustav von Hilles, dem „Teutschen Palmbaum“, wird noch im Jahre 1647 zugegeben, dass es innerhalb der Gesellschaft „geheime Sachen“ gab, die nur denjenigen Mitgliedern bekannt wurden, die den Ordenssaal im Schloss zu Köthen betreten durften (S. 188) — nebenbei bemerkt eine ganz unverständliche Vorschrift, wenn es der Gesellschaft lediglich um die deutsche Sprache und Grammatik zu thun war. Doch glaubt Hille den Verdacht ablehnen zu müssen, dass man durch die Gesellschaft „heimliche Verständniß auszuwirken beabsichtige, die der gemeinen Wohlfahrt zuwider sei“.

Innerhalb der Akademien pflegte der Grundsatz der gleichen Rechte zur thatsächlichen Anerkennung zu kommen¹⁾ und es hängt mit den allgemeinen Prinzipien wohl zusammen, dass uns bei ihnen zuerst ein kräftiges Eintreten für die gleiche Menschenwürde der Frauen begegnet.²⁾ Manche Gebräuche und Formen der Akademien erinnern an die Sitten der Gilden und des Zunftwesens, mit dem einzelne Mitglieder unzweifelhaft bekannt gewesen sind. In Zünften und Kaufmannsgilden waren bei den Aufnahmen sog. Spiele, Wasserspiele, Rauchspiele u. s. w. üblich, welchen die Eintretenden sich unterwerfen mussten, gleichsam um die Festigkeit ihres Entschlusses zu prüfen.³⁾ Entsprechend dieser Sitte übte die Akademie zu Weimar (ihr Sitz ward später nach Köthen verlegt⁴⁾ das „Hänseln“. Auch wird von besonderen Gebräuchen beim Anfassen der Gläser u. s. w. berichtet⁵⁾, und eigentümlich ist die Bedeutung einer Trinkschale mit Fuss, die einem Kelche gleicht — des sogenannten Ölbergers — sowie des Teppichs oder der „Tapeterey“ in der Gesellschaft.

¹⁾ Fürst Ludwig ersuchte den Martin Opitz an ihn (Ludwig) „nach der Gesellschaft Art, ohne sonderliches Gepränge“ zu schreiben (Schultz Sprachgesellschaften S. 31). — Herwegen erzählt in seiner Geschichte des Blumenordens, Nürnberg. 1744, S. 23: „Sie wollten unter einander als gleiche angesehen sein und keiner sollte vor dem andern Besonderes haben.“

²⁾ Harsdörfers „Gesprächsspiele“ hatten den Zweck, die öffentliche Meinung für diesen Grundsatz zu gewinnen.

³⁾ Über solche Sitten s. Barthold, Gesch. d. fruchtbr. Ges. S. 112 und die dort angeführten Quellen.

⁴⁾ Der Versammlungssaal zu Köthen war mit den Wappen und Abzeichen sämtlicher Mitglieder geziert; sie sind sämtlich verschwunden. S. Barthold a. a. O. 114 f.

⁵⁾ Krause, Fürst Ludwig v. Anhalt, III., S. 19 ff.

Über die Formalitäten oder das „Gepränge“ bei der Aufnahme neuer Mitglieder erhalten wir aus vertraulichen Briefen einige Nachrichten. Daraus erhellt, dass eine „Prüfung“ und eine „Einweihung“ stattfand. Am 25. Januar 1649 berichtet ein Mitglied über eine Sitzung, die zu Brieg stattgefunden hatte, bei der Herzog Georg v. Liegnitz aufgenommen worden war. „Die dazu (zur Aufnahme) nöthige Gepränge (heisst es), sowol das Obenan-Sitzen als das Sitzrecht und (das) Zugleich-Ansetzen der Gläser, sobald die Trompete erhallet, sind ohne einige Nichtigkeit beobachtet worden.“¹⁾ Bei der Einweihung erhielt der Aufzunehmende einen Gesellschafts-Namen.

Es ist nicht ohne Interesse, dass solche Versammlungen keineswegs bloss an dem Wohnsitz des obersten Leiters stattfanden, dass vielmehr auch in Brieg, Weimar u. s. w. eine örtliche Organisation der Gesellschaft bezeugt ist, bei der das älteste Mitglied der Akademie den Vorsitz führte und „alles nach der Ordnung vollzog“.

Wir wissen ferner, dass die Gesellschaft in sich einen „engeren“ Kreis besass, welchem zwölf Mitglieder angehörten.²⁾ Ob noch andere Kreise in ihr bestanden, wissen wir nicht bestimmt; jedenfalls aber ist sicher, dass in ihrem Schoss ein Kreis bestand, der sich die „Academie des vrais amants“ nannte und zweimal vierundzwanzig Personen umfasste.³⁾ Weder die Namen der „engeren Gesellschaft“, noch die der Academie des vrais amants sind jemals bekannt gemacht worden, wiederum ein Beweis, dass man die Neugierde der Aussenstehenden durch die Veröffentlichung äusserlicher Dinge zu befriedigen suchte, anderes aber verschwieg.

Weitere Aufklärung über Wesen und Bedeutung der Akademie des Palmbaums, die wir bis dahin ausschliesslich betrachtet haben, wird uns die Geschichte anderer verwandter Akademien liefern, die wir im zweiten Teil unserer Untersuchung behandeln werden; auch die Beziehungen des Comenius zu dem Bunde werden wir dann des Näheren erörtern.

¹⁾ Krause, Ludwig Fürst von Anhalt, III., S. 25.

²⁾ Näheres bei Barthold a. O. S. 134. Die Mitglieder des engeren Kreises hielten ihre besonderen Versammlungen.

³⁾ Barthold a. O. S. 134 ff. und Schultz, Sprachgesellschaften 1888, S. 19.

Johann Heinrich Alsted.

(1588–1638.)

Sein Leben und seine Schriften.

Von

F. W. E. Roth,

Archivar a. D.

Johann Heinrich Alsted¹⁾ ward zu Ballersbach, einem Pfarrdorf im Amt Herboren, Provinz Hessen-Nassau, 1588 geboren. Sein Vater Jakob Alsted stammte aus Westfalen. Er war 1584 bis 1588 erster Kaplan zu Herboren, vertauschte im Laufe des Jahres 1588 diese Stellung mit der Kaplanei zu Ballersbach und wurde am 1. April 1599 Pfarrer zu Bicken, wo er am 7. Juni 1622 aus diesem Leben schied. Er war eifriger Anhänger der reformierten Lehre. Johann Heinrich Alsteds Mutter hiess Rebekka und war die Tochter des Johannes Pincier, Pfarrers zu Wetter in Hessen, eines entschiedenen Verfechters der reformierten Lehre, und der Wittve des Pfarrers Wilhelm Massen. Aus der am 13. November 1586 geschlossenen Ehe Jakob Alsteds mit Rebekka Pincier waren ausser Johann Heinrich noch vorhanden ein Sohn Jodokus Alsted²⁾, der am 1. Juli 1606 zu Herboren immatrikuliert

¹⁾ Über Joh. Heinrich Alsted handeln: Archiv der nassauischen Kirchen- und Gelehrten-geschichte. Von Chr. D. Vogel. Hadamar und Coblenz. 1818. I. S. 147–164. — A. Nebe, In Annalen des Vereins für nassauische Altertums-kunde. X. Band (1870), S. 118–130. — v. d. Linde, Die Nassauer Drucke der k. Landesbibl. zu Wiesbaden. Wiesbaden 1882, S. 70–84. — Ferner K. v. Szatmáry, Gesch. der Schule zu Weissenburg (Ungarisch), 1868. Criegern, J. A. Comenius als Theolog. Leipzig und Heidelberg 1881, und besonders Joh. Kvaesala, Johann Heinrich Alsted in der Ungarischen Revue von P. Hunfalvy und G. Heinrich. 1889, S. 628 bis 642. Die letztere Abhandlung bildet eine vortreffliche Ergänzung zu den hier gegebenen Nachrichten. — Zu vergleichen ist auch ausser dem kurzen Artikel der A. d. B. Herzogs theol. Realencyklopädie I, 252.

²⁾ Vogel a. a. O. S. 147 nennt ihn fälschlich: Justus.

wurde, zu Ballersbach geboren war, Pfarrer zu Bicken ward ¹⁾ und 1617 als Pfarrer von Neunkirchen in der Pfalz vorkommt, sowie eine Tochter Katherine. Ein Verwandter mütterlicher Seite, Namens Johannes Pincier, Professor der Medizin und Philosophie zu Herborn, später Leibarzt zu Dillenburg und Brannfels, ein gewandter lateinischer Dichter, hob den kleinen Johann Heinrich Alsted aus der Taufe. Sein Vater Jakob brachte dem Kinde die Anfangsgründe des Wissens bei, worauf Alsted das Pädagog in dem nur eine Stunde von Ballersbach entfernten Herborn zu seiner weiteren Ausbildung besuchte. Das Pädagog stand damals unter Johannes Bisterfeld, Matthias Martinus und Heinrich Dauber in hoher Blüte. Alsted widmete sich unter Matthias Martinus und Wilhelm Zepper der Theologie und hörte bei Johann Pincier, seinem Verwandten, und Heinrich Dauber Vorlesungen über Philosophie und Philologie.²⁾ Mit Eifer betrieb Alsted seine Studien, sodass er bald unter seinen Mitschülern, wozu Christoph Moller und Ludwig Crocius, welche später als Gelehrte glänzten, gehörten, durch seine Leistungen hervorragte. Zu Neujahr 1605 trug Alsted bei einem akademischen Aktus ein selbstverfasstes lateinisches Gedicht vor. Als Alsted später dasselbe dem Druck übergeben wollte, billigte der akademische Senat als Censor zwar grösstenteils diese Absicht, nur Johann Piscator widerstrebte diesem Vorhaben, indem er das Gedicht für unreife Arbeit erklärte und vorgab, Alsted werde später bessere Gedichte hervorbringen. Hierin gab der Senat dem Piscator, als Haupt der hohen Schule, recht und somit unterblieb der Druck des Gedichtes.

Als Alsted seine Studien vollendet, begab er sich nach Sitte der Zeit auf gelehrte Reisen zur weiteren Ausbildung. Er fuhr über Frankfurt nach Heidelberg und Strassburg, weilte längere Zeit in Basel, wohin ihn der berühmte Theologe Polanus von Polandsdorf zog und längere Zeit fesselte. Zu Basel eröffnete Alsted seine schriftstellerische Laufbahn, indem er seine Flores theologicæ herausgab (1609). Nach einem Besuch auch der inneren

¹⁾ v. d. Linde S. 380 mit dem Zusatz: Pastor Biccensis.

²⁾ Alsted ward am 2. Oktober 1602 als Henricus Alstedius Ballersbachensis unter dem Rektor und Rechtsgelehrten Johann Althusius immatrikuliert. v. d. Linde a. a. O. S. 371 n. 13.

Schweiz kehrte Alsted nach Herborn zurück und bekam alsbald und zwar noch im Lauf des Jahres 1608 eine Anstellung als Lehrer der ersten Klasse des Herborner Pädagogs und Inspektor der Stipendiaten. Zugleich machte er von der ihm erteilten Erlaubnis, Privatvorlesungen über Philosophie und Philologie halten zu dürfen, Gebrauch. Er erfreute sich hierbei der Achtung der älteren Lehrer und fand bei den Studierenden als Lehrer solchen Beifall, dass er im Jahr 1610 ausserordentlicher Professor der philosophischen Fakultät wurde.¹⁾ 1609 hielt sich Alsted in der Herbstmesse zu Frankfurt a.M. auf und liess von dort seine *clavis artis Lullianae*, welche in gleichem Jahr zu Strassburg erschien, ausgeben. Am 15. Oktober 1615 ward Alsted aus Anerkennung dafür, dass er Berufungen als Lehrer nach Wesel und Hanau ausgeschlagen, von der philosophischen Fakultät zu Herborn zum ordentlichen Professor ernannt. Seit 1609 war er derart eifrig beschäftigt, Schriften auf Schriften zu veröffentlichen, dass sein Name als Schriftsteller wie als Lehrer weithin sich verbreitete. In Folge dessen verhandelte der 1610 mit seinen Landen zum reformierten Bekenntnis übergetretene Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg brieflich mit dem Grafen Georg von Nassau-Dillenburg, da er den Alsted als Lehrer zu berufen im Sinne hatte. Der Graf gedachte jedoch den jungen Professor nicht ziehen zu lassen, da er damals die Zierde der hohen Schule Herborn bildete.

Als die Streitigkeiten zwischen den holländischen Reformierten und den Arminianern ausbrachen und eine Synode zur Vereinbarung stattfinden sollte, sandte der Wetterauische Grafenverein auf Ansuchen aus den Niederlanden, diese wichtige Synode doch mit Abgeordneten zu beschicken, neben dem Johann Bisterfeld, dem ehrwürdigen Siegener Pfarrer und Inspektor, den Alsted nach Dordrecht, wohin die Synode einberufen war. Alsted trat die Reise an und gelangte am 6. Dezember 1618 mit Bisterfeld nach Dordrecht. Dorthin schrieb demselben am 24. Dezember 1618 aus Herborn sein Kollege Georg Pasor (aus Ellar bei Hada-

¹⁾ Bei dieser Gelegenheit scheint Alsted unter Johann Piscators Vorsitz seine Dissertation: *Quaestiones illustres numero novem. Respondente Johanne Henrico Alstedio Ballersbachensi, Nassovio, verfasst zu haben.* Vgl. v. d. Linde a. a. O. S. 250 n. 1414.

mar gebürtig) und bat um Benachrichtigung über den Stand der Sache. Er vergleicht beide mit Planeten, durch die der theologische Äther und Kreis (der reformierten Sache) gelenkt werde. Auch erlehete er des Himmels Segen auf die Abgeordneten und den guten Ausgang der Sache herab. Mit seinem Schulkameraden und Universitätsfreund Ludwig Crocius traf Alsted zu Dordrecht wiederum zusammen, auch lernte er eine grosse Anzahl der bedeutendsten reformierten Theologen kennen und suchte die berühmtesten Professoren und Staatsmänner Hollands auf. Seinem Herrn, dem Grafen Georg, teilte Alsted von Zeit zu Zeit die Ergebnisse der Verhandlungen mit. Als die Synode nach langen ermüdenden Verhandlungen im Mai 1619 sich auflöste, widmete der gekrönte Dichter Heinrich Stronberg dem Alsted Worte der Anerkennung und des Dankes für sein Auftreten.¹⁾

Es war jedenfalls ein Zeichen der Dankbarkeit seitens der dem reformierten Bekenntnis angehörenden Herborner Hochschule, dass dieselbe am 20. Mai 1619 den Alsted zum Professor der Theologie ernannte, um den hochbetagten Piscator zu erleichtern. Alsted behielt trotzdem die bisherigen Vorlesungen über Philosophie bei, durfte aber jeden Tag eine Stunde weniger über dieses Fach lehren. Am 1. Juli 1619 ward Alsted Rektor der hohen Schule zu Herborn.²⁾ Als solcher nahm er die Aufnahme des Johann Heinrich Bisterfeld aus Siegen, später Professor zu Stuhlweissenburg, in's Album der Hochschule vor.³⁾ Am 12. Juli 1625 wurde Alsted wiederum Rektor⁴⁾ und erhielt 1626 nach Johann Piscators Tod dessen Lehrstuhl als erster Lehrer der Theologie zu Herborn.

Mitten in diese erspriessliche Thätigkeit Alsteds fielen verderbenbringend die Wirren des dreissigjährigen Krieges. Die Durchzüge der verschiedenen Heeresabteilungen verbunden mit der Entfremdung der Jugend von den Studien und das Auswandern derselben an andere mehr Ruhe bietende auswärtige Hochschulen liessen die Hörsäle Herborns nach und nach veröden. Die Liste der in diesen Zeiten zu Herborn immatrikulierten Hörer

¹⁾ Nebe a. a. O. S. 120.

²⁾ v. d. Linde a. a. O. S. 404.

³⁾ Ebenda S. 404.

⁴⁾ Ebenda S. 414.

ist eine sehr dürftige, und stellte nur die Umgegend Herborns noch einiges an Zulauf. Selbst Alsteds Name blieb hier auf entferntere Landesteile ohne Wirkung. Alsted litt unter diesen Verhältnissen ungemein und sehnte sich nach Musse für seine Lehrthätigkeit und sein schriftstellerisches Wirken. Seit lange bestand eine sehr rege Verbindung zwischen den Reformierten Böhmens, Mährens, Polens, Siebenbürgens und Ungarns und der Herborner hohen Schule. Alsteds Name stand in diesen Ländergebieten bei der studierenden Jugend in hohen Ehren und zog alljährlich eine grössere Anzahl junger Leute nach Herborn. Der Fürst Gabriel von Siebenbürgen hatte zu Stuhlweissenburg eine Universität errichtet, für die er Alsted als Lehrer heranzuziehen wünschte, um der auf reformierten Grundsätzen errichteten Anstalt einen Mann zu geben, der derselben Glanz und Zulauf zu verschaffen im stande war und damit die jungen Leute an Siebenbürgen für ihre Studien fesselte. Alsted liebte seine engere Heimat Nassau über alles, das Gefühl der Dankbarkeit gegen das Fürstenhaus Nassau war ein weiteres Band, auch knüpften Verhältnisse verwandtschaftlicher Art ihn an Herborn, da er die Tochter des ersten Herborner Buchdruckers Christoph Rab (Corvinus), Anna Katherine, zur Ehe hatte. Trotzdem überwog bei Alsted der Wunsch nach einem ungestörten Wirkungskreis, den ihm der Krieg für unbegrenzte Zeit zu versagen drohte. Fürst Gabriel dürfte sich dieser Stimmung Alsteds bedient und der Zusage desselben sich versichert haben, ehe er sich an den Landesherrn, den Grafen Ludwig Heinrich von Nassau-Dillenburg wandte und um Entlassung Alsteds in seine Dienste ansuchte. Der Graf erteilte am 12. August 1629 demselben in der Überzeugung, dass dieses dem Alsted zum Besten gereiche, den gewünschten Abschied, behielt sich aber vor, dass derselbe nach geschlossenem Frieden wieder in die bisherige Stellung zu Herborn zurückkehre. Gern sagte dieses Alsted zu. Fürst Gabriel hatte durch Caspar Boiti persönlich mit Alsted unterhandeln lassen. Letzterer zog mit einem Sohn Johann Piscators, dem Professor der Theologie und Philologie M. Philipp Ludwig Piscator, nach Siebenbürgen. Das Berufungsschreiben beider ist vom 22. Februar 1629, als Caspar Boiti zurückgekehrt war, ausgestellt. Darin versprach Gabriel, einen zuverlässigen Mann gegen Ende Mai nach Presburg entgegen zu senden, um die beiden Professoren

bis zum 12. Juni nach ihrem Bestimmungsort Stuhlweissenburg auf Wagen zu geleiten. Gabriel bat daher, die Wasserreise so einzurichten, dass beide bis Ende Mai zu Presburg seien.¹⁾ Die Reise verzögerte sich jedoch. Alsted und Philipp Ludwig Piscator trafen erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1629 zu Stuhlweissenburg ein. Möglicherweise ist die Ursache der Verzögerung in der verspäteten Entlassung Alsteds seitens des Grafen von Nassau (12. August 1629) zu suchen. In Stuhlweissenburg widmete sich Alsted mit Eifer seiner Lehrthätigkeit und hatte auch noch Musse für Abfassung einiger neuen Schriften. In seine Heimat kam Alsted nicht mehr, da er am 9. November 1638 zu Stuhlweissenburg starb. Seine Wittwe Anna Katherine kam 1647 nach ausgetandener Pest nach Herborn zurück, starb aber 1648 am 30. Januar und ward in der Stadtkirche zu Herborn beerdigt, wo sie ein Grabdenkmal mit Inschrift erhielt. Conrad Posth liess 1649 zu Frankfurt a. M. eine Leichenpredigt auf ihren Tod in Quart erscheinen. Sie war geboren den 24. Juli 1593 und stammte aus der zweiten Ehe des Corvinus mit Ursula Hilgards. Alsteds Schwiegervater, Corvinus, starb am 10. Januar 1620. Alsted widmete demselben mit andern Lehrern der hohen Schule zu Herborn einen lateinischen Nachruf.²⁾ Alsted hatte aus der Ehe mit Anna Katherine Rab folgende Kinder: Johann Heinrich (starb klein); Anna heiratete den Professor Johann Heinrich Bisterfeld zu Herborn, später Professor zu Stuhlweissenburg in Siebenbürgen. Eine weitere Tochter, Elisabeth, heiratete den Heinrich Silder, ersten Bergwerksverwalter und Münzvoigt in Siebenbürgen, dem sie mehrere Söhne gebar. Ein anderer Sohn, Philipp Ludwig, kehrte mit seiner Mutter 1647 aus Siebenbürgen nach Herborn zurück, wohnte 1649 zu Blois in Frankreich, war 1651 wieder in Herborn und starb am 27. September 1654 zu Stuhlweissenburg. Unschwer erkennt man in Alsteds Einfluss die Triebfeder, die den Johann Heinrich Bisterfeld, den er auch jedenfalls aus der Taufe hob, nach Stuhlweissenburg als Professor brachte.

Von Alsteds Wirken kommt in erster Linie dessen Lehrthätigkeit in Betracht. Sein Name zog aus Schottland, Dänemark,

¹⁾ Nebe a. a. O. S. 122.

²⁾ v. d. Linde a. a. O. S. 34.

Schweiz, Polen, Mähren, Ungarn, Böhmen und Siebenbürgen Sprösslinge reformierter Familien nach Herborn. Alsted bildete eine Menge Männer heran, die später als Prediger, Juristen, Beamte oder Gelehrte dem Staate mit Erfolg dienten. Zu seinen Schülern gehörte Albert Molnar aus Ungarn, 1606 zu Herborn immatrikuliert¹⁾, der ungarische Bibelübersetzer. Auch Alsteds berühmter Gesinnungsgenosse J. Amos Comenius war dessen Schüler. Unter Alsteds Vorsitz verteidigte derselbe 1613 zu Herborn seine Dissertation.²⁾

Als Schriftsteller war Alsted in erster Linie Theolog und Philosoph, dabei glänzte er als Polyhistor nach Sitte seiner Zeit und nimmt hierin unter seinen Zeitgenossen einen hervorragenden Rang ein. Im ganzen aufgefasst ist Alsted einer der fruchtbarsten Schriftsteller seiner Zeit und dabei auch einer der vielseitigsten. Seine Leistungen hierin grenzen an das Unglaubliche. Wenn auch eine riesige Arbeitskraft und ein umfassendes Wissen ihn dabei unterstützten, so fällt doch die Masse wie die Vielseitigkeit des Gelieferten in's Gewicht. Alsted steht dabei selbstverständlich vielfach auf den Arbeiten anderer und hatte Mitarbeiter im umfangreichen Massstabe. Wenn man ihm hierbei des gelehrten Diebstahls beschuldigt, so kann man ihn allerdings nicht immer davon freisprechen, meistens nennt er aber die Namen seiner Mitarbeiter oder der benutzten Autoren in den Vorreden oder Inhaltsverzeichnissen seiner Schriften. Alsted spielt vielfach nur die Rolle eines gewandten Encyclopädisten, welcher sammelte, was ihm passend erschien. Dabei ging er aber als Schüler Johann Piscators mit Klarheit und Übersichtlichkeit zu Werke und schuf wirklich brauchbare Lehrbücher seiner Zeit. Alles unnütze Philosophieren war ihm verhasst. Seinem System nach gehört Alsted zu den sogenannten Naturphilosophen und war Gegner der Aristotelischen Philosophie. Nur fruchtbringendes Wissen suchte er zu fördern und hasste die philosophierenden Spitzfindigkeiten. Ausserdem betrat Alsted in Theologie und Philosophie auch eigene Wege und bereicherte beide Wissenschaften. Wenn in seinen Schriften auch manche Sonderbarkeit vorkommt und er z. B. über die Tausend Jahre der Apocalypse schreibt, so gehört

¹⁾ v. d. Linde a. a. O. S. 381.

²⁾ Ebenda S. 75—76 n. 58, vgl. S. 389 n. 39.

das zum Zeitgeiste. Die Zeitgenossen erkannten Alsted's Wirken an, das beweisen die vielfachen Auflagen der Schriften, selbst solche nach Alsted's Tod. Leibniz würdigte dessen Encyclopädie der Beachtung. Auch heute ist Alsted's Name noch nicht vergessen, sondern wird unter den grossen Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts mit Ehren genannt.

Das nachstehende Schriftenverzeichnis beruht auf vielfacher Einsicht der an historischen Einzelheiten für Alsted's Biographie sehr armen Schriften desselben, nebst dem auf Vogel's, Nebe's und v. d. Linde's Angaben. Dissertationen sind nicht aufgeführt. Das Verzeichnis möge eine Vorarbeit für eine künftige wissenschaftliche Bibliographie Alsted's bilden, die denn auch den zahlreichen kleinen Gelegenheitsgedichten Alsted's in Druckwerken gerecht werden und Alsted auch als lateinischen Dichter würdigen möge.

Schriften Johann Heinrich Alsted's.¹⁾

1. Flores theologiae. Basel (1609). Erwähnt in einem Briefe Alsted's an Christian Beckmann vom 19. Februar 1611. Vgl. C. Beckmanni nec non ad ipsum aliorum exstantiores epistolae. Hamau 1619. S. 37, vgl. Nebe S. 122 n. 1.
2. Clavis artis Lullianae et verae logicae duos in libellos tributa. Id est solida dilucidatio artis magicae, generalis et ultimae, quum Raymundus Lullius invenit, ut esset quorumcumque artium et scientiarum clavigeri et serperasta: edita in usum et gratiam eorum, qui impendio delectantur compendiis, et confusionem sciolorum, qui inventum fatigant dispendiis. Accessit novum speculum logicae minime vulgaris. Argentorati MDCIX.
Octavo, 182 Seiten.
Nebe n. 2. Vogel S. 164.
Dasselbe. Strassburg 1638. Octavo. Mainz Stadtb. Vogel S. 164.
3. Systema mnemonicum duplex. Francofurti 1610. Nebe n. 3. Vogel S. 165.
4. Johannis Henrici Alstedii consiliaris academici id est, methodus formandorum studiorum, continens commonefactiones, concilia, regulas, typos, calendaria, diuria, de ratione bene discendi et ordine studiorum recte instituendo: perpetuis tabulis adornata: in gratiam studiosorum tam academicorum quam

¹⁾ Übersichten über Alsted's Schriften, die zur Ergänzung eingeschoben werden können, finden sich bei Nicéron, Les Mémoires de Nicéron S. 298 bis 311 und bei Szabó, Régi Magyar Könyvtár II, p. 680.

trivialium in scholis particularibus, ut vocant. Accessit concilium de copia rerum et verborum. Strassburg 1610. Quarto.

Dasselbe. Herborn 1620. Quarto.

Dasselbe. Strassburg 1627. Octavo. Mainz Stadtbibl.

Nebe n. 4. Vogel S. 165. v. d. Linde S. 70 n. 10.

5. Theatrum scholasticum, in quo consiliarius philosophicus proponit et exponit. I. Systema et gymnasium mnemonicum, de perfectione memoriae et reminiscentiae. II. Gymnasium logicum de perfectione iudicii, ubi disserit de ratione 1. Definiendi solide, 2. Dividendi recte, 3. Disputandi Academicæ, 4. Consultanti circumspecte, 5. Resolvendi accurate. III. Systema et gymnasium oratorium, de perfectione linguae, et methodo eloquentiae. Herborn 1610.

Octavo, 325 Seiten u. 18 Blätter u. 5 Tafeln. Wiesbaden Landesb.¹⁾

Nebe n. 5. Vogel S. 164. v. d. Linde S. 74 n. 4. —

Dasselbe. Zweite Auflage. Herborn 1620. Octavo. 322 Seiten. Wiesbaden.

v. d. Linde S. 74 n. 50.

6. Pamaea philosophica, id est facilis, nova et accurata methodus docendi et discendi universam encyclopaediam, septem sectionibus distincta. Authore Joanne Henrico Alstedio. Accessit eiusdem criticus, de infinito harmonico philosophiae Aristotelicae, Lullianae et Ramenae. His necedit consilium Cleurdi de discenda lingua latina. Ad illustrem et vere generosum dominum dominum Carolum baronem à Zerotin etc. Herborn 1610.

Octavo, 81 u. 12 Seiten u. 2 Tafeln. Wiesbaden Landesb.

Nebe n. 6. Vogel S. 164. v. d. Linde S. 72 n. 39.

7. Compendium grammaticae Latinae Mauritio-Philippo Ramenae, Harmonice conformatae et succineta methodo comprehensae, recensente Johan-Henrico Alstedio. Herborn 1613. Sedez. Mainz Stadtb. Wiesbaden Landesb.²⁾

Nebe n. 7. Vogel S. 155. v. d. Linde S. 71 n. 20.

8. Delinatio locorum communium specialis politicae Germaniae. Herborn 1611. Octavo. Steht auch in Keckermanni systema systematum. Hamu 1613. S. 1687 f.

Nebe n. 9. Vogel S. 165. v. d. Linde S. 70 n. 16.

9. Elementale mathematicum, in quo mathesis methodice traditur per praeccepta brevissima, theoremata perspicua, commentaria succineta. Francofurti 1611. Quarto. Mainz Stadtb.

Nebe n. 10. Vogel S. 165.

¹⁾ Gewidmet dem Freiherrn Johann von Schönauich, Herrn zu Benthon (in Schlesien).

²⁾ Dem Landgrafen Moritz von Hessen gewidmet. O. D.

10. Compendium I. Systematis logici, de septem instrumentorum logicorum architectura et fabrica. II. Gymnasii logici, de applicatione instrumentorum logicorum dianoetica et mnemonica, uno libro explicati. Congestum e celeberrimorum logicorum scriptis, et in octo libros digestum. In quibus methodus nec nimis supina, nec nimio superstitionosa etc. Herborn 1611. Duodez. 119 Seiten. Wiesbaden Landesb.
Nebe n. 11. Vogel S. 165. v. d. Linde S. 71 n. 21.
11. Methodus ss. theologiae in sex libros tributa. Offenbach 1611. Duodez. Hanau 1623 und 1634. Duodez.
Nebe n. 15. Vogel S. 165.
12. Lexicon theologicum, in quo sacrosanctae theologiae termini dilucide explicantur iuxta seriem locorum communium. Accedit necessaria monitio de lectione novi testamenti. Hanau 1612, 1620, 1626 und 1634. Octavo.
Nebe n. 19.
13. Systema physicae harmonicae, quatuor libellis methodice propositum, in quorum I. Physicam mosicam delineatur, II. Physica Hebraeorum, Rabbinica et Cabbalistica proponitur. III. Physicam peripateticam, maximam parte mcongesta e Julii Caesaris Scaligeri lib. 15. Exoteriorem exercitationum plenius pertraetatur. IV. Physica chemica perspicue et breviter adumbratur etc. Herborn 1612. Duodez, 227 Seiten. Wiesbaden Landesb.)
Nebe n. 20. v. d. Linde S. 73 n. 44.
14. Trigae canonicae, quarum prima artis mnemologice explicatio, secunda artis Lullianae architectura et usus, tertia artis oratoriae mgisterium est. Francofurti 1612. Octavo.
Nebe n. 21.
15. Philosophia digne restituta: libros quatuor praecognitorum philosophicorum complectens: quorum I. Archeologia, de principiis disciplinarum. II. Hexilogia, de habitibus intellectumlibus. III. Technologia, de natura et differentiis disciplinarum. IV. Canonica, de modo discendi. Cursui philosophico lampadis instar praemissa, et emissa a Johanne Henrico Alstedio etc. Herborn 1612. Octavo. 14 u. 462 Seiten u. 1 Tafel. Wiesbaden Landesb.
Nebe n. 22. v. d. Linde S. 73. n. 41.
16. Consilium de locis communibus recte adornandis. Herbornae. 1612. Octavo.
Nebe n. 22. v. d. Linde S. 70 n. 11.
17. Johann Henrici Alstedi orator sex libris informatus. In quorum I. Praecognita. II. Oratoria communis. III. Epistolica. IV. Methodus eloquentiae. V. Critica. VI. Rhetorica ecclesiastica.

)) Seinem Onkel Ludwig Pincier, Dekan der Kathedrale Kirche zu Lübeck, gewidmet.

- Accedit consilium de locis communibus. Herborn 1612. Duodez. 286 Seiten u. 1 Blatt. Wiesbaden Landesb.
 Nebe n. 23. v. d. Linde S. 72 n. 36.
- Dasselbe. Zweite Auflage. Herborn 1614. Duodez. v. d. Linde. S. 72 n. 37.
 Dasselbe. Dritte Auflage. Herborn 1616. Duodez. v. d. Linde. S. 72 n. 38.
18. Methodus admirandorum mathematicorum complectens novem libros mathecos universae, in quorum 1. mathematica generalis, 2. arithmetica. 3. geometria. 4. cosmographia. 5. uranoscopia. 6. geographia. 7. optica. 8. musica. 9. architectonica etc. Herborn 1613. Duodez, 4 Blätter u. 532 Seiten u. 6 Blätter. Wiesbaden Landesb.
 v. d. Linde S. 71 n. 27 u. S. 535 n. 27. Nebe n. 27.
 Dasselbe. Herborn 1623. Duodez, 456 Seiten n. 1 Tafel. Wiesbaden Landesb. v. d. Linde S. 72 n. 28.
 Dasselbe. Herborn 1641. Duodez. v. d. Linde S. 72 n. 29.
 Dasselbe. Herborn 1657. Duodez. v. d. Linde S. 72 n. 30.
19. Johann Henrici Alstedi metaphysica, tribus libris tractata: per praecepta methodica: theoremata selecta et commentariola dilucidata etc. Herborn 1613. Duodez. 283 Seiten u. 3 Blätter. Wiesbaden Landesb.
 Nebe n. 39. v. d. Linde S. 72 n. 31.
 Dasselbe. Zweite Auflage. v. d. Linde S. 72 n. 32.
 Dasselbe. Dritte Auflage. Herborn 1616. Duodez. 287 Seiten. v. d. Linde S. 72 n. 33.
 Dasselbe. Vierte Auflage. Herborn 1622. Duodez. v. d. Linde S. 72 n. 34.
 Dasselbe. Fünfte Auflage. Herborn 1631. Duodez. v. d. Linde S. 72 n. 35.
20. Compendium logicae harmonicae. Herborn 1613. Duodez.
 Nebe n. 40. v. d. Linde S. 71 n. 22.
 Dasselbe. Herborn 1623. Duodez. 201 Seiten u. 1 leeres Blatt. v. d. Linde S. 71 n. 23 (vollständiger Titel).
21. Logicae systema harmonicum, in quo universis bene disserendi modus ex authoribus peripateticis iuxta et Rameis traditur per praecepta brevia, canones selectos et commentaria dilucidata. Quibus non solum scientia nobilissimae artis, sed etiam usus, et is quidem imprimis continetur etc. Herborn 1614. Octavo. 8 Blätter u. 821 Seiten u. 8 Blätter. Wiesbaden Landesb.⁴⁾
 Nebe n. 41. v. d. Linde S. 71 n. 25.
 Dasselbe. Zweite Auflage. Herborn 1628. Octav. 14 Blätter u. 828 Seiten u. 8 Blätter. Wiesbaden Landesb.
 v. d. Linde S. 71 n. 26.

⁴⁾ Dem Josua von der Tanne gewidmet.

22. Theologia naturalis exhibens angustissimam naturae scholam; in qua creaturae dei communi sermone ad omnes pariter docendos utuntur. Adversus atheos, epicureos, et sophistas huius temporis. Duobus libris pertractata: studio Johanni Henrici Alstedii. Cum indice necessario in calce adnexo. Prostat apud Antonium Hunnium. M. DC. XV. Quarto. Mainz Stadtbibl.¹⁾
Nebe n. 46.
23. Praecognita theologica. Frankfurt a. M. 1615. Hanau 1623. Quarto.
Nebe n. 47.
24. Theologia catechetica, exhibens sacratissimum novitiorum Christianorum scholam. Hanau 1616 und 1622. Quarto.
Nebe n. 47.
25. Rhetorica quatuor libris proponens universam orate dicendi modum, per praecepta brevia, canones selectos et commentaria dilucida etc. Herborn 1616. Octavo, 6 Blätter u. 641 Seiten. Wiesbaden Landesb.
Nebe n. 51. v. d. Linde S. 73 n. 47.
Dasselbe. Zweite Auflage. Herborn 1626. Octavo. 8 Blätter u. 639 Seiten. Wiesbaden Landesb.
v. d. Linde S. 73 n. 48.
26. Theologia scholastica didactica. Hanau 1618 u. 1627. Quarto.
Nebe n. 61.
27. Pneumatica. Herborn 1619.
Nebe n. 73. v. d. Linde S. 73 n. 46.
28. Cursus philosophici encyclopaedia libris XXVII. complectens universae philosophiae methodum, serie praeceptorum, regularum et commentariorum perpetua: Insertis compendiis, lemmatibus, controversiis, tabulis, florilegiis, figuris, lexicis, locis communibus et indicibus, ita ut hoc volumen possit esse instar bibliothecae philosophicae. Adornata opera ac studio Johannis-Henrici Alstedii. Herborn 1620. Quarto, 3074 Col. u. 28 Blätter u. 810 Col. u. 2 Blätter. Mainz Stadtb. Wiesbaden Landesb.
Nebe n. 79. v. d. Linde S. 74 n. 52.
29. Theologia polemica exhibens praecipua huius aevi in religionis negotio controversias. Hanau 1620 und 1627. Quarto.
Nebe n. 80.
30. Logistica sive arithmetice practicae compendium. Hanau 1620. Octavo.
Nebe n. 81.
31. Philomela theologico-philosophica, recitans fundamenta pietatis et humanitatis id est I. memoriale biblicum. II. Oeconomiam biblicorum. III. Trivium philosophiae. Herborn 1620. Duodez. 60 u. 672 u. 4 Seiten. Wiesbaden Landesb.
Nebe n. 82. v. d. Linde S. 73 n. 42.

¹⁾ Dem Stadtrat zu Nürnberg gewidmet: Frankfurt a. M. 1. März 1615

- Dasselbe. Zweite Auflage. Herborn 1627. Duodez, 4 Blätter u. 662 Seiten. Wiesbaden Landesb.
v. d. Linde S. 73 n. 43.
32. Theologia casuum, exhibens anatomen conscientiae et scholam tentationum. Hanau 1621 und 1630. Quarto.¹⁾
Dasselbe. Frankfurt a. M. 1674. Quarto.
Nebe n. 86.
33. Theologia prophetica exhibens rhetoricam ecclesiasticam, in qua proponitur ars concionandi, et illustratur promptuario concionum locupletissimo, II. politiam ecclesiasticam. Accedit theologia acronatica. Hanau 1622. Quarto.
Nebe n. 89.
34. Nucleus logicae complectens praxin artis nobilissimae auctore Johanne Henrico Alstedio. Herborn 1623. Duodez. 71 Seiten. Wiesbaden Landesb.
Nebe n. 98. v. d. Linde S. 71 n. 24.
35. Thesaurus chronologiae in quo universa temporum et historiarum series in omni vitae genere ponitur ob oculos. Auctore Johanne Henrico Alstedio. Herborn 1624. Octavo. 340 Seiten, 18 Blätter u. 1 Tafel. Wiesbaden Landesb.
v. d. Linde S. 70 n. 12.
- Dasselbe. Zweite Auflage. Herborn 1628. Octavo. 592 Seiten u. 10 Blätter. Wiesbaden Landesb.
v. d. Linde S. 70 n. 13.
- Dasselbe. Dritte Auflage. Herborn 1637. Octavo.
v. d. Linde S. 70 n. 14.
- Dasselbe. Vierte Auflage. Herborn 1650. Octavo. 691 Seiten u. 22 Blätter. Mainz Stadtb. und Wiesbaden Landesb.
Nebe n. 101. v. d. Linde S. 70 n. 15.
36. Compendium theologicum, exhibens methodum ss. theologiae. Hanau 1624. Octavo.
Nebe n. 102.
37. Triumphus bibliorum sacrorum, seu encyclopaedia biblica, exhibens triumphum philosophiae, iuris prudentiae, et medicinae sacrae, itemque sacrosanctae theologiae, quatenus illarum fundamenta ex scriptura v. et n. t. colliguntur. Frankfurt a. M. 1625 und 1642. Octavo.
Nebe n. 104.
38. Logica theologica. Frankfurt a. M. 1625, 1629 in Octavo, 1652 in Duodez.
Nebe n. 105.
39. Definitiones theologiae secundum ordinem locorum communium traditae. Frankfurt a. M. 1626. Duodez.
Nebe n. 106.

¹⁾ Dem Kronprinzen Friedrich von Norwegen, Herzog zu Schleswig gewidmet.

40. Compendium philosophicum exhibens methodum, definitiones, canones, distinctiones et quaestiones per universam philosophiam. Inserti sunt hinc inde tractatus quidam rari et longe utilissimi. Herborn 1626. Octavo. 1776 Seiten. Eine neue Bearbeitung des Cursus philosophicus 1620.
Nebe n. 107. v. d. Linde S. 74 n. 53.
Dasselbe. Strassburg 1627. Octavo.
Die Fortsetzung hat den Titel:
Compendium lexicæ philosophicæ ea methodo conformatum, ut una eadem opera termini liberalium artium ipsaque res, quantum ad locorum communem summa capita facile possint memoria comprehendi etc. Herborn 1626. Octavo. 1 Tafel u. Seiten 1777—3394. Wiesbaden Landesh.
Mit dem Sondertitel:
Quatuor indices physici corporum naturalium perfecte mixtorum I. Metallicus, seu fossilium. II. Botanicus sive plantarum. III. Zodiacus, seu animalium. IV. Anatomicus sive partium corporis humani etc. Herborn 1626. Wiesbaden Landesh.
v. d. Linde S. 75 n. 54—55.
41. Paratitla theologica, in quibus vera antiquitas, et phraseologia sacrarum literarum et patrum, sive priscorum ecclesiae doctorum, ita illustratur, ut universum sacrosanctae theologiae syntagma hæc velati clave reseretur. Frankfurt a. M. 1626 und 1640 in Quarto.
Nebe n. 108.
42. Distinctiones per universam theologiam sumtæ ex canone sacrarum literarum et classicis theologis. Frankfurt a. M. 1626 und 1630. Duodez.
Nebe n. 112.
43. Synopsis theologice. Hanau 1627 und Frankfurt a. M. 1653 in Octavo.
Nebe n. 109.
44. Quaestiones theologice. Frankfurt a. M. 1627. Octavo. Hanau 1634. Duodez.
Nebe n. 110.
45. Diatribe de mille annis apocalypticis, non illis Chiliarum et Phantastarum, sed B. B. Daniëlis et Johannis. Herborn 1627 und 1630. Duodez. Frankfurt a. M. 1627. Sedez. Deutsch 1630. Duodez.
Nebe n. 111. v. d. Linde S. 70—71 n. 17—19.
46. Summa casuum conscientiae, novo methodo elaborata. Accessunt opuscula duo eiusdem argumenti: videlicet I. explicatio terminorum, quibus utuntur easistæ. II. Arithmologia sacra et quotidiana conscientiae luctantis. Frankfurt a. M. 1628. Duodez. Hanau 1643. Duodez.
Nebe n. 113.

47. Loci communes theologici, similitudinibus illustrati. Frankfurt a. M. 1630, 1653 und 1658. Octavo.
Nebe n. 114.
48. Encyclopaedia septem tomis distincta. I. praecognita disciplinarum, libris quatuor. II. Philologia libris sex. III. Philosophia theoretica, libris decem. IV. Philosophia practica, libris quatuor. V. Tres superiores facultates, libris tribus. VI. Artes mechanicae, libris tribus. VII. Farragines disciplinarum, libris quinque etc. Herborn 1630. Folio. 6 Blätter u. 2404 Seiten u. 64 Blätter. Wiesbaden Landesb.¹⁾
Nebe n. 115. v. d. Linde S. 75 n. 56.
49. Pentateuchus Mosuica et Pleius apostolica, id est quinque libri Mosis, et septem epistolae catholice breviculis notationibus illustratae. Herborn 1631. Octavo.
Nebe n. 116. v. d. Linde S. 72 n. 40.
50. Turris David, de qua pendent mille clypei, hoc est, syllogae demonstrationum, quibus invictum robur religionis asseritur. Hanau 1634. Duodez.
Nebe n. 117.
51. Prodrromus religionis triumphantis, contra Jac. Crellium et Joh. Volkeliu. Albae Juliae. 1635. Folio.
Nebe n. 118.
52. Turris Babel destructa, hoc est refutatio argumentorum, quibus utuntur omnis generis gigantes ad stabiliendum confusionem in negotio religionis. Per Joh. Henricu Alstediu. Herborn. 1639. Duodez. 1130 Seiten u. 6 Seiten. Wiesbaden Landesb.
Nebe n. 119. v. d. Linde S. 70 n. 9.
53. Trifolium propheticum, id est canticum canticorum Salomonis, prophetia Daniclis, apocalypsis Johannis, sic explicata, ut series textus et series temporis prophetici e regione positae lucem menti et consolationem cordi ingerant. Ad Cyrillum patriarcham universi orientis Constantinopoli. Herborn 1640. Quarto. Wiesbaden Landesb.
Nebe n. 120. v. d. Linde S. 74 n. 51.
54. Physica harmonica, quatuor libellis methodice proponens. I. Physicam Mosaicam. II. Physicam Hebraeorum. III. Physicam chemicam. Postrema cura Joannis Henrici Alstedii etc. Hebraeae (!) 1642. Duodez.
v. d. Linde S. 73 n. 45.

¹⁾ Dem Grafen Gabriel von Oppeln, Herzog von Ratibor, gewidmet. In der Vorrede vom 1. September 1629 sagt Alsted, dass er 21 Jahre Lehrer zu Herborn gewesen.

Schriften, welche Alsted herausgab.

1. Keckermann, *systema systematum*. Hanan 1613. Octavo.
2. *Artificium perorandi traditum a Jordano Bruno Nolano-Italo, communicatum a Johanne Henrico Alstedio*. Frankfurt a. M. 1612. Octavo.
3. *Bernhardi de Lavinbeta opera omnia*. Cöln 1612. Octavo.
4. *Pastor conformatus ab Henrico Bullingero*. Frankfurt a. M. 1613. Duodez.
5. *Chamier Daniel, Delphinus, panstratiæ catholicæ sive controversiarum de religione adversus pontificios corpus*. Editio II, cui necessit supplementum opera I. H. Alstedii. O. O. 1627 bis 1629. Folio, fünf Bände. Haag, France protestante III, S. 332.

Zugeschrieben wird dem Alsted unter dem Namen:

Sadoletus Claudius, cynosura omnium facultatum studiorum. *Accedit Juc. Pontani dissertatio de præstantia epistolarum Ciceronis*. Strassburg 1664. Quarto. Vgl. Placcius, *theatrum anonymorum etc.* S. 550 n. 2398. Mit Wahrscheinlichkeit ist Alsted Verfasser der *epistola ad Josuam von der Tann, de peregrinatione prudenter instituenda*, enthalten in *Crenius, T., consilia et methodi studiorum*, n. 17.¹⁾ Über den *Rackauer Katechismus* scheint Alsted eine besondere Schrift verfasst zu haben, es erschien: *Alsted't Rackows catechismus met syn ondersoek vertuelt door J. Greyde*. Francker 1651.²⁾

¹⁾ Vogel a. a. O. S. 164.

²⁾ Nebe a. a. O. S. 129.

Kleinere Mitteilungen.

Die Litteratur der letzten fünfzig Jahre über die Geschichte der böhmischen Brüder.

(Zusammengestellt von Dr. R. Wolkan in Czernowitz-Bukowina.)

1845. Nebesky, V.: Písň bratra Jana Augusty, kteréž dělal ve vězení (Časopis českého muzea [Č. č. m.] 1845, p. 595).
Rukopis cis. dvorské knihovny ve Vídni obsahující písň Br. Jana Augusty (Č. č. m. 1845, p. 600).
1849. Ehrenberger, Jos.: O wypowiedení Jednoty Bratrské ze statku Jaroslava Pernšteinského na rok 1547 (Č. č. m. 1849, II pp. 3—20).
Časopis Katol. duchov. 1849 p. 175 bringt auf p. 175 Nachrichten über das Leben der böhmischen Brüder in Eibenschütz (Hanuš; Quellenkunde p. 156).
1854. Gyndely, Ant.: Über die Zahl der sogenannten Brüder-Konfessionen (Sitzungsberichte der böhm. Gesellsch. d. Wissensch. 1854, p. 33).
1855. Hradil, J.: Rukopis grammatiky české Jana Blahoslava (Č. č. m. 1855, pp. 372—79).
1856. Gindely, Ant.: Životopis B. Jana Blahoslava (Č. č. m. 1856, I p. 20—44; II p. 3—23).
1858. Gindely, Ant.: Geschichte d. böhm. Brüder. Prag, Tempsky.
1859. Feifalik, J.: Lied über die Vertreibung der hutterischen Brüder aus Mähren im Jahre 1535 (Notizenblatt d. mähr. Gesellschaft f. Statistik etc. 1859, p. 91 f).
Quellen zur Geschichte der böhm. Brüder, herausg. von Ant. Gindely (Fontes rerum Austriacarum II, 19).
1861. Jireček, Jos.: B. Jana Jafeta kritická zpráva obiskupích a starších jednoty Bratrské (Č. č. m. 1861, pp. 139—158).
Gindely, Ant.: Bratr Lukáš a spisové jeho (Č. č. m. 1861, pp. 278—296).
Blahoslavova filipika proti nepřítelům vzdělaní vyššeho v Jednotě bratrské (Č. č. m. 1861, pp. 372—81).

1862. Br. Jana Blahoslava Historie Bratří českých n. výtahu Pavla Jos. Šafaříka (Č. č. m. 1862, pp. 99—124, 201—212).
 Jireček, Josef: Kancelář bratrský (Č. č. m. 1862, pp. 24 bis 51). Přídavek pp. 95—96.
1863. Das Totenbuch der Geistlichkeit d. böhm. Brüder, hrsg. von Fiedler (Fontes rer. austriacae. I, 5).
 Zezschwitz, G. v.: Die Katechismen der Waldenser und böhmischen Brüder als Documente ihres wechselseitigen Lehraustausches.
1865. Cröger, E. W.: Geschichte der alten Brüderkirche. Gnanan. Gindely, Ant.: Dekrety Jednoty Bratrské. V Praze.
1866. Brandl, V.: Biblioteka jednoty bratrské v Králicích (Č. č. m. 1866, p. 203—204).
1868. Tieftrunk: Über die Ursachen der harten Verfolgung der böhmischen Brüder im Jahre 1547 und 1548 (Sitzungsberichte d. böhm. Gesellsch. d. Wissensch. 1868, II, p. 40).
 Plitt: Über die Lehrweise der böhmischen Brüder in betreff der Rechtfertigung des Glaubens und die Werke des Glaubens (Theol. Studien u. Kritiken 1868, p. 581).
 Palacky, Fr.: O styfch a poměru sekty Valdenské k nejdejšímu sektám v Čechách (Č. č. m. 1868, p. 291—320).
1869. Tieftrunk, K.: Opiřímách krutého pronásledování bratří českých v l. 1547 a 1548 (Č. č. m. 1869, II, p. 72—86).
1870. Wackernagel, Phil.: Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des XVII. Jahrh. 3. Band. Leipzig, B. G. Teubner (no. 255—417 das Gesangbuch Weisses, 418—445 das Joh. Horns).
1872. Zoubek: Škola bratrská v Jvančicích (Beseda učitelská IV, 217).
1874. Einige Brüder-Konfessionen (Notizenbl. d. mähr. Gesellsch. 1874, p. 30).
 Šafařík, P. J.: Studie o Petru Chelčickém (Č. č. m. 1874, pp. 91—109).
 Jireček, Jos.: Literatura exulantův českých (Č. č. m. 1874, pp. 190—235, 484—494).
 Wackernagel, Phil.: Das deutsche Kirchenlied etc. 4. Band. Leipzig, B. G. Teubner (no. 492—666 Lieder aus den „Kirchengesengen“ 1566).
1875. Zahn, Joh.: Die geistlichen Lieder der Brüder in Böhmen, Mähren und Polen. Nürnberg, Gottfr. Löhe.
 Jireček, Jos.: Nové objevy z literatury staročeské (Č. č. m. 1875, pp. 168—172).
 Slavík: K literární činnosti J. Blahoslava (Č. č. m. 1875, pp. 274—285, 373—387).
1876. Blahoslav: De vitis concionatorum ed. Slavík.

1877. Jireček, Jos.: Spisové čeští ve sborníku Pavla Krupin (Č. ě. m. 1877, pp. 77—87).
 Goll, Jarosl: Br. Jana Blahoslava spisy historické (Č. ě. m. 1877, pp. 325—333).
 Lukaszewicz, Jos.: Geschichte der böhmischen Brüder in Grosspolen. Grätz.
 Jireček, Jos.: O Blahoslavově rejstříku původův písní v kancionálu Bratrském a v české milostné písni z Vendôme (Sitzungsberichte d. böhm. Gesellsch. d. Wissensch. 1877, p. 392).
 Goll, Jarosl: Der böhmische Text des Brüdertechnicus und sein Verhältnis zu den Kinderfragen (Sitzungsber. d. böhm. Gesellsch. der Wissensch. 1877, p. 74).
 Tieftrunk, K.: O básnické ceně kancionálu bratrských (Sitzungsber. etc. 1877, p. 373).
 Dudík, Beda: Über die Bibliothek Karls v. Zierotin in Breslau (Sitzungsberichte etc. 1877, p. 210).
1878. Goll, Jarosl: Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der böhmischen Brüder. I. Prag.
 Dvorský, Frant.: Dodatky a zpravy k biografíím starších spisovatelů českých a k starší české bibliografii I. Augusta Jan (Č. ě. m. 1878, pp. 295—296).
 Jireček, Jos.: Hymnologia Bohemica. Dějiny církevního básnictví českého až do XVIII. století (Abhdlgn. der böhm. Gesellsch. d. Wissensch. VI. Folge, 9. Bd.).
 Goll, Jarosl: Spásek Vita z Krupé proti Bratřím (Sitzungsbericht d. böhm. Gesellsch. d. Wissensch. 1878, p. 162).
 Šmaha, Jos.: Králícká bible, vliv a důležitost její v literatuře české (Č. ě. m. 1878, pp. 252—266, 361—380, 481—499).
1879. Chlumecky: Karl v. Zierotin und seine Zeit. Brünn.
1880. Goll, Jarosl: O některých dotud neznámých spisech Chelčického (Sitzungsber. d. böhm. Gesellsch. d. Wissensch. 1880, p. XVII).
1881. Goll, Jarosl: Petr Chelčický a spisy jeho (Č. ě. m. 1881, p. 3—37).
1882. Goll, Jarosl: Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der böhmischen Brüder. II. Prag.
1883. Čelakovský, J.: Traktáty bratrské o večeri a krvi Páně z r. 1535 (Č. ě. m. 1883, pp. 141—144).
 Goll, Jarosl: O některých spisech br. Lukáše z Prahy (Č. ě. m. 1883, pp. 362—370).
 Goll, Jarosl: Jednota bratrská v XV. století (Č. ě. m. 1883, p. 512; 1884, pp. 36, 157, 447; 1885, p. 45; 1886, pp. 121, 297, 468).

- Zoubek, Fr.: Vychování a vyučování v Jednotě bratrské. V Praze (Separatdruck aus Beseda učitelská, XV. Jahrg.).
1884. Goll, Jarosl. Br. Lukaše Pražského výklad na zjevém sv. Jana (Č. č. m. 1884, p. 99).
- Müller, J.: Über den Zusammenhang der erneuerten Bräderkirche und der alten böhmischen Bräderunität (Sitzgsber. d. böhm. Gesellsch. d. Wissensch. 1884, I.).
Lenz: Učení Petra Chelčického o Eucharistii. V Praze.
1885. Müller, J.: O souvislosti obnovené církve bratrské se starou jednotou bratří českých (Č. č. m. 1885, pp. 93, 441).
- Müller, J.: Zpráva o archivu jednoty bratrské v Lešně polském (Sborník historický 1885, p. 207—208).
1887. Müller, Jos.: Die deutschen Katechismen der böhmischen Brüder (Monumenta Germaniae paedagogica, Bd. IV.) Berlin, A. Hofmann & Co.
1890. Albert, E.: Památky po Bratřích českých v Žamberce (Č. č. m. 1890, pp. 147—151).
1891. Albert, E.: Památky po Bratřích českých v Kunwaldě (Č. č. m. 1891, pp. 209—214).
- Novák: Spor Bratří sp. Vojtěchem z Pernšteina v Prostějově r. 1557 a 1558 (Č. č. m. 1891, pp. 43—56, 197—214).
- Wolkan, R.: Das Kirchenlied der böhmischen Brüder im XVI. Jahrh. Prag, A. Haase.
1893. Burekhardt, G.: Die Brüdergemeine. Gnadau, Unitäts-Buechldg.

(Anmerkung: Die vorliegende Zusammenstellung kann in keiner Weise Anspruch auf Vollständigkeit machen; eine solche wäre nur von Prag aus möglich und sehr erwünscht.)

R. W.

Besprechungen.

Didaktik als Bildungslehre nach ihren Beziehungen zur Socialforschung und zur Geschichte der Bildung dargestellt von **Otto Willmann**. Zweite verbesserte Auflage. Einleitung. Die geschichtlichen Typen des Bildungswesens. S. XV u. 426. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg u. Sohn, 1894. Preis 6 Mk. 50 Pfg.

Bei der ungeheuren Zahl den Büchermarkt jahraus jahrein überflutender schlechthin wertloser sogenannter pädagogischer Schriften, die leider immer Käufer finden, ist die zweite Auflage eines streng wissenschaftlichen pädagogischen Specialwerks wie die *Didaktik* Otto Willmanns, wenn sie auch erst nach 12 Jahren erscheinen kann, als ein nicht zu unterschätzender Erfolg zu betrachten. Referent begrüsst sie mit um so grösserer Freude, weil er für seine seit 10 Jahren an der Universität Halle gehaltenen Vorlesungen über Pädagogik keinem andern Werk soviel Anregung verdankt, als diesem. Willmann verdient in der wissenschaftlichen *Didaktik* der Gegenwart die Stellung, welche Lotze in den siebziger Jahren und darüber hinaus in der Philosophie einnahm. Irre ich nicht, so hat sich Willmann in der That Lotze, dem ich ihn vergleichen möchte, zum Vorbild genommen. Wie Lotze legt auch Willmann auf die sprachliche Darstellung, insbesondere darauf, den Ausdruck im einzelnen und kleinen zu einem treffenden zu gestalten, das grösste Gewicht. Dieses Streben, bei beiden durchweg von glücklichem Erfolge gekrönt, führte aber doch auch hier und da, bei Lotze in dem *Mikrokosmos*, bei Willmann in der ersten Auflage der *Didaktik*, zu einer gewissen die Klarheit in etwa beeinträchtigenden Künstlichkeit des Ausdrucks. Lotze hat diese Mängel des Stils, die im *Mikrokosmos* noch öfter die Lektüre behindernd hervortreten, in seinem Anfang der achtziger Jahre erschienenen System der Philosophie völlig überwunden. Hier ist alles abgeklärt, die Darstellung fliesst leicht hin, dem Verständnis keinerlei Schwierigkeiten bietend. Ähnliches gilt (auch die zweite Auflage der *Didaktik* hat, wie mich eine Reihe von Stichproben überzeugten, vielfach die bessernde Feile erfahren, wie das auch Vorrede S. VIII betont wird) von dem eben erschienenen ersten Bande der gross angelegten auf drei Bände berechneten Geschichte des Idealismus von Willmann, ein Werk, das — wie ich schon hier einer späteren Besprechung vorgreifend bemerke auch darin mit Lotzes System der

Philosophie ähnlich —, wenigstens in der ersten Hälfte des ersten Bandes, trotz der mannigfachen und wertvollen Anregungen, die es bietet, des Problematischen und Anfechtbaren viel enthält und insofern, ebenso wie Lotzes System hinter seinem Mikrokosmos, hinter der Didaktik zurücktritt, die durch ihre vermittelnde versöhnende Art, ähnlich wie der unschätzbare Mikrokosmos, einen Widerspruch kaum aufkommen lässt. Auch sachlich steht Willmann vielfach Lotze nahe. Anklänge an Herbart, als dessen nicht sklavisch abhängigen, sondern frei denkenden Schüler sich Willmann einführt und bekennt, finden sich auch bei Lotze. Der Philosoph Lotze freilich bekämpft den Philosophen Herbart, der Pädagoge Willmann hingegen, wie natürlich bei der unbestrittenen Vorzugsstellung, die Herbart als Pädagogen gebührt, sucht den Pädagogen Herbart zu verbessern und zu ergänzen. Lotze ist Philosoph und steht als solcher mitten in der — wenn man will weltfremden — Wissenschaft; er ist Psychologe und Metaphysiker. Willmann können wir nicht einen Psychologen, noch weniger einen Metaphysiker nennen; er ist Pädagoge, steht als solcher mitten im Leben, ist vor allem gründlich sociologisch und historisch — was Lotze abgeht — orientiert. Was Lotze dem Psychologen war und noch ist, ist Willmann dem praktischen Schulmann. An die Stelle der psychologischen Analyse der Vorgänge Lotzes, wie sie das Ideal der philosophischen Vorlesungen bildet, tritt bei Willmann die logisch-sprachliche Analyse der Begriffe, die in der Praxis des Schulunterrichts die erste Rolle spielt. Beide sind in dieser Hinsicht durch ihre Schriften vorbildlich; man sieht sie so zu sagen, während man ihre Schriften liest, an der Arbeit, man empfindet sogar die Mühe der Arbeit mit und nimmt gern an derselben teil. Überall merkt man wie bei Lotze den beständig psychologisch reflektierenden Forscher, so bei Willmann den in der Praxis gebildeten und aus einer reichen Praxis wie aus dem Vollen schöpfenden Schulmann. Hervorragende, mitten in der Praxis stehende Schulmänner, wie z. B. der verstorbene Direktor der Frankeschen Stiftungen Otto Frick, sagten mir denn auch, dass sie für die Praxis des Schulunterrichts ebenso wie ich für meine pädagogischen Vorlesungen Willmanns Didaktik mehr als andern Werken zu Dank verpflichtet seien. Ähnlich sind sich Lotze und Willmann auch darin, dass beide keine Lust am Einreißen und Zerstören, an bloss negativer Kritik zeigen, sondern aufbauend das Alte konservierend, rekonstruierend und mit dem Neuen verknüpfend wirken wollen. Lotze machte es sich zur Aufgabe, gegenüber der mechanischen Weltanschauung das Recht des Gemüts, des Glaubens zur Geltung zu bringen, Kopf und Herz, Verstand und Gefühl mit einander zu versöhnen. Man wird kaum sagen können, dass sein Streben in dieser Hinsicht von durchschlagendem Erfolg begleitet ist. Willmann macht kein Hehl daraus, dass ihm das Christentum und zwar nicht das rationalistisch zurechtgestutzte, sondern das geschichtliche in seinen Grundzügen in allen

Perioden seiner Entwicklung sich gleichbleibende Christentum — auch die Reformation hat ja nichts Neues gebracht, sondern nur das von Äusserlichkeiten überwucherte innere Wesen des Christentums freigemacht und so zu sagen bloss gelegt — als Ziel- und Mittelpunkt als Herz und Seele wie der Menschheit so insbesondere auch ihrer Erziehung und ihres Unterrichts gilt. Wir alle haben uns in dieser Hinsicht natürlich längst praktisch entschieden, die einen zustimmend, die andern ablehnend; aber für unsere Kinder, für ihren Unterricht, für die Leitung der Schulen, die sie besuchen, werden viele, auch wenn sie sich zur letzteren Gruppe rechnen, so inkonsequent es ist, geneigt sein, mit grösserer oder geringerer Entschiedenheit auf die Seite Willmanns zu treten. Die Ansicht bricht sich in immer weiteren Kreisen Bahn, dass es der Jugend wenigstens nicht schaden könne, ja sogar nützen müsse, wenn sie die strenge Zucht des Christentums an sich erfahre und, mit Pluton in den Gesetzen zu reden, so lange fremder Ansicht folge, als sie noch nicht zu eigener Einsicht herangereift sei. Diese praktische Rücksicht beiseite ist es allerdings die Frage, ob sich die Ansicht Willmanns von der Stellung des Christentums innerhalb der Menschheit und für die Erziehung und den Unterricht wissenschaftlich rechtfertigen und gegen alle Einwürfe als stich- und probehaltig erweisen lässt. Den Versuch, das zu thun, macht Willmann natürlich nicht in der Didaktik, sondern in umfassendsten Sinne in seiner Geschichte des Idealismus, deren erster das Altertum behandelnder Band vorliegt. Von diesem Gesichtspunkt aus, den wir hier nicht weiter verfolgen können, muss diese Geschichte des Idealismus gewürdigt werden. (Man vergleiche, was Willmann selbst, Didaktik erster Band zweite Auflage Vorrede S. VII und VIII, in dieser Hinsicht sagt.) Ich bemerke nur noch, dass das religiöse Element nirgends bei Willmann, ebenso wenig wie bei Lotze, in aufdringlicher Weise sich geltend macht oder gar der rein sachlichen Behandlung Abbruch thut. Es war ein glücklicher Gedanke Lotzes, in seinem Mikrokosmos die Quintessenz der Philosophie mit Ausschluss alles bloss akademischen und formalen Beiwerks zusammenzufassen. In ähnlicher Weise hat Willmann in seiner Didaktik die Quintessenz der Pädagogik, soweit sie für den höheren Schulunterricht in Betracht kommen kann, dargestellt. Wie sehr man auch den Primat des Willens gegenüber dem Intellekt betonen mag, hier gilt sicher das Wort Dieters: Durch den Kopf zum Herzen, keine Wärme ohne Licht. Es ist das Verdienst Willmanns, die Didaktik als Bildungslehre zu einer selbständigen von der eigentlichen Erziehungslehre oder Pädagogik unabhängigen Disciplin gestaltet zu haben. (Über das Verhältnis von eigentlicher Pädagogik und Didaktik vergleiche man die vorzüglichen Ausführungen von Willmann, Didaktik I S. 82—84.) Lotze knüpft in seinem Mikrokosmos seine Auseinandersetzungen überall an die Naturwissenschaft an, Willmann hingegen macht sich die Anschauungen der Gesellschaftswissenschaft

oder Socialforschung zu nütze. Der Begriff der socialen Lebenserneuerung und des socialen Verjüngungsprozesses des Menschheitsorganismus und die ihm entsprechende ethische (Pädagogik) und intellektuelle (Didaktik) Angleichung der jüngeren Generation an die ältere stehen bei Willmann, ebenso wie bei Lotze die mechanische Weltanschauung und die mechanische Lebenserklärung, im Vordergrund. Ich begnüge mich für die Anzeige der zweiten Auflage des ersten Bandes der Didaktik Willmanns mit dieser Gegenüberstellung Lotzes und Willmanns, da ich auf den vorwiegend geschichtlichen Inhalt dieses Bandes in der Besprechung der Geschichte des Idealismus näher einzugehen gedenke. Eine genaue Analyse des Inhalts, wie sie zum Teil die ausführlichen Besprechungen der ersten Auflage von Otto Frick (Lehrgänge und Lehrproben 1890 Heft 23 S. 15—83) und von dem Jesuitenpater Heinrich Pesch (Stimmen aus Maria Laach 1891 Heft 7 S. 204—211) gegeben haben, liegt nicht in meiner Absicht. Sie könnte von dem wirklichen Werte der Didaktik doch nur eine ganz oberflächliche Vorstellung geben. Den Lehrern aller Stufen rufe ich zu: Nimm und lies! Wenn sie das Buch gelesen haben, werden sie sicher sagen, dass sie ihm für ihre Unterrichtspraxis vieles verdanken.

Halle n. d. Saale.

Goswin K. Uphues.

Uphues, Goswin K., Die Psychologie des Erkennens vom empirischen Standpunkte. Erster Band. Leipzig, Engelmann, 1893. VIII u. 318 S.

Der Verfasser bietet in diesem Bande ausser allgemeinen methodischen Vorbemerkungen eine Theorie des Bewusstseins und der Wahrnehmung, um auf Grund derselben die Entstehung des Weltbildes des gewöhnlichen Bewusstseins zu erklären. Ein Anhang bespricht die Bewusstseins- und Wahrnehmungstheorie des Platon und Aristoteles.

Den Ausgangspunkt für alle Erkenntnis bilden die Thatsachen des Bewusstseins. Nichts ist uns so unmittelbar gewiss, wie unsere inneren Erlebnisse, unser Empfinden, Vorstellen, Fühlen und Wollen. Die innere Erfahrung ist im Verhältnis zu den Gegenständen, welche wir als unabhängig von unserem Bewusstsein bestehend annehmen, das primäre, nicht erst abgeleitete. Die Bewusstseinsvorgänge enthalten stets einen Hinweis auf ein Jenseits des Bewusstseins, auf Transcendentes. Eine Erkenntnis des letzteren ist sicher nur vom Immanenten aus zu gewinnen. Die Erkenntnis ist nicht etwa auf das Immanente beschränkt; es giebt Bewusstseinsvorgänge, die ihrer Natur nach auf das Transcendente gerichtet sind, und gerade die innere Erfahrung drängt die Erforschung des Verhältnisses unserer Vorstellungen zum Transcendenten auf. Die Metaphysik hat zu erforschen, ob wir eine Erkenntnis des Transcendenten zu gewinnen vermögen und ob es überhaupt ein Transcendentes giebt. Sie kann eine wissenschaftliche Begründung einzig durch die Psychologie er-

lungen, da die Beantwortung jener Fragen psychologische Analysen des Bewusstseins, seiner Thatsachen und Vorgänge voraussetzt.

Uphues steht auf dem Boden des Empirismus und sucht in strengsten Anschluss an die Thatsachen der Erfahrung seine Theorie der Wahrnehmung und der Entstehung unseres Weltbildes zu entwerfen. Die Kenntnis des Transcendenten, sowohl der Dinge wie ihrer Vorgänge, wird uns zunächst in der Empfindung vermittelt, trotzdem müssen wir aber zugestehen, dass wir von der Übereinstimmung der Empfindungen mit dem Transcendenten ein auf Einsicht beruhendes, sicheres Wissen nicht zu gewinnen vermögen. Dennoch aber können wir auf mittelbarem Wege eine freilich nicht in einer sicheren, wohl aber in einer wahrscheinlichen Erkenntnis bestehenden Einsicht bezüglich des Transcendenten erreichen. Wir können uns über das Transcendente auch Gedanken und Vorstellungen bilden, die mit den Empfindungen nicht übereinstimmen. „Thun wir dies, so betreten wir das Gebiet der Hypothesen, worunter wir, sofern es sich um das Naturerkennen handelt, Annahmen verstehen, die mit den Empfindungen, in denen uns das Transcendente, das wir Natur nennen, zum Bewusstsein kommt, nicht übereinstimmen. Ein Recht zu solchen Annahmen haben wir jedenfalls, wenn die Empfindungen, in denen wir uns das Transcendente vergegenwärtigen, entweder selbst mit einander in Widerspruch stehen oder doch zu widersprechenden Vorstellungen und Gedanken führen. Wo dies nicht der Fall ist, da scheint auch kein Recht zu solchen Annahmen vorhanden zu sein. Wir unterscheiden demnach berechnigte und unberechnigte Hypothesen.“ Zu den unberechnigten Hypothesen rechnet Uphues die Annahme von Kräften und hervorbringender Ursachen, ferner die animistische Theorie. Seine bezüglichen kritischen Bemerkungen sind von durchdringender Klarheit. Der Verfasser sucht zugleich Positives an die Stelle zu setzen, beziehungsweise eine wissenschaftliche Fassung für diese Begriffe zu gewinnen.

Die Psychologie des Erkennens hat nach Uphues alle metaphysischen Gedankengänge zu vermeiden. Sie ist in erster Linie beschreibende Psychologie. Bei allen ihren Untersuchungen muss sie eine sorgfältige Analyse der zur Anwendung kommenden, in der Sprache ausgeprägten Begriffe vornehmen, da wir in der Sprache ein fertiges Erkenntnisssystem erhalten, das uns oft in nicht wünschenswerter Weise beeinflusst, da selbes meist auf den naiven Voraussetzungen des gewöhnlichen Bewusstseins über die inneren Vorgänge aufgebaut ist. Allerdings hat auch die reflexive Betrachtung ihre Gefahren, da man etwas in die Bewusstseinsvorgänge hineinträgt und das, was nur Ergebnis der Reflexion ist, als ursprünglichen Bestandteil betrachtet. Die Bewusstseinsvorgänge dürfen auch nicht als beharrliche Objekte gleich den Dingen betrachtet werden, sondern sind wechselnde Vorgänge, die allerdings mit den früheren sich decken. Die Psychologie des Erkennens hat denn auch diese Ähnlichkeiten

zu erforschen; sie gelangt dadurch zu Klassenbegriffen von Bewusstseinsvorgängen, d. h. Gesetzen. Die Bewusstseinsvorgänge könnte man vielleicht am besten kennzeichnen, wenn man sie als Funktionen auffasst. Gesetzmässige Änderungen des Einen haben gesetzmässige Änderungen des Anderen zur Folge. Die Psychologie des Erkennens fasst dementsprechend auch das Abhängigkeitsverhältnis der Bewusstseinsvorgänge ins Auge, insbesondere erfasst sie auch die Entwicklung des Bewusstseins vom Einfachen zum Zusammengesetzten, sie bedient sich ebenso der vergleichenden wie der genetischen Methode.

Diese allgemeinen methodischen Grundsätze werden von Uphues gewissenhaft in den Einzelausführungen befolgt. Die Analysen des Bewusstseins und der Wahrnehmung und der Abschnitt „Entstehung unseres Weltbildes“ zeichnen sich durch strenge Methode aus und bedeuten eine wirkliche Bereicherung der philosophischen Forschung. Eine Reihe von Ergebnissen ist unanfechtbar und giebt den Beweis dafür, dass die befolgte Methode die richtige ist, um auch in der Philosophie feste Erkenntnisse zu erlangen. Wenn in diesen Bahnen rüstig weitergearbeitet wird, dann ist Aussicht vorhanden, dass endlich auch in der Philosophie die Systembilderei ein Ende erreiche und dass auch sie zu einer Wissenschaft gleich den anderen erhoben werde.

Man darf mit Spannung dem zweiten Bande entgegensehen.

R. H.

J. Böhm, Geschichte der Pädagogik mit Charakterbildern hervorragender Pädagogen und Zeiten. Nürnberg, Fr. Korn, 2 Bände, 310, bezw. 368 S.

Einen Kommentar zu seiner „Kurzgefassten Geschichte der Pädagogik“ nennt der durch zahlreiche Publikationen besonders in seinem engeren Heimatlande Bayern vorteilhaft bekannte Verfasser sein Werk. In der That schliesst sich das grössere Werk dem kleineren in Anlage und Einteilung vollständig an. — Der Verfasser hat die pragmatisch-biographische Methode für seine Darstellung gewählt: in die fortlaufende Geschichte der Entwicklung der pädagogischen Ideen sind Schilderungen des Lebens und Strebens grosser Pädagogen eingeflochten. — Nachdem der Verfasser einleitend den Begriff der Geschichte der Pädagogik festgestellt hat, spricht er weiter über Aufgaben, Ziele, Umfang, Methode, Wert, Quellen, Einteilung und Litteratur derselben. Zum Gegenstand seiner Darstellung selbst übergehend, sucht er zunächst der verhältnismässigen Bedeutungslosigkeit der Chinesen, Inder, Perser und Egyptianer abzugewinnen, was nur irgend abgewonnen werden kann. Mit der Geschichte der Erziehung bei den Juden gewinnt der Verfasser dann die Brücke zu der Darstellung der pädagogischen Ideen bei den Griechen. Sehr fesselnd ist insbesondere der Abschnitt über die berühmtesten Lehrer Griechenlands, von denen Sokrates eine eingehende Behandlung gefunden hat. Weit geringer ist die Ausbeute an pädagogischen Gedanken bei den Römern; doch bieten die Lebens-

bilder von Cicero, Seneca und Quintilian immerhin manches Anregende. Ein Rückblick leitet hinüber zur Betrachtung der Zeit nach Christi Geburt. Ein warmer religiöser Sinn ohne Engherzigkeit und Unduldsamkeit tritt uns in der Darstellung Christi selbst entgegen. Das lebhafteste Interesse erwecken in der Schilderung der folgenden Zeitabschnitte und weiterhin durch das ganze Werk Stellen aus zeitgenössischen Schriften; hier sei z. B. auf das Tagebuch Walafrid Strabos, das ein sehr genaues Bild über das Getriebe in einer mittelalterlichen Klosterschule giebt, sowie auf die bekannte Selbstbiographie Platters hingewiesen, welche letztere das Leben der führenden Schüler mit Anschaulichkeit schildert. Mit der Darlegung über die Entstehung der Universitäten und die Wiederbelebung des klassischen Altertums durch die Humanisten ist die Überleitung zur Reformation gegeben. Mit ersichtlicher Wärme verweilt der Verfasser bei der markigen Gestalt Luthers, dessen gesunde pädagogische Ideen eingehend dargelegt sind. Sein Schreiben „an die Bürgermeister und Ratsherren allerlei Städte in deutschen Landen“ ist nahezu unverkürzt wiedergegeben. Kürzer werden die übrigen Reformatoren behandelt. Aus der Zeit der Gegenreformation finden die erzieherischen Bestrebungen der Jesuiten umfassendere Besprechung. Weiterhin sind mehrere Kirchenordnungen, die den Grund zur Entstehung einer eigentlichen Volksschule legten, im Auszuge mitgeteilt. Mit dem trüben Ausblicke auf den 30jährigen Krieg, der alle Ansätze zu einem geordneten Volksschulwesen vernichtete, schliesst der erste Band.

Der zweite Band führt uns zunächst die Männer vor, die in Gegensatz zu der streng kirchlichen Erziehung traten. Wir finden neben andern Baco, Raticius, den „Vater der Didaktik“, und als Grössten Johann Amos Comenius gezeichnet. Mit unsprechender Wärme werden die Verdienste des grossen Böhmen um die Bildung der Menschheit dargelegt; aus seiner „grossen Unterrichtslehre“ ist ein umfassender Auszug gegeben, aus seinem „Orbis pictus“ der Abdruck zweier Seiten beigelegt. Der geistreiche Locke, dessen Anschauungen über Erziehung und Unterricht weiterhin geschildert werden, gehört ja eigentlich der Volksschule nicht an. Um so mehr ist dies der Fall bei den Pietisten, denen das folgende Kapitel gewidmet ist. Hier erweckt die Gestalt des Gründers des Halleschen Waisenhauses und der damit verbundenen Anstalten unsere ganz besondere Teilnahme. Aus einem Werke Frankes sind dessen Anschauungen über körperliche Züchtigung mitgeteilt, Anschauungen, wie sie treffender auch heute noch nicht gedacht werden können. Der folgende Abschnitt beschäftigt sich mit Rousseau, von dessen „Emil“ eine Inhaltsangabe geboten ist. Wie bei allen vorausgehenden und nachfolgenden Pädagogen geht der wörtlichen oder inhaltlichen Wiedergabe aus den Hauptwerken eine kurze Lebensbeschreibung voraus, während eine erschöpfende Kritik folgt. Letzteres ist besonders im Interesse jüngerer Lehrer zu begrüssen. Gerade sie könnten durch

so geistreiche Ansichten, wie sie beispielsweise Rousseau vorbringt, sich blenden lassen. — Im weiteren wird die Thätigkeit der auf Rousseaus Schultern stehenden deutschen Philanthropisten geschildert, unter denen besonders der unstete Basedow und der edle Salzmann eingehende Darstellung finden. Aus Basedows Hauptschriften und aus Salzmanns „Ameisenbüchlein“ sind Proben mitgeteilt. In ähnlicher Weise werden noch Rochow und Felbiger gewürdigt. Mit einem Rückblick auf den Zustand der Lehrerbildung und der Volksschulen schliesst die Betrachtung des 18. Jahrhunderts. — Die Einleitung zur Behandlung der deutschen Volksschule im 19. Jahrhundert bildet die Geschichte Pestalozzis. Mit warmer Begeisterung ist der Lebensgang dieses Mannes geschildert, sind seine schöpferischen Ideen gekennzeichnet, seine Leistungen gewürdigt. Der letzte Teil des Werkes besteht hauptsächlich aus dem Nachweise, wie die Bestrebungen dieses Grossmeisters der Erziehungswissenschaft innerhalb und ausserhalb der Fachkreise immer mehr Anhänger und Vertreter gewannen und wie sie infolge dessen mehr und mehr in die That umgesetzt wurden. Unter den Nachfolgern Pestalozzis findet besonders noch Diesterweg eine ausführlichere Darstellung. Vielleicht dürfte hier der Wunsch angezeigt sein, es möge bei der weitgehenden Beachtung, deren sich die sogenannte „wissenschaftliche Pädagogik“ in Lehrerkreisen neuerdings zu erfreuen hat, bei einer Neuauflage Herbart und namentlich der nur flüchtig erwähnte Ziller eine etwas umfassendere Bearbeitung finden. — Mit einem Anhang, in dem die Entwicklung des bayerischen Volksschulwesens dargelegt ist, schliesst das verdienstvolle Werk.

Wenn der Verfasser es sich zum Ziele gesetzt hat, jüngeren Lehrern „eine tiefere Einsicht in ihren Beruf zu verschaffen“ und sie „an den Beispielen edler und hochherziger Menschenbildner für die heilige Sache der Jugendbildung zu begeistern“, so ist ihm dies im vollsten Masse gelungen. Mit besonderem Geschick hat er Stellen aus den Schriften grosser Pädagogen so ausgewählt, dass dieselben nach und nach über alle wichtigeren Gebiete der Volksschulpädagogik zu Worte kommen. Durch das Ganze weht ein warmer Hauch der Begeisterung für Menschenwürde, wie sie jeden Erzieher beselen sollte. Der jüngeren Lehrerwelt sei das Werk aufs angelegentlichste empfohlen; ältere Lehrer werden sich neue Begeisterung für ihren Beruf aus dem Werke holen und zugleich die vielseitigsten Anregungen daraus empfangen. Es sollte in keiner Lehrerbibliothek fehlen.

München.

K. Gutmann.

Litteraturbericht.

In der Revue internationale de l'enseignement 13. Année, Nr. 5 S. 441 ff. (Reducteur en chef M. Edmond Dreyfus-Brisac) veröffentlicht Jacques Parmentier einen Aufsatz über **Jean Louis Vivès**, de ses théories de l'éducation et de leur influence sur les pédagogues anglais, den wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen. Er behandelt eine Seite aus der Geschichte des Vivès und seines Systems, die bisher in Deutschland wenig oder keine Beachtung gefunden hat, nämlich sein Fortleben in England. Herr Professor Parmentier in Poitiers (der ebenso wie Herr Dreyfus-Brisac Mitglied der C.G. ist) hat sich sehr eingehend gerade mit der Geschichte der Erziehungslehre beschäftigt und ist daher auf diesem Felde einer der zuständigsten Beurteiler, die wir heute besitzen. Was Herr Parmentier in seinem Aufsatz über die Vernachlässigung des Spaniers Vivès seitens der deutschen Wissenschaft sagt, mag auf frühere Zeiten zutreffen, heute wird aber Vivès' Bedeutung gerade in Deutschland nachdrücklich anerkannt; wir haben den Namen des Vivès mit gutem Grund in Arbeitsprogramm unserer Gesellschaft ausdrücklich genannt.

K.

Der vor kurzem vollendete 3. Band des im Auftrage der Görresgesellschaft von A. Bruder herausgegebenen „**Staatslexikons**“ (Grotius bis Ökonomie) bringt u. a. Artikel über Hugo Grotius (von Brischar, Spalte 1—4), Krause (v. Grupp, Sp. 860—863), Leibniz (v. J. Bach, Sp. 1084—1092) und Locke (v. J. Bach, Sp. 1129—1235). Wenn auch der Aufgabe des Staatslexikons gemäss das Hauptgewicht auf die sozial-politischen Anschauungen dieser Männer gelegt worden ist, so findet doch beiläufig auch ihr religiöser, philosophischer und pädagogischer Standpunkt eine Charakteristik und Würdigung. Wir können hier nur die Punkte kurz hervorheben, in welchen sich die Bestrebungen der Genannten mit denen unserer Gesellschaft berühren. Wie weit ihre Wege und Ziele im übrigen auch auseinandergehen, in einem Punkte treffen sie zusammen: in dem Streben nach Einigkeit und Frieden. Bei Grotius erinnert Brischar an die vielübersetzte Schrift „De veritate religionis christianae“, in welcher der Verfasser auf das hinweist, „was dem Menschen Ruhe, Trost und Freudigkeit geben mag im irdischen Leben und ihm eine fröhliche Aussicht eröffnen in die Dunkelheit der unendlichen Zukunft“. — Den Kern von Krauses Philosophie fasst Grupp in die Worte zusammen:

„Die Menschheit organisiert sich nach dem physischen Zusammenhang in Familien, Gemeinden, Stämmen, Völkern und Völkervereinen, nach den ethischen Lebenszwecken, Religion, Wissenschaft, Kunst, Erziehung, Sittlichkeit, Recht, in besonderen Vereinen. Das Ideal wäre ein Gesamtorganismus aller dieser Vereine, der das Göttlich-Menschliche in Einheit und Gemeinsamkeit pflegen würde.“ — An Leibniz rühmt Bach sein Trachten, das religiös und politisch zerrissene deutsche Volk durch Bildung und Gesittung zu seiner einstigen Grösse zurückzuführen. Den Philosophen besetzt die grosse Idee der Wiedervereinigung der Protestanten mit der katholischen Kirche und unter sich. Er kämpft für die Pflege seiner deutschen Muttersprache, für den Ausdruck deutscher Gesinnung und Gesittung. Seine Wissenschaft soll dem Wohle des Volkes dienen, sie soll nützlich sein fürs Leben. Daher die Betonung des Anschauungsunterrichtes, daher die Pflege der Realien. Ausdrücklich weist Bach in diesem Punkte auf die Verwandtschaft mit Vives, Rutichius, Comenius und Alsted hin. — Auch Locke endlich hat der Gedanke einer „Vereinigung sämtlicher Konfessionen und Sekten auf dem Grunde der in der heiligen Schrift niedergelegten Fundamentallehren“ vorgeschwebt. **B.**

Wir haben an dieser Stelle auch der Aufsätze zu gedenken, welche die Allgemeine Deutsche Biographie über die Männer unseres Forschungsgebietes bringt. Auf dem Gebiete des Humanismus kommt für uns aus dem vorigen Jahre vollendeten 35. Bande (Spalatin—Steinmar) besonders der Artikel „Spalatin“ in Betracht, daneben vielleicht noch „Spangell“, „Stabius“, „Steinberg“ und „Steinhöwel“. Der eingehende Bericht über Georg Spalatin (S. 1—29), von dem eine besondere Lebensbeschreibung bislang noch fehlt, trägt den Namen Georg Müllers. Der einflussreiche Vertraute und gewissenhafte Biograph der sächsischen Kurfürsten Friedrichs des Weisen und Johanns des Beständigen, der weitbekannte Humanistenfreund, gehört zu den Männern, die, obwohl selbst nicht geistig hervorragend, durch die Förderung, die sie den führenden Geistern ihrer Zeit zu teil werden liessen, sich ein Anrecht auf den Dank der Nachwelt erworben haben. — K. Hartfelder behandelt kurz den um die Universität Heidelberg verdienten Pallas Spangell (S. 32 f.), den Lehrer Wimpfelings und Melanchthons. — Johannes Stabius, der Schützling Kaiser Maximilians, engbefreundet mit Konrad Celtis (Berichterstatter: Krones, S. 337), möge hier wegen seiner Verdienste auf dem Felde der Mathematik, Geographie und Astronomie genannt sein. — Von dem Breslauer Nikolaus Steinberg, † 1610, führt Markgraf (S. 690) das ihn charakterisierende Wort eines seiner Schüler an, „er ziehe eine Schule mit guter Zucht und geringerer Wissenschaft einer solchen vor, an der das Verhältnis umgekehrt sei“. — Grösseren Raum nimmt wieder der Aufsatz Philipp Strauchs über Heinrich Steinhöwel (S. 728—736) ein, einen der ältesten Vertreter der

deutschen Frührenaissance, dem sein Bestreben, bekannte fremdsprachige Werke in Übersetzungen zum Gemeingut seines Volkes zu machen — es sei nur an seinen Aesop erinnert — einen Platz in unsern Heften sichert.

B.

Das soeben erschienene 1. Heft des 15. Jahrg. des Jahrbuchs für die Geschichte des Protestantismus in Österreich (Wien u. Leipzig, Jul. Klinkhardt) enthält einige Aufsätze und Nachrichten, die auch für die C.G. von Interesse sind. Prof. Dr. Loesche in Wien setzt die Sammlung der evangelischen Kirchenordnungen Österreichs fort und bringt in dem vorliegenden Heft die Ordnung von Joachimsthal in Böhmen aus dem Jahre 1551 zum Abdruck. Th. Unger, Landesarchiv-Adjunkt in Graz, bringt die Fortsetzung seines früher begonnenen Aufsatzes über eine „Wiedertäufer-Liederhandschrift des XVII. Jahrhundert“ d. h. die Handschrift eines Liederbuchs der mährischen Brüder, die später das Schicksal der böhmischen Brüder im 17. Jahrhundert teilten. Wir haben schon früher bemerkt, dass Comenius diese Gemeinden gekannt und geschätzt hat. Unter den „Miscellen“ bringt Dr. G. Bossert unter Bezugnahme auf das auch von uns besprochene Buch Nicoladonis über Joh. Bänderlin von Linz (s. M.H. der C.G. 1894 S. 96 ff.) den Nachweis, dass der in den Täufer-Akten des 16. Jahrhunderts mehrfach genannte Hans Vischer aus Linz und Joh. Bänderlin ein und dieselbe Person bezeichnen. Bei der Bedeutung, die Bänderlin (z. B. für Seb. Francks geistige Entwicklung) gewonnen hat, sind die neuen Nachrichten, die uns dadurch erschlossen werden, von Wichtigkeit.

K.

Die ausführlichste Darstellung des deutschen Erziehungswesens im 16. Jahrhundert, die neuerdings erschienen ist, liegt in dem soeben ausgegebenen Bande von **Johannes Janssens Geschichte des deutschen Volkes** seit dem Ausgange des Mittelalters (Freiburg i. Br. 1893) vor, den Ludwig Pastor aus dem Nachlass des Verfassers herausgegeben hat. Der Band führt den Untertitel: „Culturzustände des deutschen Volkes etc. Drittes Buch: Schulen und Universitäten. Bildung und Wissenschaft. Bücher-Censur und Buchhandel.“ Die Zeit des ausgehenden 16. Jahrhunderts, wo auf der einen Seite ein starrer staatskirchlicher Lutheranismus, auf der anderen die Gesellschaft Jesu herrschend waren, gehört in Bezug auf das Forschungsgebiet unserer Gesellschaft zu den unfruchtbarsten Zeitabschnitten, die wir kennen; hat doch selbst das 14. wie das 15. Jahrhundert mehr Männer hervorgebracht, die für uns in Betracht kommen. Wir können daher die Schilderungen, die Janssen giebt, zum grossen Teil auf sich beruhen lassen; es ist nichts Neues, wenn er die Unerfreulichkeit der Zustände nktenmässig beweist und der Unterschied unserer Auffassungsweise besteht nur darin, dass wir weder auf der einen noch auf der anderen Seite unser Ideal finden, während die Vorliebe Janssens für die Gesellschaft Jesu ja bewusst oder unbewusst alle Urteile beherrscht. Gleichwohl muss das Buch

deshalb in dieser Stelle erwähnt werden, weil einige Äusserungen über Vorläufer des Comenius darin vorkommen, die von Wichtigkeit sind, und da muss dem gesagt werden, dass das Bild, das Janssen von diesen Männern entwirft, freundlicher ist, als fast alle anderen gran in gran gezeichneten Charaktere, die nicht zu den Konfessionsgenossen des Verfassers gehören. Auf S. 602 ff. wird von **Johann Valentin Andreae** und **Johann Arndt** gehandelt, die beide freilich schon wesentlich jener Epoche angehören, wo innerhalb des Protestantismus der Lutheranismus des 16. Jahrhunderts zurückzutreten anfing.

„Ein der Polemik durchaus abholder, einem frommen, in Liebe thätigen Glauben zugewandter Mann“, sagt Janssen, „war mich Johann Valentin Andreae. . . . Seine Selbstbiographie ist ein wichtiges Denkmal der Zeit. Über das ewige Polemisieren urteilt er:

Auch hilft kein Zanken und Streitschrift
So unser Leben bleibt vergift;
Kein Buch Christum vertreten kann,
Er will fromb Leut und Jünger han.“

„Die freundlichste Erscheinung“, fährt Janssen fort, „unter der grossen Schaar der ‚evangelischen Prediger‘ — dass er diese Bezeichnung mit Anführungszeichen versieht, ist charakteristisch genug — ist unzweifelhaft der schon genannte Johann Arndt, auch von katholischer Seite nicht selten als ein ‚christlicher Geistesheld‘ gerühmt. . . . Als Feind der scholastisch-polemischen Kanzelvorträge drang er in seinen Predigten ganz besonders auf ‚Reinigung des Herzens‘ und ‚ungeheuchelte Liebe Gottes und des Nächsten‘; der Glaube müsse sich überall durch Werke der Liebe bethätigen. Sein Hauptwerk, welches in protestantischen Kreisen bis auf die Gegenwart eine Quelle religiöser Erbauung geblieben, sind die ‚Vier Bücher vom wahren Christentum‘, deren erstes Buch, aus Wochenpredigten entstanden, im Jahre 1605 erschien; die erste vollständige Ausgabe des Werkes stammt aus dem Jahre 1610.“

Sehr richtig schildert Janssen, wie Arndt, der von sich selbst nachdrücklich sagte, dass er seine Schriften durchaus im Sinn der Augsburgerischen Konfession, der Katechismen Lutheri und der Concordienformel verstanden wissen wollte, im Grunde keineswegs lutherisch war, und wie auch die lutherischen Zeitgenossen dies ganz richtig erkannten. Man predigte auf vielen lutherischen Kanzeln gegen ihn, als einen „Enthusiasten“ und „Schwenkfelder“, und diese Anklage war tiefer begründet, als viele seiner damaligen Gegner ahnen konnten; denn ein Teil seiner „Vier Bücher vom wahren Christentum“ war und ist in der That nichts anderes, als ein wörtlicher Abdruck alter täuferischen Traktate. Wir kommen vielleicht später einmal darauf zurück. — Verhältnismässig eingehend wird über Seb. Franck gehandelt, und obwohl das Urteil Janssens im ganzen ablehnend ist, so erhält Franck doch im einzelnen hier und da eine recht gute Note. „Was Franck besonders auszeichnet“, sagt Janssen S. 302, „ist die Weite seines kulturgeschichtlichen Blicks, die scharfe Beobach-

tung des Volkslebens, wie es sich unter seinen Augen entwickelte, vornehmlich der kirchlichen, der gesellschaftlichen und der wirtschaftlichen Verhältnisse in den oberen und unteren Schichten des Volkes. Die deutsche Sprache handhabte er mit solcher Meisterschaft, dass er den besten Prosaisten des sechzehnten Jahrhunderts beizuzählen ist. Frauck war Socialist, allein sein Socialismus ging nicht auf niedrigere Zwecke aus . . . von der Thorheit des säuischen, rasenden, aufrührerischen, wankenden, vielköpfigen Pöbels sprach er mit der grössten Geringschätzung.“ Dieser „Socialist“ war nach Janssen „eine tiefrelegiöse Natur“, von dem nicht zu bezweifeln ist, dass die Religion ihm in Wahrheit „Suche des Herzens und der Liebe und Milthätigkeit gegen alle Nebenmenschen war, und dass er lieber in Not und Armut leben, als um weltlicher Ehren und Vortheile willen seine Überzeugung hat opfern wollen“. „Wie viele auch gegen ihn auftraten und ihn bekämpften, so konnte doch niemand mit Grund seinen Wandel verlächtigen.“ K.

Die Vorlesung, die Dr. J. Kvacala beim Antritt seines Amtes als ord. Professor der historischen Theologie in Dorpat gehalten hat, behandelt die „Irenischen Bestrebungen zur Zeit des 30 jährigen Kriegs“ (abgedruckt in den „Acta et commentationes Imp. Universitatis Jurievensis [olim Dorptensis]“ 1894, Nr. 1). Kvacala nimmt den Ausgang von dem durch die Bemühungen der böhmischen Brüder im Jahre 1570 zu Staude gekommenen Konsens von Sendunir, als dem ersten ersten Versuch, eine Union von Lutheranern, Reformierten und böhmischen Brüdern zu vereinbaren; auch in Böhmen kam 1575 eine sog. böhmische Konfession unter denselben Einflüssen zu Staude, der dann die Vereinbarung von 1609 zum weiteren Ausbau verhalf. „Solche, die Einheit des Protestantismus vertretende Männer, gab es (in Deutschland) . . . besonders unter den Reformierten, während die Lutheraner eine Annäherung fast ausnahmslos bekämpften“. Kvacala weist dann auf eine Reihe von Vertretern des Unionsgedankens besonders hin und nennt an erster Stelle den Lehrer des Comenius, David Pareus in Heidelberg; im Jahre 1618 veröffentlicht der Brüder-Pastor Bythner eine Schrift über die Eintracht der Evangelischen, die aber leider bis jetzt verloren ist. Näher besprochen werden dann die Bestrebungen des Duraeus, erwähnt werden Samuel Hartlieb, der Prediger Laubanus, Comenius, Hugo Grotius, Gottfried Hottou. Kvacala verspricht auf S. 10 Anm. 1 seiner Rede, dass er alle die für dieselbe benutzten Akten und Briefe wahrscheinlich noch im Laufe des Jahres 1894 mit Unterstützung der Kaiserl. Franz-Josef-Akademie in Prag herausgeben werde. Wir können über die Rede selbst wie über diese Aussicht im Interesse unserer Bestrebungen nur unsere Freude aussprechen. K.

Der böhmische Comenius-Verein in Prag hat im vorigen Jahre die sämtlichen homiletischen Werke, die Comenius hinterlassen hat, herausgegeben. Die Ausgabe ist von Pfarrer L. B. Kušpur besorgt

worden und trägt den Titel: *Jana Amosa Komenského Sebraná díla Kazatelská. I. Umení Kazatelské II. Kázání.* Prag 1893, 520 S. gr. 8°. Preis 2.50 fl. — Der erste Teil enthält Comenius' Homiletik, der zweite seine Predigten. Die Herausgabe ist eine verdienstvolle und dankenswerte Arbeit. K.

Unter dem Titel: „Bilder aus dem deutschen Leben des 17. Jahrhunderts. I. Eine vornehme Gesellschaft (Nach Harsdörffers Gesprächsspielen).“ Mit einem Neudruck der Schutzschrift für die deutsche Spracharbeit. Paderborn, Schöningh 1890 (81 S. M. 1,20) schildert R. Hodermann die Zustände in Nürnberg mit Wendungen aus Harsdörffers „Frauenzimmergesprächen“ in sehr geschickter und ansprechender Weise; er führt uns in einen Kreis von Männern und Frauen, die in trauriger Zeit den Sinn für ideale Aufgaben pflegen und hoch halten. Harsdörffer, der die Seele dieses Kreises war, teilte die Vorliebe aller Männer von comenianischer Geistesrichtung für die Muttersprache und veröffentlichte im Jahre 1644 seine „Schutzschrift für die deutsche Spracharbeit und derselben Beflissene“, und es ist mit Dank zu begrüßen, dass Hodermann sie von neuem abgedruckt hat. K.

Die von Dr. Joseph Reber, Kgl. Direktor der höh. weibl. Bildungsanstalt in Aschaffenburg, veröffentlichte Ausgabe von „John Miltons Essay „Of education“. Englischer Text und deutsche Übersetzung mit Einleitung und erklärenden Erläuterungen (Aschaffenburg, Wailandt'sche Druckerei Akt.-Gesellsch. 1892. 23 und 46 S. 8°) enthält in der Einleitung ausser einer biographischen Charakteristik Miltons interessante und wohl manches Neue bietende Ausführungen über Lebensstellung und Bestrebungen zweier in des Comenius Lebensgang, Entwicklung und Thätigkeit in bedeutsamer Weise eingreifender Männer, seiner Freunde Louis de Geer und Samuel Hartlieb, auf Grund der hierüber neuerschienenen Litteratur. Mit Recht erklärt der Herausgeber eine genauere Erforschung der geistigen Umgebung des Comenius für notwendig. — Die Schlussbetrachtung (S. 42 ff.) skizziert Miltons Erziehungsplan. K—r.

Als 30. Bd. der Bibliothek pädagogischer Klassiker erschienen (Langensalza, Beyer u. Sohn, 1891) **Ch. G. Salzmanns** Ausgewählte Schriften. Mit Salzmanns Lebensbeschreibung, hrsg. von **Ed. Ackermann**, 2. Bd. (VII und 294 S.). — Salzmanns „Ameisenbüchlein oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Erzieher“ ist, für Schule und Haus bearbeitet von Dr. Wimmers, in 2. Aufl. (1891) als 9. Bd. in der bekannten Sammlung von Schulz, Gansen und Keller (Paderborn, Ferd. Schöningh) erschienen. K.

D. Nachrichten.

Wir haben in dem unter dem 23. Juli 1892 veröffentlichten Arbeitsplan der C. G. (s. M. H. 1892 Geschäftlicher Teil S. 71 ff.) die Namen der Männer und Geistesrichtungen näher bezeichnet, deren Geschichte wir in erster Linie als Forschungsgebiet der C. G. betrachten und in diesem Plan auch den Namen eines heute fast vergessenen Mannes, des **Otto Brunfels** († 1534), ausdrücklich genannt. Es ist erfreulich, dass eine vor einiger Zeit erschienene Lebensbeschreibung von F. W. E. Roth, *Otto Brunfels. Nach seinem Leben und litterarischen Wirken geschildert.* (Zeitschr. f. d. Gesch. d. Ober-rheius, Neue Folge Bd. IX, Heft. 2, S. 284—320) unsere Berechtigung erhärtet, ihn unter die Vorläufer und Geistesverwandten des Comenius zu zählen. Wir verweisen hier auf den Inhalt der wertvollen Abhandlung und wollen nur die Charakteristik des Brunfels wiedergeben, die Roth am Schlusse seiner Darstellung liefert. Roth sagt: Waren seine (Brunfels) theologische Schriften, die Arbeiten über die h. Schrift teilweise auch Gelegenheitschriften, sind seine Ausgaben medicinischer Schriftsteller, seine medicinischen Lehrbücher heute auch nur noch von historischem Wert, so bleibt doch ihm heute noch das Verdienst, der Vater der neueren Botanik und graphischen Darstellung wissenschaftlicher Botanik zu heissen. Linné nannte den Brunfels den Vater der neueren Botanik. Die Pflanzengattung *Brunfelsia* trägt ihm zu Ehren seinen Namen. Noch lange nach seinem Tode galten seine Schriften als würdiger Gegenstand der Herausgabe und des Neudrucks, selbst bei katholischen Verlegern. Die Kirche setzte selbstverständlich seinen Namen in das Verzeichnis der verbotenen Bücher. Der geistige Entwicklungsgang des Brunfels ist der sogenannten Neuplatoniker, aus seinen Schriften über Theologie erhellt das Bestreben, eine über den Streit der Parteien und kirchlichen Lehren erhabene christliche Denkweise auf Grund echter Menschenliebe zu schaffen. Das konnte auch damals am ersten erreicht werden durch gediegene Volksbildung, für die Brunfels in jeder Beziehung eintrat. Mit ahnendem Scharfblick erkannte er den ethischen Wert der Naturwissenschaften für die Erziehung, der Medizin in ihrer Anwendung für das Volkswohl. In gleichem Sinne bearbeitete er die Geschichte berühmter Männer verschiedener Gebiete, um der Jugend deren leuchtende Vorbilder zur Nachahmung vorzuführen. Sind auch die Schriften des Brunfels im Geiste der Zeit meist lateinisch abgefasst, so regt sich doch überall das Bestreben, der Muttersprache durch Übersetzungen gerecht zu werden, und die Sprache des Brunfels ist fürwahr eine volkstümliche und solche, die im Volke auch ihren Wiederhall fand.“

Es ist in der That überraschend, wie sehr die Geistesrichtung dieses „Neuplatonikers“ nicht nur derjenigen des Comenius, sondern auch aller jener „Platoniker“ des 17. Jahrh. verwandt ist, die wir in dem Leitansatz dieses Heftes als „Naturphilosophen“ kennen gelernt haben.

Wir haben, M.H. 1894 S. 283 Anm. 1, den Wunsch geäußert, Nachweisungen über die drei ungedruckten Dialoge des Hans Sachs, auf die er in seiner „Summirung all meiner Gedicht“ neben den vier gedruckten Reformationsschriften Bezug nimmt, zu erhalten. Darauf erhalten wir vom Herrn Oberschulrat Dr. von Bamberg in Gotha die Nachricht, dass ein fünfter Dialog in dem handschriftlichen fünften Sprüchbuch sich findet, das die königl. Bibliothek in Berlin besitzt, und dass auf diese Thatsache bereits Rud. Gené, Hans Sachs und seine Zeit, Leipzig, Weber 1894, hingewiesen habe. — Eine Ausgabe der früher bereits bekannten vier Dialoge hat Reinh. Köhler veranstaltet (Weimar, Böhlau 1858). — Bei dieser Gelegenheit wollen wir nicht unterlassen, des Ansatzes zu gedenken, den Albert Richter unter dem Titel „Ein Nachwort zur Hans-Sachs-Feier“ in den Grenzboten, IV, 1894, S. 373 veröffentlicht hat. Richter weist nach, dass es eine, wenn auch kleine Hans-Sachs-Gemeinde zu allen Zeiten gegeben hat; er nennt aus gelehrten Kreisen besonders Hoffmannswaldau, Morhof und Thomasius.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts entwarf ein schwedischer Flüchtling, Bendikt Skytte, in Anlehnung an Gedanken des Comenius und Baco, das Projekt einer Universität, zu der nicht nur Christen aller Bekenntnisse, sondern auch Anhänger nicht christlicher Religionen freien Zutritt haben sollten. Dieses Projekt einer **Universal-Universität** griff der Grosse Kurfürst im Jahre 1697 auf und liess es von dem Geheimen Rat von Bonin daraufhin prüfen, ob es sich nicht für Berlin verwirklichen lasse. Der Plan ist, soviel uns bekannt, zuerst von D. Kleinert (Mitglied unseres Gesamtvorstandes) in einer Rektorat-Rede von 1885 (wieder abgedruckt in dessen „Abhandlungen u. Vorträgen zur christl. Kultus- u. Kultur-Gesch.“, S. 128 ff.) eingehender besprochen worden. Neuerdings ist auf den merkwürdigen Plan, für dessen Gelingen u. a. die englischen Dissenters grosses Interesse zeigten, in der Rede hingewiesen worden, die C. Varrentrapp bei Gelegenheit der Kaiser-Geburtstagsfeier der Universität Strassburg gehalten und unter dem Titel: „Der Grosse Kurfürst und die Universitäten“ bei Ed. Heitz in Strassburg veröffentlicht hat. Die Geschichte dieses Entwurfs ist merkwürdig genug, um einmal genauer untersucht zu werden, und diese Aufgabe fällt im eigentlichsten Sinne in das Arbeitsgebiet der C.G. — Über Skytte bringt das Biographist Lexicon XI, 16 die neuesten Nachrichten. Besprochen wird das Projekt auch von Landwehr in dem Buch über die Kirchenpolitik des Grossen Kurfürsten 1891, S. 345 ff. Skytte war in Norköping geboren, Lehrer Gustav Adolphi, dann Staatsminister und Kanzler in Upsala. Skyttes Anträge gelangten an den Kurfürsten durch dessen Leibarzt Nicolaus de Bonnet, der offenbar mit Skytte nah befreundet war.

In der erwähnten Rede, die Conrad Varrentrapp bei Gelegenheit der letzten Kaiser-Geburtstagsfeier der Universität Strassburg gehalten hat, weist er (S. 23) unter anderm darauf hin, dass Friedrich Wilhelm der **Grosse Kurfürst** Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft (der Akademie des Palmbaums) gewesen ist. In den Erzhsein der Fruchtbringenden Gesellschaft trug er im Jahre 1644 — vier Jahre nach seiner Thronbesteigung — eigenhändig den Vers ein:

Grosse Herrn thun wohl sich zu befeissen,
Den Armen als den Reichen Recht zu leisten.

Friedrich Wilhelm führte als Mitglied des Palmenordens den Unterscheidungs-Namen: „Der Untadelige“. In seinem sogenannten Reimgesetz heisst es:

Der Nam' Untadelich ward mir daher erkiet
Weil ohne Tadel nur soll sein Sinn und Gemüthe
Und wer sein hohes Ambt wol ab in Demuth miest
Befeisst daneben sich des Rechdens und der Güte
Derselbe bringt gewiss untadelige Frucht etc.

Näheres s. in dem Leitaufsatz dieses Heftes „Comenius und die Akademie der Naturphilosophen“. S. 19.

Eine kleine Schrift von Dr. **Joseph Reber**, Direktor der höheren weiblichen Bildungs-Anstalt in Aschaffenburg, die soeben unter dem Titel: „Johann Amos Comenius und seine Beziehungen zu den Sprachgesellschaften“ erschienen ist, verdient die Beachtung unserer Mitglieder. Sie ist als „Denkschrift zur Feier des vierteltausendjährigen Bestandes des Pegnesischen Blumenordens in Nürnberg“ herausgekommen (Leipzig, Verlag v. Gust. Fock). Comenius fühlte sich nicht allein durch seine Befähigungen für die Pflege der Muttersprache zu den Sprachgesellschaften hingezogen, sondern es war auch eben die deutsche Sprache, deren Reichtum und Fülle er schätzte. Schon Kleinert hat (Studien u. Kritiken 1877, S. 31) hervorgehoben, dass Comenius ebenso gern Deutschland wie Böhmen sein Vaterland nannte. Er spricht (im *Judicium duplex*) von *Germania nostra* und war ebensowohl der deutschen wie der tschechischen Sprache mächtig. Wir hoffen auf Rebers Ergebnisse zurückzukommen. — In Kürze wird von Herrn Direktor Dr. **Reber** eine neue Arbeit über Comenius bezw. eine *Comenius-Ausgabe* erscheinen, auf die wir schon jetzt aufmerksam machen wollen. Es ist eine Ausgabe von **Comenius' Physica** und zwar mit lateinischem Texte, deutscher Übersetzung und zahlreichen erklärenden Anmerkungen. Die Arbeit wird einen genauen Quellen-Nachweis liefern und die naturphilosophischen Auffassungen des C. gründlich beleuchten. Den Verlag hat die Buchhandlung von Emil Roth in Giessen übernommen.

Wir haben früher (M.H. der C.G. 1894, S. 236) aus Anlass der in der herrschenden Litteratur oft betonten Ansicht, dass die grossen reformatorischen Denker des 17. Jahrhunderts Leibniz, Thomasius, Spener und Pufendorf gewesen seien, der Verwunderung Ausdruck gegeben, weshalb der Name des Comenius nicht auf gleicher Stufe mit diesen Männern genannt

wird, da doch feststeht, dass die drei erstgenannten vielfach aus Comenius' Schriften ihre Anregungen geschöpft haben. Von Leibniz ist dies ja bekannt; aber auch auf die Entlehnungen des Thomasius aus Comenius' Physik ist früher schon u. a. von Justus Brucker (Hist. Phil., Ed. 2., Lpz. 1756, p. 656/57, 773 u. 775) hingewiesen worden. Die verschiedenen Darstellungen des Lebens und der Ansichten des Thomasius, die wir besitzen (Demburg, R. Prütz, Hettner u. s. w.) lassen die wichtigste Seite des Mannes, die religiöse viel zu sehr zurücktreten. Vielleicht ist die nachfolgende Notiz in dieser Richtung nicht ohne Interesse.

Christian Thomasius war vom Jahre 1678 an einige Zeit in den Niederlanden und lernte dort u. A. den früheren Professor an der Universität Duisburg Joh. Georg Graevius kennen. Dieser Graevius (1632—1703), der unter dem Einfluss von David Blondel vom lutherischen zum reformierten Bekenntnis übergetreten war, war durch den Grossen Kurfürsten im Jahre 1656 nach Duisburg berufen, ging aber 1661 erst nach Utrecht, dann nach Deventer, wo er grosse Erfolge als Lehrer erzielte und bald einen europäischen Ruf erlangte. — Es wäre wichtig, Näheres über die Beziehungen zu erfahren, die Thomasius in den Niederlanden angeknüpft hat. Thomasius (geb. am 1. Jan. 1655) stand damals in den entscheidenden Jahren seines Lebens, und er hat sicherlich sehr wichtige Anregungen von dort mitgebracht.

Die Bedeutung, die die **Hugenotten-Einwanderung** in geistiger wie in wirtschaftlicher Beziehung für die deutschen Länder, die die Verfolgten aufnahmen, gewonnen hat, ist ja im allgemeinen bekannt und anerkannt. Um so mehr ist die Gründung des deutschen Hugenotten-Vereins, die sich die Aufhellung der Geschichte dieser Einwanderung zum Ziel gesetzt hat, mit Freude zu begrüssen und wir wollen nicht unterlassen, unsere Mitglieder auch an dieser Stelle auf die Geschichtsblätter des deutschen Hugenotten-Vereins hinzuweisen, von denen jetzt bereits 34 Hefte von reichhaltigem Inhalt vorliegen. (Magdeburg, Verlag d. Heinrichshofenschen Buchhdlg.) Herausgeber ist der um die hugenottische Geschichte hochverdiente Prediger der evang.-ref. Gemeinde in Magdeburg, Lic. H. Tollin, der auch durch seine Arbeiten über Michael Servet bekannt geworden ist. Die Blätter empfehlen sich zur Anschaffung besonders für Kirchen- und Volks-Bibliotheken. Das erste Zehnt behandelt in einzelnen Heften die Hugenotten in Magdeburg, Emden, Walldorf, Berlin, Erlangen, Otterberg, Bremen, Karlshafen; das zweite die Hugenotten in Annweiler, St. Lambrecht, Halberstadt, Heidelberg, Zietzen, Stade, Celle; das dritte zunächst die Hugenotten von Altona, Billigheim, Frankenthal und Halle. Das je zehnte Heft bringt hugenottische Urkunden.

Es ist erfreulich, dass der Hugenotten-Verein auch die Geschichte der italienischen **Waldenser Gemeinden** unter seine Aufgaben aufgenommen hat und dass die Hefte 5 und 6 und 9 des dritten Zehnts der „Geschichtsblätter des d. H.-V.“ die Waldenser-Gemeinden in Pérouse (Württemberg),

aus der Feder des Predigers W. Kopp, und zu Dornholzhausen (Hessen-Homburg) von Oberlehrer L. Achard in Homburg v. d. H. zum Abdruck bringen.

Wenn man die rührige Thätigkeit auf dem Gebiete der romanischen Glaubensflüchtlinge ins Auge fasst, muss man bedauern, dass für die Geschichte der **böhmisch-mährischen Refugiés** bis jetzt planmässig nichts geschehen ist. Es scheint fast, dass man die Bedeutung dieser Einwanderung in Deutschland unterschätzt, und doch braucht man ja nur an die Geschichte des Comenius, der Jablonskis und namentlich der Brüdergemeinde zu erinnern, um sich klar zu machen, dass hier nicht minder wie bei den Hugenotten und den Waldensern viele verschüttete Quellen von geschichtlicher Bedeutung aufzudecken sind.

In Madrid erschien: „Luis Vives por A. Lange, Autor de la „Historia del Materialismo“. Traducción directa del Alemán, Revisado por M. Menéndez y Pelayo.“ Das einen Band (155 S.) der „Biblioteca de Jurisprudencia, Filosofía é Historia“ bildende Buch ist eine Übersetzung von F. A. Langes vortrefflichem Artikel über Vives in Schmidts Encyclopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens. Es ist erstaunlich und nicht zu billigen, dass dies nirgends angegeben ist, ebenso wenig wie die Zeit, in welcher der Aufsatz verfasst ist. Da ein Separat-Abdruck der Langesehen Schrift nicht vorhanden ist, schafft vielleicht auch hier und da ein des Spanischen kundiger Deutscher die Übersetzung an. Der Preis beträgt in Madrid 2 fcs. 50 c., stellt sich aber in Deutschland beträchtlich höher.

Johannes Apacius Csere (geb. 1623), ein Ungar, der seine Bildung in den Niederlanden gewonnen hatte, hat sich um die Geschichte der Erziehung und des Unterrichts um dieselbe Zeit Verdienste erworben, in welcher Comenius dort wirkte. Apacius ward vom Fürsten Georg Rákóczy im Jahre 1656 zum Rektor der Schule in Klausenburg gemacht, wo er mehrere Jahre († 1659) mit grossem Erfolg thätig gewesen ist. Die Rede, mit der Apacius sein Amt im Jahre 1656 antrat, hat Ludwig Felmér, Professor der Philosophie und Pädagogik in Klausenburg (D.M. der C.G.) kürzlich herausgegeben; sie führt den Titel: „Oratio de summa scholarum necessitate, earumque inter Hungaros barbariae causis.“ (Ex Actis Musaci Trans. Sect. Phil. Hist. Klaudiopoli 1894.)

F. Inhalt neuerer Zeitschriften.

Archiv für Philosophie. I. Abteilung = Archiv für Geschichte der Philosophie. Bd. VIII. Heft 2. N. F. 1. Bd. Heft 2. 1895: E. Zeller, Zu Anaxagoras. — Gustav Glogau, Gedankengang von Platons Gorgias. — Emil Arleth, Die Lehre des Anaxagoras vom Geist und der Seele. — Joh. Uebinger, Der Begriff *docta ignorantia* in seiner geschichtlichen Entwicklung. — Paul Barth, Zu Hegel's und Marx' Geschichtsphilosophie. — Jahresbericht über sämtliche Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie. — III. Die polnische Literatur zur Geschichte der Philosophie von Heinrich von Struve. — IV. Die deutsche Literatur über die Vorsokratiker 1892, 1893. Von E. Wellmann. — Neueste Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie.

Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie. 19. Jahrg. Heft 1: R. Avenarius, Bemerkungen zum Begriff des Gegenstandes der Psychologie. (III.) — A. Marty, Über subjektlose Sätze und das Verhältnis der Grammatik zu Logik und Psychologie. (VI.) — A. Spir, Von der Erkenntnis des Guten und Bösen. — Anzeigen. — R. Sommer, Erwiderung. — M. Dessoir, Schlusswort. — Substanzen: L. Busse, Philosophie und Erkenntnistheorie. — Philosophische Zeitschriften. — Bibliographische Mitteilungen. — Notiz: Psychologischer Verein zu Berlin.

Philosophische Monatshefte. 30. Bd. 1894. Heft 5 u. 6: K. Vorländer, Ethischer Rigorismus und sittliche Schönheit. (I.) — O. Külpe, Aussichten der experimentellen Psychologie. — A. Spir, Von der Unsterblichkeit der Seele. — P. Carus, *De verum natura*. — Literaturbericht.

Heft 7 u. 8: P. Natorp, Über Sokrates. — K. Vorländer, Ethischer Rigorismus und sittliche Schönheit. (II.) — Rezensionen, Literaturbericht.

Heft 9 u. 10: O. Kleinberg, Das System der Künste. — W. Enoch, Transcendentalpsychologie. — K. Vorländer,

Ethischer Rigorismus und sittliche Schönheit. (III.) — Literaturbericht.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte d. Deutschen in Böhmen. 33. Jahrg. Nr. 2: H. Gradl, Deutsche Volksaufführungen. Beiträge aus dem Egerlande zur Geschichte des Spiels und Theaters. — Anmerkungen über die Sockenbeschreibung im Königreich Böhmen im Jahre 1768. Verfasst von dem Gubernialrat Frhr. v. Ceschl. — W. Mayer, Ein alter Foliant im Kladrauer Stadtarchive. — V. Schmidt, Die Fälschung von Kaiser- und Königsurkunden durch Ulrich von Rosenberg. 2. — Aus Grazer Handschriften. Kleine Beiträge zur böhmischen Geschichte, mitgeteilt von J. Loserth. — J. Schindler, Set. Wolfgang in Böhmen. — Zollrüder.

Revue Internationale de l'enseignement. 14. année. Nr. 10. E. Stropeuo, L'enseignement public en Angleterre. — P. G. la Chesnais, Les éléments scientifiques de l'histoire. — René de Maulde, Les idées de Marguerite de Valois. — Alfred Leroux, Histoire de l'enseignement public en France. — L'école médecine vétérinaire de Limoges. — Gustave Allais, La philosophie à la licence des lettres.

Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Jahrg. IV. (Schluss.) Heft 4: Georg Steinhausen, Die Idelerziehung im Zeitalter der Perrücke. — Wilh. Richter, Aus dem Tagebuche des Paderborner Studienpräfecten P. H. Rezing 8. J. (1665—1667).

Dr. Falk, Schulmeister-Annahme und Schulmeister-Eid zu Steinheim am Main im Jahre 1518. — Karl Knabe, Lehrpläne von Bürger- und Realschulen der Provinz Hessen-Nassau aus der Zeit der französischen Fremdherrschaft. — Verzeichnis der im Jahre 1892 erschienenen Veröffentlichungen zur deutschen Erziehungs- und Schulgeschichte. Fortsetzung. — Geschäftlicher Teil. VI. Lebensabriss der in den Jahren 1893 u. 1894 verstorbenen Mitglieder des Kuratoriums der Gesellschaft: Hartfelder, Teutsch, Vormbaum, Glanner, Spitta, Ruge. — Anzeigen.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft.

IV. Band.

1895.

Heft 3 u. 4.

Comenius und die Akademien der Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts.

Von
Ludwig Keller.

Zweiter Teil.

Am 1. Mai 1643 gründeten Philipp von Zesen, Dietrich Peterson aus Hamburg und Christoph von Liebenau aus Preussen zu Hamburg eine Gesellschaft¹⁾, die sich Ordnung und Aufgaben der Akademie des Palmbaums zum Vorbild nahm.

Diese Gesellschaft — sie wählte als Abzeichen einen Rosenstock mit drei weissen Rosen — interessiert uns besonders deshalb, weil wir über ihre Verfassung und Bräuche genauer als über andere unterrichtet sind.

Deutlicher als sonst tritt hier der Versuch hervor, die Formen und Bräuche von Gilden und Zünften auf die Akademien zu übertragen, und es ist sehr beachtenswert, dass sich hier die „Poeten“, Gelehrten und Adligen solcher Handwerksformen und Namen bedienten. Es ist wohl möglich, dass einzelne dieser Männer zu Zünften in einem Verhältnis der sog. Liebhaber des Handwerks standen, sicher ist, dass einzelne Vertreter vornehmerer Zünfte, z. B. Maler und Zeichner, auch Mitglieder der Gesellschaft der „Drei Rosen“ oder der „Deutschgesinnten Genossenschaft“ waren.

¹⁾ Wenige Wochen nach Gründung der Gesellschaft begab sich Zesen nach London, wo er kürzere Zeit und dann in den Haag, wo er länger blieb. K. Dissel, Phil. v. Zesen u. d. Deutschgesinnte Genossenschaft. Progr. des Wilhelm-Gymnasiums zu Hamburg 1890, S. 16.

Vielleicht hängt es damit zusammen, dass der Ausdruck „Liebhaber der Kunst“ oder der „Kunstliebende“ im vertraulichen Verkehr zur Bezeichnung eines Mitglieds häufig gebraucht ward.

Der Vorsitzende der Brüderschaft der Drei Rosen — ihre Mitglieder nannten sich Brüder¹⁾ — ward der Oberzunftmeister genannt²⁾; unter ihm standen neun Zunftmeister oder Schreinhalter, welche ihrerseits einer Bank von je neun Zunftgenossen vorsassen. Die Gesamtgemeinschaft war in vier Stufen gegliedert; die Mitglieder der ersten Stufe hiessen Genossen der Rosenzunft, die der zweiten der Lilienzunft, die der dritten der Nägelezunft u. s. w.³⁾ Die Namen der Mitglieder wurden in Zunftbücher eingetragen und das Gesellschaftskleinod, das die Mitglieder bei den Zusammenkünften trugen, wurde der Zunftschmuck genannt; es bestand in einem rosenfarbenen seidenen Bande, das unten mit einem „Brustpfennig“, oberhalb zur Rechten mit dem Namen der Rosenzunft, zur Linken mit der Zunftglieder eigenem Gesellschaftsnamen, gestickt in himmelblauer⁴⁾ Seide, geziert war.

¹⁾ In einem bei der 25jährigen Stiftungsfeier der „Deutschgesinnten Genossenschaft“ vorgetragenen Gedicht Zesens heisst es:

„Wachset ihr Brüder
In nützliche Glieder,
Zieret einander durch nützlichen Fleiss“ u. s. w.

Dissel, a. O. S. 44.

²⁾ Eigentümlich ist die Bezeichnung „der Grosse“ oder „Magnus“, die sowohl für Zesen als Leiter (Dissel, S. 27), wie für Joachim Jungius als Vorsitzenden der von ihm gegründeten Societät gebraucht wurde (Guhrauer, Jungius S. 238). Der Zunftmeister oder Meister unterschied sich also von dem Ober-Zunftmeister durch den Namen der „grosse Meister“, denn daher rührt offenbar der Ausdruck „der Grosse“. — Fürst Ludwig von Anhalt nennt sich gelegentlich „der Älteste der fruchtbringenden Gesellschaft“ (Krause, Ertzschein u. s. w. S. 51). Dass dies kein Zufall ist, beweisen die Gesetze der Gesellschaft des „Schwans“, worin es heisst: „Neben dem Haupt oder Fürsther sollen zwei Älteste und ein Herold . . . allewege sein“. (Candorius Deutscher Zimmer-Swan, Lübeck 1667, S. 172.)

³⁾ Eine besondere Vorliebe zeigt sich für Zahlen-Symbolik, wie überhaupt für Symbolik. Die Rosenzunft umfasste 9 mal 9 Mitglieder, die Lilienzunft 7 mal 7, die Rautenzunft 12 mal 12 u. s. w. Schultz, Sprachgesellschaften S. 92.

⁴⁾ Auffallend ist die Bevorzugung der blauen Farbe; man vergl. die blauseidenen Bänder, die in der Gesellschaft des „Schwans“ u. s. w. üblich waren.

Die Gesellschaft legte nach ihren Satzungen Wert darauf und machte es ihren Mitgliedern zur Pflicht, „die allertugendhaftesten und allertüchtigsten“ Leute für den Bund zu gewinnen; so sehr sie auf die Pflege der deutschen Sprache bedacht waren, so wenig können von der Mehrzahl der Mitglieder, die ja zum Teil Ausländer waren, besondere Verdienste um die Sprache nachgewiesen werden. Auch ward in den Satzungen der Rahmen der Thätigkeit viel weiter gezogen, indem den Mitgliedern zur Aufgabe gemacht ward, „die allernützlichsten Bücher in allerhand Wissenschaften und Künsten... herauszugeben“.¹⁾ Diejenigen, die hierzu nicht im stande sind, sollen nach den Satzungen die Herausgabe solcher Bücher durch Geld oder andere Mittel unterstützen. Die Bücher unterliegen vor der Veröffentlichung der Durchsicht des Erzscheinhalters oder des Obermeisters. Die Zunftmeister oder Schreinhalter sind verpflichtet, jährlich mindestens dreimal an den Erzscheinhalter über die Entwicklung ihrer Zunft zu berichten. Es soll zwischen allen Mitgliedern „brüderliche Freundschaft“ gepflogen werden und alles, was „dieses brüderliche Band entbinden und auflösen möchte“, soll vermieden werden — eine Vorschrift, die freilich hier so wenig wie anderwärts treu befolgt wurde, da namentlich zwischen der Drei Rosen-Gesellschaft und dem Palmenorden, trotz Zesens Zugehörigkeit zu letzterem, persönliche Kämpfe ausbrachen, ohne dass wir sagen könnten, wer die erste Ursache zur Verstimmung gegeben hat.

Es verdient im Hinblick auf die engen Zusammenhänge der deutschen Akademien mit den Niederlanden, die wir kennen lernen werden, Beachtung, dass Zesen sich seit 1644 vorwiegend und von 1656 bis 1667 dauernd in Amsterdam aufhielt.²⁾ Im Jahre 1668 kehrte er nach Hamburg zurück und feierte hier im Kreise der Mitglieder das 25jährige Stiftungsfest der Drei Rosen.

Wer waren nun die Mitglieder? Natürlich waren Niederdeutschland, Hamburg und die Hansastädte stark vertreten, aber es fällt sofort auf, wenn wir die bekannt gewordenen Namen betrachten, dass viele Ausländer darunter waren, besonders wiederum

¹⁾ Dissel, a. O. S. 26.

²⁾ Er schreibt 1667, dass er seit 22 Jahren die meiste Zeit als Gast in Amsterdam gelebt habe.

wie in der Akademie des Palmbaums viele Böhmen, Schlesier und Ungarn, aber auch Holländer und Franzosen.

Wir nennen hier u. a. den Joh. Theodor von Tschsch (geb. 1595), der einst im Dienst des Winterkönigs gestanden hatte, dann Rat beim Herzog Johann Christian von Brieg wurde, später fliehen musste und in der Verbannung sich eifrig mit dem Studium der deutschen Mystik beschäftigte, auch einiges über Jakob Böhme herausgab; er war in Palästina und im Orient, lebte lange in Holland und starb 1649 zu Elbing in grosser Dürftigkeit; ferner Gotfried Hegenitz aus Görlitz, Lic. juris und braunschweigischer Rat, Stephan von Lamswärde aus Utrecht, Rüdiger Günther Graf zu Stahremberg aus Österreich, der berühmte Verteidiger Wiens, Martin de Coq aus Wien, der Kunstzeichner der Genossenschaft, Jesajas Rümpler v. Löwenhalt aus Österreich, P. Bense du Puis, ein Franzose, Paul John aus Prag, ein Johanniter-Ritter, Wenzel Scherffer von Scherfenstein aus Schlesien, Sigmund von Birken aus Eger, Ludwig von Hitzfeld aus Cleve, Heinrich Graf von Thurn aus Böhmen, Jakob Rümpler aus Danzig, Dionysius und Matthias Palbitzky von Nemitz, Theod. v. Rolingswert aus Wesel, Benjamin Krause aus Danzig, Matthias von Langen aus Holstein, Frhr. Hans Adolf von Alewein, Joh. Phil. Schmidt aus Strassburg, Joh. Bellin, Rektor zu Wismar, David Schirmer aus Meissen und andere, die sämtlich in den Jahren 1644 bis 1647 aufgenommen wurden.

Auch in späteren Jahren dauerte der Zugang aus den ungarisch-böhmischen Ländern ¹⁾, sowie aus den Ostseeprovinzen, besonders aus Preussen, fort ²⁾, woher auch der Mitbegründer Hans Christoph v. Liebenau stammte.

Wir nennen aus Hamburg und den Nachbarlegenden ausser

¹⁾ Michael Zachäus aus Ungarn, Willh. von Lilienau aus Schlesien, Christ. Knorr von Rosenroth aus Schlesien, Michael Kreibitz aus Böhmen, Heinrich Böhmer aus Schlesien, Hans Georg Noski aus Böhmen, Balthasar Hartranft aus Schlesien, Georg von Schöbel aus Breslau, Kaspar Niebling aus Schlesien, Daniel und Christoph Kleschen aus Iglo in Ungarn, Philipp Hentsche und Paul Kuntz, beide aus Ungarn u. s. w.

²⁾ So Nicolaus Weisse von Lilienau aus Riga, Christian Otter aus Danzig (1644), Martin von Kempen aus Königsberg, Andreas Brackenhansen aus Elbing, Christian Stephan Tesmer aus Danzig u. s. w.

dem Mitbegründer, Dietrich Peterson: Jakob Schwieger aus Altona, Joh. von Dorna und Joh. Unkel aus Lübeck, Ad. Heinr. Martinetz aus Holstein, Karl Christ. v. Marschall, Heinrich Friedrichson aus Hamburg, Peter Neukrantz, Georg Niélasson gen. Klansing und Heinrich Haeke ebendaher, Heinr. Rothe aus Lübeck, Martin Pellizer aus Eutin, Kasp. Meier aus Bremen, Kasp. Eggeling aus Lübeck, Peter Finx aus Lübeck, Peter Hessel aus Hamburg, A. D. Habichtthorst aus Rostock, P. Georg Krüsike aus Hamburg, M. Bartold Vaget, Niclas Wohuras, Michael Steinfass und Esdras Markus ebendaher. Auch Erfurt, Jena und Dresden stellten Teilnehmer, und eines der berühmtesten Mitglieder, Joost van den Vondel, ein „niederdeutscher Dichtmeister“, weist wiederum auf die Niederlande.¹⁾

In den Jahren 1668 und um 1670 wurden zwei Männer, die aus Elbing stammten, aufgenommen, Daniel Bärholtz und ein Mann, der uns besonders interessiert, **Daniel Comenius**. Johann Amos Comenius hatte vier Kinder, von denen die beiden jüngsten, die Tochter Susanna und der Sohn Daniel — der einzige Sohn — in den Jahren 1643 bis 1647 zu Elbing geboren waren. Daniel, der im Jahre 1663 zu Leeuwarden Studien gemacht hatte²⁾, wurde Prediger und starb im Jahre 1694 auf einer Seereise von Amsterdam nach Danzig.³⁾ Als Daniel der Akademie der Drei Rosen beitrug, war der Vater offenbar noch am Leben; was er that, wird nicht ohne jenes Vorwissen geschehen sein.

Der Anschluss des Daniel Comenius an die Akademie wird um so erklärlicher, wenn man sich die Thatsache vergegenwärtigt, dass Zesen ebenso wie Johann Amos Comenius im Jahre 1656 zu dauerndem Aufenthalt nach Amsterdam kam, und dass beide Männer hier in persönlichem Verkehr standen.⁴⁾ Durch Comenius angeregt besorgte Zesen eine deutsche Übersetzung von dessen *Vestibulum*⁵⁾, und es ist mehr als wahrscheinlich, dass Zesen den Daniel Comenius im Hause seines Vaters kennen gelernt hat.

Es ist merkwürdig, dass Harsdörfer gelegentlich an den Fürsten Ludwig v. Anhalt schreibt, Zesen habe „in Nieder-

¹⁾ Siehe die Mitgliederliste bei Dissel, a. O. S. 58 ff.

²⁾ Patara, Briefwechsel des Comenius S. 263.

³⁾ Kvacala, Comenius S. 470.

⁴⁾ Dissel a. O. S. 42.

⁵⁾ Das Nähere in den M.H. der C.G. 1894 S. 339.

land¹⁾ eine neue Gesellschaft an- und aufgerichtet“; gleichviel, ob damit Holland oder Niederdeutschland gemeint ist, so scheint es kein Zweifel, dass die Mehrzahl der ersten Mitglieder in den Niederlanden gewonnen worden ist²⁾ — eine immerhin merkwürdige Thatsache, wenn das ausschliessliche Ziel auf Reinigung der deutschen Sprache gerichtet war.

Die Beziehungen, in denen die Gesellschaft Zesens zu der „Deutschen Societät“ des Palmbaums stand, waren vielfach durch persönliche und, wie es scheint, auch durch sachliche Meinungsverschiedenheiten getrübt. Es fällt auf, dass die Zahl der Geistlichen in der „Deutschgesinnten Genossenschaft“ viel grösser war als im Palmbaum, und das stimmt damit überein, dass Zesen sich kirchlicher hielt als viele Angehörige der deutschen Societät. In einem sehr wichtigen Punkte aber dachte er ebenso wie alle Mitglieder des Palmbaums: er war ein entschiedener Verfechter der Glaubens- und Gewissensfreiheit und ein Gegner der Verfolgungssucht, wie sie damals in allen herrschenden Kirchen gebräuchlich war. In zwei eigenen Schriften, die er den Städten Zürich und Bern widmete, ist er für diese Grundsätze öffentlich in die Schranken getreten. „Lasset ab, ihr Gewissenszwinger“, sagt er darin, „ihr Glaubensdringer, die ihr Gott die vollgewaltige Herrschaft über die Seelen der Menschen, die er allein ihm vorbehalten, abdringet, lasset ab von den bedrängten Christen, Ehren freigebohrenen Mitbürgern“ u. s. w.³⁾

Auch sonst teilte er die grossen Gesichtspunkte, die den Stiftern des Palmbaums vorschwebten, indem er wie sie für die Ausgleichung der Gegensätze der Nationen, der Kirchen und der Stände kämpfte, und es ist bezeichnend, dass er ernstlich beabsichtigte, für die Abschaffung überflüssiger Titel einzutreten und zu wirken.⁴⁾

Überhaupt ist Zesen als Mensch eine achtungswerte Erscheinung, und die ungünstigen Urteile, die über ihn noch heute

¹⁾ Caesius, der sich jetzt Zesiens schreibt, „habe in Niederland eine neue Gesellschaft an- und aufgerichtet“. „Und weiln auch in Welschland unterschiedliche dergleichen Akademien und vielmaln Einer zweien oder dreien (Akademien) mit absonderlichen Namen zugethan, hat er des ‚Spielen- den‘ (Harsdörfers) Person auch dazu eingeladen“. (Krause, Ertzschrein S. 336.)

²⁾ Vgl. Dissel, Philipp v. Zesen S. 22.

³⁾ Dissel a. O. S. 51.

⁴⁾ Dissel a. O. S. 57.

im Schwange sind, gehen auf dieselben trüben Quellen zurück, die wir zu Eingang unseres Aufsatzes charakterisiert haben.

Es ist zu bedauern, dass wir über die „Strassburger Societät“ (Societas Argentinensis), über die wir aus dem Jahre 1633 die ersten Nachrichten erhalten, verhältnismässig schlecht unterrichtet sind. Um dies Jahr nämlich erscheint zu Strassburg die „Aufrichtige Gesellschaft von der Tanne“, und als ihr Stifter gilt Jesajas Rumppler von Löwenhalt.

Das Geschlecht, aus welchem Rumppler stammte, war ein österreichisches, und Jesajas war um das Jahr 1610 in Wiener Neustadt geboren. Am 23. Sept. 1628 ward er als Studierender der Rechtswissenschaft in die Matrikel der Universität Strassburg eingetragen und erscheint hier als Schüler Matthias Berneggers, der sich seines Landsmannes wie ein väterlicher Freund annahm.¹⁾

Da wir die Beziehungen Berneggers zu den Naturphilosophen und zu den Mitgliedern italienischer Akademien bereits kennen²⁾, so ist die Annahme, dass Rumppler die Gesellschaft der Tanne ohne Vorwissen Berneggers ins Leben gerufen haben könne, um so mehr ausgeschlossen, als die Tannen-Gesellschaft nach Rumpplers eigenem Zeugnis nach dem Vorbild italienischer Akademien gegründet worden war und Rumppler die Schaffung solcher Akademien auch an anderen Orten zur Förderung der Wissenschaften für wünschenswert erklärt.³⁾

Die uns bekannten Teilnehmer der Tanne waren meist Studenten, und die Zahl der Mitglieder war von vornherein beschränkt. Es ist kaum anzunehmen, dass diese jungen Leute den Versuch hätten wagen können, eine Gesellschaft zur Förderung der deutschen Sprache zu gründen, wenn sie nicht an geistesverwandten Männern und Richtungen einen Rückhalt besaßen,

¹⁾ S. den Artikel Martins über R. in der Allg. D. Biogr. XXIX, 673.

²⁾ M.H. der C.G. 1895 S. 20 ff.

³⁾ Im Ersten Gebüsch seiner Reimgedichte, die zu Strassburg im Jahre 1647 erschienen, sagt er: „Es wäre zu wünschen, dass man in löblichen Wissenschaften da und dort anlege, wie in Italien gebräuchlich ist, alwo beinahe in allen Stätten Akademien (wie sie es heysen) gefunden werden.“

und gerade die Thatsache, dass es Studierende waren, legt die Vermutung nahe, dass es sich hier ebenso nur um die Schaffung einer Pflanzschule handelte, wie es z. B. bei der Gesellschaft des Schwans der Fall war.

Ausser Rumppler war auch ein anderer Schüler Berneggzers, dessen nachmaliger Schwiegersohn Joh. Freinsheim (1608—1660), Mitglied der Akademie der Tanne. Freinsheim, dessen hervorragende wissenschaftliche Tüchtigkeit schon die Zeitgenossen anerkannten,¹⁾ konnte in Deutschland keinen Wirkungskreis an einer Hochschule finden und folgte daher im Jahre 1642 einem Rufe, den der Fremd und Patron des Comenius, der Kanzler der Universität Upsala, Joh. Skytte²⁾, an ihn ergehen liess; im Jahre 1656 ernannte ihn Karl Ludwig von der Pfalz zum kurfürstlichen Rat, derselbe Kurfürst, der auch ein anderes ausgezeichnetes Mitglied der Akademie der Tanne, G. R. Weckerlin, zu seinem Rat machte; vielleicht war es kein Zufall, dass Karl Ludwig Mitglied des Palmbaums war und beide Männer persönlich kannte³⁾. Ferner werden als Mitglieder der Tanne Matthias Schneuber, der im Jahre 1648 auch Mitglied des Palmbaums wurde, Sam. Thiederich und Hecht (Lucius) genannt. Mit Zesen, Rist und Harsdörfer war der Stifter der Tanne, Jesajas Rumppler, befreundet.

Unter den Mitgliedern verdient G. R. Weckerlin besondere

¹⁾ S. über ihn Allg. D. Biogr. VII, 348 f.

²⁾ Über die Beziehungen Skyttes zu Comenius s. Patera, Briefwechsel etc. S. 59. 61 und 73.

³⁾ In dem Schediasma de Instituto Societatis Philotentonico-Poeticæ (Lipsiæ 1722) S. 25 findet sich die Nachricht, dass Karl Ludwig dem Weckerlin einen goldenen Becher mit folgenden Versen geschenkt habe:

Vom Goldhärigen Gott (?) empfang' diß Geschenk
 Die Schwestern Neun hiemit sind Deiner eingedenk
 Seind (?) Gnad und ihre Guunst Dir klärlich zu beweisen
 Haben sie nicht gespahrt die silber'n Hufeysen
 Des Pegasi, daraus sie diß Pocal formirt,
 Und mit der Quint-Essenz
 Aganipps Quell geschmirt etc.

Es sind in diesen Versen offenbar verschiedene Druck- oder Lese-Fehler. Der „Goldhärige“ ist unzweifelhaft ein Gesellschaftsname; die Ausdrücke Quint-Essenz und Aganipps-Quell deuten auf eine Societät von „Alchymisten“ hin, der beide Männer angehört haben.

Beachtung; er war bereits im Jahre 1584 geboren und gehörte also der älteren Generation dieses Freundeskreises an. Von 1601 an hatte er in Tübingen studiert, dann grosse Reisen gemacht und war 1610 Sekretär des Herzogs von Württemberg geworden. Nach England bernfen (wir wissen nicht von wem), arbeitete er als Sekretär in der Londoner Kanzlei unter vier Staats-Sekretären und starb zu London im Jahre 1653; auch mit Jul. Wilh. Zinkgraf (1591—1635)¹⁾ war er befreundet und mit Oxenstierna stand er in Briefwechsel.²⁾

Weckerlin tritt uns in London als Mitglied jenes Freundeskreises entgegen, dem auch Comenius angehörte. Th. Haack aus Worms, Samuel Hartlieb aus Elbing, Joachim Hübner, Joh. Paraeus, Joh. Pell u. s. w. waren seine Freunde und Gesinnungsgenossen, die er zum Teil in seinen Oden verherrlicht hat. Er lebte seit mindestens 1622 in London und wurde 1624 Unterstaatssekretär. Dabei unterhielt er sowohl mit den Niederlanden — seine „Gastlichen und weltlichen Gedichte“ erschienen bei demselben Verleger in Amsterdam (Johan Jansson), der auch Schriften des Comenius druckte — wie mit Deutschland. Im Jahre 1649 wurde John Milton Weckerlins Nachfolger als Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten.³⁾

Noch im Jahre 1680 lebt die Gesellschaft in der Erinnerung Christian Weises als die Tannenzunft.

Im Jahre 1644 stiftete Philipp Harsdörfer⁴⁾, den wir ja in dieser Bewegung bereits kennen, zu Nürnberg eine Gesellschaft gleichen Charakters, die später unter dem Namen des Blumenordens bekannt geworden ist und die, wie man weiss, sich als litterarische Gesellschaft bis auf diesen Tag erhalten hat.

¹⁾ Über Z. s. Goedeke, Grundriss III², 35.

²⁾ Über Weckerlin s. Reifferscheid, Quellen zur Gesch. des geistigen Lebens u. s. w. Register s. v.

³⁾ Vgl. Georg Rudolf Weckerlins Gedichte, hrsg. v. Hermann Fischer. Tüb. 1895. Bd. II. (Publ. des Litt.-Vereins. Bd. 200.)

⁴⁾ Harsdörfer war zugleich in mehreren Akademien Mitglied, wie dies auch in Italien bei einzelnen hervorragenden Gliedern Sitte war.

Harsdörfer bediente sich bei der Gründung besonders der Hilfe eines jungen Theologen Joh. Klai, der 1647 Lehrer an S. Sebald wurde, und Sigmunds von Birken; der letztere stammte aus Böhmen (geb. 25. April 1626), wo sein Vater zuerst in Frauenreuth und dann in Wildenstein als Pfarrer wirkte¹⁾ und mit anderen böhmischen Flüchtlingen im Jahre 1632 nach Nürnberg kam. Im Jahre 1645, kurz nach seinem Anschluss an den Orden, wurde er auf Empfehlung Harsdörfers an Justus Georg Schottelius²⁾ dessen Collaborator als Hofmeister am Hofe Herzog Augusts von Braunschweig in Wolfenbüttel und Erzieher der Prinzen Anton Ulrich und Ferdinand Albrecht.³⁾

Weder über die ersten Anfänge noch über die frühesten Satzungen des Ordens sind bestimmte und verlässliche Nachrichten an die Öffentlichkeit gelangt. Die älteren Satzungen sind nie bekannt geworden, obwohl solche, wie wir wissen, vorhanden waren; im handschriftlichen Original sind sie verschwunden. Wir kennen Ordenssatzungen erst aus dem Jahre 1718, wo der Charakter des Ordens bereits wesentliche Veränderungen erfahren hatte. Es scheint, dass Harsdörfer seiner Akademie die Satzungen der Akademie der „Intronati“ zu Siena zu Grund gelegt hat. In seinen „Gesprächspielen“ (1645) lobt er diese Satzungen und empfiehlt sie als Vorbild; indem er sie auf deutsche Verhältnisse anwendet und umdeutet, erwähnt er als erste Satzung die Vorschrift: „Die Feinde der Tugend und der Teutschen Heldensprache sollen hier nicht zugelassen werden“, und empfiehlt als zweite Vorschrift: „Du aber bete andächtig,

¹⁾ Näheres in dem Aufsatz von Aug. Schmidt, Sigmund v. Birken, gen. Betulius (1626—1681), in der Festschrift zur 250jährigen Jubelfeier des Pegnesischen Blumenordens in Nürnberg. Nürnberg. 1894. S. 481 ff.

²⁾ In Schottelius, dem Schüler des Jungius und dem Freunde von Leibniz, besaßen die Akademien eine hervorragende Kraft. Schottelius war im Jahre 1612 zu Einbeck geboren, hatte in Leyden Rechtswissenschaft studiert, kam als Conrektor nach Einbeck und später an den braunschweigischen Hof. 1633 wurde er mit dem Brudernamen „der Suchende“ Mitglied des Palmbaums, 1646 als „Fontano“ der Akademie an der Pegnitz. Er schrieb 1669 eine „Ethica. Sitten- oder Wollenkunst“ und viele religiöse Schriften. Ein neuerer Forscher nennt ihn den Jacob Grimm des 17. Jahrh. S. Allg. D. Biogr. XXXII, 407 ff.

³⁾ Auffallend sind die Beziehungen Birkens zu Mystikern wie Joh. Georg Gichtel († 1710) und anderen; sie verdienten eine nähere Untersuchung.

studiere fleissig, sei fröhlichen Gemüts, beleidige Niemand.⁴¹⁾

Der neueste Geschichtschreiber des Blumenordens, Th. Bischoff, hat die sehr wahrscheinliche Vermutung ausgesprochen, dass Harsdörfer sich die Akademie, die er gründete, ebenso als eine Art Pflanzschule für die über ganz Deutschland verbreitete Akademie des Palmbaums dachte, wie Joh. Rist²⁾ dies erweislich mit dem von ihm gegründeten Schwamenorden gethan hat; die Bezugnahme Rists auf die gleiche Absicht des Pegnesischen Ordens³⁾ macht diese Vermutung doch nahezu zur Gewissheit.

Dass Sigmund von Birken in der Zeit, wo er den Orden an der Pegnitz leitete, die Gesellschaft des Palmbaums als einen Orden höherer Ordnung betrachtete, geht aus seiner eigenen Erklärung hervor. Die Mitglieder des Blumenordens trugen das Ordens-Kleinod in der Form eines thalergrossen Silberstücks an einem Ordensband von grüner Seide und als Birken einst gefragt ward, weshalb die Mitglieder nicht ein goldenes statt eines silbernen Kleinods trügen, antwortete er: „Das Gold überlassen wir den höheren Orden“ und deutete damit auf den Palmenorden, in den Birken selbst erst im Jahre 1658 Aufnahme gefunden hatte.⁴⁾ Im Jahre 1679 ward er auch Mitglied der Akademie dei Ricovrati, die in Padua und in Venedig wirkte.⁵⁾

Unter den Begründern und ersten Mitgliedern des Blumenordens fehlt der Name Michael Dilherrs; gleichwohl hat er

¹⁾ Th. Bischoff, a. a. O. S. 208.

²⁾ Über Rist vgl. Th. Hansen, Joh. Rist u. s. Zeit. Lpz. 1872.

³⁾ Rists Absicht war, dass „aus solcher Gesellschaft sowohl als aus dem Pegnesischen gleichsam wie aus einem Pflanzgarten ein und anderes geschicktes und würdiges Mitglied genommen und nach Abgang der alten und gelehrten fruchtbringenden Gesellschaftern, in den höchstbelobten durchlauchtigsten Palmen-Orden möchten versetzt werden.“ Bischoff a. O. S. 209.

⁴⁾ Näheres bei August Schmidt, a. O. S. 511 f. Das Sinnbild des Kleinods war seit Birken's Zeit die Granadilla (Passionsblume). Über der Blume stand: „Die Blumengesellschaft“, unter derselben: „Alles zur Ehre des Himmels“. Die Rückseite zeigte die siebenfache Rohr-Pfeife mit der Umschrift: „Alle zu einem Ton einstimmend.“ Es ist derselbe Gedanke, der auf dem Titelbilde eines Harsdörferschen Buchs durch die Darstellung von sieben Männern, die an einem Strick ziehen, zum Ausdruck kommt.

⁵⁾ Über diese Akademie s. unter anderen J. C. Wagenseil, De Civitate Norimbergensi commentatio 1697 p. 451.

die mit der Zeit immer mehr hervortretenden religiösen Neigungen des Ordens wesentlich gefördert und sogar eine Stiftung zu Gunsten desselben gemacht, die diesem sehr zu statten kam.

Wenn man die Beziehungen des Comenius zu Harsdörfer und der Endtersehen Buchdruckerei ins Auge fasst,¹⁾ so verdient es Beachtung, dass schon im Jahre 1646 ein Böhme, der als Korrektor bei Endter thätig war, Johann Sachss, in aller Form Mitglied des Ordens wurde²⁾ — eine besondere Auszeichnung, da die Auswahl mit grosser Vorsicht getroffen wurde und von 1644—1658 nur dreizehn Aufnahmen stattfanden.

Es ist überhaupt ganz unverkennbar, dass es überall — wir werden das betreffs der Londoner Akademie noch besonders darthun — die Glaubensflüchtlinge waren, und zwar nicht bloss die böhmisch-mährischen oder deutsch-österreichischen, die an den Gesellschaften stark beteiligt sind, teilweise sogar ihre Stifter waren. Dies tritt auch in Nürnberg hervor, wo seit der Schlacht am Weissen Berge sich eine immer grössere Zahl von Vertriebenen sammelte. So nahmen z. B. an dem Begräbnis eines Mitglieds der Fremden-Gemeinde im Jahre 1639 nicht weniger als 39 exulierende Geistliche teil, darunter der bereits erwähnte Daniel Betulius (von Birken, † 1642), der ausser seinem Sohn Sigmund noch zwei Söhne, Christian und Joh. Salomo, dem Orden zuführte.

Gross war auch die Zahl der Vertriebenen von Adel, die mit den Nürnberger Patriziern, auch mit Harsdörfer (der ihnen sein Haus auf dem Rossmarkt überliess), in mannigfache Beziehung traten. An der Spitze der Adels-Colonie stand durch Alter und Ansehn Gallus Frhr. von Räknitz (geb. 1590 zu St. Ulrich im Herzogtum Steyer, † 1658), der mit dem bekannten Mitglied des Palmbaums Ottavio Piccolomini befreundet war; ferner werden genannt die Dachsberg, Dietrichstein — Rud. v. Dietrichstein gehörte dem Palmbaum an —, Eyk, Erna, Herberstein, Hofmann, Hostelsberg, Heyleck, Jörgen, Khevenhüller, Leininger, Lichtenberg, Mordax, Moschkan, Prank, Praunfalk, Regal, Speidel,

¹⁾ Th. Bischoff a. O. S. 215.

²⁾ Fast sämtliche Schriften der Mitglieder des Ordens sind in Nürnberg bei Michael Endter gedruckt; über die Beziehungen des Comenius zu Endter s. Reber, C. u. die Sprachgesellschaften 1895 S. 40 ff.

Tannhauser, Teuffenbach, Traun, Volkersdorf, Welz, Windischgrütz, Wurmbund, Zinzendorf¹⁾ u. a.²⁾

Waren diese sämtlich Mitglieder der österreichischen Kolonie, so gab es auch noch andere Exulanten von Adel um diese Zeit dort, z. B. Joh. Philipp Geuder von Heroldsberg — Mitglied der Akademie des Palmbaums —, Hans Fuchs, G. Friedrich von Crailsheim, H. Georg von Mussloe, Hieronymus von Egloffstein, Hans Georg und Hans Karl Richter von Kornberg³⁾, und mit vielen von ihnen unterhielt besonders Dilherr regen geistigen Verkehr, auch erscheinen einzelne unter den Angehörigen des Blumenordens. Aus der Zahl der letzteren mögen hier folgende genannt sein: Johann Rist, J. G. Schottel, Phil. Jac. Osw. von Oelsenstein, Ferd. Ad. Frhr. von Pernauer, J. Ph. Geuder, J. K. Schürholtz, Joh. Fr. Riederer, Sam. Hund aus Meissen, Gotfried Polycarp Müller, Christoph Arnold, Christ. Frank, S. J. Holzschuher, Christoph Fürer, J. K. Scheurl, Dan. Bärholtz, Johann Helwig, Joh. G. Volekamer, Anton Burmeister aus Lüneburg, Fr. Lochner aus Oels in Schlesien.⁴⁾

Harsdörfer hat in seinen „Gesprächspielen“ die Grundsätze, Absichten und Ziele des Blumenordens wie der übrigen Akademien weiteren Kreisen in harmlosem Gewande zu vermitteln und für die Anschauungen des Bundes Freunde zu gewinnen gesucht. Es wäre der Mühe wert, die „Gesprächspiele“ darauf hin einer eingehenderen Prüfung zu unterziehen; hier sei nur darauf hingewiesen, wie der Verfasser im fünften Teile seiner Schrift für die Einführung der Muttersprache in den Unterricht der Schulen eine Lanze bricht.⁵⁾ Auch sind die „Gesprächspiele“ die erste aus gebildeten Kreisen stammende Schrift, die den Meistersingern und ihren Bestrebungen wieder Gerechtigkeit widerfahren lässt.

¹⁾ Otto Heinrich von Zinzendorf zahlte im Jahre 1628 für 1½ Jahre 500 Gg. Schutzgelder an die Stadt.

²⁾ Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1855 S. 161 ff. (von Lochner).

³⁾ Anzeiger etc. S. 217.

⁴⁾ S. Goedeke, Grundriss III, 18 und Th. Bischoff a. O. S. 211 f.

⁵⁾ Derselbe Harsdörfer war der erste, der die Errichtung von Lehrstühlen für die deutsche Sprache an den Universitäten forderte. Vgl. Reber, Comenius u. s. Beziehungen zu den Sprachgesellschaften. Lpz. 1895, S. 24.

Wichtige Aufschlüsse über die Gesellschaft an der Pegnitz und über die persönlichen Beziehungen, in denen namentlich Sigmund von Birken gestanden hat, dürften sich aus dem noch erhaltenen Archiv des Blumenordens gewinnen lassen. Es befindet sich darin u. a. ein Album Birkens, das „dem Theuren Fruchtbringenden auch Fürtrefflichen Blumengenossen und Kunstliebenden“ gewidmet ist und sehr viele Eintragungen angesehener Zeitgenossen enthält. Die der Zeit nach ältesten Einzzeichner sind Christian Dietrichstein und Harsdörfer aus 1645. Auch Herzog August von Braunschweig steht mit einem Denkspruch darin (1648). In einem andern Album mit vielen Eintragungen findet sich folgender Vers:

Was dort der edle Strophon (Harsdörfer)
 Hat ersonnen:
 Das Blumenband,
 Daran hat Floridan (Birken) hier fortgesponnen
 Am Pegnitz-Strand.
 Thut, was Ihr thut
 Belobte Hirten-Brüder!
 Gott, Tugend, Spruch! ¹⁾

Um das Jahr 1660 begegnet uns in den Elbgegenden der Schwänen-Orden an der Elbe oder die elbische Gesellschaft des Schwans, als deren Begründer Johann Rist, damals Prediger zu Wedel bei Altona, genannt wird. In den Satzungen begegnet keinerlei Bestimmung, die den Mitgliedern die Sprachreinigung zur Aufgabe macht, und die Bruder-Namen, die die Gesellschaft in Gebrauch nahm, waren sämtlich fremdländischen Ursprungs.

Unter den Mitgliedern werden genannt: G. W. v. Werthern, der das Amt des „Reichsthürhüters“ bekleidete; ferner Matthäus Merian, der als Maler, Radierer, Buchhändler und Kunstverleger bekannt ist (geb. 1621 in Basel) und vom Grossen Kurfürsten, den er porträtierte, zum brandenburgischen Rat ernannt wurde, Daniel Bärholtz, geb. 1644 zu Elbing, Erzieher mehrerer

¹⁾ S. Th. Bischoff a. O. S. 237. — Wir sind gern bereit, wichtigere Nachrichten aus dem Archiv des Blumenordens in unseren Monatsheften zu veröffentlichen.

Grafen zu Solms und später Bürgermeister in seiner Vaterstadt (1685), Conrad von Hövel, G. Greflinger, Fr. S. Zamehl in Elbing, Christoph Horn, L. Kraust in Danzig, Fr. Hofmann, Conrektor in Elbing, Joh. Gorgias aus Kronstadt in Siebenbürgen, J. Noltenius in Braunschweig, Jeremias Erbe, „Lautenist“, d. h. Musiker, Martin Stubritz, Gotfried Wilhelm Sacer, Georgius Schöneberg, Anton Burmeister, Johannes Wolken, Franz Joachim Burmeister, Constantin Christian Dekekind, Friedrich Heinrich Sager, Gothilf Treuer, Georg Heinrich Weber, Karl Taut, Joh. Praetorius, Michael Franke, Brandannus Langejanus, Michael von Lankisch, Samuel Sturm, Jakob Sturm, Daniel Pauli, Phil. Jakob Oswald von Waldeneg, Daniel Neuberger, Benjamin Winkeler von Winkelfels, Joh. Grüwel, Martin Kemp, Georg Strube, Georg Nicolai aus Hamburg. Auch Gabriel Voigtländer, Hofmusikus des Königs Christian V. von Dänemark, ein Freund Rists, der selbst Musikkenner war, scheint Mitglied gewesen zu sein, was der Thatsache entsprechen würde, dass in den Kreisen der Akademien ebenso sehr der Musik, wie der Dichtkunst — beide verschönten ihre Versammlungen — besondere Pflege zu teil ward.¹⁾

Auch in diesem Freundeskreise begegnen die Glaubensflüchtlinge und zwar sind sie hier vertreten durch Joh. Brzetzislaw Mislick, Freiherrn von Hirschhof aus Böhmen, der, wie wir durch Rist hören, in der Alchymie und der Mechanik erfahren war. Rist widmete ihm im Jahre 1642 einen Teil seiner „Himmlichen Lieder“. Herr von Mislick war selbst deutscher Dichter und verfasste u. a. „Ein Hirten-Geräthe Eines Christlichen Hirten, der seine Schafe in der Fremde weidet“. Er lebte noch im Jahre 1658.²⁾ Vielleicht liegt in dem Gebrauch des Ausdrucks „Christlicher Hirte“ ein Fingerzeig für die Deutung des in diesen Kreisen oft gebrauchten Wortes. Denn dass die aus dem Hirtenleben entnommenen Namen der „Pegnitzschäfer“ ebenso lediglich eine Mummerei waren, wie manches andere, steht zweifellos fest, lässt aber zugleich vieles, was uns albern und geschnacklos vorkommt, vom Stande des Eingeweihten aus in anderem Lichte erscheinen. Es war die symbolische Hülle sehr ernster Gedanken und Ziele.

¹⁾ Es wird dies bestätigt von Goedeke, Grundriss zur Geschichte d. deutschen Dichtung III, 121.

²⁾ Vgl. Goedeke, a. O. III, 92.

Im Jahre 1667 veröffentlichte Joh. v. Hövel, der den Gesellschafts-Namen Candorin führte, unter dem Titel „Deutscher Zimber-Swan“ zu Lübeck eine Verteidigungsschrift des Ordens, die uns über die Ziele und die Verfassung desselben einige Nachrichten giebt, die von Interesse sind¹⁾, die offenbar aber nur das enthalten, was man der Öffentlichkeit preiszugeben beabsichtigte.

In der ersten Abteilung (S. 22 f.) spricht der Verfasser seine Freude aus, dass „die Taube, so eine Weile etwas einfältig verborgen gewesen“, jetzt „frei, ungehindert vor den Lästernäulern, Lügen-Raben . . . mit dem lieblichen Schwane . . . zu Gottes Wohlgefallen und der Menschheit Wohlfahrt im hellen Lichte der Ehre einher- und auffliegen“ könne.

Dann folgt eine Aufzählung der sieben freien Künste, sieben Wissenschaften und sieben Haupttugenden; auf diese Sieben sowie auf die sieben Gaben des h. Geistes heisst es (S. 28) „ist der Hochlöbl. ädele Swan-Orden gebauet“. „In Erwägung, (dass) er ein solcher Orden ist, drinnen man allerhand Erkenntnisse der Natur und Wissenschaften sich befeisset, manche herliche Würke und Künste zu Gottes Ehren und der Menschen Bäten zuwege bringt, stehet er freilich in Ehren zu halten und aller Ende und Orten hochzuachten“.

Der Verfasser lässt es sich angelegen sein, das Recht zur Errichtung einer solchen „Weisheits-Zunft“ gegenüber ihren Feinden darzutun und verweist dabei auf Baco von Verulam.

Bei der Darstellung der Verfassung und Bräuche des „Schwans“ beruft sich Hövel besonders auf das „Collegium Carpororum“ oder das „Collegium Solis“²⁾, d. h. die fruchtbringende oder „Grosse Gesellschaft“, nach deren Vorbild ebenso

¹⁾ Candorins deutscher Zimber-Swan, darin des Hochlöbl. ädelen Swan-Ordens Anfang, Zunämen, Bewandniss, Gebräuche, Satzungen, Ordensgesätze samt der Hoch-ansühel. Gesellschafter Ordens-Namen entworfen. Lübek, verlägts Michael Volk etc. 1667. (Univ.-Bibl. in Göttingen.)

²⁾ In dem „Teutschen Palmbaum“ (1647) S. 11 heisst es in ähnlich symbolischer Weise:

Das Teutsche Sprach- und Tugend-Licht
Von treuen Händen aufgericht
Noch endlich durch die Nächte bricht.

Auch sonst kehrt vielfach auf Bildern und in Versen die Sonne wie das Licht wieder.

der elbische Schwanen-Orden wie andere Gesellschaften eingerichtet seien (S. 62).

In der dritten Abteilung (S. 84 ff.) will Hövel den Vorhang des Schwanen-Ordensgerüsts „aufziehen und den neugierigen Zuschauern eröffnen“ und er erzählt dann vieles von Mönchsorden, Ritterorden und angeblich dem Schwanen-Orden ähnlichen Gesellschaften, was mehr zur Irreleitung als zur Aufklärung geeignet ist.

Interessanter ist, was Hövel über die Abzeichen und Symbole des Elbe-Schwanen¹⁾ zu erzählen weiss: „das rechte Ordenszeichen, sagt er, so in der Zusammenkunft getragen wird, ist ein blaues Seidenband (von) des Hosenbündels (La Jarretiere) Farbe, unten mit einem güldenen dran hängenden Swan geziret“ (S. 119.) „Gleich wie einer Gesellschaft Kettenglieder auf den Orden zilen, also sihet ein Gebände auf die Bundgenossenschaft“ . . . „Ein Band bedeutet gute Wirkung, Einigkeit, Bestand; dass er (der Band) (von) Seiden, weiset solches auf Herlichkeit, Unstärkigkeit, Aufleben u. s. w.; die blaue Farbe ist eben so herrlich wie die weisse . . . Unser blauen Herolds-Farbe Bedeutung ist herzliche Audacht gegen Gott, Glaube, Gerechtigkeit, Herrlichkeit, Treue u. s. w.; der Schwan ist eine Anzeige der Treue, Liebe, Dicht-Sing-Spielekunst, Weisheit, Wissenschaft“ u. s. w.

Es tritt uns hier wie in den übrigen Akademien ein ausgebildetes System von Zeichen und Symbolen entgegen, das weit mehr war als ein zufälliges Beiwerk, vielmehr einen wesentlichen Teil der ganzen Organisation bildete. Wir verzichten hier auf näheres Eingehen und verweisen nur auf die Figuren und Zeichen der Titel-Kupfer, wo sich neben dem Schwan, der von Gold an einer Kette hing, auch vier Rosen gemalt finden und wo ein Wappen angebracht ist, in dessen vierteiligem Schild sich wiederum zwei Rosen finden; über das Schild zieht sich ein Band, das drei Muscheln trägt. Es ist nicht zweifelhaft, dass hiermit ebenso Anspielungen bezweckt sind, wie mit einem anderen Bilde, auf dem der Schwan rechts von einem Kreuz

¹⁾ Auffallend ist, dass der Zusatz Elb-Schwan oder elbischer Schwanen-Orden so besonders betont wird. Man wird daran erinnert, dass es nach den Angaben des „Teutschen Palmbaums“ (1647) S. 14 auch eine „Schwanen-Gesellschaft“ in den clevischen Landen gab; über ihre Entstehung u. s. w. erfahren wir nichts; sie führte ebenfalls den Schwan im Kleinod.

(gebildet durch drei Arme) und links von einer Säule und einem nach rechts schreitenden Ritter mit geschlossenem Visir umgeben ist.

Der „Zimber-Schwan“ hat sich in Anlage und Ausführung den „Teutschen Palmbaum“ Hilles zum Vorbild genommen, der ebenso wie jener eine Anzahl interessanter Kupfer mit bildlichen Darstellungen symbolischer Art enthält, die dem Eingeweihten manches sagen sollten, was der Verfasser nicht durch den Druck gemein zu machen wünschte; man sieht daraus zugleich, dass die Symbolik beider Gesellschaften sich fast derselben Zeichen bediente.

So sieht man auf dem Titelkupfer des „Teutschen Palmbaums“ im Vordergrund zwei Säulen, die eine mit Lorbeer, die andere mit zwei verschlungenen Händen und drei Herzen belegt, die einen mit schwarzem Tuch belegten Altar, der sich in drei Stufen von cubischen Steinen aufbaut, flankieren. Vor letzterem stehen zwei sich umarmende Kinder, darunter der Spruch „Fried und Freud küsset sich mit der Einigkeit“, die Worte „Fried und Freud“ unter der linken, „Einigkeit“ unter der rechten Säule. Auf dem Altar liegt ein Lorbeerkranz, ein Scepter und eine Krone, sowie eine Herzogsmütze. Im Hintergrund sieht man links vorn ein einzeln stehendes Gebäude, das Haus der Gesellschaft (Collegium) versinnbildlichend, von Bäumen umgeben und dahinter einen gezackten Uferrand mit Landschaft, rechts eine Burg auf hohem Berg, die bekannte „Christenburg“ oder die „Stadt auf dem Berge“ (Matth. 5, 14) darstellend.

Eben die hier gebrauchten Zeichen kehren dann in der verschiedensten Verbindung wieder. Unter der Überschrift: „Vierständiges Sinnbild des Suchenden“ sieht man vier Medaillons, auf dessen erstem man den Berg mit einer Kapelle, auf dem zweiten die Sonne, die eine Landschaft mit Palmen erhellt, auf dem dritten ein Zimmer, worin ein mit einem Teppich bedeckter Tisch und einem offenen Buche, in einer Nische ein Zirkel, zwei Globen und ein Ritterhelm sichtbar sind; auf dem vierten sieht man eine auf einer Anhöhe stehende Säule, umhangen von dem Ordensband nebst Kleinod und umgeben von einer Versammlung von Männern, die zu der Säule emporschauen.

Gleich darauf bringt der „Palmbaum“ ein „Dreyständiges Sinnbild“ in drei Medaillons, deren erstes links einen Berg darstellt, während rechts eine Landschaft mit Bergen, Gebäuden und

einem Fluss mit zackigem Uferstrand sichtbar ist. Das Ganze wird von der Sonne beschienen, der ein Adler entgegenfliegt.¹⁾

Auf einem andern „Dreyständigen Sinnbild“ sieht man drei brennende Lichter abgebildet, deren jedes auf einem mit einem Teppich bedeckten Tisch steht; der Teppich ist in Rechtecke geteilt, deren jedes eine Rose zeigt.

Sehr merkwürdig ist ein Kupfer, das sich auf S. 19 findet. Der Beschauer sieht links in ein Gemach, in welchem vier Männer an einem Tisch sitzen und an dessen Eingang ein fünfter mit der Hellebarde bewaffnet Wache hält. Auf dem Tische, der mit einem Teppich bedeckt ist, liegen oder stehen das Winkelmass, ein Zirkel, ein Globus und ein aufgeschlagenes Buch, in dem der eine der Männer liest, während ein anderer einen zweiten Zirkel in der Hand hält; auf dem Fussboden steht ein grosser Foliant, durch den ein Schwert gesteckt ist; auf der rechten Seite des Bildes ausserhalb des Gemaches sieht man die Darstellung einer Schlacht mit Toten und Verwundeten, im Hintergrunde eine brennende Stadt und vorn einen fliehenden Schüler, der die Bücher aus der Hand wirft.

Auch die Kupfer, mit welchen die Mitglieder des Blumenordens an der Pegnitz die von ihnen veröffentlichten Bücher ausgestattet haben, enthalten mancherlei sinnbildliche Darstellungen, die freilich nur dem Eingeweihten verständlich waren und verständlich sein sollten. So zeigt das Bild des sogenannten „Poetenwäldchens“ — der Name Poeten wird in diesen Kreisen fast in demselben Sinn wie Philosophen, Platoniker oder Gesellschafter und Kunstliebende gebraucht — wie es sich in der „Pegnesis“ findet, mancherlei symbolische Figuren und Andeutungen; auch die Porträts Harsdörfers, die der Orden besitzt, sind in der Umräumung teilweise mit sinnbildlichen Zeichen geziert und die Vignetten, die sich hier und da finden, zeigen bestimmte Symbole — z. B. die Figur des Schachbrettes —, die auch in den übrigen Akademien wiederkehren.

Wir müssen uns an dieser Stelle auf diese Hinweise beschränken, auf deren Bedeutung wir später zurückkommen werden, wenn wir den Zusammenhang des Comenius mit den Akademien zu erörtern haben.

¹⁾ Das Sinnbild hat in der Anlage eine grosse Ähnlichkeit mit dem bekannten Buchzeichen des Comenius; wir kommen darauf zurück.

Die Schrift Hövels, der Zimber-Schwan, die bisher, soviel ich sehe, von keinem neuere Forscher beachtet ist, liefert auch den Beweis, dass eine nahe Beziehung zwischen Comenius und dem Oberhaupt des Schwans, Joh. Rist (1607—1667), bestanden hat. Nach einer Notiz Hövels besass Rist eine handschriftliche Beschreibung „über das immerbewegliche Treibewerk durch 3 Kugeln ungleicher Grössen“ von dem „weltberühmten Comenius“¹⁾; wer sonst als Comenius selbst sollte Rist in den Besitz dieser Handschrift gesetzt haben? Damit stimmt es überein, dass Comenius' Schwiegersohn, Petrus Figulus, am 13. November 1639 Rists Gast in Wedel war und mit eigenhändigen Anzeichnungen und Versen beschenkt weiter zog.²⁾

Wie der Name Zunft kommt auch der Name Hanse oder Hansa (= Gilde), bezw. Hänsenschaft zur Bezeichnung der Akademien vor und deutet von neuem auf den Zusammenhang mit Handwerks-Genossenschaften hin. Eine derartige „Hänsenschaft“, die auf neun Gliedern stand — daher die „neunständige Hänsenschaft“ genannt — nennt Zesen in seinem „Rosenthal“ nach der Rosen-Gesellschaft, indem er sagt: „Nicht lange darnach erhob sich auch die neunständige Hänsenschaft, welche in geheim und gleichfalls wie die Strassburgische unter ihren neun Hänsgliedern geblieben.“ Hans Chr. v. Liebenau schreibt an den Frhrn. Hans Adolf v. Alewein — beide waren Mitglieder der Akademie der Drei Rosen — es sei dem Herrn „Bruder“ ohne Zweifel die neunständige Hänsenschaft bekannt, ihre Namen wünschten die Herrn geheim zu halten, „damit sie nicht möchten beschimpft werden.“³⁾

Wie zahlreich und mannigfach solche Beschimpfungen der Akademien und ihrer Mitglieder waren, erhellt sowohl aus der früher besprochenen Verteidigungsschrift Karl Gustav von Hilles, dem „Teutschen Palmaum“ wie aus Hövels „Zimber-Schwan“. Wir können hier darauf im einzelnen nicht eingehen, sondern müssen uns begnügen, auf einige Stellen aus den Satzungen zu verweisen, in denen ausdrücklich Vorkehrung getroffen wird, um solchen

¹⁾ Deutscher Zimber-Swan S. 43.

²⁾ M.H. der C.G. 1894 S. 314.

³⁾ Schultz, a. O. S. 103 f.

Schmählungen zu begegnen. In den Satzungen des Schwanenordens heisst es¹⁾: „Daferne sich es zutragen möchte, dass einiger Neider oder sonst ein höhnischer, stolzer oder aufgeblasener Phantaste sich unterstehen würde, einiges Mitglied dieser rühmlichen Gesellschaft mit lästerlichen Schriften, Verläumdung oder sonst ungebührlich anzugreifen, so sollen auf solchen Fall nicht nur der Urhäber, sondern alle und jede Mitglieder dieses löbl. Ordens gehalten und verpflichtet sein, ihrem angezapfeten und verfolgten Ordensgenossen und Mitbruder unverzüglich beizuspringen und dessen guten Namen mit Hand, Mund und Feder gegen dessen Widersacher auf das äusserste zu vertheidigen“ Eine ähnliche Bestimmung findet sich in den Satzungen der Rosengesellschaft, wo gesagt wird: „Wenn sich ein naseweises Lästermanl erkühnen würde, auch den Geringsten unter den Mitgenossen mit Schmähschriften oder anders ungebührlich anzutasten, so soll nicht allein der Erzscheinhalter, sondern auch ein jedes Zunftglied verbunden sein, solehm ihrem geschmähten und verleumdeten Mitglied unverzügliche Hülfe zu leisten und dem Spottvogel dermassen das unnütze Maul stopfen, dass hinfürder dergleichen zweibeiniges Müllervieh unsere Rosen- und Liliengenossen unangegrigacket lasse.“²⁾

Wenn die Mitglieder von Gesellschaften, deren öffentliches Wirken sich auf die Pflege der nationalen Sprache und Litteratur beschränkte, gezwungen waren, derartige Vorkehrungen gegen Beschimpfungen ihrer Mitglieder zu treffen, so kann man ermassen, dass Organisationen, die dem Verdacht ausgesetzt waren, Alchymie zu treiben, einer noch heftigeren Gegnerschaft begegneten und demgemäss zu grösserer Geheimhaltung ihrer Versammlungen, Symbole und Formen gezwungen waren.

Obwohl auch unter den Mitgliedern der sogenannten Sprachgesellschaften kaum ein hervorragender Schriftsteller war, der sich nicht ausser mit der Sprache auch mit naturphilosophischen Studien und religiöser Schriftstellerei beschäftigt hätte (man hat dies bisher zu wenig beachtet), so haftete doch weit mehr an den Vereinigungen der Naturphilosophen im engeren Sinn, d. h. der Naturforscher und Mathematiker, der Verdacht der „Schwärmerei“, und man munkelte,

¹⁾ Zimber-Schwan S. 174.

²⁾ Dissel, Phil. v. Zesen etc. S. 26.

dass diese Alchymisten zugleich „Rosenkreuzer“, d. h. Mitglieder einer, wie man wähnte, religiösen Sekte seien, die für die Kirche höchst gefährlich sei, die aber als Gesellschaft thatsächlich nie bestanden hat.

Es ist allerdings zweifellos, dass die „Alchymie“ und die Pflege der verwandten naturwissenschaftlichen Zweige für die Akademiker ebenso nur das Kleid war, das ihre höchsten Ziele verhüllte, wie für die fälschlich sogenannten Sprachgesellschaften die Förderung der Muttersprache, obwohl diese wie jene Bestrebungen durchaus auf dem Wege der Platoniker lagen und ihre Förderung einen Teil des Arbeitsplans des Bundes bildete. In weit höherem Grade als die Sprachwissenschaft bot die Chemie oder Alchymie mit ihren seit Jahrhunderten überlieferten Formen und Zeichen die Möglichkeit für die Eingeweihten, sich unter einander durch symbolische Andeutungen zu verständigen, die für die Aussenstehenden gänzlich unverständlich waren, die dann freilich auch vielfach missverstanden wurden und Anlass gaben, den „Alchymisten“ die wunderlichsten und thörichtsten Behauptungen in den Mund zu legen.

Wenn wir selbst bei den Sprachgesellschaften das, was sie verschleiern wollten, kaum erfahren, so ist es nicht zu verwundern, dass der Schleier, der über den Akademien der „Alchymisten“ lagert, einstweilen noch weniger zu lüften ist. Gleichwohl sind ganz sichere Spuren ihrer Organisation nachzuweisen, und es ist merkwürdig, wie vollständig die Ordnungen, Symbole und Grundgedanken dieser Societäten mit denjenigen der bisher besprochenen Gesellschaften übereinstimmen.

Um das Jahr 1664 erscheint zu Nürnberg eine organisierte Gesellschaft von „Alchymisten“ und „Rosenkreuzern“, wie die Aussenstehenden sagten, d. h. von Geistlichen, Gelehrten und Künstlern, an der unter andern auch Harsdörfers Freund, Michael Dilherr¹⁾, beteiligt war. Wir würden vielleicht wenig von dieser Gesellschaft wissen, wenn es nicht ihren Gegnern gelungen wäre,

¹⁾ J. M. Dilherr (dessen Vater Konsulent der fränkischen Ritterschaft gewesen war, ehe der Bischof von Würzburg ihn seiner Lehen beraubte und in Armut stürzte) war am 14. Oktober 1604 zu Themar geboren. Trotz dürftiger Lage gelang es dem Knaben, eine gelehrte Bildung zu erwerben; er studierte 1627 in Altdorf, 1629 in Jena und wurde 1631 daselbst Professor der Beredsamkeit, 1634 der Geschichte und Poesie und 1642 Professor der

im Jahre 1696 ein scharfes obrigkeitliches Mandat gegen sie zu erwirken, und wenn nicht im Jahre 1667 **Gotfried Wilhelm Leibniz** ihr Mitglied¹⁾ und bald darauf auch ihr Sekretär geworden wäre²⁾. Dadurch ist, trotz des tiefen Geheimnisses, mit dem sich die Gesellschaft umgab, manches bekannt geworden.

Hierdurch wissen wir, dass sie damals sehr angesehene Männer der alten Reichsstadt zu Mitgliedern zählte. An ihrer Spitze stand Daniel Wülfer, derzeit Pastor an S. Lorenz, ferner gehörten zu ihr Justus Jakob Leibniz, Pastor an S. Jakob und ein Verwandter von Gotfried Wilhelm, Joh. G. Volkamer, der ältere aus dem Patriziergeschlecht gleichen Namens, dem wir schon oben begegnet sind, Hieronymus Gutthäter, ein reicher Kaufmann, Christoph Heiling, ein Weber, Friedrich Kleinert, ein Stempelschneider und andere.³⁾ Wie fest G. W. Leibniz damals⁴⁾ und später⁵⁾ sich mit diesem Kreise verbunden fühlte, hat er selbst später gesagt und bewiesen, und schon daraus erhellt, dass diese „Alchymisten“ weder „Narren“ noch „Bösewichter“ gewesen sind.

Man muss, wenn man von den „Alchymisten“ spricht, freilich ein allgemeines Urteil vermeiden. Es ist nicht zweifelhaft, dass sich an die Fersen der Naturphilosophen, welche in ersten Studien der Chemie oblagen, Schwindler und Goldmacher hefteten, die unter dem Deckmantel von allerlei Geheimlehren und Zeichen die Geschäfte von Betrügern übten oder selbst Betrogene waren. Es mag sein, dass solche Leute gelegentlich auch Mit-

Theologie und Philosophie in Nürnberg; dann übernahm er 1646 die Stelle des Hauptpfarrers an S. Sebald. Eine Monographie über Dilherr wäre sehr erwünscht. Vgl. Allg. D. Biogr. V, 225. Und Ad. Schwarzenberg, Das Leben und Wirken J. M. Dilherrs, Dresden (Progr.) 1892.

¹⁾ Näheres über seinen Eintritt bei Kopp, Gesch. d. Alchymie I, 233.

²⁾ Leibniz wurde angestellt, um aus naturphilosophischen Schriften Auszüge zu machen, die an der Arbeitsstätte der Gesellschaft vorgenommenen Arbeiten zu verzeichnen und den Briefwechsel zu führen. Diese Geschäfte hat er ein Jahr lang verwaltet.

³⁾ Murr, Lit. Nachrichten zur Geschichte des Goldmachens, Lpz. 1805, S. 79 ff. (Ein Exemplar in der Stadtbibl. Hamburg.)

⁴⁾ Leibniz schreibt an Bierling den 16. März 1712: D. Wulferum ego adolescens Norimbergae saepe adii et aliis eo tempore viris doctis Norimbergensibus familiaris fui. Opp. omnia ed. Dutens V, 378.

⁵⁾ Im Jahre 1688 suchte er Nürnberg wieder auf und verkehrte mit Mitgliedern der Gesellschaft. Murr, a. O. S. 81.

glieder der Akademien waren, sicher aber ist, dass die besseren Köpfe sich dieser Elemente allen Ernstes zu erwehren suchten. Es kam bald dahin, dass der Name „Rosenkreuzer“, den diese Akademien von sich nicht gebrauchten, auch von den Naturphilosophen zur Kennzeichnung solcher Schwindler gebraucht ward, und so sehen wir, dass Männer wie Val. Andreae und Bernegger, die den Naturphilosophen sehr nah standen, sich mit Nachdruck gegen die „Kabbalisten“ und „Rosenkreuzer“ erklärten¹⁾; in der That hatten die Akademien ein dringendes Interesse daran, ihre Sache nicht durch solche Leute zu gefährden und ihren Übertreibungen oder Irrlehren entgegen zu treten.

Die Eindrücke, welche Leibniz in dem für seine Geistesentwicklung wichtigsten Abschnitt seines Lebens — er war damals 21 Jahre alt — unter dem Einfluss so ausgezeichneten Männer in Nürnberg empfangen hat, sind ihm stets gegenwärtig geblieben, und so abfällig er über das Goldmachen urteilte, so hat er sich doch noch später gern mit der Deutung alchymistischer Rätsel beschäftigt und diese Wissenschaft selbst ebenso geschätzt, wie es z. B. Baco nachweislich gethan hat.

Aus Leibniz eignen Äusserungen geht, wie schon Guhrauer bemerkt hat, deutlich hervor, dass er sich in Nürnberg erister mit alchymistischen Arbeiten beschäftigt hat und tiefer in die gesamte Anschauungswelt dieser Männer eingedrungen ist, als man bisher angenommen hat.²⁾

Wir besitzen einen Brief des Joh. Jakob Leibniz (des Sohnes von Justus Jakob), der damals Prediger der deutschen Gemeinde in Stockholm war, an Gotfried Wilhelm, vom Jahre 1703, in

¹⁾ Valentin Andreae, meint Bernegger, habe den Schwindel dieser Rosenkreuzer gründlich entlarvt.

²⁾ Guhrauer, Jungius I, 47. — Im Jahre 1691 schreibt Leibniz an den Bruder des Christian Thomasius: „Mich hat Nürnberg zuerst in chemische Studien eingeweiht und es rent mich nicht, in der Jugend gelernt zu haben, was mir als Mann Vorsicht lehren sollte. Denn in späteren Jahren wurde ich oft, weniger aus eigenem Antrieb, als aus dem von Fürsten, bei denen ich Zutritt hatte, zu dergleichen angeregt; ich blieb mit meiner Neugierde nicht zurück, doch nicht ohne durch Vorsicht sie zu mässigen. Wie viele von mir gekannte Personen sind daran gescheitert, in dem Augenblick, da sie mit dem günstigsten Winde zu segeln glaubten.“ — Vgl. auch Kopp, Die Alchemie I, 233: „Das Interesse für Alchemie blieb Leibniz bis in seine letzten Lebensjahre.“

welchem sich ersterer auf die persönliche Berührung bezieht, in die er mit dem „grossen Freunde“ zu Nürnberg „bei den Nürnberger Münzmeistern“ ehemals getreten sei.¹⁾

Im Hinblick auf den Umstand, dass Fr. Kleinert²⁾ Münzstempelschneider und zugleich ebenso wie G. W. Leibniz Mitglied der Nürnberger Gesellschaft war, unterliegt es keinem Zweifel, dass in dieser Bemerkung ein Hinweis auf den Fremdeskreis lag, dem die beiden Leibniz angehörten. An der städtischen Münze waren drei Beamte angestellt, der Münzmeister, der „Eisengraber“ und der Wardein. In der Münzstätte fanden sich ausser den Räumen, wo mit dem sog. Taschenwerk und dem „grossen Druckwerk“ gearbeitet ward, solche Räume, wo mit „geheimen Münzzeug“ geprägt wurde³⁾, die also auch für Versuche chemischer Art, die man geheim halten wollte, sowie für Versammlungen sehr geeignet waren. Da in keiner Weise einzusehen ist, was die beiden Gelehrten „bei den Münzmeistern“ für gemeinsame Beschäftigung hätten haben können, so muss man annehmen, dass in der Münzstätte Zusammenkünfte stattfanden, wie sie in den Zunfthäusern angesehenen Gilden oft zwischen den Angehörigen der Zunft und den „Liebhabern des Handwerks“ (z. B. Ärzten, Rechtsgelehrten, Lehrern) vorkamen.⁴⁾

Wie dem auch sein mag, so ist doch die Thatsache, dass Gelehrte wie Leibniz, Dilherr und andere mit Webern, Silberschmieden — nach Murr scheint auch ein Rotgiesser Mitglied

¹⁾ Gubrauer, Leben des Leibniz I, 47.

²⁾ Kleinert gab einen *Apparatus Numismatum recentiorum* heraus, den Casp. Theoph. Lauffer im Jahre 1709 fortsetzte. Murr, a. O. S. 85. — Kleinert stammte aus Bartenstein in Ostpreussen (geb. 4. Juni 1633). Doppelmayr (*Histor. Nachrichten* etc. S. 309) erzählt von ihm, dass er eine „*Academia historico-metallica*“ zu begründen versucht habe. Kleinert starb am 28. Juli 1714.

³⁾ C. F. Gebert-Nürnberg, *Geschichte der Münzstätte der Reichsstadt Nürnberg*. Nürnberg. 1891, S. 107.

⁴⁾ Es mag hier beiläufig bemerkt werden, dass unter den Münzbeamten der Stadt Nürnberg mehrfach Namen vorkommen, die sowohl in der Kunstgeschichte (die „Eisengraber“ waren auch Bildhauer und Steinmetzen) wie in der Geschichte der religiösen Bewegung bekannt sind. Im Jahre 1517 war Hans Krug der Jüngere, der Vater Ludwig Krugs, ein „Bruder“ Hans Dencks, Eisengraber (s. Keller, *Die Reformation* S. 323 u. 422) und im Jahre 1535—1542 verwaltete das Amt des Münzeisenschneiders Hieronymus Formschneider. S. Gebert, a. O. S. 51 u. 54.

gewesen zu sein — und Stempelschneidern eine Societät bilden, immerhin merkwürdig, um so mehr, als unsere Quelle ausdrücklich bestätigt, dass die Gesellschaft eine geheime gewesen sei.¹⁾

Joh. Georg Volkamer (geb. 1616), der wie wir sahen seit dem Jahre 1646 auch Mitglied des Blumenordens an der Pegnitz war — er führte darin den Brudernamen Helianthus²⁾ — war zu Padua, wo er studiert hatte, Mitglied der Academia dei Ricovrati³⁾ geworden und unterhielt mit den italienischen Freunden fortgesetzte persönliche Verbindungen. Auch Dr. Joh. Helwig († 1674), sein Freund und Genosse im Blumenorden, war Doktor Paduanus.

Ebenso rege Beziehungen wie zu Oberitalien besaßen manche Mitglieder dieses Freundeskreises zu den Niederlanden, wie dies unter anderen der Briefwechsel Harsdörfers mit dem damals in Amsterdam lebenden Comenius ergibt.⁴⁾ Im Jahre 1668 besorgten einige Nürnberger Freunde eine deutsche Übersetzung einer Schrift des Dr. Joh. Fr. Helvetius, des Leibarztes des Prinzen Moritz von Oranien, der zu den bekanntesten „Alchymisten“ im Haag gehörte.⁵⁾ Besonders eng war aus naheliegenden Gründen der Verkehr der Nürnberger Maler und Künstler mit den Niederlanden und es steht fest, dass viele ausländische, besonders holländische und französische Künstler zeitweilig in Nürnberg weilten.

Für den internationalen Zusammenhang, in dem diese Kreise standen, ist die Lebensgeschichte des Johann Wülfer, Sohnes von Daniel Wülfer, von Interesse. Geboren 1651, studierte er Mathematik und dann in Jena — wohin viele Spuren eines Zusammenhangs mit Nürnberg weisen — Theologie. Im Jahre 1674 ging er nach Venedig, um, wie Doppelmayr berichtet⁶⁾, „von dem Zustand der griechischen Kirche eine genaue Nachricht einzuholen“ und verkehrte dort sechs Monate lang mit dem Patriarchen und dem griechischen Abt Grandamino. Von dort zog er nach

¹⁾ Murr, a. O. S. 82.

²⁾ Herdegen, Blumenorden S. 851.

³⁾ Diese Akademie hatte zur Impresa (Sinnbild) eine von zwei Seiten geöffnete Höhle und den Wahlspruch: Bipatens animis asylum. Wagenseil, Commentatio etc. gibt eine Abbildung.

⁴⁾ Jos. Reber, Joh. A. Comenius u. s. Beziehungen zu den Sprachgesellschaften. Lpz. 1895. S. 45 ff.

⁵⁾ Kopp, die Alchemie I, S. 83 f.

⁶⁾ Historische Nachr. v. d. Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern. Nürnberg 1730. S. 143 f.

Florenz, Rom, Neapel und zurück nach Wien, Prag, Braunschweig, Helmstädt, Lüneburg, Hamburg, Bremen, Amsterdam und dann nach London, überall die Gesinnungsgenossen aufsuchend. In England verkehrte er mit Robert Boyle, Joh. Pell, Heinrich Oldenburg, Theodor Haack u. a., „die ihm sehr zugethan waren“.

Von London begab er sich nach Oxford zu Joh. Wallis, wo er sieben Monate blieb, dann nach Cambridge und dann nach Paris, „wo er mit vielen Litteratis gute Freundschaft machte“; dann über Lyon nach Genf und von dort nach Nürnberg zurück, wo er 1677 wieder anlangte. Später wurde er Mitglied der K. Preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Eine ähnliche Entwicklung, wie wir sie im dritten Teile unserer Untersuchung in Betreff der älteren Londoner Akademie und der späteren Royal Society kennen lernen werden, tritt uns in Deutschland bezüglich derjenigen Societät, der Leibniz seit 1667 angehörte, und der im Jahre 1700 von ihm und Comenius' Enkel unter dem Schutze Friedrichs I. in Berlin begründeten „Königlichen Societät der Wissenschaften“ entgegen. Wie in London die Träger der freien „Academia Londinensis“ (wie sie sich nannte) nachmals die Begründer der Royal Society wurden (1662), so haben die Mitglieder der freien Societäten in Deutschland den Stamm für die Berliner Königliche Gesellschaft gebildet.¹⁾

Aber man würde fehl gehen, wenn man den Unterschied der freien und der Königlichen Akademien daran erkennen wollte, dass aus privaten Gesellschaften staatliche Körperschaften wurden: indem die letzteren sich zu Gelehrtenvereinigungen im engeren Sinn gestalteten, erhöhten sie zwar ihre wissenschaftliche Leistungsfähigkeit aber sie nahmen gleichzeitig gegenüber den älteren Societäten insofern einen wesentlich veränderten Charakter an, als diese ursprünglich keine Gelehrtenvereingung, sondern eine Lebens- und Gesinnungs-Gemeinschaft darstellen wollten, die eines ihrer Bindemittel und ihrer Ziele in der Reform der wissenschaftlichen Methode und der Pflege der nationalen Eigenart fand. Es war daher ganz natürlich, dass manche hervorragende Mitglieder

¹⁾ Ausser Geh. Wülfer wurde auch ein anderer Freund von Leibniz, der wie dieser Mitglied der älteren Societät gewesen war, nämlich der berühmte Arzt Friedr. Hoffmann (geb. 1660), im Jahre 1701 Mitglied der Königl. Societät zu Berlin.

der älteren Akademien — wir kommen darauf zurück — die neue Entwicklung zwar insofern warm begrüßten, als die wissenschaftlichen Studien der Societät an den Staaten, die deren Umwandlung vornahmen, eine kräftige Stütze gewannen, dass sie aber das vollständige Aufgehen der älteren Gesellschaften in den neuen staatlichen Anstalten keineswegs wünschten, sondern vielmehr einen Weg suchten, um die Organisation und die Verfassung, die Grundgedanken und die Symbolik der freien Akademien, für die in den königlichen Gesellschaften natürlich kein Raum war, den kommenden Geschlechtern zu erhalten.

Immerhin ist die Thatsache, dass die Könige von Grossbritannien und von Preussen zur Begründung der grossen und, wie die Folgezeit beweisen sollte, segensreichen Institute sich gerade der Männer bedienen zu sollen glaubten, die in den Societäten der „Alchymisten“ ihre Schule gemacht hatten, ein hinreichender Beweis für den Umstand, dass die Verleumdungen und Beschimpfungen, denen die „geheimen Gesellschaften“ der Naturphilosophen das ganze siebzehnte Jahrhundert hindurch ausgesetzt waren — auch darüber werden wir später näher handeln — ein Ausfluss des Parteihassees und der religiös-politischen Kämpfe waren, an denen jene Zeit so reich gewesen ist.

Eben die Roheit und der Hass waren es, die jene Männer zwangen, ihre höchsten Ziele unter der Hülle von Sinnbildern und Zeichen zu verbergen und sie nur Einzelnen zu offenbaren. Kein geringerer als Valentin Andreae bestätigt diese, für ihn selbst sehr betrübende Zwangslage in seiner Lebensbeschreibung, indem er erzählt, dass seine brennende Liebe zur Sache des Christentums überall auf Hass und Hindernisse gestossen sei, wo er versucht habe, ihr auf offenem Wege nützlich zu sein; da habe er, fährt er fort, die Notwendigkeit begriffen, seine Ziele auf Umwegen zu erreichen und durch Anspielungen und Läckungen die Menschen zu ersten Dingen hinzuleiten. So ist es gekommen, dass die Formen und die Symbole jener Akademien, so geringfügig sie uns heute erscheinen, doch ein wesentliches Stück des gesamten Erziehungsplanes waren, der den Gründern der Societäten vorschwebte.

Die psychologische Grundfrage.¹⁾

Im Anschluss an die neuere psychologische Litteratur

untersucht von

Goswin K. Uphues.

Kein Zweig der philosophischen Litteratur erregt heutzutage innerhalb der philosophischen Welt und weit über ihren Kreis hinaus ein so mächtiges Interesse als die Psychologie. Man geht von der Ansicht aus, dass in der Psychologie nach der jetzt herrschenden Methode am ehesten wissenschaftlich gesicherte Ergebnisse gewonnen werden können. Mit vollem Recht. Ob man aber auch die Schwierigkeit dieser Aufgabe hoch genug anschlägt, ist eine andere Frage, die bei dem Wirrwarr der Meinungen auf dem psychologischen Forschungsgebiete sicherlich verneinend beantwortet werden muss. Es mag deshalb gestattet sein, einen Punkt innerhalb dieses Durcheinander, der für alles andere entscheidend und massgebend ist, zu fixieren und mit Bezug auf die in den letzten vier Jahren in Deutschland erschienenen psychologischen Werke zur Erörterung zu bringen. Ich bezeichne ihn als die psychologische Grundfrage.

Versetzen wir uns in die Zeit, wo wir eben das Licht der Welt erblickt hatten, einige Wochen nach unserer Geburt und fragen uns, worin damals unser Bewusstsein bestand. Wir hatten Empfindungen, die, wie wir jetzt sagen, von dem Druck der uns berührenden Hände, Kleider herrührten, ferner Gesichtsempfindungen, wie wir

¹⁾ Litteratur: Ziehen, Leitfaden der physiologischen Psychologie, in 14 Vorlesungen, 1. Aufl. 1891. 176 S. 4 Mk. — Uphues, Psychologie des Erkennens. 1893. 318 S. 6 Mk. 80 Pf. — Külpe, Grundriss der Psychologie. 1893. 478 S. 9 Mk. — Rehnke, Lehrbuch der allgemeinen Psychologie. 1894. 582 S. 10 Mk. — Twardowski, Zur Lehre vom Inhalt und Gegenstand der Vorstellungen. 1894. 111 S. 2 Mk. 80 Pf.

jetzt sagen, von diesen Dingen; Geruchsempfindungen, Geschmacksempfindungen und ebenso Gesichtsempfindungen, wie wir jetzt sagen, von der Flasche, der Mutterbrust, der Milch, die wir tranken, lauter Empfindungen, von denen wir jetzt sagen, dass sie unsere Empfindungen waren oder dass wir sie hatten. Von Händen, Kleidern, die uns berührten, von Flasche, Mutterbrust, die uns nährten, wussten wir damals nichts, ebenso wenig von einem Ich, das die Empfindungen hatte als seine Empfindungen. Kurz gesagt: unser ganzes Bewusstsein bestand aus diesen Empfindungen, die weder vorwärts auf Dinge, noch rückwärts auf ein Ich bezogen wurden. Für dies Bewusstsein gab es weder Subjekt noch Objekt, auch der Körper, den wir jetzt als eigenen Körper bezeichnen und oft als Ort und Träger der Empfindungen betrachten, war für dies Bewusstsein nicht vorhanden, das blosse Dasein und Zusammensein der Empfindungen bildete den einzigen Bestandteil dieses Bewusstseins, zu denen etwa noch Gefühle der Lust oder Unlust hinzutraten, wie wir jetzt sagen, der Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit dieser Empfindungen, die also jetzt von uns, aber keineswegs schon in dem ursprünglichen Bewusstsein des Neugeborenen auf die Empfindungen bezogen werden. Man geht nicht zu weit, wenn man in Bezug auf diese Charakteristik des Bewusstseins des Neugeborenen eine Übereinstimmung unter den psychologischen Forschern der Gegenwart voraussetzt und auf ihre Zustimmung rechnet. Die nächste Frage ist, wie kommt das Kind von diesem Complex zugleich miteinander auftretender und auf einander folgender Empfindungen und Gefühle zum Bewusstsein des Subjekts und der Objekte, des Ich und der Dinge? Wir können sie, ohne Widerspruch fürchten zu müssen, als psychologische Grundfrage bezeichnen. Sie schliesst die Vorfrage ein, was unter dem Ich und den Dingen zu verstehen sei. Schon bei der Beantwortung dieser Vorfrage, noch mehr aber bei der Beantwortung der Grundfrage, tritt der Wirrwarr und Widerstreit der Meinungen unter den gegenwärtigen Forschern in grellster Weise hervor. Viele gehen bei der Bestimmung dessen, was unter dem Ich und den Dingen zu verstehen ist, von bestimmten philosophischen Systemen aus oder suchen diese Bestimmung mit vermeintlich gesicherten naturwissenschaftlichen Anschauungen in Einklang zu bringen, während es sich offenbar doch nur um eine genaue Angabe dessen handeln kann, was sich

das gewöhnliche Bewusstsein, d. h. das Bewusstsein der gewöhnlichen Leute unter dem Ich und den Dingen denkt. Denn zu diesem Bewusstsein gestaltet sich doch das Bewusstsein des Neugeborenen, dieses Bewusstsein bleibt die Grundlage und Voraussetzung seiner ganzen geistigen Entwicklung, welchen Einfluss immer philosophische Systeme und naturwissenschaftliche Anschauungen auf diese Entwicklung ausüben. Fragen wir uns nun, was das gewöhnliche Bewusstsein in diesem Sinne unter Dingen versteht, so ist die Antwort eine überaus einfache: das, was nicht Bewusstsein, insbesondere nicht Empfindung und Gefühl ist; Hände, Kleider, Flasche, Mutterbrust, Milch sind ihm, was immer sie sein mögen, jedenfalls nicht Bewusstsein, nicht Empfindung und Gefühl. Schwieriger ist die Beantwortung der Frage, was das gewöhnliche Bewusstsein unter dem Ich versteht. Sehen wir ab davon, dass wir oft das Wort Ich in Verbindung mit körperlichen Vorgängen gebrauchen, z. B. ich gehe, esse, trinke, wo wir natürlich unter dem Ich nur das leibliche Ich oder den eigenen Körper verstehen können, so verbinden wir mit dem Worte Ich zunächst nur die Wortvorstellung Ich, sei es die (akustische) Gehörsvorstellung des gesprochenen oder die (optische) Gesichtsvorstellung des geschriebenen Wortes Ich. Die Frage ist nur, ob sich mit dieser Wortvorstellung, die sich regelmässig dann einstellt, wenn wir, von dem leiblichen Ich absehend, an unser eigenes oder ein fremdes Ich als solches denken, auch eine Sachvorstellung verbindet und worin diese besteht; wie sich denn an die Wortvorstellungen der gesprochenen Zahlen oder geschriebenen Ziffern, von denen wir beim Denken der Zahlen (die ganz kleinen, 1 bis 4 oder 5, deren Einheiten wir uns getrennt in Punkten oder Strichen gleichzeitig vergegenwärtigen können, ausgenommen) immer ausgehen, stets entsprechende Sach- oder Wortbedeutungsvorstellungen anschliessen. Als solche mit der Wortvorstellung Ich verbundene Sach- oder Bedeutungsvorstellung finden wir, so oft und sorgfältig wir forschen, nichts anders vor als die Bewusstseinsvorgänge, vor allem die Empfindungen und Gefühle der Vergangenheit und Gegenwart, von deren Zusammengehörigkeit mit einander und mit diesem Bewusstsein ihrer Zusammengehörigkeit wir ein Bewusstsein haben, und die wir eben darum als unser Bewusstsein oder Ich bezeichnen. Wir finden nichts anders, so oft und sorgfältig wir forschen. Wollen wir

aber dennoch unter dem Ich oder Subjektsmoment etwas anderes von diesen Bewusstseinsvorgängen Verschiedenes verstehen, so haben wir nur etwas Unbestimmtes, Inhaltleeres unter Händen, das von Rehmke, der diesen Versuch macht, mit Recht als durchaus unvorstellbar (S. 153), ja für sich genommen, getrennt von den Bewusstseinsvorgängen als undenkbar (S. 493) bezeichnet wird, das ausserdem nach ihm ein und dasselbe in allen Bewusstseinen (S. 134) und über Raum und Zeit erhaben ist (S. 288). Können wir uns nicht zu diesen extremen Anschauungen Rehmkes bekennen, so bleibt uns kaum etwas anderes übrig, als dass wir unter dem Ich die Gruppe zusammengehörender Bewusstseinsvorgänge verstehen, die durch das Bewusstsein ihrer Zusammengehörigkeit mit einander und mit diesem Bewusstsein ihrer Zusammengehörigkeit charakterisiert sind. Das ist der Grundgedanke der Bewusstseinstheorie, die in meinem Buche (S. 126—140) entwickelt ist. In gewissem Sinne stimmt auch Ziehen hiermit überein. Nur dass ihm die Ich genannten Bewusstseinsvorgänge mehr etwas durch Association Zusammengeratenes als Zusammengehörendes sind und er von einem Bewusstsein ihrer Zusammengehörigkeit mit einander kaum, mit diesem Bewusstsein aber sicher nichts wissen will, wenigstens in Konsequenz seiner Grundanschauung dies Bewusstsein ablehnen muss, wie wir sofort sehen werden. Külpe glaubt von einem geistigen Individuum, das in den Bewusstseinsvorgängen bestände, nicht reden zu können, weil „diese Meinung keine wissenschaftliche Psychologie ergäbe“. Es sollen zwischen den Bewusstseinsvorgängen keine notwendigen Abhängigkeiten bestehen (S. 3). Wir fragen, auch nicht zwischen Prämissen und Schlusssätzen, zwischen Urteilen oder Willensvorgängen und den sie bedingenden Vorstellungen? Die Bewusstseinsvorgänge als solche sollen nicht eindeutig bestimmt werden können, nur mit Bezug auf die körperlichen Vorgänge soll das möglich sein. Die Psychologie ist darum die Wissenschaft von den Abhängigkeitsbeziehungen der Bewusstseinsvorgänge vom körperlichen Individuum (S. 4). Wir fragen, wie ein Konstatieren dieser Abhängigkeitsbeziehungen möglich sein soll, wenn nicht zuerst die Bewusstseinsvorgänge an sich fest und sicher erkannt sind. Abgesehen davon ist die genannte Wissenschaft nicht Psychologie überhaupt, die doch das Buch Külpes nach dem Titel geben will, sondern physiologische Psychologie. In der That

hat Külpe nur eine physiologische Psychologie gegeben, und diesen Zweck als den beabsichtigten vorausgesetzt, ist sein Buch wertvoll. Die allgemeinen Erörterungen verraten wie die vorstehende eine nachlässige Denkhaltung, die unangenehm berührt und das Verständnis erschwert. Ziehens Buch ist eine mit strenger Konsequenz durchgeführte Associationspsychologie, die als solche den psychologischen Thatsachen nicht gerecht werden kann, aber durch ihre Klarheit und Folgerichtigkeit, unterstützt von einer vorzüglichen sprachlichen Darstellung, den Leser fesselt und gewinnt. Rehnke greift häufig über die Bewusstseinsvorgänge hinaus zu Annahmen, die in keiner Analogie zu dem Gegebenen stehen und darum nach meiner Terminologie als Postulate bezeichnet werden müssen; aber diese Postulate sind meiner Meinung nach, abgesehen von dem erörterten Fall des Subjektsmoments, durch das Denken wirklich gefordert und setzen darum die Bewusstseinsvorgänge in das rechte Licht. Sein Buch ist charakterisiert durch eine vielfach glückliche Vereinfachung der Probleme; die sehr tiefgehenden und scharfsinnigen Untersuchungen werden in schlichter, gemeinverständlicher Sprache vorgetragen. Mein Buch behandelt die dem Zwecke des Erkennens dienenden Bewusstseinsvorgänge als solche oder an und für sich genommen, abgesehen von den ihnen entsprechenden körperlichen Vorgängen und ohne in der Weise Rehnkes über die Bewusstseinsvorgänge hinausgehende Annahmen im Sinne der Postulate zu machen. Ich möchte es deshalb als einen Beitrag zur introspektiven Psychologie bezeichnen, während Rehnkes Buch eben wegen dieser Annahme als metaphysische Psychologie charakterisiert werden müsste. Twardowski giebt eine sehr eindringende Untersuchung über das Gegenstandsbewusstsein, durch dessen Annahme meiner Ansicht nach einzig und allein die psychologische Grundfrage beantwortet werden kann. Auch seine Schrift bietet natürlich einen Beitrag zur introspektiven Psychologie. Das Buch erinnert in Gedankenführung und Sprache oft an die *Analysis of the phenomena of human mind* von James Mill und kann wie dieses als beste Einführung in die Psychologie überhaupt, als beste Einführung in die schwierige Frage nach der Beschaffenheit des Gegenstandsbewusstseins bezeichnet werden.

Nachdem wir über die Vorfrage, was (nach der Meinung

des gewöhnlichen Bewusstseins) unter dem Ich und den Dingen zu verstehen ist, uns verständigt haben, können wir nunmehr die Beantwortung der psychologischen Grundfrage versuchen, wie das Bewusstsein des Neugeborenen, das lediglich aus gleichzeitigen und aufeinanderfolgenden weder rückwärts auf ein Subjekt noch vorwärts auf ein Objekt bezogenen Empfindungen und etwa noch Gefühlen besteht, für das es also weder Subjekt noch Objekt, weder ein Inneres noch ein Äusseres gibt, zum Bewusstsein des Ich und der Dinge gelangt. Nach Ziehen, der auch das Urteil und den Schluss (S. 128 n. 129) in letzter Instanz auf blosse Vorstellungsassociation zurückführt (dagegen Höfler Psychische Arbeit 1894, S. 96), soll das seinen Grund lediglich in einer Vorstellungsassociation haben. Ich leugne nicht, dass das ganze tierische Bewusstsein, auch die dem Urteil und Schluss ähnlichen, analogen Vorgänge desselben, insbesondere das Unterscheiden und Wiedererkennen durch Associationen erklärt werden können. Der Hund unterscheidet ein Stück Fleisch von einem Stück Holz, d. h. mit der Empfindung (Geruchs- und Gesichtsempfindung) von jenem ist ein Gefühl der Lust verbunden, dieses löst die Bewegung des Zusehnappens aus, bei der Empfindung von diesem fehlt das Gefühl und darum auch die ausgelöste Bewegung. Der Hund erkennt seinen Herrn wieder, d. h. die Gesichtsempfindungen erwecken ein Lustgefühl, dieses löst das freudige Bellen aus, Lustgefühl und Bellen sind bei den Gesichtsempfindungen von Fremden nicht vorhanden. Es versteht sich, dass die Empfindungen hier ebensowenig nach vorwärts auf Objekte, als nach rückwärts auf ein Subjekt bezogen zu sein brauchen, um diese Erscheinungen zu erklären, es genügt, dass mit ihnen Gefühle und Bewegungen des Körpers und der Stimmwerkzeuge verbunden sind. Ist diese Erklärung ausreichend, dann beruhen die Vorgänge des Unterscheidens und Wiedererkennens beim Tiere und ebenso die Analoga des Urteils und Schlusses bei ihm lediglich auf Association. Ich halte sie für anreichend, behaupte aber, dass eben darum in allen diesen Vorgängen und im tierischen Bewusstsein überhaupt das Bewusstsein des Subjekts und Objekts durchaus fehlt, wenigstens haben wir gar kein Recht, sein Vorhandensein anzunehmen, so lange wir diese Vorgänge auf Grund blosser Associationen erklären können. Es springt indes in die Augen, dass das Unterscheiden und Wiedererkennen, das

Urteilen und Schliessen beim Menschen etwas ganz anderes ist, als diese mit den gleichen Namen benannten Vorgänge des tierischen Bewusstseins. In jenen Vorgängen beim Menschen spielt immer das Bewusstsein von Objekten, häufig auch das Bewusstsein des Subjekts eine Rolle. Ich behaupte nun, dass dies Bewusstsein nur durch das Gegenstandsbewusstsein in seinen beiden Formen als Reflexion und Erinnerung oder Wissen um die gegenwärtigen und vergangenen Bewusstseinsvorgänge und als Wahrnehmung oder Wissen um etwas, das nicht Bewusstseinsvorgang ist, zu stande kommen kann. Ziehen hingegen will, dass das alles, Reflexion und Erinnerung, ebenso Wahrnehmung, in diesem Sinne nicht **besondere auf etwas von ihnen Verschiedenes oder auf Gegenstände bezogene Vorgänge** sind, sondern lediglich in Vorstellungsassociationen bestehen, deren eines Glied freilich sprachlich, aber entschieden irreleitend als besonderer Vorgang bezeichnet wird. (Vergl. Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik 1894 Heft 4, Ziehens Recension über Uphms Psychologie des Erkennens, S. 322—323.) „Ist die Empfindung bereits verschwunden, so ist die Reflexion identisch mit der Erinnerung, sie besteht in der Fortdauer des sogenannten Erinnerungsbildes der Empfindung.“ Wie oft ist diese handgreiflich falsche Darstellung des Erinnerungsvorganges seit Herbart von seinen Anhängern und andern schon wiederholt worden! Die Empfindungen, gewöhnlich Vorstellungen genannt, sollen auch nach ihrem Verschwinden fortauern, sie sinken unter die Bewusstseinschwelle, werden unbewusst und bleiben trotzdem Empfindungen oder Vorstellungen, bleiben dieselben; sie steigen dann wieder über die Bewusstseinschwelle empor, werden wieder bewusst als dieselben Empfindungen oder besser Vorstellungen. Ich sehe ab von dem augenscheinlichen Widerspruche der Annahme eines Unbewusstwerdens von Empfindungen und Vorstellungen, die ihrem ganzen Wesen nach Bewusstseinsvorgänge sind und aufhören zu existieren, wenn sie unbewusst werden, von der unbewiesenen ja bei der Variabilität unserer Vorstellungen der Erfahrung widersprechenden Annahme, dass die in uns wieder auftauchenden den früheren ähnlichen Vorstellungen mit diesen früheren identisch sind, muss aber fragen, was nützt diese Identität der gegenwärtigen Vorstellung mit der früheren, die Ziehen hier als Fortdauer bezeichnet, für das Zustandekommen des Er-

innerungsvorgangs? Erinnern kann ich mich der früheren Vorstellung doch nur, insofern ich sie mir in der jetzigen vergegenwärtige, zum Bewusstsein bringe, d. h. insofern sie Gegenstand der jetzigen ist, also nur durch das Gegenstandsbewusstsein. „Ist die Empfindung noch gegenwärtig, so besteht die Reflexion in der Anknüpfung bestimmter Vorstellungen an die Empfindung; wenn ich z. B. ein Blatt Papier sehe, so knüpft sich gelegentlich daran die Vorstellung meines Ich, d. h. einer sehr komplexen, allmählich entstandenen Vorstellung“ (vorher: „Die Thatsache, dass die successiven Vorstellungen eines Individuums unter einander in durchgängiger associativen Verknüpfung stehen, genügt zur Abgrenzung eines individuellen Selbstbewusstseins“) „zugleich mit gewissen Vorstellungen eines ausser mir gelegenen Gegenstandes, des Papiers“. Es ist wahr, dass wir oft in den Anblick des Gegenstandes so vertieft sind, dass die sinnliche Vorstellung des leiblichen Ich und noch mehr die Wort- und Sachvorstellung des geistigen Ich so zu sagen nur gelegentlich auftaucht. Aber das setzt eben doch voraus, dass wir sie längst gewonnen haben. Wird nun auch das Ich konstituiert durch die Thatsache, dass die successiven Vorstellungen eines Individuums in durchgängiger associativer Verknüpfung unter einander stehen, so ist doch damit noch keineswegs die Entstehung der Vorstellung des Ich erklärt, um die allein es sich handelt, abgesehen davon, dass die bloss associative Verknüpfung der Vorstellungen oder die Eigentümlichkeit derselben, dass wenn eine von ihnen in einer neuen ähmlichen Vorstellung wieder auflebt, auch die mit ihr gleichzeitigen oder ihr folgenden in neuen Vorstellungen wiederauftreten, noch keineswegs zur Konstituierung des Ich ausreicht. „Dadurch, dass wir gelegentlich in einem der zusammengehörenden Bewusstseinsvorgänge die Zusammengehörigkeit der übrigen mit ihm erkennen, schaffen wir das individuelle Bewusstsein nicht erst“ (d. h. wir schaffen dadurch das Ich nicht, wie schon oben gesagt wurde), „sondern registrieren damit nur seine Existenz“ (d. h. gewinnen die Vorstellung vom Ich). Hier gibt Ziehen alles zu, was wir nur wünschen können, sogar auch das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit der Bewusstseinsvorgänge nicht bloss unter einander, sondern auch mit diesem Bewusstsein, wie es immer in der Erinnerung, häufig in der Reflexion vorhanden ist. Zweifelhaft bleibt noch, ob er das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit als etwas

von den übrigen Bewusstseinsvorgängen, die seinen Gegenstand bilden, Verschiedenes betrachtet, insbesondere, ob er zwischen jenem Bewusstsein und den Bewusstseinsvorgängen das eigenartige, mit keinem andern vergleichbare Verhältnis annimmt, das wir als Bewusstsein von einem Gegenstand bezeichnen. Das letztere ist sicherlich nicht der Fall, da er das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit und das durch dasselbe vermittelte Erkennen als ein blosses Registrieren charakterisiert, worunter er einen lediglich sprachlichen Vorgang versteht. Wie das nach Ziehen zu denken ist, mag uns das Beispiel der Vergleichung zeigen: sie kommt dadurch zu stande, dass die mühsam erworbene Vorstellung Grösser in einem Rindenbezirk deponiert ist und von zwei intensiv oder extensiv verschiedenen Empfindungen jedesmal durch die grössere geweckt wird, so dass wir sagen: diese Empfindung ist grösser (Leitfaden S. 37). In dieser Weise kann dann auch nach Külpe „die psychologische Deutung des Weberschen Gesetzes vertreten“ und dieses als Associationsgesetz bezeichnet werden (Grundriss S. 172). Die Schwierigkeit ist gewiss nicht allzugross, einen Papagei abzurichten, dass er bei Vorzeigung zuerst eines kleineren dann eines grösseren Stücks Zucker oder umgekehrt grösser oder kleiner ruft. Der so dressierte Papagei hätte dann nach Ziehen und Külpe den Vergleichungsvorgang, wie wir ihn für die Konstatierung der ebenmerklichen Intensitätsunterschiede der Empfindungen in Übereinstimmung mit dem Weberschen Gesetze nötig haben, wirklich vollzogen. Gesetzt den Fall, dass sich im entwickelten Bewusstsein des Menschen der Vorgang der Vergleichung oft in dieser mechanischen Weise abspielt, was ich nicht bestreite, so kommt für die Psychologie doch alles darauf an, wie die Vorstellungen Grösser Kleiner Gleich Verschieden ursprünglich gewonnen wurden. Es ist klar, dass das nur durch einen Vergleichungsvorgang geschehen konnte, der in keiner Weise durch die Associationstheorien erklärt werden kann. Wie viel tiefer haben doch die Alten diesen Vorgang aufgefasst. Aristoteles (d. an. 426b 23), Plotin (Enneaden IV 7 bei Kirchhoff Enneade II) betonen, jener, dass zum Zustandekommen der Erkenntnis der Verschiedenheit zweier Dinge die Vorstellungen beider (ohne ineinanderzufließen) zugleich in der Seele sein müssen, dieser, dass zu diesem Zweck ein einheitliches Beurteilendes vorhanden sein müsse; Aristoteles, die Schwierigkeiten dieser notwendigen Annahme ins

Ange fassend, setzt damit das Webersche Gesetz und seine Lehre von den Empfindungskreisen ins rechte Licht und gibt der Lehre von der Enge des Bewusstseins (insbesondere derjenigen von Theodor Waitz) die durch die Sache geforderte Begrenzung. Insofern das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit sich sozusagen in der Ichvorstellung verdichtet, verbindet es sich oft genug als Wortvorstellung Ich mit den Bewusstseinsvorgängen auf Grund einer blossen Association oder wird durch diese geweckt. Das soll in keiner Weise gelehnet werden, auch nicht, wenn man diese Association als Regel für das entwickelte menschliche Bewusstsein hinstellt. Aber damit ist doch noch gar nicht erklärt, wie das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit oder das Ichbewusstsein ursprünglich entsteht. Und hierauf kommt es in erster Linie für die Psychologie an. Das Bewusstsein nun der Zusammengehörigkeit der früheren Bewusstseinsvorgänge, die vergangen, verschwunden sind, mit den jetzigen, wie es der Erinnerung eigentümlich ist, kann offenbar nur dadurch zustande kommen, dass wir uns in diesem Bewusstsein, das ein jetziger, jetzt vorhandener Bewusstseinsvorgang ist, die früheren jetzt nicht mehr vorhandenen vergegenwärtigen, dass dies Bewusstsein mit andern Worten ein Gegenstandsbewusstsein in unserm Sinne ist. Sollen selbst die Inhalte dieses Bewusstseins, die natürlich auch jetzt vorhanden sind, uns selbst unbewusst die früheren Bewusstseinsvorgänge vertreten, so müssen sie doch den Gedanken dessen, was sie selbst nicht sind, eben der früheren jetzt nicht mehr vorhandenen Bewusstseinsvorgänge uns vermitteln, d. h. das Bewusstsein, zu dem diese Inhalte gehören, muss uns die früheren Bewusstseinsvorgänge vergegenwärtigen oder Gegenstandsbewusstsein sein. Richtig ist, was Ziehen bemerkt (Recension S. 322), dass wir von der Vorstellung keine Vorstellung haben können in dem Sinne, dass wir der gegenwärtigen Vorstellung keine zweite gegenüberstellen können. Versuchen wir das, so ist natürlich die erstere verschwunden. Wohl aber können wir die eben verschwundene oder gestrige, allgemein die frühere Vorstellung in einer gegenwärtigen wiederholen, erneuern und sogar auch die neue mit der alten vergleichen, was aber nur dadurch möglich ist, dass wir uns in der neuen die alte, in der jetzigen die frühere vergegenwärtigen. Im Bewusstsein haben wir in diesem Falle immer nur die neue, jetzige, also nur Eine Vorstellung, die aber über sich hinaus weist oder

im Vorgang der Vergegenwärtigung zum Ausdruck oder Bild der alten oder früheren für uns wird. Seine ganze Bewusstseinstheorie fasst der Associationspsychologe Ziehen in den Satz zusammen: „Wir haben Bewusstseinsvorgänge und unsere Sprache registriert sie; mehr ist uns empirisch nicht gegeben“ (Recension S. 324). Wie stehts mit seiner Wahrnehmungstheorie? „Dass die Mehrzahl der Gebildeten heute bei ihren Empfindungen sehr oft die Spaltung in den empfundenen Gegenstand und in das empfindende Subjekt vollzieht bezw. hinzudenkt, ist eine sehr verbreitete Denkgewöhnung ein *idolum theatri*, gehört aber nicht zum psychologischen Thatbestand der Wahrnehmung selbst. Bei dem naiven Menschen und oft genug auch bei den Gebildeten — wenn die sogenannte Reflexion gegenüber dem Handeln zurücktritt — bleibt die Wahrnehmung ohne diese metaphysische Zuthat.“ Vorher wird das nach meiner Ansicht mit der Wahrnehmung verbundene Bewusstsein um ein Transcendentes, d. h. um etwas, das nicht Bewusstseinsvorgang ist, „bei dem es den Metaphysikern überlassen bleibt, ob ein solches Transcendentes wirklich neben der Wahrnehmung existiert“, als „psychologischer Thatbestand“ bezeichnet (Recension S. 323). Das ist seine Wahrnehmungstheorie. Sollte Ziehen wirklich leugnen wollen, dass alle Menschen, Gebildete und Ungebildete, etwas, das nicht Bewusstseinsvorgang ist, was immer es sonst sein mag, wahrzunehmen glauben und ihre ganze Erkenntnis des Transcendenten in diesem Sinne auf Wahrnehmungen zurückführen? Jedenfalls ist nach ihm das Bewusstsein des Transcendenten „eine Zuthat“ zu manchen Wahrnehmungen, die ihren Grund in „einer Denkgewöhnung“ hat und darum nach seinem Princip durch eine Association zu erklären ist. Die Frage, wie das Bewusstsein des Transcendenten entsteht, bleibt leider wieder völlig unbeantwortet, gerade so wie vorher die Frage nach der Entstehung des Bewusstseins des Ich. Es ist nicht zu leugnen, dass die grösste Zahl der als Wahrnehmungen bezeichneten Vorgänge des ursprünglichen und des entwickelten Bewusstseins sich uns als Associationen darstellen. Mit den Gesichtsempfindungen sind Tastvorstellungen associiert, mit den Empfindungen der übrigen Sinne Gesichtsvorstellungen, diese Associationen nehmen sicher schon in der frühesten Zeit der Entwicklung des Bewusstseins ihren Anfang. Diese von den Empfindungen geweckten und mit ihnen verbundenen Tast- und Gesichtsvorstellungen kann man

als ihre ursprünglichen Gegenstände betrachten. Die Tastvorstellungen von der Mutterbrust, von der Flasche sind es, woran die betreffenden mit ihnen associierten Geruchs-, Geschmacks- und Gesichtsempfindungen erinnern. Bald erlangt der Gesichtssinn den Vorrang vor dem Tastsinn, Gesichtsvorstellungen spielen die erste Rolle im Bewusstsein, Tast-, Geruchs-, Geschmacks-, Gehörsempfindungen erinnern an sie und haben in ihnen ihre Gegenstände. Schliesslich verbinden sich mit diesen Gesichtsvorstellungen die Wortvorstellungen, welche so zu sagen den Niederschlag eines durch viele Empfindungen gebildeten Wissens enthalten. Gesicht- und Wortvorstellungen, mit denen die Empfindungen, die Gesichtsempfindungen und die Empfindungen der andern Sinne, associiert sind, an die sie uns erinnern, bilden anscheinend nunmehr die einzigen Gegenstände dieser Empfindungen. Wir sehen ein Haus heisst anscheinend nichts anderes als: wir haben eine Gesichtsempfindung und die mit ihr nach dem Associationsgesetz der Ähnlichkeit verbundene Gesichtsvorstellung Haus und die mit dieser nach dem Associationsgesetz der Berührung (des früheren häufigen Zusammenauftretens) verbundene Wortvorstellung Haus. So in allen ähnlichen Fällen, wo es sich um eine Wahrnehmung sogenannter äusserer Dinge handelt. Was versteht nun aber das gewöhnliche Bewusstsein aller Leute, gebildeter und ungebildeter, auch der ersteren, sofern sie nicht Idealisten sind, unter einem Haus, allgemein unter äusseren Dingen? Sicher etwas, das nicht Bewusstseinsvorgang, insbesondere nicht Vorstellung ist. So ist mit den Wahrnehmungen, insbesondere mit den Gesicht- und Wortvorstellungen und ebenso mit den Tastvorstellungen, die anscheinend ihre einzigen Gegenstände bilden, das Bewusstsein dessen, was nicht Bewusstseinsvorgang ist, also des Transcendenten gegeben, wenn man will, in associativer Weise verknüpft. Aber wie sollen wir uns diese Association erklären, wo die Quelle, den Ursprung dieses Bewusstseins suchen? Sollen wir zu diesem Zweck auf die Gesicht- und Tastempfindungen zurückgehen — die Wortvorstellungen enthalten ja nur den Niederschlag der Empfindungen, zunächst dieser und dann der übrigen — wie wir der Regel nach zur Erklärung der Associationen auf die Empfindungen zurückgreifen? Sollen wir den Ursprung dieses Bewusstseins in einem späteren Denkvorgange suchen, durch den wir den Empfindungen und Vorstellungen etwas, das nicht Be-

wusstsein ist, vielleicht als ihre Ursache gegenüberstellen? Aber das Ursachbewusstsein spielt in der Wahrnehmung gar keine Rolle, und die Frage bleibt, was soll uns zu dieser Gegenüberstellung veranlassen, wenn nicht die Empfindungen und Vorstellungen selbst? Abgesehen davon haben wir von dem, was nicht Bewusstsein ist und ebenso von einer Ursache doch zunächst nur eine Vorstellung, wenn nicht diese Vorstellung über sich selbst hinaus auf das hinweisen soll, was sie selbst nicht ist, was dann ebenso gut schon von den Gesichts- und Tastempfindungen angenommen werden kann. Die Schwierigkeit wenigstens ist dort wie hier völlig die gleiche. Es wird deshalb am geratensten sein, jedenfalls ist es einwandfrei, wenn wir annehmen, dass das Bewusstsein von dem Transcendenten in den Gesichts- und Tastempfindungen (oder in den Tastempfindungen und dann durch Association dieser mit den Gesichtsempfindungen auch in den Gesichtsempfindungen) zu stande kommt, obgleich wir diesen Empfindungen das nicht ansehen können. Vielleicht müssen wir unsere Annahme noch mehr einschränken und als letzte Quelle dieses Bewusstseins diejenigen Druckempfindungen (Tastempfindungen und Druckempfindungen sind qualitativ nicht verschieden) bezeichnen, welche uns ein Bewusstsein der Ausdehnung vermitteln, wodurch viele Hautempfindungen und alle Gelenkempfindungen, die ebenfalls Druckempfindungen sind, ausgeschlossen werden. Was Ziehen (Recension S. 323—324, 325) über Haut-, Gelenk-, dann über Geruchs- und Temperaturempfindungen bei mir gelesen haben will, dass ich denselben Hautempfindungen das Gegenstandsbewusstsein ab- und zuspreche, aus den Gelenkempfindungen mit Hilfe der Gesichtsvorstellungen Lageempfindungen entstehen lasse, die mechanischen Korrelate der Geruchs- und Temperaturempfindungen als analoge Dinge behandle, findet sich in meinem Buch mit keiner Silbe angedeutet. Daran halte ich fest, dass die Gelenkempfindungen, trotzdem sie ein konsequent durchgeführtes System von Zeichen für die Bewegungen und Lagen unserer Glieder bilden, doch keine Vorstellung von der Bewegung vermitteln; diese können wir nur durch Druckempfindungen, die auch das Bewusstsein der Ausdehnung mit sich führen, erhalten oder durch Gesichtsempfindungen. Auch daran, dass das Ausbreitetsein der Temperaturen, Gerüche, Töne in einem Raume (von den mechanischen Korrelaten ist hier keine Rede) nur die

Bedeutung haben kann, dass ich an allen Stellen dieses Raumes die betreffenden Empfindungen habe. Unter der Undurchdringlichkeit (Recension S. 324) verstehe ich nichts anders als die durch den Drucksinn wahrgenommene Andehnung, in der die Eigenörtlichkeit der Dinge ihren Grund hat und das Wesen der Dinge besteht.

Külpe hat die zuletzt erörterte schwierige Frage, wie das Bewusstsein des Transcendenten entsteht, in seinem Grundriss der Psychologie gar nicht erörtert, kaum berührt. Ganz nebenbei spricht er einmal (S. 23) davon, „dass ausser den fünf Sinnen noch eine Reihe anderer körperlicher Organe Empfindungen vermitteln, die zur Erkenntnis der Aussenwelt nichts beitragen.“ An einer andern Stelle (S. 91) erwähnt er wiederum bloss beiläufig: „Ob eine Empfindung als Zeichen oder Erkenntnisgrund für äussere Reize dient, das kann auch von ihrer Intensität, Dauer u. s. w. abhängen.“ In der Abhandlung „Das Ich und die Aussenwelt“ (Wundts philosophische Studien VII, 3) stellt er einen Anhang in Aussicht, der „den experimentellen Beweis“ dafür bringen soll, dass die Erlebnisse, welche der sinnlichen Wahrnehmung angehören, nur unter der Herrschaft gewisser erfahrungsmässiger Kriterien für subjektiv oder objektiv gehalten werden.“ (S. 399.) Der Anhang ist meines Wissens nicht erschienen. Der Anhang würde auch, wie sofort einleuchtet, für die Entscheidung unserer Frage ebenso irrelevant sein, wie es thatsächlich die ganze Abhandlung ist. Das ist alles, was man hierher rechnen könnte. In der Abhandlung (S. 394) wird unterschieden zwischen Erlebnissen, die wir haben, und unserm Wissen um solche Erlebnisse, das als Reflexion bezeichnet wird. Sogar Absichten sollen wir haben können, ohne um sie zu wissen. Das ist nun freilich zu weit gegangen. Absichten und ebenso Erinnerungen können wir nicht haben, ohne um sie zu wissen. Sonst ist die Unterscheidung richtig und bedeutsam. Für die Empfindungen vor allem gilt, dass wir sie haben können, ohne darnu zu wissen. Im Grundriss wird sofort von der innern Wahrnehmung gesprochen (S. 3) und dann ohne alle nähere Erklärung die innere Wahrnehmung des Psychologen der äussern Wahrnehmung des Physikers (S. 10) gegenübergestellt. Die innere Wahrnehmung wird auf derselben Seite (S. 10) zuerst von der Aufmerksamkeit unterschieden und dann mit dem aufmerksamen Erleben identifiziert.

Auf derselben Seite (S. 10) wird die Selbstbeobachtung zuerst verworfen und dann empfohlen. Natürlich können wir Empfindungen nicht unterscheiden, wenn wir nicht zuerst verschiedene Empfindungen haben, ja es leuchtet ein, dass die verschiedenen Empfindungen zugleich in demselben Augenblick im Bewusstsein sein müssen, wenn der Unterscheidungs Vorgang stattfinden soll. Nach Külpe (S. 33) „bezeichnet der Name Unterschiedsempfindlichkeit nicht eine unterscheidende Thätigkeit, die neben den verschiedenen Inhalten als besonderer Bewusstseinsvorgang bestände, sondern nur die allgemeine Thatsache, dass wir Verschiedenes erleben und als solches konstatieren, also die innere Wahrnehmung verschiedener Inhalte und die Aussage darüber.“ Hier wird die innere Wahrnehmung mit dem Erleben identifiziert; vorher (S. 10 oben) wurde sie von dem Erleben unterschieden; denn die von ihr verschiedene Aufmerksamkeit sollte nicht ihr, sondern den Erlebnissen zu teil werden.“ Interessant ist, dass man das Verschiedene als verschieden konstatieren kann, ohne zu unterscheiden. Ferner: „Wir beurteilen zwei Bewusstseinsvorgänge daraufhin, ob sie gleich oder verschieden sind, wir stellen sie damit (!) gewissermassen (!) unter die allgemeinsten Denkgesetze der formalen Logik, das Gesetz der Identität und des Widerspruchs.“ (S. 33.) Diese Proben mögen genügen. Külpe stellt die physiologisch-psychologischen Details mit vorzüglicher Klarheit und Sorgfalt dar, für die Schwierigkeit der Behandlung allgemeiner Fragen scheint ihm das Verständnis zu fehlen. Er thut sie mit einer Leichtigkeit ab, die wahrhaft beispiellos ist. Sein Buch ist ein klassischer Beweis dafür, wie wenig auch die gründlichste Schulung in der physiologischen Psychologie für eine zweckentsprechende Behandlung dieser Fragen nützt.

Von den haltlosen Ausführungen Külpes wenden wir uns zu den wohlgedachten Untersuchungen Rehmkes. Das ist einmal wieder wirklich philosophische Arbeit, d. h. Gedankenarbeit auf psychologischem Gebiete. Seine Grundanschauung ist wie die seines Lehrers Biedermann, des gedankenmächtigsten unter den modernen Theologen der Bewusstseinsmonismus: das Alles seiende Bewusstsein ist die einzige Wirklichkeit. Die einzelnen Seelen, in den Besonderheiten der ihr Bewusstsein bildenden Bewusstseinsvorgänge bestehend, und die äusseren Dinge stehen zu dem Alles seienden Bewusstsein in dem Verhältnis des Be-

sonderen zum Allgemeinen in der Weise, dass das Allgemeine in allem Besonderen als das Identische vorhanden, nicht etwa bloss als das Gleiche wiederkehrt oder sich wiederholt. Das Alles seiende Bewusstsein ist das Realprincip, diese Auffassung des Verhältnisses des Allgemeinen zum Besonderen das Formalprincip der Philosophie Rehmkes. Die äusseren Dinge sind (ebenso wie die Seelen) in ihrer Existenz dadurch bedingt, dass sie Besonderheiten des allgemeinen Bewusstseins bilden, die äusseren Dinge sind insofern unabhängig von den Seelen oder Einzelbewusstseinen. In der Wahrnehmung und Vorstellung, die wir von ihnen haben, werden sie auch zu Besonderheiten der Einzelbewusstseine und hören natürlich nach der Wahrnehmung und Vorstellung wieder auf dies zu sein. Auch hiefür gilt also das Verhältnis des Allgemeinen zum Besonderen. Nach meiner Meinung steht die Auffassung des Allgemeinen als des in dem Besonderen Identischen nicht in Übereinstimmung mit den That-sachen der Erfahrung: wir lernen das Allgemeine nur als das in dem Besondern sich wiederholende Gleiche kennen. Noch weniger kann das Verhältnis der Wahrnehmung oder Vorstellung zu den Dingen nach dem des Allgemeinen zum Besonderen erklärt werden; es ist ein eigenartiges Verhältnis, für das jede Analogie im Bewusstseinsleben fehlt, das wir als Gegenstandsbewusstsein bezeichnen. Natürlich müssen wir auch das Alles seiende Bewusstsein ablehnen. Die Seele ist nach Rehmké sich selbst nur in ihren früheren und zukünftigen Bestimmtheiten Gegenstand, nicht als gegenwärtiges Bewusstsein (S. 144). Ein Bewusstsein der Zusammengehörigkeit der gegenwärtigen Bewusstseinsvorgänge und der vergangenen, wie es mit der Erinnerung immer und notwendig, der gegenwärtigen Bewusstseinsvorgänge unter einander, wie es mit der Reflexion häufig verbunden ist, überhaupt eine Reflexion und weiterhin ein wirkliches, nicht bloss in Wortvorstellungen bestehendes Ichbewusstsein, das nur auf Grund des Bewusstseins der Zusammengehörigkeit entsteht, wäre hiernach gar nicht möglich. Trotzdem sollen nach Rehmké auch die gegenwärtigen Bewusstseinsvorgänge bewusst sein (S. 153), d. h. „Besitz eines bestimmten Bewusstseins oder wie man gewöhnlich sagt, Bewusstseinsinhalt“ sein (S. 60), sie sollen „gedacht“ werden können (S. 492). Was heisst das anders, als dass sie Gegenstand der Seele sind? Ich denke an anderer Stelle ausführlich über die metaphysischen

Untersuchungen Rehmkes zu sprechen und ihnen dort gerecht zu werden, was in einer Abhandlung über die psychologische Grundfrage nicht möglich ist.

Bei Twardowski können wir natürlich keine Erörterung über diese Grundfrage, weder über die Entstehung der Vorstellung des Ich, noch über die Entstehung der Vorstellungen von Dingen erwarten. Wer aber mit mir die Lösung dieser Frage im Gegenstandsbewusstsein findet, wird nicht umhin können, Twardowskis Untersuchungen auch in dieser Hinsicht grosse Bedeutung zuzuschreiben. Natürlich wird auch der Gegenstand, wenn wir ihn denken zum Inhalt, er muss zum Inhalt werden, wenn wir ihn denken sollen. Insofern führt die Gegenüberstellung von Inhalt und Gegenstand und die Unterscheidung beider nicht weiter. Und doch gibt es Gegenstände unseres Denkens, die ihrem Begriff oder ihrer Natur nach gar nicht Inhalte sein können: das Nichts, das weder innerhalb, noch ausserhalb des Bewusstseins existiert, und das Transcendente oder was nicht Bewusstsein ist, das in keiner Weise innerhalb des Bewusstseins weder als Vorgang noch als Inhalt existieren kann, sondern wenn überhaupt, dann notwendig ausserhalb des Bewusstseins existieren muss. Ich behaupte darum im Gegensatz zu Twardowski (S. 21—23; S. 35), dass auch das Nichts ein Gegenstand ist und leugne ebenfalls im Gegensatz zu ihm (S. 35—36), dass sich „die Bedeutung des Wortes Gegenstand mit jener des Wortes Erscheinung oder Phänomen deckt“ oder dass „der Gegenstand der Vorstellungen, Urteile, Gefühle sowie Wollungen etwas vom Ding an sich Verschiedenes“ sein müsse. Um das Bewusstsein des Nichts und des Transcendenten zu erklären, müssen wir annehmen, dass in einem Bewusstseinsvorgang oder Bewusstseinsinhalt etwas vergegenwärtigt wird, das weder das eine noch das andere ist, und zwar unmittelbar vergegenwärtigt wird. Der vermittelnde Gedanke, Gegenstand oder Nicht-Bewusstsein, der dem Vorgang oder Inhalt im Bewusstsein gegenübergestellt wird, ist natürlich wiederum Inhalt des Bewusstseins und nützt zu diesem Zweck nichts. Auch bezüglich der Erinnerung und Reflexion gilt ganz das Gleiche: es nützt nichts, wenn wir neben diesen Vorgängen noch eine Gegenstand genannte Vorstellung annehmen, wenn nicht etwa diese Vorstellung über sich selbst hinaus auf das, woran wir uns erinnern oder worüber wir reflektieren, hinweist, also etwas ver-

gegenwärtigt, was nicht sie selbst ist. Das kann dann aber auch schon von dem Erinnerungs- und Reflexionsvorgang selbst ohne diese Vorstellung angenommen werden. Bezüglich der Reflexion besteht nur der Unterschied, dass zugleich mit ihr das, worüber reflektiert wird, im Bewusstsein gegenwärtig ist, während das, woran wir uns erinnern, der Vergangenheit angehört, das Transcendente nur ausser dem Bewusstsein, das Nichts weder in noch ausser dem Bewusstsein sein kann. In dem Bewusstsein heisst bei uns nur: Vorgang oder Inhalt des Bewusstseins sein; ausser dem Bewusstsein sein heisst: weder Vorgang noch Inhalt des Bewusstseins sein. Diese Ausdrücke haben also keinen räumlichen Sinn.

Ein Rückblick auf die Paracelsus-Jahrhundertfeier.¹⁾

Von

K. Sudhoff.

Man spottet vielfach über die Sucht unserer Zeit, Gedenktage festlich zu begehen. Das mag bei mancher Gedenkfeier vielleicht begründet sein; an Hohenheim aber hatte die deutsche Gelehrtenwelt so manches Unrecht wieder gut zu machen, welches vergangene Jahrhunderte diesem Gewaltigen angethan haben. Darum ist die Einmütigkeit freudig zu begrüßen, mit der man allenthalben bei der vierhundertjährigen Wiederkehr des Tages seiner Geburt der Grösse des Mannes nach Kräften gerecht zu werden suchte, und wenn wir an dieser Stelle seiner gedenken, so geschieht dies, weil er einer der bedeutendsten Vorläufer der Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts gewesen ist.

Der Geburtstag Hohenheims steht nicht zweifellos fest. Überliefert werden der 10. November und der 17. Dezember 1493 neben manchen sicher falschen Zeitangaben, wie dies in einer Studie des Berichterstatters in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 10. November 1893 dargelegt ist, in welcher gleichzeitig zusammengefasst wird, was sich über die ersten Jugendjahre des Gefeierten Verlässliches sagen lässt.²⁾

Zur Feier selbst ist zunächst zu erwähnen, dass die beiden an Hohenheims Geburtsorte erscheinenden Kalender, der „Einsiedler Kalender“ und der „Neue Einsiedler Kalender“ für das Jahr 1893 in kurzen Mitteilungen über den grossen Vaterlandsgenossen (mit Abbildungen seines angeblichen Geburtshauses und seiner Gesichtszüge) das Erinnerungsjahr eingeleitet haben und dass am Geburtstage selbst dort eine öffentliche Feier veranstaltet wurde, bei welcher Sekundarlehrer Eduard Kälin die Festrede hielt. Diese Rede ist im Einsiedler Anzeiger (Jänner und Februar 1894) veröffentlicht worden. Ein anderer bei der gleichen Gelegenheit gehaltener Vortrag des Bezirksammann Dr. Lienhardt über die Bedeutung des Para-

¹⁾ Durch viermonatliche schwere Krankheit des Berichterstatters wurde diese Arbeit über Gebühr verzögert; sie sollte zum 17. Dez. 1894 erscheinen.

²⁾ Ohne Quellenangabe etwas gekürzt im „Boten der Urschweiz“, Schwyz, 29. November 1893, wieder abgedruckt.

celsus für die Geschichte der Arzneikunde ist meines Wissens nicht im Druck erschienen.¹⁾ Allenthalben in der deutschen Schweiz wurde Theophrastus in den Zeitungen gefeiert.²⁾ In Winterthur wurde der 17. Dezember feierlich begangen durch einen Festvortrag des Herrn Prof. Dr. E. Bosshard im Hörsaal des dortigen Chemiegebäudes. (Vgl. die „Zürcher Post“ vom 19. Dezember 1893.) Der gehaltvolle Vortrag ist in der „Sonntagspost, Wochenbeigabe des Landboten“ abgedruckt „zum Gedächtnis des Theophrastus Paracelsus“ und giebt ein treffendes Bild von der Bedeutung des Mannes. St. Gallen, wo Paracelsus 1531 geweiht hat, bot zwar keine öffentliche Feier, aber das „Tagblatt der Stadt St. Gallen“ veröffentlichte neben der eben genannten kurzen Mitteilung in dem Feuilleton seiner Nummer vom 18. bis 22. Dezember 1893 eine längere Abhandlung aus der Feder Gottfried Kesslers über die St. Galler Episode im Leben des grossen Arztes, welche sich jedoch im wesentlichen auf eine Abschrift der betreffenden Abschnitte in Schubert und Sudhoffs Paracelsus-Forschungen beschränkt, ohne die Quelle zu nennen; beigelegt ist nur die Sage vom Stadtpfeifer Stücheler nach Kohlrusch's Schweizerischem Sagenbuch.

Hervorragend gefeiert wurde das Andenken des Weisen von Einsiedeln in der Stadt der Schweiz, wo er zugleich die grössten Ehren und die heftigsten Anfechtungen erlebt hat, in Basel. Im dortigen Stadttheater wurde das von Nationalrat Theodor Curti zum vierhundertjährigen Jubiläum geschriebene Trauerspiel „Paracelsus“³⁾ zur Aufführung gebracht und errang einen Achtungserfolg. Es spielt im Jahre 1527 und behandelt Hohenheims Baseler Erlebnisse, an welche sich frei erfunden sein tragisches Ende direkt anschliesst. Die Gestalt des Reformators ist mit Liebe gezeichnet, aber von der Grösse der Auffassung eines Robert Browning weit entfernt⁴⁾, ohne dafür viel bühnergerechter geworden zu sein.⁵⁾ — Einen vollen Erfolg bedeutete die Rede Prof. G. W. A. Kuhlbaums, gehalten im Bernoullianum, welche in durchaus bedeutender Weise an der Stelle seines Wirkens als Universitätsprofessor und Stadtrat Zeugnis ablegt von der Grösse des lange verkannten Mannes — eine späte, aber

¹⁾ Vgl. das Luzerner „Vaterland“ vom 12. Dezember 1893, die „Zürcher Post“ vom selben Tage, den „March-Boten“, Lachen den 13. Dez. und die Baseler „National-Zeitung“ vom gleichen Tage 1893.

²⁾ Siehe „Tagblatt der Stadt St. Gallen“, 12. Dez. 1893; „Wynenthaler-Blatt“, Menziken 20. Dez. 1893; „Basler Nachrichten“, 13. Dez. 1893, Beilage (von J. M.); Basler „National-Zeitung“ vom 13. Dez. und „Sonntagsblatt“ derselben Nr. 51 vom 17. Dez. 1893 (C. Steinitz); „Neue Zürcher-Zeitung“, 10. Dez. 1893 1. Beilage (Dr. Joachim Sperber).

³⁾ Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz) 1894. 86 S. 8°.

⁴⁾ Vgl. dessen Poetical Works, London 1883, Vol. I. p. 45—205.

⁵⁾ Kritiken in den „Basler Nachrichten“ v. 17. Dez. 1. Beilage; in dem Feuilleton der Baseler „National-Zeitung“ vom selben Tage und vom 22. Dez. von Dr. Widmann nach dem Berner „Bund“; „Zürcher Post“ vom 17. und St. Galler „Tagblatt“ vom 22. Dez. 1893.

gründliche Rechtfertigung gegenüber den vielen Verunglimpfungen, welche die Baseler Lästchronik auf den Mann gehäuft hatte. Ich stehe nicht an, diesen Vortrag „gehalten zu Ehren Theophrastus von Hohenheim“¹⁾ als die schönste Gabe zu bezeichnen, welche uns die Jahrhundertfeier gebracht hat. Die rauhkantige Persönlichkeit ist mit Liebe und vollem Verständnis erfasst und ohne alle Schminke gezeichnet. Dass gerade die Baseler Episode des Hohenheim'schen Lebens besonders eingehend und treffend geschildert ist, brachte der Ort der Rede mit sich, auch verdient gerade diese Sonnenwende seines Lebens vorzüglich die Beachtung des Biographen; das Schicksal hatte bis dahin den Arzt schaffensfroh in aufsteigender Bahn der Sonne entgegen getragen, um ihn nun nach jähem Umschwung in den Winter des Elends zu stossen. Das Verhängnisvolle der Baseler Katastrophe liegt nicht allein in der gewaltsamen Beendigung seiner Lehrthätigkeit, welche den stetigen Ausbau seines Lehrgebäudes für immer unterbrach: sein ganzes Leben ist von da an ein harter, zweckloser Kampf mit den Widerwärtigkeiten seiner Lage, der die Kraft des Mannes vergeudete. Diese Baseler Zeit Hohenheims, Höhe und Wendepunkt seines Erdenlaufes, ist nirgends noch so kurz und treffend ins Licht gestellt worden wie bei Kahlbaum. Das Verhältnis zu den Brüdern Amerbach, Basilus und Bonifacius, ist selbständig aufgeklärt und aus der Amerbach'schen Briefsammlung der Beweis erbracht, dass Theophrastus im März 1527 in Neuenburg weilte und schon damals (von Basel her) mit den Brüdern in Freundschaftsverkehr stand.

Dass man auch am Todesorte Hohenheims, in Salzburg, wo im städtischen Museum seit langen Jahren liebevoll alles für ihn Wichtige zusammengetragen wird, wo Aberle im Verein mit Dr. Petter Jahrzehnte lang eingehend über Paracelsus gearbeitet hat, dass man dort den 400jähr. Geburtstag nicht ungefeiert lassen werde, war zweifellos. So hielt denn die Gesellschaft für Salzburger Landeskunde am 14. Dezember 1893 eine feierliche Festsitzung, bei welcher Dr. Alexander Petter in Wort und Bild den grossen Toten lebendig werden liess. Am 16. Dezember sprach Dr. Alexander Nicoladoni aus Linz im „Oesterreichischen Hof“ zu Salzburg in öffentlichem Vortrag über Hohenheim. Seit langer Zeit hat sich Nicoladoni mit Paracelsus beschäftigt, was in seiner Rede²⁾ allenthalben zu spüren ist. Aus dem Wust der Überlieferung schält er heraus einen ersten deutschen Gelehrten, wenn auch Parteimann durch und durch, der reinste Typus seiner vielbewegten Zeit. Namentlich die Bemerkungen des Redners über Hohenheims allgemeine philosophische Anschauungen und sein Verhältnis zur Religion in den Kämpfen seiner Tage sind aller

¹⁾ Verlag von Benno Schwabe, Basel 1894, 70 S. 8°; besprochen in der Baseler National-Zeitung vom 22. Dezember 1893.

²⁾ Abgedruckt in der „Linzer Tagespost“ 1893 Nr. 290–293 und 1894 Nr. 1–3.

Beachtung wert. — Mit einer stillen weihvollen Feier am Grabe des Gewaltigen (17. Dezember) schlossen die Salzburger Paracelsustage.¹⁾

Auch im fibrigen Österreich hat man es nicht ganz vergessen, dass Hohenheim dort geweiht hat. So berichtet J. S. (Ignaz Schwarz) im „Neuen Wiener Tagblatt“ vom 7. Dezember 1893 über „Paracelsus in Oesterreich“. Aus derselben Feder brachte der „Pester Lloyd“ im Morgenblatt vom 26. November 1893 einen Artikel „Paracelsus in Ungarn“. Hohenheim erzählt selbst, dass er Ungarn, die Wallachei, Siebenbürgen, Krabaten (Croatien) durchwandert habe; aus Griechisch-Weissenburg (Belgrad) berichtet er eine therapeutische Beobachtung. — Einen längeren trefflichen Aufsatz über Paracelsus liess der durch Studien aus der Geschichte der Chemie wohlbekannte Prof. Dr. A. Bauer im Feuilleton der „Wiener Zeitung“ vom 12., 13. und 14. Dezember 1893 erscheinen, worin er neben der Schilderung des Lebensganges namentlich die Grundgedanken seines philosophischen, chemischen und medizinischen Lehrgebäudes zur Darstellung bringt und den Vielgeschmähten von manchen ungerechten Vorwurf freispricht.²⁾

Die schwäbische Heimat des Geschlechtes der Bombaste von Hohenheim hat wenigstens in der Mittwochbeilage der schwäbischen Chronik des schwäbischen Merkurs vom 13. Dezember 1893 zum Gedächtnisse des Paracelsus das Wort ergriffen und sein Lob ausgesprochen auf Grund recht wackerer Studien.

Was die übrige deutsche Tageslitteratur über ihn gebracht hat, werde ich nur kurz erwähnen.

In ihrer Nummer vom 9. Dezember 1893 brachte die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ einen Aufsatz von Dr. Adolf Kohut, der zwar manche alte Unrichtigkeiten weiter verbreitet, aber doch dem Theophrastus gerecht zu werden sucht; ein Bild nach Odieuvres Stich ist beigegeben, besitzt aber keinerlei Authenticität. Reich mit guten Abbildungen seiner Geburtsstätte, seines Wohnhauses in Esslingen und Salzburg, seines Grabmales und seiner Gesichtszüge ausgestattet, ist die Arbeit des Historikers des Occultismus Karl Kiesewetter in „Ueber Land und Meer“, 1893/94, Nr. 11, aber leider nicht frei von falschen Überlieferungen. Unbekannt mit manchen neueren Untersuchungen giebt Kiesewetter die Lebensschilderung mehrfach in recht wirrer Gestalt. N. J. Hartmann schreibt im ganzen richtig über Hohenheim in der „Illustrierten Welt“ (1894, Nr. 13), welche zum Teil dieselben Abbildungen bietet, welche sich in der „Katholischen Warte“ (März 1894) finden, begleitet von einem den neuesten

¹⁾ Vgl. den Bericht des Freiherrn von Doblhoff im Berner „Bund“ vom 24. Dezember 1893 und den Festartikel nach Adolf Warneck im Feuilleton der „Salzburger Zeitung“ vom 16. u. 18. Dezember 1893.

²⁾ Vgl. auch die Mitteilung Prof. Pischmanns in der „Neuen freien Presse“ vom 23. Nov. 1893.

Forschungen gerecht werdenden Texte von Ludwig Heilmayer. Eine ausführliche Würdigung hat dem grossen Manne zuteil werden lassen Dr. Ludwig Kurell in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ (Heft 4, 1893/94, S. 332—338 mit Abbildungen der verschiedenen überlieferten Typen paracelsischer Gesichtszüge nach Aberle, des Vaters Wilhelm von Hohenheim und des Grabmals). Die Arbeit ist gut geschrieben unter allseitiger Benutzung der neueren Litteratur; manachmal wäre aber doch etwas mehr Kritik zu wünschen. — In der „Hygieia, Monatschrift für hygienische Aufklärung und Reform“ (7. Jahrgang, Heft 3) bespricht der Herausgeber Dr. Carl Gerster Theophrastus Paracelsus als Vorläufer der hygienischen Reformbewegung und entwirft durch reiche Citate aus Hohenheims Schriften ein anmutendes Bild des Reformators. Unter dem Pseudonym Caius lässt sich in der gleichen Zeitschrift (Heft 5, Februar 1894) ein warmer Verehrer des Arztes von Einsiedeln vernehmen unter allerhand Seitenhieben auf heutige Zustände. — R. J. H.[artmann?] schildert uns in der Berliner National-Zeitung (Sonntagsbeilage Nr. 51 vom 17. Dezember 1894) Hohenheim als echten deutschen Mann und Meister der deutschen Sprache; diese Meisterschaft hat sich noch immer nicht zur Anerkennung bei den Germanisten durchringen können, trotzdem neben Luther und Sebastian Franck kaum einer aus damaliger Zeit zu nennen wäre, welcher unsere Muttersprache gleich markig, gedankenreich und zu Herzen dringend zu handhaben wusste, wie Hohenheim. Verfasser weist dies an zahlreichen gutgewählten Beispielen nach. — Den religiösen Standpunkt Theophrast's und seine Stellung zur Reformation hat R. Julius Hartmann eingehend dargelegt in den Blättern für württembergische Kirchengeschichte (Beilage zum Evangelischen Kirchenblatt für Württemberg) Nr. 1 bis 4, Januar bis Mai 1894. Es ist dies der erste ernstlich ausgeführte Versuch, dem grossen durchaus selbständigen Geiste des Mannes auch auf diesem Gebiete gerecht zu werden. Ein schmachtvolles Unterfangen früherer Zeit hatte den tiefreligiösen Manu, der seinen Gottesglauben allenthalben beredten Ausdruck giebt, als Atheisten darzustellen gewagt. Freilich sind seine Ansichten teilweise recht radikaler Natur, doch nicht minder von echt christlichem Geiste durchweht. Ebenso läppisch ist der Vorwurf des Arianismus, den man schon sehr früh gegen ihn erhob; unter irgend eine Schablone suchte man stets den Mann zu pressen, der in keine passt, weil er auf eigenen Füßen stand über allen Parteien. So ist denn seine Stellung zu der reformatorischen Bewegung seiner Zeit durchaus selbständig und eigentümlich, wie Hartmann mit Recht betont; Hohenheim wurde darum von allen Seiten als Ketzer betrachtet, von Rom sowohl als von den führenden Männern der Gegenpartei; Pfaffen und Prediger waren ihm feind, klein gewiss nur die Zahl seiner gleichgesinnten „amici et sodales“. Anfangs war er der neuen Glaubensbewegung geneigt, aber um 1532 ging eine entschiedene

Wendung in seinen Anschauungen vor sich; der Papst, Luther, Zwingli, das Täuferturn, alle schienen ihm gleichermassen von Christi Lehre abgewichen. Das hat auch Hartmann richtig erkannt und dargelegt. Die Schrift allein war Hohenheim die Richtschnur seiner religiösen Anschauungen; der Glaube allein macht selig, aber nur der ist der rechte, der Werke der Liebe erzeugt. Alles vorhandene Material zur Beurteilung von Hohenheims religiösen Ansichten hat Hartmann trefflich benutzt und man wird heute kaum erheblichere Bedenken gegen seine Ausführungen erheben können. Ob sich freilich alle seine Aufstellungen werden halten lassen, wenn einmal das grosse Material der theologischen Paracelsushandschriften zur Prüfung offenliegt, steht dahin. — In der Wochenschrift „Die Nation“ vom 23. Dezember 1893 schreibt Kurd Lasswitz einen gehaltvollen Aufsatz über die Bedeutung des Paracelsus in der Geschichte der Chemie. „Fort mit der Autorität, zurück zur Natur, aus dem Bücherkram hinaus ins Freie“, das war sein Leitmotiv, dadurch hat er in Praxis und Theorie neue Wege erschlossen. Den Kernpunkt dessen, was Hohenheim für die Naturerkenntnis geleistet hat, für die Möglichkeit einer messenden und wägenden Erforschung der Natur, findet Lasswitz in seiner Reform der Lehre von den Elementen. Dieses begrenzte aber typische Gebiet erörtert er sodann des Näheren in vorzüglicher Weise, wie es von dem Verfasser der Geschichte der Atomistik nicht anders zu erwarten war. Zum Schluss betont er noch mit vollem Rechte, dass man Hohenheims Bedeutung für die Geschichte der Chemie lange deshalb verkannt habe, weil man ihn als einen Nachfolger des Basilius Valentinus betrachtete, während die Sache sich gerade umgekehrt verhält. Die Basilianischen Schriften sind erst ein Jahrhundert nach Paracelsus verfasst, wie das Referent schon 1887 betont hat. Valentinus arbeitet vollständig mit Paracelsischen Gedankenreihen; praktisch ist er viel weiter vorgeschritten, theoretisch aber bedeutet er einen Rückschritt gegen Paracelsus. — Dr. Jul. Leopold Pagel gab in der „Deutschen Medicinischen Wochenschrift“, Nr. 50 vom 14. Dezember 1893 zu Ehren Hohenheims eine Schilderung des Ganges der Paracelsus-Forschung in den letzten Jahrzehnten, welche in den wohl noch lange Zeit der Erfüllung harrenden Wunsch nach einer neuen kritischen Ausgabe der Werke Hohenheims ausklingt. — Von medicinischen Gesichtspunkten aus — einschaltend sei hier besonders darauf hingewiesen, dass unsere grossen medicinischen Zeitschriften nur ganz ausnahmsweise Artikel zur Paracelsusfeier gebracht haben — hat Dr. Max Neuburger in Wien den Einsiedler-Arzt in zwei Aufsätzen gefeiert: „Die Persönlichkeit des Paracelsus“ („Medicisch-Chirurgisches Central-Blatt“, Nr. 50 vom 15. Dezember 1893) und „Paracelsus und Vesnius. Zwei Typen“ („Internationale Klinische Rundschau“, Nr. 50, Wien, 10. Dezember 1893). Seine Schriften sollen zwar jedes actuellen Interesses entbehren, aber wenn man den Mumm selbst aus seiner

Zeit heraus betrachtet, wird man ihn hochschätzen als einen durch und durch originären Forscher von Faust'schem Typus, als einen Menschen von ausgesprochenster Individualität. Heute sind auch in der Medicin der Individualität enge Schranken gezogen; früher waren es gerade die persönlichen Eigenschaften, welche die Grösse des Arztes ausmachten; aus solchen grossen Persönlichkeiten besteht hauptsächlich die Geschichte der Heilkunde; der grössten eine war die des Paracelsus, an der alles eigentümlich ist. Seine innere und äussere Revolution gegen den überlebten Galenismus, sein eigenes Neuschaffen wird von Neuburger mit eindringenden Worten kurz geschildert, ebenso seine Anlehnung an den naturphilosophischen Neoplatonismus, das Deutsche in Form und Inhalt seiner Schriften, seine Wahrhaftigkeit, die ihm allenthalben Feinde erweckte, seine hohe Auffassung vom Berufe des Arztes, die Missachtung der Anatomie, welche ihm die Feindschaft der medicinischen Philologie, den Hass der Anatomen eintrug. Weil alles an ihm Persönlichkeit war, besteht seine Schule nur aus kleinen Geistern, welche die Lehren des Mannes verballhornten. Dass seine Beurteilung so verschieden ausfiel, kann nach dem allen nicht wundernehmen. Von einer allseitigen gerechten Beurteilung des „selten begabten und ganz ungewöhlichen“ Mannes, sind wir auch heute noch weit entfernt. — Die Parallele zwischen Paracelsus und Vesalius, die Zeitgenossen waren, wenn Vesal's grosses Werk nach erst zwei Jahre nach Hohenheim's Tode erschien, ist gleichfalls geistvoll geschrieben; beide sind Vertreter der medicinischen Renaissance und zweifellos die grössten derselben. In Paracelsus bewundert er mehr den Revolutionär der That, dessen aufs grosse Ganze gerichteter Geist im einzelnen wenig Bleibendes geschaffen und Einzelarbeit verachtet habe. Er, der Vater der physiologischen Chemie, richtete nur auf das Allgemeine der chemischen Vorgänge sein Auge und vernachlässigte (zum Teil allerdings nur scheinbar) die Thätigkeit der einzelnen Organe. Nur der lebende Organismus war ihm Gegenstand des Studiums; die Anatomie liess er nur zu sehr als nebensächlich ausser Acht. Und doch bereitete sich zu seiner Zeit das Werk vor, welches seinen Verfasser Vesal mit unsterblichem Ruhm bedeckte, die Schrift „De Corporis humani fabrica“, welche der anatomischen Autorität des Galen den Todesstoss versetzte, ein ewig gültiges Muster angestrengtester Detailarbeit zum grossen allgemeinen Zweck der Erforschung der Lebensvorgänge. Was Paracelsus durch geniale Intuition im Vorausblick über die Arbeit von Jahrhunderten zu erreichen sucht, will Vesalius durch folgerichtigen Aufbau von Einzelarbeit auf Einzelarbeit langsam erschliessen; so sind sie beide leuchtende Vorbilder zweier Forschungsrichtungen im Entwicklungsgange der Geschichte der Menschheit. — Das Verdienst, Hohenheim auch von pharmaceutischer Seite ein Denkblatt gestiftet zu haben, gehört Dr. Hans Heger in Wien, welcher in der von ihm herausgegebenen „Pharmaceutischen Post“

(Nr. 48 und 51 vom 26. November und 17. Dezember 1893, mit Bild des Paracelsus und des Grabmals) den Lebensgang und die Anschauungen Hohenheims darlegt. Vor allem ist er dadurch, dass er die Alchemie auf die Darstellung neuer Arzneistoffe hinwies und die Gewinnung wirksamer Präparate auf chemischem Wege lehrte, der Vater der pharmaceutischen Chemie geworden.

Auch in den „Annales de l'Electro-Homéopathie de l'institut electro-homéopathique de Genève, Août 1894“ finden wir einen hierher gehörigen Artikel des Herausgebers A. Sauter, welcher Hohenheim als Vorläufer Hahnemanns, der Naturheilmethode und der Elektrohomöopathie in Anspruch nimmt. Eine gelungene Nachbildung des Tintoretto'schen Bildes Hohenheims (nach der Genfer Folio-Ausgabe von 1658) ist beigegeben.¹⁾ — Paracelsus als Parteigänger der östlichen Theosophie bildet das Thema eines „Gedenkblattes“ in den „Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde“, Band XXXIV, verfasst von dem eifrigen Apostel dieser Lehre, Franz Hartmann²⁾. Ein Teil von Hohenheims mystischen Anschauungen soll mit denen des Sankararharya und anderer indischer Weisen des Altertums identisch sein; vornehmlich wird die indische Lehre von den sieben Principien auseinandergesetzt und durch Parallelstellen aus Hohenheims Schriften als auch bei ihm vorhanden nachzuweisen gesucht, wovon in Wahrheit nicht die Rede sein kann, wenn auch 3 Principien + 4 Elemente die schöne Zahl 7 ergibt.

Als wertvoller Beitrag zur Paracelsuskunde, gedruckt zur Zeit der Jahrhundertfeier im Dezember 1893, wäre noch zu nennen die „Bibliography of the Paracelsus. Library of the late E. Schubert, M. D., Frankfurt am Main“, welche als Auktionskatalog bei William Wesley & Son in London erschien; die wertvolle Bibliothek ist in den Besitz von Professor John Ferguson in Glasgow übergegangen, welcher in 5 Heften „Bibliographia Paracelsica“, Glasgow 1877 bis 1893 sich um die Verbesserung und Vervollständigung des bekannten Mook'schen Werkes grosse Verdienste erworben hat.

Des Neuen und Bedeutenden, das die Paracelsusfeier hervorgerufen hat, ist also nicht viel, aber das Andenken des grossen deutschen Mannes ist allenthalben in würdiger Weise unserem schnell vergessenden Zeitalter gegenüber lebendig gemacht worden; mehr soll man von einer solchen Feier auch nicht verlangen. Viele Stimmen sind zu Worte gekommen und als Ganzes genommen bilden sie einen schönen Zusammenklang zum Lobe des genialen Mannes.

¹⁾ Ein Kurhaus, welches derselben Gesellschaft für Electrohomöopathie angehört, in der Nähe Genfs gelegen, führt den Namen „Villa Paracelsina“.

²⁾ Gesondert erschienen unter dem Titel „Theophrastus Paracelsus als Mystiker“, Leipzig, Wilhelm Friedrich 1894, 55 S. 8° mit einer Nachbildung des A. Dürer zugeschriebenen Paracelsusbildnisses in Lichtdruck.

Litteraturbericht.

Unter dem Titel: *Hamburgische Gewerbetreibende im Auslande II. Hamburgische Handwerker als Studenten an der Universität Frankfurt a. O.* bespricht **W. Stieda** in der Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte, Bd. 9 (1893), S. 429 ff. zunächst die besonders in Frankfurt a. O. geübte eigentümliche Sitte, auch Gewerbetreibende, namentlich solche, die mit der Herstellung von Büchern sich berufsmässig befussten, wie Buchdrucker, Buchbinder, Formschneider, Buchstabengießer, Büchermaler, Buchsetzer und Buchhändler zur Immatrikulation zuzulassen. Von den in Frankfurt a. O. 1601—61 elf immatrikulirten Hamburger Gewerbetreibenden sind 5 Buchbinder, 4 Buchdrucker.

In einer Breslauer Dissertation von 1894 unter dem Titel: „*Georg Israël, Erster Senior und Pastor der Unität in Grosspolen*.“ Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation in Polen“ feiert **Richard Kruske** die bislang nicht genügend gewürdigten Verdienste Israëls um die Einführung der Reformation in Polen. Das mit liebevoller Hand entworfene Lebensbild umfasst in 3 Teilen zunächst die Lehr- und Wanderjahre Israëls, 1505—1553, in welchen er zusammen mit seinem Lehrer Augusta und Jonchin Prostihorius als Abgesandter der böhmischen Unität nach Wittenberg berührte und von Luther freundlich empfangen wurde, sodann Israëls mit seiner Anstellung als Pfarrer von Ostoróg beginnendes Lebenswerk in Polen, 1553—1579, und endlich seinen im Geburtslande Mähren verbrachten Lebensabend, 1579—1588. **B.**

Als Festgabe zur Begrüssung des 6. allgemeinen deutschen Neuphilologen-Tages zu Karlsruhe, Pfingsten 1894, hat der Karlsruher Verein der Lehrer neuerer Sprachen ein von **Theodor Längin** angefertigtes Verzeichnis der „*Deutschen Handschriften der Grossh. Badischen Hof- und Landesbibliothek (Karlsruhe, Ch. Th. Groos, 1894)*“ dargebracht. Das Verzeichnis zerfällt in 2 Teile. Im ersten wird die stattliche, von dem Benediktinerkloster St. Georgen in Villingen überkommene Handschriftensammlung besonders beschrieben. Der zweite giebt eine systematische Übersicht des gesamten deutschen Handschriften-Bestandes der Karlsruher Bibliothek. In unser Forschungsgebiet greifen u. a. zunächst 3 mystische Sammelbände: 1) Cod. Pap. LXXVIII (Eckhart; Tauler), 2) Cod. Pap.

LXXIX (Heinr. Herp; Eckhart; dochther von syon; geistlich bonnigarten), 3) Cod. Pap. LXXX (Meisterbuch [„der kleine thunlerus“]; Tauler u. a.), ferner kommt für uns in Betracht „Franck von Wörd, Sebastian, Weltbuch-Spiegel. 1547. B. 8“ und endlich „Der Glaub der Waldeser-Kezere. Bair. 15. Jahrh. K. 349“, der jedoch von Döllinger in seiner Sektengeschichte II, 701, Nr. 68, schon abgedruckt ist. B.

Die „Geschichte der Gegenreformation in Böhmen“ von Anton Gindely (nach des Verfassers Tode herausgegeben von Dr. Theod. Tupetz, Landeschulinspektor in Prag) Leipzig, Duncker u. Humblot, 1894, reiht sich den übrigen hervorragenden Arbeiten dieses Gelehrten würdig an. Wir erhalten hier zum ersten Mal ein Bild der ausserordentlichen Wirkungen, die die Schlacht am Weissen Berge zunächst für Böhmen und dessen staatsrechtliche und religiöse Verhältnisse gehabt hat. „Die Schlacht auf dem Weissen Berge“, sagt Gindely S. 83, „gehört zu jenen Kämpfen, die über das Schicksal eines Staates endgültig entschieden. Nicht bloss die Verfassung und die kirchlichen Verhältnisse Böhmens wurden umgestaltet, auch die staatliche Selbständigkeit nahm zwar nicht verfassungsmässig, aber faktisch ein Ende . . .“ Die Sieger waren entschlossen, die völlige Niederlage ihrer Gegner so rasch und so vollständig als möglich auszunutzen, und ihr besonderer Hass richtete sich gegen die **böhmischen Brüder**. Die Katastrophe der Unität wird von Gindely folgendermassen geschildert (S. 265 f.): „Der neuentflammte Glaubenseifer richtete sich besonders noch gegen die böhmische Brüderunität. Sie hatte sich im Jahre 1609 bei Gelegenheit der Erteilung des Majestätsbriefes mit den übrigen Bewohnern des Landes zur Anerkennung der böhmischen Konfession vereinigt und an dem gemeinsamen Kirchenregiment, dem sogenannten Konsistorium, beteiligt, im übrigen aber ein selbständiges Gemeindeleben, selbständige Heranbildung ihrer Geistlichkeit und ihre alte strenge Disciplin gewahrt. Die allgemeine Achtung, die ihr deshalb zuteil wurde, bewirkte, dass ehemals utraquistische Gemeinden mit Vorliebe Geistliche der Brüderunität auf ihre Pfarren beriefen. Der Hauptsitz der Brüderunität war in Jungbunzlau, dort war ihre bedeutendste Lehranstalt, dort ihre Bibliothek und ihre Druckerei, dort auch der Sitz ihrer Vorsteher. Die kaiserlichen Anweisungsbefehle trafen anfangs wohl einen oder den andern ihrer geistlichen Führer in den königlichen Städten, nicht aber die Unität als solche, deren Einrichtungen in Jungbunzlau noch immer festen Bestand hatten. Als dies zur Kenntnis Caraffas gelangte, ersuchte er den Kaiser während seiner Anwesenheit beim Regensburger Deputationstage um die unverweilte Vernichtung der Unität. Dieser kam selbstverständlich dem Ansuchen nach und erteilte dem Fürsten von Liechtenstein die entsprechenden Befehle (Fürst Liechtenstein war seit der Schlacht Statthalter in Böhmen). Unverweilt wurde von letzterem eine Kommission nach Jungbunzlau abgeschickt, welche die

sämmtlichen Amtsorgane der Unität auseinander sprengte, ihre Lehranstalt auflöste und ihre Bibliothek nach Prag abführte. Letztere wurde einer strengen Untersuchung unterworfen; was für die katholische Kirche unverfänglich war, wurde ausgeschieden und aufgehoben, der Rest aber verbrannt. Die böhmische Litteratur erlitt durch dieses rohe Gebahren einen unersetzlichen Schaden. Die Brüderunität war damit in Böhmen vernichtet.“ K.

Albrecht Richters im Jahre 1890 begründete „**Neudrucke pädagogischer Schriften**“ (Leipzig, Verlag von Richard Richter) schreiben rüstig vorwärts. Die Ankündigung der Sammlung bezeichnet als deren Plan, in erster Linie solche Schriften zu bringen, die eine gewisse Seltenheit erlangt haben, und ferner nicht nur sogenannte „pädagogische Meisterwerke“ zu berücksichtigen, sondern auch „Schriften, die für die Geschichte der Schule und für die Kulturgeschichte im allgemeinen als Quellenschriften zu betrachten sind“. Bis jetzt sind 14 Hefte erschienen. Aus ihrer Zahl geht uns direkt das 8. an, eine zum dreihundertjährigen Gedenktage der Geburt des Comenius dargebrachte Gabe, seine „Mutterchule“ in der zuerst 1633 zu Lissa erschienenen deutschen Übersetzung, herausgegeben von Albert Richter. — Auch von den übrigen Veröffentlichungen der Sammlungen liegen manche als wertvolle Quellentücke im Bereiche des Forschungsgebietes unserer Gesellschaft. Auf alle einzugehen, gestattet der Raum nicht. Hervorgehoben seien Heft 9 und 12: „Raticianische Schriften, I u. II, mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Paul Stötzner, 1892 und 1893.“ Heft 9 enthält: 1) das Memorial des Raticius über seine neue Lehrart, welches der Erzbischof von Mainz dem 1612 in Frankfurt a. M. zur Krönung des Kaisers Matthias versammelten Reichstage vorlegte, 2) den 8 Tage später als Ergänzung veröffentlichten Grundlichen und beständigen Bericht des Raticius, 3) den sogenannten Giessener und 4) den Jenaer Bericht, von Professoren der beiden Universitäten zur Empfehlung des Pädagogen geschrieben, endlich 5) den Giessener Nachbericht. Das 12. Heft bringt: 1) die Artikel von der Lehrkunst, von Jungius und Helwigius in Giessen, 2) Wolfgangi Raticii in Methodum Linguarum generalis introductio, 3) die Anleitung in der Lehrkunst W. Raticii, wohl wieder aus der Feder Helwigs, 4) die den Unterrichtsbrauch des Raticius aufs deutlichste charakterisierenden Köthener Lehrpläne, 5) Drei kleine Schriften aus der Magdeburger Zeit des Raticius und 6) Meyfarts Bericht an Oxenstierna, ein Gutachten des mit Raticius befreundeten Erfurter Professors für den schwedischen Kanzler. — In den beiden jüngsten Heften der „Neudrucke“ erhalten wir „Bernhard Overbergs Schrift Von der Schulzucht. Mit einer Einleitung hrsgg. von Albert Richter (13) und J. B. Basedows Vorstellung an Menschenfreunde. Mit Einleitung und Anmerkungen hrsgg. von Hermann Lorenz (14).“ B.

In einer Reihe von Aufsätzen der Zeitschrift: *Neue Bahnen. Monatschrift für Haus-, Schul- und Gesellschafts-Erziehung*. In Verbindung mit über 100 Mitarbeitern herausgeg. von Johannes Meyer (Gotha, Emil Behrend 1893. Preis viertelj. 1,80 M.) behandelt Dr. Rudolf Hochegger, Professor der Philosophie an der k. k. Franz-Josefs-Universität in Czernowitz, „Die Bedeutung der Philosophie der Gegenwart für die Pädagogik“. Dieselben liegen auch in einer ebenso betitelten besonderen Schrift gesammelt vor (Pädagogische Zeit- und Streitfragen. Flugschriften zur Kenntnis der pädagogischen Bestrebungen der Gegenwart. Herausgegeben von Johannes Meyer in Osnabrück. 32., 33. u. 34. Heft (VI. Band, 2., 3. u. 4. Heft). Einzelpreis 1,80 M. 132 S. 8^o). Nach einer Erörterung des Verhältnisses der Philosophie zu den Einzelwissenschaften, speziell zur Pädagogik, in der Einleitung (S. 1—17) lehrt uns der Verfasser einige der namhaftesten Philosophen der Gegenwart kennen, die er nach Massgabe der Bedeutung ihrer philosophischen Anschauungen für die Theorie der Pädagogik und der in dieser Beziehung besonders hervortretenden charakteristischen Ausprägung ihrer Lehren ausgewählt hat, und zwar — entsprechend seiner Unterscheidung von drei Hauptrichtungen in der gegenwärtigen Philosophie — als Vertreter der historisch-idealistischen Richtung: Jakob Frohschammer (S. 17 ff.) und Eduard von Hartmann (S. 34 ff.), als Vertreter der naturalistisch-positivistischen: Herbert Spencer (S. 53 ff.), endlich als Vertreter der vermittelnden Richtung: Friedrich Paulsen (S. 67 ff.), Wilhelm Wundt (S. 87 ff.) und Wilhelm Dilthey (S. 116 ff.). Die einzelnen Systeme werden nach ihren Grundzügen dargestellt und der für die pädagogische Theorie in Betracht kommende Ideengehalt herausgehoben und zusammengefasst. Der Schluss: Rückblick und Ergebnisse (S. 126 ff.) betont die Notwendigkeit einer philosophischen Grundlegung der Pädagogik, einer den Anregungen der modernen Psychologie folgenden erkenntnis-theoretischen Bestimmung und voluntaristischen Ausbildung gegenüber der bisherigen einseitig intellektualistischen Richtung. „Eine Ausbildung der Pädagogik auf Grund der Analyse des ganzen Menschen ist noch Aufgabe der Zukunft. Wenn die Pädagogik sich der Philosophie der Gegenwart zuwendet, welche wieder das Bild des ganzen Menschen hervorholt, wird sie die Bausteine zu einer solchen wahrhaft allgemeinen Pädagogik finden. Nur vom Standpunkt der Erkenntnis der ganzen Menschennatur wird auch der Streit der ideal-philosophischen und der realistischen Richtung in der Pädagogik Ausgleich finden. Die Wahrheit kann man nur in der Vermittlung beider, im Realidealismus, wie ihn die meisten modernen Philosophen vertreten, finden.“

K—r.

Prof. Dr. Rich. Suchse in Leipzig hat als Abhandlung zu dem Jahresberichte des Thomas-Gymnasiums in Leipzig für 1893/94 (1894 Progr. Nr. 543) eine Untersuchung über den Rektor der Thomasschule **Jakob Thomasius** veröffentlicht, die uns hier deshalb interes-

siert, weil es sich hier um den Vater des grossen Christian Thomasius handelt. Besonders wertvoll sind die Nachrichten über die Familie Thomasius, die Sachse zusammenstellt. Danach stammte die Familie aus Franken, von wo der Grossvater des Schulrektors Jakob (geb. am 27. Aug. 1622) um 1570 nach Weida in Thüringen auswanderte. Christian Thomasius (geb. 1. Jan. 1655, † 23. Sept. 1728) war der älteste von zehn Geschwistern. Merkwürdig ist, dass sich an der Thomasschule um jene Zeit die Träger zweier so berühmter Namen wie Thomasius und Leibniz zusammenfanden; Kollege des Jakob Thomasius war Joh. Friedrich Leibniz (geb. 1632), der Bruder des berühmten Philosophen, Sohn des Leipziger Professors Friedrich und Enkel des Ambrosius Leibniz, der Stadt- und Bergschreiber in Altenberg im Erzgebirge war. Seit dem Tode des Friedrich Leibniz († 1652) übernahm Jakob Thomasius die Professur der Moral, die jener bis dahin inne gehabt hatte. Jakob hat sich als akademischer Lehrer ebenso wie als Schulrektor ausgezeichnet und verdient die Beachtung, die ihm Sachse in seiner Abhandlung widmet, in hohem Grade. K.

Bernh. Münz: Jacob Frohschammer, der Philosoph der Weltphantasie. Breslau, Verlag von S. Schottlaender. Dr. Bernhard Münz in Wien, ein Schüler des am 14. Juni 1893 verstorbenen vielverkannten, aber auch treu bewährten charaktervollen Denkers, des ordentl. Professors der Philosophie an der Universität zu München, Dr. J. Frohschammer, bietet uns hier ein mit ebenso grosser Kenntnis als schriftstellerischer Virtuosität ausgeführtes Lebensbild seines hochverehrten Meisters, welches in hohem Grade geeignet ist, die über ihn noch vorhandenen Vorurteile zu zerstreuen. Er hat damit den Beweis geliefert, dass die Behauptung: seit Kant und seinen grossen Nachfolgern habe sich die philosophische Produktivität des deutschen Geistes für längere Zeit erschöpft, keineswegs begründet ist. Frohschammer ist kein blosser Durchforscher und Sichter des vorhandenen Gedankenmaterials. Er hat als einzelner Charakter eine neue Bahn in der Philosophie gebrochen, auf welcher dieselbe zu einer bisher noch nicht erreichten Fruchtbarkeit für das Leben gelangen kann und wird, er hat den wesentlichen Zusammenhang des menschlichen Geistes mit der allgemeinen Natur mit einem Tiefblick in den Weltprocess nachgewiesen, der einen festen Standpunkt für die Organisation der menschlichen Gesellschaft und zwar besonders ein friedliches und freies Zusammenwirken von Schule und Kirche im christlichen Kulturstaat möglich macht. Schon der hochverdiente Geschichtschreiber der Philosophie, Dr. Heinrich Ritter, hat den Gedanken ausgesprochen, dass wir die Welt nur im Werden erkennen und wir ein absolutes Wissen über das, was jenseits dieses Werdens liegt, nicht erringen können. Frohschammer hat auf diesem Grundgedanken weiterbauend das Princip und die Gesetze dieses Processes nachgewiesen und dadurch der Philosophie eine vermittelnde Stellung zwischen dem pan-

theistischen und materialistischen Monismus errungen, die ihr eine im höchsten Grade klärende und versöhnende Wirksamkeit sichert. Wie wichtig sie dadurch für die Volkserziehung wird, und wie sehr sie dadurch zum Verständnis der durch Comenius begründeten Pädagogik beiträgt, erhellt am deutlichsten aus dem organisatorischen Einfluss, den sie auf das Gesamtleben der menschlichen Gesellschaft übt. Dr. Münz hat darüber nur das Nötige angedeutet, aber es ist genug, um die denkenden Leser zum Studium der Werke Frohschammers selbst aufzumuntern. Dazu möge auch diese Anzeige der ebenso lehr- als genussreichen Schrift des Dr. B. Münz dienen.

B. B.

Der Beweis für das Dasein Gottes und seine Persönlichkeit mit Rücksicht auf die herkömmlichen Gottesbeweise. Von Dr. E. Melzer, Neisse, J. Graveur (G. Neumann) 1895. 101 S., gr. 8°. Diese Schrift verdient, auch in den Heften der Comenius-Gesellschaft anerkennend erwähnt zu werden. War doch für Comenius alles einzelne in der Welt und die ganze Welt eine Leiter, um sich zu Gott zu erheben. Freilich durch Kants einschneidende Kritik, der allenfalls den sogenannten moralischen Beweis für das Dasein Gottes als praktisch wertvoll gelten liess, den theoretischen Wert aller solchen Beweise aber rundweg leugnete, ist das Zutrauen zu denselben in weiten Kreisen tief erschüttert worden. Melzer scheut sich nicht, abweichend von Kant, in Übereinstimmung mit dem katholischen Philosophen Günther, seine Überzeugung dahin darzulegen, dass der verbesserte kosmologische Beweis, welchen man auch den psychologischen nennen könnte, wissenschaftlich unanfechtbar sei. Dieser gehe aus von dem Selbstbewusstsein oder dem Gedanken Ich, erkenne den eigenen Geist oder das Ich als eine Substanz und als Realprincip für alle Kräfte, Thätigkeiten und Zustände des Geistes an, schliesse aber von der Endlichkeit und Beschränktheit dieser Substanz auf das Dasein einer unendlichen und absoluten Substanz und zugleich aus der endlichen Persönlichkeit des geschaffenen Ich auf die absolute Persönlichkeit Gottes des Schöpfers. — Für den Fachmann ist Melzers Schrift besonders wertvoll wegen einer aus den Quellen gearbeiteten trefflichen Darstellung aller Gottesbeweise vom Altertum bis auf die Neuzeit, welche zugleich einer eingehenden, umsichtigen Beurteilung unterzogen werden. Auch Krause ist an zwei Stellen berücksichtigt. Mit Recht wird behauptet, dass die Wesenschauung oder Gottesidee Krauses eines Beweises nicht bedürfe, da sie ja in eigenem Lichte erglänzt und der Grund jeder Beweisführung ist. Was man sonst als Beweise für das Dasein Gottes aufzustellen versucht hat, ist bei Krause zu dem aufsteigenden Teile der Wissenschaft geworden, welcher vom Ich beginnt und streng wissenschaftlich jeden denkenden, wahrheitsuchenden Geist zur Anerkennung Gottes emporführt.

Hohlfeld.

Nachrichten.

In Deutschland hatte schon im 17. Jahrhundert, wenigstens innerhalb der lutherischen Kirche, die Überzeugung die Herrschaft gewonnen, dass das Licht des Evangeliums, wie man zu sagen pflegte, im Jahre 1517 aufgegangen sei und dass bis dahin die Finsternis des Papsttums allgemein geherrscht habe. Es ist nicht ohne Interesse, dass die offizielle Vertretung sämtlicher Evangelischen in Mähren (nicht etwa bloss der mährischen Brüder) anderer Überzeugung war, indem sie glaubten, **dass es längst vor Luther Evangelische gegeben haben.** Im Jahre 1610 hatte im Namen des reformierten Kurfürsten von der Pfalz und der deutschen Union der Markgraf von Jägerndorf, Johann Georg (der Bruder des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, geb. 1577, gest. 1624 zu Leutschau in Ungarn), bei dem Landeshauptmann und den evangelischen Ständen eine Werbung angebracht, die die Herstellung einer Verbindung zwischen der Union und den mährischen evangelischen Ständen bezweckte. Unter dem 15. Mai 1610 gaben „Landeshauptmann und evangelische Stände“ — die grosse Mehrheit der Bevölkerung in Mähren war damals evangelisch — hierauf eine Antwort, die in Bezug auf die obige Auffassung interessant ist. Die mährischen evangelischen Stände hätten, sagen sie, die Freiheit ihrer Religion nicht durch die Verleihung eines Fürsten erhalten, sondern als ein „natürliches Recht“ überkommen „und seit zweihundert Jahren in steter Dauer und ungestörter Eintracht mit den Ständen sub una specie (den Katholiken) genossen“. „Bald von Bohemischen Kriegen an, so aus Ursach M. Johann Hussens, heiliger Gedachtnus, Tods entstanden, haben wir (die Stände) uns einer willkürlichen Vergleichnuss gemäss, welche zwischen unsern Vorfahren aufgerichtet, in einer solchen Freiheit, dass einem jeden unter uns, es seie zu dem Glauben unter einerlei oder zu dem Glauben unter beiderlei zu treten und sich desselben zu halten, frei stehen sollte, bishero betragen und erhalten.“ Bei Annehmung des Landesherrn pflegten die Stände beider Konfessionen zu begehren, dass er weder den übrigen Freiheiten, noch der Freiheit der Religion irgend welchen Eintrag thue oder andern gestatte, zu thun. (S. die Urkunde bei Moritz Ritter, Der Jülicher Erbfolgekrieg, München 1877, S. 246.) Hieraus erhellt, dass die Evangelischen in Mähren den religiösen Zustand, in dem sie sich um 1610 befanden, als eine unmittelbare, nicht veränderte Fortsetzung desjenigen evangelischen Gemeinwesens betrachteten, wie es bereits zu Anfang des 15. Jahrhunderts unter ihnen bestand. Dass die evangelische Lehre erst mit dem Jahre 1517 in die Welt gekommen sei, davon wussten sie nichts. — Markgraf Johann Georg war, wie hier noch bemerkt sei, als Herzog von Jägerndorf in eine

nähere Beziehung zu den Evangelischen in Böhmen und Mähren getreten. Vielleicht hängt es damit auch zusammen, dass der Markgraf am 2. Sept. 1613 zur reformierten Kirche übertrat.

Die Hans Sachs-Feier des verflossenen Jahres hat vielfach Veranlassung gegeben, auch des **Meistergesanges**, seines Wertes und Unwertes eingehender zu gedenken, als es sonst in den letzten Jahrzehnten der Fall gewesen ist. Es ist bekannt, dass es üblich war, des Meistergesanges etwa in derselben Weise mit einer gewissen Nichtachtung, ja vielfach mit Hohn und Spott zu gedenken, wie dies bei den sog. Sprachgesellschaften der älteren Zeit (Palmenorden u. s. w.) der Fall war und ist. Es ist erfreulich, dass man neuerdings anfängt, von dieser Beurteilungsweise einigermassen zurückzukommen. In den Mitteilungen des germanischen Nationalmuseums Jahrg. 1894 S. 25 ff. veröffentlicht Dr. Th. Hampe eine Abhandlung über „Spruchsprecher, Meistersinger und Hochzeitalder, vornehmlich in Nürnberg“, die auf genauer Kenntnis der Originalquellen beruht. Hier ist nun das Schlussurteil, das Hampe abgibt, von besonderem Interesse. Es muss gesagt werden, meint er (S. 69), „dass der Meistergesang der guten Zeit als ein Ausdruck und Zeichen der höchsten Blüte deutschen Städtelbens betrachtet werden will, dass ohne ihn die Reformation eines starken Rückhalts und Untergrundes hätte entbehren müssen, dass ein Hans Sachs ohne ihn niemals das geworden wäre, was er uns noch heute ist, und dass selbst der Meistergesang der Verfallzeit noch unzähligen Menschen das Leben verschönt und die bösen Gedanken gebannt hat. Auch die hohen Verdienste der Meistersinger um Ausbreitung und Weiterbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache harren noch immer der ihnen gebührenden Anerkennung und Würdigung. Mehr als ungerecht wäre es demnach, eine Erscheinung von solcher Bedeutung für unsere Kulturentwicklung mit Spott und Hohn zu übergießen, nur weil sie auch Auswüchse zeitigte und weil sie im Alter welkte, krank und schwach und eben alt wurde.“ — Wir wollen hier auf den oben angedeuteten Zusammenhang dieser Handwerker-Vereinigung mit der religiösen Bewegung besonders hinweisen. Vielleicht findet sich Gelegenheit, später in diesen Heften einmal eingehender darauf zurückzukommen.

Eine ähnliche Bedeutung, wie sie Thomasius für Halle sich erworben hat, besitzt **Johann Clauberg** (geb. zu Solingen 1622, gest. 31. Jan. 1665) für die Universität des Grossen Kurfürsten, für Duisburg. Clauberg war bis zu seiner im Jahre 1651 erfolgenden Berufung nach Duisburg Professor in Herborn gewesen. Hier hatte er sich sowohl das Vertrauen seines Fürsten wie die Liebe seiner zahlreichen Schüler erworben. In Duisburg erwarb er sich einen ausgebreiteten Ruf sowohl unter den Reformierten des Westens wie in den Niederlanden und Frankreich, wo er seine Studien gemacht hatte. Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien im Jahre 1691 zu Amsterdam; ihr ist eine Biographie des Verfassers von Hennin vorausgeschickt. Der Grosse Kurfürst nahm von ihm die Widmung der Schrift *De cogitione Dei et nostri an.* Verwandt ist er Thomasius auch durch

seine Betonung der Muttersprache. Leibniz und Wolff haben sich in sehr günstigem Sinne über Clauberg geäußert, der heute viel weniger bekannt ist, als er es verdient. Über Claubergs Stellung im Cartesianismus erschien im Jahre 1891 eine Schrift von Dr. Herrn. Müller. Wir werden gern gelegentlich das Andenken des merkwürdigen Mannes in diesen Heften erneuern.

Im Jahre 1660 erschien zu Amsterdam bei Joh. Ravesteyn folgende Schrift: *De bono Unitatis et ordinis disciplinaeque et obedientiae. In ecclesia recte constituta vel constituenda Ecclesiae Bohemicae ad Anglicanam Paraenesis, cum praemissa ordinis ac disciplinae in ecclesiis F. F. Boh. usitatae descriptione.* Widmung an Carl II. von England mit der Unterschrift: **Johann Amos Comenius**, Reliquiarum Ecclesiae F. F. B. Episcopus indignus, solus adhuc superstes. (S. M. H. der C. G. 1892 S. 48.) — Comenius selbst erwähnt in einem Brief an die Synode vom 2. April 1662, dass dies Werk ins Englische übersetzt sei und dass die lateinische Ausgabe in Genf neu aufgelegt worden sei. Soviel uns bekannt, ist die englische Übersetzung bisher nirgends genauer beschrieben worden, weil, wie es scheint, Exemplare sehr selten sind. Kürzlich habe ich durch die Güte des Herrn Antiquars M. Spürgatis in Leipzig ein Exemplar einsehen können; es trägt den Titel: „An Exhortation of the Churches of Bohemia to the Church of England: Wherein is set forth The good of Unity, Order, Discipline and Obedience, in Churches rightly now, or to be Constituted. With a Description premised of the Order and Discipline used in the Churches of the Brethren of Bohemia. Written in Latin, and Dedicated to his most excellent Majesty Charls the Second, in Holland, at his returning into England; If possible it may be for an Accomodation amongst the Churches of Christ. — By **J. Amos Comenius**, the only surviving Bishop of the Remains of those Churches. — London, Printed for Thomas Parkhurst at the Three Crowns etc. 1661.

An erster Stelle findet sich die Widmung an Karl II., dann folgt ein Vorwort „To the Reader“ unterzeichnet von „Joshua Tymarchus“, an dessen Schluss der Verleger Parkhurst ein Verzeichnis der durch ihn besorgten Drucke giebt, das an erster Stelle die Geschichte der piemontesischen Waldenser von Samuel Morland nennt. Daran schliesst sich ein Schreiben To the Church of England unterzeichnet: J. A. Comenius of Moravia. Dann folgt „A Short History of the Slavonian Church etc.“ (S. 9—78) und das Ganze schliesst mit „An Exhortation to the Churches, particularly and by name that of England etc.“ Das Exemplar ist im Besitz des Herrn M. Spürgatis und kostet 25 M.

Inhalt neuerer Zeitschriften.

Historische Zeitschrift. N. F. Bd. 38. 2. Heft: Aufsätze: F. Karst, Alexander der Grosse und der Hellenismus. 2 (Schluss). — K. Haebler, Die Columbus-Literatur der Jubiläumszeit. — Miscellen: Zur Vorgeschichte der Revolutionskriege. — Literaturbericht. — Notizen und Nachrichten. — Erklärungen (von J. Lulvès und G. von Below).

Histor. Jahrbuch der Görresgesellschaft. 15. Jahrg. Heft 4, 1891. Aufsätze: Lager, Raban von Helmstadt und Ulrich von Mandersehd, ihr Kampf um das Erzbistum Trier. — Jostes, Die „Waldensertelnen“ und Meister Johannes Bellach. — Kleinere Beiträge: Kampers, Über die Prophezeiungen des Joh. Rupescissa. — Sägmüller, Dietrich von Niem und der Liber pontificalis. — Paulus, Ein katholischer Augenzeuge über Luthers Lebensende. — Rezensionen und Referate. — Zeitschriftenschau. — Novitätenchau. — Nachrichten. — Erklärungen.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. N. F. 105. Bd. Heft 2, 1891: Ludwig Busse, Zur Beurteilung des Utilitarismus. — R. Falckenberg, Die Entwicklung der Lotze'schen Zeitlehre. — J. Zahnfleisch, Zur Kritik der Aristotelischen Metaphysik. — Rezensionen. — Neueingegangene Schriften. — Bibliographie. — Aus Zeitschriften.

Philosophisches Jahrbuch der Görresgesellschaft. 8. Bd. Heft 1. 1890: E. Reiffes, Die vorgeliebte Präexistenz des Geistes bei Aristoteles. — C. Gutberlet, Über Messbarkeit psychischer Akte (Schluss). — J. Nasson, Über den platonischen Gottesbegriff (Schluss). — B. Adlhoeh, O. S. B., Der Gottesbeweis des hl. Anselm. — Rezensionen und Referate. — Philosophischer

Sprechsaal. — Zeitschriftenchau. — Miscellen und Nachrichten.

Archiv für österreichische Geschichte. 81. Bd. 2. Hälfte 1890: J. Loserth, Signar und Bernhart von Krensmünster. Kritische Studien zu den Geschichtsquellen von Krensmünster im 13. und 14. Jahrhundert. (Mit 2 Tafeln.) — Franz von Krones, Beiträge zur Stände- und Rechtsgeschichte Oberungarns. — Wlth. Erben, Die Frage der Horanziehung des deutschen Ordens zur Verteidigung der ungarischen Grenze.

Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich. 15. Jahrg. Heft 3 u. 4: Arth. Schmidt, Das Evangelium in Galizien und Umgebung. — Th. Elze, Die slavonischen protestantischen Ritual-, Streit-, Lehr- und Bekenntnis-Schriften des 16. Jahrh. — Al. Nicoladoni, Tauberiana. — Loesche, Ein ungedrucktes Gedicht von Joh. Major. — Scheuffler, Der Zug der österreichischen Geistlichen nach und aus Sachsen. — Th. Unger, Über eine Wiedertäufer-Liederhandschrift des 17. Jahrhunderts. — F. Scheichl, Bilder aus der Zeit der Gegenreformation in Österreich.

Revue internationale de l'enseignement. 15. année, No. 1: M. A. Cartault, L'évolution du talent de Virgile des Bucoliques aux Géorgiques. — M. Charles Gide, Professions libérales et travail manuel. — M. Charles Barneaud, Jefferson et l'éducation en Virginie. — No. 2: Leon G. Pélissier, La matière et les matériaux de l'histoire du premier empire. — Georges Blondel, Notes sur l'enseignement des sciences sociales dans les Universités allemandes. — Jacques Parmentier, De l'éducation de la noblesse anglaise du XVIIe au XVIIIe siècle.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft.

IV. Band.

— 1895. —

Heft 5 u. 6.

Comenius und die Akademien der Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts.

Von
Ludwig Keller.

Dritter Teil.

Die Societät der „Alchymisten“ zu Nürnberg, deren Mitglied, wie wir sahen, seit 1667 Gotfried Wilhelm Leibniz war, und deren Angehörige später zum Teil Mitglieder der „Königlichen Societät der Wissenschaften zu Berlin“ wurden, ist keineswegs die älteste dieser Gesellschaften von Naturphilosophen, die wir in Deutschland nachweisen können. Schon vierzig Jahre früher als diese tritt uns eine andere gleichartige Gesellschaft entgegen, deren Begründer der Freund des Leibniz und Comenius Joachim Jungius gewesen ist. Joachim Jungius (geboren 1587 zu Lübeck) war nebst Christoph Helwig (1581—1617), dem Schwiegervater des nachmals durch seine verwandten Anschauungen bekannt gewordenen Balthasar Schuppis¹⁾, im Jahre 1612 zu Frankfurt a. M. Mitarbeiter des Wolfgang Ratichius an dessen „Lehrkunst“ gewesen, hatte sich aber dann mit letzterem überworfen, unter andern deshalb, weil er und Helwig die Stiftung eines „Collegiums“ zur Beförderung der Sache forderten, Ratichius aber dies ablehnte.²⁾

¹⁾ Viele Nachrichten und Briefe, die des Schuppis Beziehungen zu den Kreisen der Naturphilosophen darthun, s. bei Reifferscheid, Quellen u. s. w. 1889 (Register s. v.).

²⁾ S. den Brief des Meyderlin an Dr. Verbezius zu Ulm vom 26. Juni 1615 bei Gid. Vogt, Ratichius, Progr. d. Gymn. zu Kassel. 1876. S. 33. — Diese Angabe stimmt mit der Darstellung des Helwig überein, wonach die Ursache des Streites darin lag, dass Ratichius seine anfängliche Zusage, das Werk „mit gesamten Rat, Meinung, Wissen und Bewilligung“ zu treiben, nicht eingehalten hatte, sondern allein vorgegangen war.

Der Plan einer Gesellschaft, wie sie Jungius etwa acht Jahre später ins Leben rief, schwebte ihm also schon damals vor und es ist interessant, dass die Societät vor der Öffentlichkeit in diesem Falle nicht die Pflege der Muttersprache noch der Naturwissenschaften, sondern die Förderung der Erziehungslehre sich als Ziel setzen wollte.

Im Jahre 1618 studierte und promovierte Jungius in Padua, an jener Hochschule der Republik Venedig, wo damals die naturwissenschaftlichen und medizinischen Studien in hoher Blüte standen, wo viele Griechen studierten — Creta war im Besitze Venedigs — und wo Einflüsse des Griechentums und der platonischen Philosophie seit alten Zeiten stark hervorgetreten waren¹⁾.

Nach Deutschland zurückgekehrt (Sommer 1619) hielt er sich in Rostock auf und verlebte hier einige Jahre in unabhängiger Musse.

Gerade in Rostock lebten und wirkten manche Freunde und Gesinnungsgenossen Valentin Andreaes, z. B. Stephan Stein, dem ersterer seine Schrift *Turris Babel* gewidmet hatte, und ein um seines Glaubens willen vertriebener Italiener, Angelo Sala, der später der Akademie des Palmbaums unter dem Namen der „Lindernde“ angehörte. Hier stiftete Jungius nach dem Vorbild der italienischen Akademien — er war zweifellos in Padua ebenso Mitglied einer solchen geworden wie so viele andere deutsche Studierende — eine philosophische Gesellschaft und zwar unabhängig von der Universität, eine freie Vereinigung, die er *Societas Ereumatica* oder *Zetetica* oder auch *Collegium philosophicum* nannte. Mitbegründer waren Paul Tarnovius und Adolf Tassinus.

In den Gesetzen der Societät, die späterhin bekannt geworden sind, heisst es ausdrücklich, dass sie „denjenigen, welche ausserhalb stehen, nicht leichtsinnig bekannt gegeben werden sollen“, und es ist zweifelhaft, ob das Aktenstück, das wir heute kennen, alles enthält.²⁾

¹⁾ Die zahlreichen Beziehungen, in denen sehr viele Naturphilosophen zu den Griechen standen, verdienen eine besondere Untersuchung; es wird sich zeigen, dass das keineswegs ein zufälliges Zusammentreffen war.

²⁾ Es ist ein Entwurf eines Rundschreibens zur Beitritts-Aufforderung (Guhrauer, Jungius. 1850. S. 70) erhalten, der nach Inhalt und Form sehr starken Bedenken der Echtheit unterliegt; durch Circulare pflegte für die Akademien nicht gewirkt zu werden; das Schreiben selbst giebt sich ja auch nur als Entwurf, für den die Societät nicht verantwortlich ist.

Die erste Satzung stellt als Zweck „die Erforschung der Wahrheit aus der Vernunft und Erfahrung“ hin oder das Streben „alle Künste und Wissenschaften von der Sophistik zu befreien“; die Wahrheit soll nach der besten Methode, die die *proto-noetische* ist — daher die Societät auch Societas *protonoetica* heisst — erforscht werden. Jede wissenschaftliche Arbeit gilt als Beitrag zu den Arbeiten der Gesellschaft, an der alle teil nehmen. Was in der Gesellschaft vorgebracht worden ist, dürfen die andern, sofern es nicht in „das Verzeichnis des zu Verschweigenden“ eingetragen worden ist, bekannt machen.

Wir kennen einige Mitglieder der Gesellschaft, deren Liste bisher nicht bekannt geworden ist, aus dem vertraulichen Briefwechsel des Jungius und wissen, dass z. B. Georg Bussius, Leibartz des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein (des Mitglieds des Palmbaums) „akroamatisches Mitglied“ (*collega acroamaticus*) — es gab also auch andere Mitglieder — gewesen ist. Auch hier waren die Hansastädte, besonders Lübeck, stark vertreten, z. B. durch Leonhard Elver, Johann Engelbrecht und Sebastian Meier, ferner waren Mitglieder Johannes Klein aus Rostock, Jodocus Stalius, Arzt am Hofe zu Wolfenbüttel u. s. w. Auch Stephan Hein wurde Mitglied und ebenso Simon Pauli aus Rostock (geb. 1603)¹⁾.

Aus den Schriften des Jungius erhellt, dass er ebenso wie die Mitglieder der sog. Alchymisten-Societät zu Nürnberg nähere freundschaftliche Beziehungen zu Künstlern, Werkleuten und Handwerkern unterhielt; er liess sich von ihnen über naturwissenschaftliche Fragen, die deren Erfahrung näher lagen, belehren und versäumte dann nicht, seine Quelle anzugeben.²⁾

Den Freundeskreis des Jungius lernen wir aus einem Brief des Joh. Pömer an den Stifter des Collegium *cremeticum* von 1639 kennen. Pömer, der aus der alten gleichnamigen Nürnberger Patrizier-Familie stammt, hielt sich damals in diplomatischen Geschäften seiner Vaterstadt in Danzig auf. Von hier aus schreibt er u. a.: „unser D. Hein ist noch in Dorpat, aber wie leicht zu achten in solcher Condition, dass er sie wohl um eine bessere

¹⁾ Guhrauer, Jungius, S. 238.

²⁾ Guhrauer, Jungius etc. S. 303. So liest man bei manchen Artikeln über Mineralien: „Ex relatione Zachariae, alchemistae Lubecensis; ex manuscripto illuminatoris; relatio artificis etc.“

vertauschen würde“; er bitte um Nachricht, fährt er fort, über „unsern David Riccius“. „Unser Herr Hartlieb in England werde sich freuen, wenn Jungius oder Tassius ihm einmal schreibe; auch Herr Wolzogen¹⁾ wundere sich, dass er von Tassius auf seinen Brief bisher ohne Antwort geblieben sei²⁾. Auch mit Daniel Wülfer, den wir bereits als Leiter der Nürnberger „Alchymisten-Societät“ kennen, stand Jungius in vertraulichem Briefwechsel.³⁾

Wir wissen, dass die Freunde in der Begeisterung für Valentin Andreaes Schriften sich zusammen fanden und dass ihre Ansichten über die nach ihrer Überzeugung notwendige Reform der wissenschaftlichen Methode auf Baco beruhten.

Leibniz hegte in späteren Lebensjahren den Plan, eine Sammlung ungedruckter Schriften des Galilei, Campanella, Pascal und Jungius herauszugeben und in der Begründung spricht er das merkwürdige Urteil aus, dass er den Joachim Jungius keinem dieser Männer nachsetze⁴⁾. Dieses Urteil ist dann später durch keinen geringeren als Goethe bestätigt worden⁵⁾.

¹⁾ In den Opera Leibnitii V, 352 findet sich folgende Stelle: *Invectus est (Labadie) in librum Collegae sui (saltem consodalis) Lnd. Wolzogenii elegantem admodum et eruditum.* (Aus einem Briefe vom 7. April 1671.) Man beachte, was wir über den Ausdruck *Collega* wissen.

²⁾ Der Brief ist vollständig abgedruckt bei Avé-Lallemant, Briefwechsel des Jungius, Lübeck 1863 S. 210 ff.

³⁾ Wir lernen aus den Jungius'schen Disputationen einige Namen seiner Schüler kennen, die hier eine Stelle finden mögen, da sie zum Teil in der späteren Entwicklung der Societäten eine Rolle spielen; es werden genannt: Barth. Bever aus Hamburg, Woldek Weland aus Verden, Joh. Thomaeus, Jak. Schertling, Joachim Hagmeier, Reinh. Blomius, Joh. Seldeiner, Jak. Haasius, sämtlich aus Hamburg, Heinrich Weghorst aus Holstein, Christ. Schelhamner aus Hamburg, Christ. Schwarz, Nic. Ropers, Erich Woerdenhoff, Vinc. Garmers aus Hamburg, Joh. Hokius, Friedr. Ploenniss, Bernh. Varenius aus Uelzen, Casp. Westermann, Martin Vogel aus Hamburg. Guhrauer, Jungius S. 312 u. S. 315 ff. — Ferner werden als Schüler genannt Benedikt Bahr aus Eutin, Joh. Blomius, Christ. Buncken, Rud. Capellen aus Hamburg, Casp. Danckwerth, Esdras Edzardus aus Ostfriesland, Daniel Fischer aus Lübeck, Joh. Garmers, Marq. Gudius aus Rendsburg, Pet. Lambecius aus Hamburg, Erich Mauritius, Marc. Meibom, Vinc. Placcius, Joh. Poltzius, Joachim Rachel, J. G. Schottelius, Joh. Vegetius, Joh. Vorstius aus Wesselburen.

⁴⁾ Guhrauer, J. Jungius und sein Zeitalter. 1850. S. 141.

⁵⁾ S. Leben und Verdienste des Doctor J. Jungius, Rektor zu Hamburg, von Goethe. Aus Goethes nachgelassenen Papieren abgedruckt bei Guhrauer a. O., S. 183 ff.

Wenn man nicht wüsste, wie ungerecht das Andenken vieler dieser Männer bewusst oder unbewusst zurückgedrängt worden ist, müsste man sich wundern, dass trotz solcher Urteile das heutige Geschlecht nicht einmal den Namen dieses geistvollen und verdienten Mannes kennt, den seine Biographen nicht unzutreffend den deutschen Baco genannt haben¹⁾.

Da das „Collegium“, das Jungius gestiftet hatte — wir haben bereits früher gesehen, welchen Wert er für die Fortpflanzung seiner Ideen auf das Vorhandensein einer Organisation legte, die deren Träger sein sollte — sich gegenüber Aussenstehenden abschloss, so ist es ganz natürlich, dass wir über seine Verfassung, seine Formen und Symbole nicht viel erfahren. Um das Jahr 1620, wo diese Gesellschaft entstand, war die volle Geheimhaltung aller Bräuche und Mitgliederlisten eine in den Zeitverhältnissen liegende Notwendigkeit. Selbst die Akademie des Palmbaums hat, wie wir sahen, erst nach dem Abschluss des Westfälischen Friedens den Schleier, unter dem sie sich früher verbarg, gelüftet, wie denn überhaupt alle Nachrichten, die von Mitgliedern der Gesellschaften selbst stammen, erst seit etwa 1648 auftauchen, wo eine grössere Bewegungsfreiheit auch für diese Bestrebungen gesichert war.

Der heftige Gegensatz, in welchem die damals herrschenden Richtungen zu den Naturphilosophen standen, ist ja bekannt genug und kommt in der gleichzeitigen Litteratur des 17. Jahrhunderts in zahlreichen Ausbrüchen des Hasses wider die „Alchymisten“ zum deutlichen Ausdruck. Auffallend ist aber, dass diese Schriften

¹⁾ Leibniz schreibt über Jungius, Opp. omnia Tom VI (Genevae 1768): Dederat ipse auctor Jungius mihi proxime ante obitum suum aliquod Phonicarum rudimentum pro collegio, quod quondam habuerat, ex schedulis suis conceptum, climandumque postmodum, ut, quid placeret, indicarem . . . Placebat mihi tunc illud . . . Sed illum non diu post viribus tum corporis tum animi deficientem occupabat mors, non sine desiderio et luctu omnium solide eruditorum Weitere Äusserungen des Leibniz über Jungius finden sich an vielen Stellen der Opera. Leibniz nennt ihn in Briefen an Freunde „unsern Jungius“; in einem Brief vom Januar 1671 nennt er ihn den „grossen Jungius“ (Magnus J.). Opp. V, 540. Leibniz war durch den Baron von Boineburg zuerst mit Jungius' Schriften bekannt geworden.

der Gegner von den Organisationen derselben, ihren Formen und ihren Mitgliedern durchschnittlich eine sehr geringe Kenntniss besitzen und daher für uns eigentliche Quellen kaum sein können. Hiervon macht, soviel ich sehe, nur eine einzige Schrift eine Ausnahme, die aber erst im 18. Jahrhundert durch den Druck bekannt geworden ist, nämlich des L. C. Orvius Occulta philosophia, deren im Jahre 1635 geschriebene Vorrede eine genauere Kenntniss verrät.

Im Jahre 1737 erschien „Gedruckt in der Insul der Zufriedenheit“ aus einem „sehr alten und raren Manuscript den Liebhabern der edlen Chimie . . . zu Nutz herausgegeben von L. H. J. V. H. J. D. des Ludovici Conradi Orvii Occulta Philosophia“¹⁾ nebst „einer sehr curiösen Nachricht von dem Leben des Auctoris und einer Bande Adeptorum“. Die „curiöse Nachricht“ ist in der That in mehrfacher Beziehung von besonderem Interesse. Sie ist im Namen der „rechten Artisten“ geschrieben und wendet sich sehr nachdrücklich gegen die Gesellschaften der „Philosophi“, die von sich behaupteten, im Besitz der „rechten Kunst“ zu sein. Der Verfasser — der Name Orvius scheint ein Pseudonym zu sein — erklärt, diese Dinge niedergeschrieben zu haben, damit die Nachfolger „sich vor dieser Sekte hüten, bei Lust ihrer Seelen Seligkeit . . . Denn was hilfts den Menschen, wenn er die ganze Welt gewinne und litte doch Schaden an seiner Seele. Die Teufel in Gestalt der Engel im Licht (nämlich die Adepten) beneiden den Armen und Elenden, wenn er etwas findet und wenn es in ihrem Vermögen stände, sie corrupirten die gantze Natur“ u. s. w.

Er behauptet, diese Gesellschaften der „Philosophi“, die unter „zweideutigen Bildern und Figuren“ die „Erkenntniss der

¹⁾ Der vollständige Titel — ich benutze das Exemplar der Hofbibliothek zu Darmstadt — lautet: Ludovici Conradi Orvii Occulta Philosophia oder Coelum Sapientum et Vexatio stultorum, Darinnen ordentlich, deutlich und gründlich als noch von keinem geschehen, gezeigt wird, wie man zu dem acidösischen solventen und wahren hermetischen Wissenschaft gelangen soll. Wobey zugleich eine sehr curiöse Nachricht von dem Leben des Auctoris und einer Bande Adeptorum befindlich ist. Iezo zum erstenmahl aus einem sehr alten und raren Manuscript den Liebhabern der edlen Chimie und nicht den einfältigen Spöttern zu Nutz herausgegeben. Von L. H. J. V. H. J. D. Gedruckt, in der Insul der Zufriedenheit 1737. 80 S. kl. 8°. Nach J. F. Gmelins, Gesch. der Chemie II, 331 ist unter Orvius Ludwig Konrad von Berg zu verstehen.

Materie¹⁾ lehren und den Hochmut dieser „Pharisäer“ genau zu kennen, denn er sei selbst „oft in ihren Versammlungen gewesen und habe die Ehre gehabt solchen beizuwohnen“. Er sei aber „um eine geringe und liederliche Ursache, die sie selbst als was gemeines unter sich ansüben, von ihnen in den Bann gethan worden . . . welches gesehehen in der Hass²⁾ Anno 1622“. „Die Ursache war diese: ich war in Amsterdam auf meiner Schwester Hochzeit, wo ich lanter gute Freunde antraf und war unter andern auch ein einziger solcher vermeinter guter Freund (ein Mitglied der Gesellschaft) dabei; wie es pflaget zu gehen, dass, wenn ich soviel als ein halbes Seidel Wein trunk, ich trunken war . . .“ In dieser Trunkenheit habe er einiges ausgeplaudert, und jener Freund habe ihn dann bei der Gesellschaft verklagt, dass er das Mysterium verachtet und die geheimsten Sachen entdeckt habe. „Ich bekam eine Citation, in die öffentliche³⁾ Versammlung zu kommen zu diesen grossen Pharisäern, wo sie mir mein Verbrechen mit hohen Worten als ein Crimen laesae Majestatis auslegten . . . ich wurde ohne alle Gnaden in Bann gethan und aus ihrer vermeinten Gesellschaft gestossen“. „Also siehet ja der Freund, wie es mir bei solchen Heil: Philosophen ergangen.“ . . .

Das war aber nicht die einzige trübe Erfahrung, die Orvius mit den „Philosophen“ gemacht hatte; schon einmal, natürlich vor seiner Ausstossung, hatte er einen schweren Streit mit ihnen gehabt. Er hatte nämlich einen Weg gefunden, angeblich durch ein Büchlein, um sich Kenntnisse zu verschaffen, die ihm bisher von den „Philosophen“ vorenthalten worden waren und sich zugleich bei einem derselben beklagt, dass er „auf ihre Art um all das Seinige gekommen sei“, d. h. dass er auf Grund der von jenen ihm gegebenen Ratschläge sein Vermögen in Experimenten ver-

¹⁾ Die „Erkenntniss der Materie“ oder der „wahren Materie“ spielt im Sprachgebrauch der Akademien eine grosse Rolle; merkwürdigerweise beraten auch die Mitglieder des Palmbaums in ihren Versammlungen gelegentlich über das Wort „Materie“.

²⁾ So steht in dem Druck; es ist offenbar ein Irrtum, sei es des Abschreibers, sei es des Setzers, und es hat vielleicht gestanden „Jahr des Heils“.

³⁾ Die deutsche Ausgabe ist zweifellos eine Übersetzung, die sehr mangelhaft ist; hier heisst es offenbar nicht „öffentliche“, sondern etwa ordentliche Versammlung.

braucht habe, ohne etwas zu erreichen. Darüber wurden, so erzählt er, diese „Magi“ grimmig, liessen ihn vorfordern und ward von dem Vornehmsten und Höchsten, welcher dasitzet in priesterlichem Schmuck also angedet: „Weil Ihr unsere Liebe, die wir so lange zu Euch getragen und dieses ketzerische Buch zu missbrauchen Euch unterstanden habt, da wir doch allezeit grosses Mitleiden mit Euch gehabt; dass wir nicht sogleich unsere Mysterien haben eröffnen können, könnt Ihr uns nicht verdenken, weil wir, wie sie alle, die hier zugegen sein, bekennen müssen, dass solche Probierjahre uns alle betroffen, welche wir in Geduld ausgehalten¹⁾: weil Ihr aber solche grosse Liebe gemissbraucht habt, sollt Ihr gegenwärtige Punkte abschwören“ u. s. w.

Er habe dann auch gelobt, „ihre Freundschaft, Bekantschaft, Namen, Nester, wo diese göldische Vögel ihren Wohnplatz haben, was ich bei ihnen gesehen und gehört“ nicht zu verraten.

Daruf sei er von dem Ort aus, wo dies vorgefallen (es ist offenbar Amsterdam gemeint) beinah 46 Meilen Wegs zu Fuss in seine Heimat gegangen. Obwohl er durch viele Örter gekommen, wo solche „Philosophi“ gewohnt, habe er doch keinen mehr um eine „Ritterzehrung“ dürfen ansprechen.

In Mons habe ihm ein Apotheker den Theophrastus Paracelsus²⁾ und „Abraham den Juden“ zum Abschreiben gegeben.

Nach allen diesen Erfahrungen „will ich dich gewarnt haben, nüssig zu gehen aller hochtrabenden Philos., wie auch ihrer Schriften, so sie in Druck gehen lassen, absonderlich ihrer Chymischen Hochzeit,³⁾ wollte sagen Narrheit, und aller dergleichen Bücher.“

Nun habe er zwar geschworen, nichts zu entdecken, aber weil diese unbarmherzigen und lieblosen Menschen ihn also verlassen, wolle er die Geheimnisse verraten. Und nun folgen die Enthüllungen, die uns hier besonders interessieren.

„So soll der Artiste wissen und sie daran erkennen, ihre

¹⁾ Orvius hatte die Probejahre also nicht in Geduld ausgehalten.

²⁾ Die Vorliebe für Paracelsus kehrt bei den Naturphilosophen überall wieder; auch Andreae huldigte der Weltansicht des Paracelsus (s. Zöckler, Theologie und Naturwiss. I, 562).

³⁾ Es ist das Buch: Chymische Hochzeit: Christiani Rosencrentz. Anno 1459 u. s. w. Strassburg 1616 (u. später öfter) gemeint.

Personen und die Plätze ihres Aufenthalts. Im Haag haben sie einen Pallast, wo sie zu gewissen Zeiten zusammenkommen. In Amsterdam, in Nürnberg, in Hamburg, in Danzig, Mantua, Venedig, Erfurt (kommen sie zusammen), wie es ihren Vorgesetzten beliebt und wo er am nächsten sein Hans und Hof hat. Es sind sowohl Hohe als Niedrige unter ihnen. Wenn sie reisen, gehen sie in sehr schlechter (schlichter) Kleidung einher, führen aber alle zum Zeichen öffentlich eine schwarze Schnur von Seiden an ihren Rücken im obersten Knopfloch, welche sie bekommen, nachdem ihnen, wie sie sagen und nennen, etliche Extases sind offenbart worden,¹⁾ bei Leistung des Juraments und Verfluchung verschwiegen zu sein und lieber an einem solchen seidnen Stricke sich lassen erwürgen, als Gott und ihrem Nächsten zu dienen und solchem was zu offenbaren. Sie geben vor, diese seidene Schnur käme her von einem ihres Ordens Stifter, welcher soll Christian Rose geheissen haben, von welchem sie noch vieles dergleichen aufweisen, er soll solchen (nämlich den Strick) als einen Schurz um die Lenden getragen haben. Dieses halten sie hoch. Es ist aber falsch, dass der Christian Rose soll einer von ihren Ordensstiftern gewesen sein, denn vermuthlich haben sie ihren Anfang von dem Ritterorden der Johanniter. Wo dieser aber die Kunst bekommen, glaube von denen Altvätern. So haben auch solche die Creutz-Ritter gehabt.

Das andere Signum, woran man solche öffentlich erkennen kann, ist dieses, sie sind alle, wenn solche in eine Versammlung gehen, mit einem blauen Ordensbände, an welchem ein güldenes Creutz mit einer Rose hanget, gezieret. Dieses tragen sie um den Hals und unter dem Rocke, wo man nicht viel von solchem zu Gesichte bekommt, als das güldene Creutz, so sie zum Theil auf der linken Seiten aushängen. Sie gehen auf den Strassen sehr andächtig und devot, leben dabei sehr abgeschieden.“

Die ganze Schrift — auch die hier mitgetheilten Proben lassen es erkennen — liefert den deutlichen Beweis, dass der Verfasser ein Mensch von grosser geistiger Beschränktheit, Urteilslosigkeit, Argwohn und Aberglauben gewesen ist. Er verrät

¹⁾ Also besaßen nicht alle diese Schnur und der Verfasser, der während der „Probierjahre“ ausgestossen war, hat sie offenbar weder besessen, noch ihren Sinn gekannt.

bei der Wiedergabe seiner Gedanken, im Stil wie in der Satz-
bildung einen sehr grossen Mangel an Bildung, ganz abgesehen
davon, dass er sich unbeabsichtigt in seinem Charakter blossstellt.
Da er offenbar alles geglaubt hat, was ihm andere, die nicht
wie er während der „Probierzeit“ ausgestossen waren, weiss ge-
macht haben (dahin gehören einige gänzlich missverstandene Be-
merkungen über Kennzeichen der „Philosophi“), so sind alle seine
Angaben natürlich mit Misstrauen aufzunehmen. Stimmen aber
die Nachrichten, die er giebt, mit Mitteilungen, die wir aus reineren
Quellen besitzen, überein, so verdienen sie gerade im Hinblick
auf die Beschränktheit des Verfassers, die jeden beabsichtig-
ten Betrug ausschliesst, alle Benennung; auch finden sich
einige Einzelheiten in seinen Angaben, die nicht erfunden sein
können und andere, bei denen zwar die Zuthaten falsch, aber der
Kern unzweifelhaft richtig ist.

Besonders merkwürdig ist, aus Gründen die hier nur ange-
deutet, nicht entwickelt werden können¹⁾, der Hinweis auf die
Zusammenhänge der „Philosophen“ mit den Johannitern
und dem Deutschen Orden. Wir wollen hier weniger Gewicht
darauf legen, dass auch Johanniter-Ritter Mitglieder der Akademien
waren, aber auffallend sind die Anklänge in der Symbolik, die sich
in beiden Orden finden. Das sechsspitziige weisse Kreuz, das die
Johanniter auf der Brust trugen, kehrt in den Bildern und Zeichen
der Societäten vielfach wieder,²⁾ und das rosenfarbene Kreuz, das
die Johanniter-Fahnen zierte, ist es nicht merkwürdig verwandt
mit dem Ordenskleinod, das einige dieser Akademien unzweifel-
haft getragen haben?

Es sind im Übrigen genau die Formen, Gebräuche, Zeichen
und die Verfassung der „Akademien“, die von Orvius als Kenn-
zeichen der „Philosophen“ beschrieben werden; kein einziger ab-
weichender und selbst kaum ein neuer Zug — denn auch das

¹⁾ Über die Zusammenhänge der Deutschherren und der Johanniter
mit Waldensern, Begharden und sonstigen ausserkirchlichen Christen siehe
Ludw. Keller, Johann v. Staupitz, Leipzig 1888, S. 377 ff.

²⁾ Man vergl. die oben erwähnte Schrift „Deutscher Zimber-Swan“ etc.
S. 121; hier liegt auf dem Kreuz ein Adler. Das Wappen der Johanniter
lag auf rotem Felde, darüber eine Krone; daraus ging ein Rosenkranz hervor
und legte sich um den Schild. Also erscheinen auch hier das Kreuz und
die Rose.

Schurzfell findet sich in italienischen Akademien¹⁾ — tritt uns entgegen. Die Geheimhaltung, die Handhabung strenger Disciplin, die Probejahre, die Versammlungen, die Hinneigung zu Paracelsus und zu Valentin Andreae, das blaue Ordensband, das um den Hals getragen wird, die Namen „Kunst“ und „Artist“ (Kunstliebender),²⁾ das Kleinod u. s. w. — es sind dieselben Ordnungen, die wir bereits kennen.

Wichtig ist aber die Nachricht, dass es um das Jahr 1620 solche Gesellschaften bereits in Haag, in Amsterdam, in Nürnberg, Hamburg, Danzig, Erfurt, Mantua und Venedig gab; der Umstand, dass sie im Haag einen „Palast“ besaßen, deutet klar darauf hin, dass diese Gesellschaften nicht heute oder gestern entstanden waren, sondern bereits eine längere Geschichte besaßen.

Die Thatsache, dass diese Naturphilosophen die Schriften Andreaes schätzten, beweist mit nichten, dass dessen Confession der Societät der Rosenkrenzer (1613) oder die Fama Fraternitatis (1614) oder auch die Chymische Hochzeit Christian Rosenkreutz (1616) den Anlass zur Stiftung jener Gesellschaften gegeben hätten; sicher ist nur, was wir auch ohnedies wissen, dass Valentin Andreae den Naturphilosophen nahestand und manche Ordnungen der Akademien kannte — Andreae war lange in Oberitalien —, die ja in den romanischen Ländern schon im 16. Jahrhundert und früher in grösserer Zahl bestanden. Dass die Vorschläge und Anregungen der erwähnten Flugschriften lediglich eine Mummerei waren, deren Zweck heute schwer genau festzustellen ist, sollte

¹⁾ S. Vasari, Leben berühmter Künstler etc. in der Lebensbeschreibung des Joh. Fr. Rustici (Deutsche Ausg. v. Förster 1847 V, S. 77 ff). — Die Anspielung auf die Thätigkeit des Bauens, die in diesem Zeichen liegt, tritt auch in der Litteratur, die aus diesen Kreisen stammt, nicht selten hervor. M. Stephan Grunius schreibt in seiner Schrift Propugnaculum Vormatiae: Die veste Burg der Stadt Wormbs, auf den Eckstein Jesum Christum gegründet etc. (1620), seine Absicht sei, eine „geistliche Burg und Festung aufzurichten“ nach der Richtschnur von Psalm 19, denn Bischöfe und Lehrer seien nach Psalm 118 dazu berufen „geistliche Bauleute zu sein“ etc. In den Schriften des Nollius wird diese „geistliche Burg“ auch die „Burg der Weisheit“ genannt; es ist ein anderer Ausdruck für den „Tempel der Weisheit“, das „Haus Salomonis“ u. s. w.

²⁾ Comenius nennt in seinem „Weckruf“ dasjenige, was hier die „Kunst“ heisst, den „Weg des Lichtes“ (Via lucis) oder auch den „Königlichen Weg“.

doch allen denen nicht mehr zweifelhaft sein, die die Geschichte des Bundes einigermassen kennen. Hier wie sonst kann die Absicht mituntergelaufen sein, diejenigen irre zu leiten, die den Gesellschaften als Feinde gegenüberstanden und den Freunden einige heilsame Lehren und Warnungen zu geben und zugleich eine öffentliche Erörterung herbeizuführen, von der man sich Nutzen versprach.¹⁾

Wie dem aber auch sei, so gab das Erscheinen jener Schriften, die bekanntlich ungeheures Aufsehen machten, zum Aufkommen eines neuen Namens für die Naturphilosophen Veranlassung, der bald den gehässigen Beigeschmack eines Sektennamens annahm und in der Art, wie er gebraucht ward, mehr dazu diente, die wahre Geschichte der Societäten zu verdunkeln, als sie aufzuhellen. Die Societäten, deren keine sich „Rosenkreuzer“ nannte, wiesen diese Bezeichnung und die ihr anhaftenden Merkmale alchymistischer Schwärmerei und theosophischer Mystik entschieden zurück und suchte den gleichzeitig aufkommenden Verdacht ketzerischer Anschauungen von sich abzulenken. So hat dieser Name ebenso wie alle Sektennamen ähnlicher Art — ich erinnere an den Sektennamen „Wiedertäufer“, den ebenfalls nie eine Gemeinschaft von sich selbst gebraucht hat — zur Verbitterung der Gemüter und zur Verdunkelung der geschichtlichen Thatsachen sehr wesentlich beigetragen.

Wir würden in die Zusammenhänge einen klareren Einblick gewinnen, wenn in der Schmähschrift des Orvius auch einige Namen von Mitgliedern genannt worden wären; aber gerade in dieser Beziehung hat der Verfasser das von ihm abgelegte Versprechen der Verschwiegenheit gehalten.

Bei den Schwierigkeiten, die der Gründung jeder neuen Akademie im Wege standen, gelang es in der Regel nur wirklich hervorragenden Männern, eine Schöpfung von längerer Dauer zu stande

¹⁾ In der „Fama fraternitatis des löblichen Ordens R. C.“ (1614) heisst es von einigen Schriften des Paracelsus, dass ihnen die Absicht zu Grunde liege, „mehr der Fürwitzigen zu spotten, als sie ganz sehen zu lassen“. Es kann kein Zweifel sein, dass dem Verfasser der „Fama“ die gleiche Absicht vorschwebte. Dass die Schrift aus den Kreisen der „Akademien“ stammt und deren Zwecken dienen sollte, ist freilich ebenso sicher.

zu bringen, und es darf nicht Wunder nehmen, dass vielfache Nachrichten über Versuche zu Neugründungen auftauchen, die schliesslich ohne Erfolg blieben. Bei dem Bedürfnis, eine gewisse Gleichartigkeit der Akademien herzustellen, war es sehr wichtig, dass in den oben erwähnten Schriften Valentin Andreaes gewisse Grundzüge der Verfassung wie der Ziele für die Eingeweihten festgelegt und gegeben waren. An der Hand dieser Winke konnte dann in vielen Städten und Ländern der Versuch einer Neugründung auch von minder hervorragenden Brüdern gewagt werden und die Geschichte zweier zeitgenössischer Gelehrten H. Nollius und J. Moersius liefert lehrreiche Beispiele in dieser Richtung.

Heinrich Nollius¹⁾ war zu Ziegenhain um 1590 geboren, besuchte die Universität Marburg (1609) und war im Jahre 1616 Lehrer am Gymnasium zu Burgsteinfurt. Von hier entlassen, ging er nach Giessen, wo er Freunde und Gesinnungsgenossen fand. Unter dem 12. Februar 1623 erliess Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt eine Verordnung, durch welche die Verhaftung der Dr. Nollius und Mag. Homagius befohlen ward, weil sie nebst dem Univ.-Buchdrucker Chemlius, dem Univ.-Buchbinder u. a. heimlich und bei Nacht Versammlungen gehalten hätten,²⁾ und weil sie Schwärmer seien, die der augsburgischen Konfession gefährlich werden könnten. Als Verdächtige und Genossen des Nollius

¹⁾ Nollius ist deshalb beachtenswert, weil er sich in seinen zahlreichen Schriften offener und unumwundener ausspricht, als viele seiner vorsichtigeren Gesinnungsgenossen. Die genauesten Nachrichten über ihn und seine Schriften giebt Hochhuth in *Nieders Zts. f. d. hist. Theol.* 1863 S. 192 ff. Nollius erklärt, drei Wege seien es, welche die Menschen zum Quell der göttlichen Weisheit führen, sieben Wege, die ihn das Innere der Natur erkennen lassen. Nicht die Scholastiker seien die rechten Wegeweiser, in der h. Schrift liege der höchste Schatz der Weisheit verborgen. Paracelsus habe in der Philosophie mehr geleistet, als der ganze Schwarm der Aristoteliker. Drei Mittel der Erkenntnis giebt es: 1. die h. Schrift, 2. die Welt (der Makrokosmos), 3. das Menschenherz (der Mikrokosmos), d. h. das innere Licht, das aber nur dann erleuchtet, wenn Gelassenheit und Gottesfurcht im Herzen wohnen.

²⁾ Moersius an Jungius 1643 Aug. 26 (Guhrauer, J. Jungius 1850 S. 234): Nollius beatæ recordationis fraternitatem aliquam ad restitutionem Hermeticæ medicinæ ac philosophiæ sub nomine Fraternitatis Rotæ cælestis erigere moliebatur, cujus leges apud me sunt, quas puto Excell. Tuam et optimum Dn. Tassium nostrum vidisse, sed morte præventus, operi colophonem imponere non valuit.

werden Dr. S. Stephani, Dr. Nebelkrae, Professoren der Rechte, u. a. bezeichnet. Es folgte eine langwierige Inquisition wegen Ketzerei, die für alle Beteiligten viel Unangenehmes mit sich brachte, deren Ausgang wir nicht kennen.¹⁾

Merkwürdiger noch als die Schicksale des Nollius sind die seines Freundes Joachim Mörsius, der im Jahre 1593 als Sohn eines Goldschmiedes²⁾ in Hamburg geboren war. Er studierte in Rostock Theologie und trieb humanistische und naturphilosophische Studien und übernahm 1615 die Verwaltung der dortigen Universitäts-Bibliothek. Er machte dann grosse Reisen in den Niederlanden, nach London, Oxford, Cambridge, nach Frankreich, ja durch ganz Europa und bis nach Afrika. Er galt als ausgezeichnete lateinischer Dichter und stand mit den ersten Gelehrten seines Zeitalters in Beziehung: Janus Gruter, den wir schon kennen,³⁾ der Engländer John Aven, der holländische Dichter Caspar Barläus, Daniel Heinsius, Aug. Buchner u. a. verherrlichten ihn in eignen Oden, und auch bei Herzog August von Wolfenbüttel und bei dem Landgrafen Moritz von Hessen war er angesehen.

Aber alle diese Beziehungen schützten ihn nicht, als er in den Verdacht mangelnder Rechtgläubigkeit geraten war. Zuerst ward er Jahre 1629 unter der Anklage der Verschwendung zu Hamburg verhaftet, aber freigesprochen. Im Jahre 1633 erfolgte eine Anzeige gegen ihn beim Räte von Lübeck wegen „Schwärmerei“ und Verbreitung „fanatischer Bücher“; im Jahre 1636 liess ihn der Rat zu Hamburg in den Pesthof sperren, wo er einige Jahre unschädlich gemacht wurde, bis es den Bemühungen seiner Freunde im Jahre 1640 gelang, ihn zu befreien; er starb einige Zeit später eines plötzlichen Todes.⁴⁾ In betreff seiner religiösen Anschauungen wissen wir, dass er wie alle seine Freunde den altchristlichen Überzeugungen nahe stand, wie sie in den Lehren Taulers und Eckharts enthalten waren; dass sich die Mitglieder des Bundes eben durch die Übereinstimmung in der religiösen Frage verbunden fühlten, beweist der Schluss des gleich zu be-

¹⁾ Der Artikel über N. in der A. D. B. XXIII, 759 ist ungenügend.

²⁾ Es verdient Beachtung, dass viele „Naturphilosophen“ die Söhne angesehener Handwerker waren, also zu Gilden und Zünften in einem überlieferten Verhältnis standen.

³⁾ M. H. der C. G. 1895 S. 21.

⁴⁾ S. den Artikel in der A. D. B.

sprechenden Briefes, worin es heisst: *Salvete iterum plus millies veteris fidei amicali non immemores*. In seinen Schriften nannte er sich *Anastasius Philareta Cosmopolita*.

In Sachen der damals im Schwange gehenden Gründungen neuer Akademien und Gesellschaften hat nun Mörsius am 26. August 1643 aus Schleswig einen merkwürdigen Brief an seinen Freund Joachim Jungius geschrieben.¹⁾ Als er im Jahre 1629 zu Calw bei Valentin Andreae gewesen sei, erzählt er, habe ihm dieser je 12 Exemplare seiner Traktate *Dextra amoris porrecta* und *Imago societatis evangelicae*²⁾ geschenkt und Mörsius habe diese an folgende Herren weiter gegeben: 1. An Herzog August von Braunschweig, der über diese Schriften mit M. Bernegger später viele Briefe gewechselt habe; 2. an den Landgrafen Moritz von Hessen, der beide Schriften ins Deutsche übersetzt habe, um sie in Frankfurt herauszugeben, was Mörsius widerraten habe; 3. an den Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein, der sich gegenüber Herrn Joh. Adolph Hoyer in Schleswig zur Förderung eines solchen Kollegiums, wie Andreae es schildere, bereit erklärt habe; 4. an den Herzog Ludwig von Anhalt, den Gründer der „fruchtbaren Gesellschaft“ durch Vermittlung seines Leibarztes Dr. Stockmar; 5. an den dänischen Rat Oliger Rosenkranz, der in einem handschriftlich vorhandenen Buch seine hohe Meinung von dem Unternehmen kund gegeben habe; 6. an den schwedischen Gesandten Johannes Sylvius für seinen König und den Reichskanzler; 7. an Heinrich von Qualen; 8. an Laurentius Grammendorf, *Advocatus Berolinensis Aulae*, einen sehr erfahrenen Mann in der Theologie, der Mystik, der Medizin und der Philosophie; 9. an Wendelin Sybilista, Arzt des Kaisers aller Reussen in Moskau; 10. an Johannes Merian³⁾, Patrizier zu Nürnberg und „*püßsimus chemicus*“; 11. an Poemer, der den Nachruf an Schwender verfasste; 12. an M. Brasch, Pastor in Lüneburg. Durch diese

¹⁾ Der Brief ist vollständig abgedruckt bei Guhrauer, Joachim Jungius, Stutt. u. Tüb. 1850 S. 232 ff. und bei Avé-Lallement, Briefwechsel des Jungius S. 342 ff.

²⁾ Gemeint sind die im Jahre 1620 geschriebenen Schriften *Christianae Societatis idea* und *Christiani amoris dextera porrecta*, die die Grundlinien für die Schaffung solcher Gesellschaften enthalten.

³⁾ Ein Verwandter des Matthius Merian, welcher letzteren auch Comenius kannte (*Patera*, Briefwechsel des Comenius. Prag 1892 S. 130).

Männer seien Abschriften an andere Personen gelangt, ohne dass sie gewusst hätten, woher diese Traktate stammten. Die meisten hätten den Wunsch gehabt, dass nach den darin enthaltenen Anweisungen eine „christliche Brüderschaft“ organisiert werde und er (Mörsius) werde es „für eine sondere Glückseligkeit schätzen“, wenn er unter den „Peregrinatores“ oder „Observatores antiquitatis“ oder „Observatores Naturae“ oder den „Ministri“ dieses Collegiums auch nur den letzten Platz erlange. Er hoffe, „dass (wie es in den Weissagungen des Osorius heisse) in der alternden Welt eine Gesellschaft mit neuem und sonst ungebräuchlichem Namen geboren werde, die die aufgeblähten Magister zum Schweigen bringe und nach deren Emporsteigen wie nach der Sonne Aufgang alle anderen Genossenschaften und Vereinigungen wie kleine Lichter, die mit erborgtem Lichte leuchten, den Augen der Menschen entzogen werden.“

Es war kein Wunder, dass solche überschwengliche Hoffnungen nicht in Erfüllung gingen: auch Valentin Andreaes Ansehen und Begabung reichte nicht hin, um eine Gesellschaft zu begründen, die das Ansehn aller übrigen Societäten und Vereinigungen, also auch das der Kirchen und der Staaten, überstrahlte. Merkwürdig aber ist, wie diese Wünsche an Gedanken und Pläne des Comenius anklingen und erinnern.

Wenn man die obige Liste überblickt, so tritt demjenigen, der die genannten Personen und ihre Stellung einigermaßen kennt, sofort die Thatsache entgegen, dass sie alle einen Zug geistiger Verwandtschaft zeigen, teilweise auch unter einander verbunden waren. Die Verwandtschaft tritt unter anderem in einer sehr entschiedenen Religiosität zu Tage, die bei einzelnen mehr oder weniger kirchlich gefärbt, aber bei keinem konfessionell ausgeprägt und gerichtet war und die sich bei allen mit einer für ihr Jahrhundert ungewöhnlichen Toleranz gegen Andersgläubige verband; das Band, welches die Mehrzahl umschlang, war die Zugehörigkeit zur „fruchtbringenden Gesellschaft“ oder den dieser nachgebildeten Societäten, denen Herzog August von Braunschweig (1579—1660) ebenso wie Andreae, Landgraf Moritz ebenso wie Herzog Ludwig von Anhalt angehörten. Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein (1597—1659) ist derselbe, der den aus Holland vertriebenen Remonstranten und Taufgesinnten in seinem Lande Aufnahme gewährte und dadurch gegenüber den

bestehenden Reichsgesetzen, die diese Religion durchaus verboten, einen Beweis von ungewöhnlicher Selbständigkeit lieferte. Der schwedische Gesandte, Joh. Sylvius, war ein Bekannter des Comenius,¹⁾ und Bernegger gehörte, wie wir wissen, zu dem Kreise, der sich in der sog. Tannengesellschaft zu Strassburg zusammengefunden hatte.²⁾ Joh. Ad. Hoyer ist sehr wahrscheinlich ein Verwandter des Hermann Hoyer aus Eiderstedt, des Gemahls der Anna Ovena Hoyer, geb. 1599, die durch ihre Dichtungen wie durch ihre Hinneigung zu Schwenkfeld bekannt geworden ist.

Auch alle übrigen Namen, die Mörsius in diesem Briefe nennt — Tassius, Heinius, Georg Bussius, Leonh. Elver, Henning Petersen u. a. —, weisen auf enge Beziehungen zu den Akademien hin und die Bemerkung, dass D. Heinius in Dorpat dorthin für eine Professur der Medizin „einen Collega Arndianus und in der Chemie nicht ganz unerfahren Mann“ vorgeschlagen zu sehen wünsche, beweist, dass Mörsius selbst „Collega“ war.³⁾ Aber ähnlich wie Comenius und Hartlieb wünschten diese Männer, dass eine höhere Organisation unter neuem Namen zu stande komme, die sich freilich der Natur der Sache nach auf den bisherigen Gesellschaften aufbauen musste.

Einen unmittelbaren Hinweis auf die Kreise, in denen mit grösseren Mitteln und von grösseren Gesichtspunkten aus verwandte Pläne verfolgt wurden, giebt der Schluss des Briefs, worin Mörsius den Jungius bittet, „bei den Herrn Duracus und Hartlieb und den übrigen Britten seiner im Besten eingedenk zu sein.“

Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt (1577—1626), der, wie wir sahen, die Naturphilosophen in Giessen unter der

¹⁾ S. den Brief des Comenius an Jungius d. d. Norköping 4. Sept. 1642 bei Gubrauer a. O. S. 264.

²⁾ S. Schultz, Sprachgesellschaften S. 87, wo ihn ein Mitglied der Tannengesellschaft „unser aller treuer Doktor nennt“.

³⁾ Die Art, wie Mörsius die Bezeichnung „noster“ von Männern braucht, (z. B. von Heinius und Tassius), deren Zugehörigkeit zu der Bruderschaft anderweit bekannt ist, zwingt zu dem Schluss, dass es üblich war, in vertraulichen Briefen die Mitglieder in dieser Weise zu kennzeichnen, und zwar wird dadurch offenbar eine besonders enge Zusammengehörigkeit bezeichnet. Vgl. hierzu M.H. der C.G. 1895 S. 17 Anm. 1.

Anklage der Ketzerei vor ein Inquisitionsgericht stellen liess, ist durch seine Anhänglichkeit an die katholische Liga und durch seine Kämpfe gegen die reformierten Mächte — der Landgraf war Lutheraner — bekannt geworden. Aber die Auffassung, dass die Naturphilosophen Ketzer oder der Ketzerei verdächtig seien, die Ludwig damit zum Ausdruck brachte, war sowohl in den römisch-katholischen, wie in den lutherischen Ländern ziemlich allgemein und die Kämpfe, die dort gegen die Akademien und gegen die Akademiker geführt wurden, waren nur dem Grade nach verschieden: minder bedeutende oder unbekannte Männer wurden mit schweren Freiheits- oder auch Leibesstrafen, angesehenere Gelehrte mit Beeinträchtigungen, Zurücksetzungen oder mit Verdächtigungen aller Art bekämpft; man braucht sich, um in letzterer Beziehung Beispiele zu finden, ja nur an die Schicksale Andreaes, Berneggers, Rists und vieler anderer von uns genannten Männer zu erinnern.

Im Jahre 1623 liess der Magistrat der katholischen Stadt Mecheln, der hierin nur der Vollstrecker eines mächtigeren Willens war, einen gewissen Adam Haselmaker zur Galeerenstrafe aus keinem anderen Grunde verurteilen, weil dieser angeblich der Sekte der „Rosenkreuzer“ angehörte.¹⁾ Im Jahre 1630 liess dieselbe Stadt dem berühmten Chemiker Jean Baptist von Helmont († 1644)²⁾ unter der Anklage den Prozess machen, dass er Alchymist und Rosenkreuzer sei.

Der seit 1615 ankommende Sekten-Name „Rosenkreuzer“ und die sich daran anschliessenden religiösen Kämpfe gaben in den Ländern, wo der Einfluss des Klerus gross war, den Verfolgungen einen neuen Anstoss und eine neue Unterlage. Die Ketzergesetze waren keineswegs aufgegeben und sobald es möglich war, philosophische oder religiöse Gegner mit diesen Gesetzen zu treffen, war eine sehr gefährliche Waffe gegen diejenigen gefunden, die sich mit oder ohne Grund in den Verdacht der Ketzerei gebracht hatten.

Indessen würde man irren, wenn man annehmen wollte, dass die Societäten und Fraternitäten, für welche seit der angegebenen

¹⁾ Garesse, La doctrine curieuse 1623 soll hierüber nähere Nachrichten enthalten.

²⁾ Über Helmont s. Hirsch, Gesch. der Medizin, Lpz. 1893 S. 94.

Zeit der neue Ketzernamen Anwendung zu finden pflegte, vorher unangefochten bestanden hätten. Freilich ist es sehr erklärlich, wenn aus den Akten hierüber bisher nicht viele Nachrichten bekannt geworden sind: in katholischen oder lutherischen Ländern war der Boden für ihre Bestrebungen im Allgemeinen zu wenig günstig als dass die Schaffung grösserer Organisationen hätte gelingen können und mit Sorgfalt wurde seitens der Brüder, die in solchen Ländern lebten, das Geheimnis gewahrt. In vorwiegend reformierten Ländern dagegen, wie am Niederrhein, wo eine schwache Regierung ernstliche Hindernisse nicht bereiten konnte, fanden sie leichter Gelegenheit, sich auszubreiten und feste Verbände zu bilden. Wir haben schon oben (S. 18) darauf hingewiesen, dass eine Reihe der frühesten Mitglieder des Palmenordens seit 1610 an den jülich-clevischen Kämpfen thätigen Anteil genommen hat und dass es nach der Angabe von Hilles „Teutschem Palmaum“ auch eine „Gesellschaft des Schwans“, die der Akademie des Palmaums verwandt war, in den clevischen Landen gab (s. oben S. 85 Anm. 1).

Unter diesen Umständen ist es von Wichtigkeit, dass in den Verhandlungen, die im Jahre 1614, einige Zeit nach dem Übertritt des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von der lutherischen zur katholischen Kirche über die Religions-Verhältnisse in Jülich-Cleve stattfanden, auch die „Societates seu fraternitates“ auftauchen.

Es handelte sich im Jahre 1614 um die Stellungnahme des Pfalzgrafen zu dem Revers vom 11./21. Juli 1609, in welchem der damals protestantische Fürst seinen neuen Unterthanen am Niederrhein die Gewährung der Religionsfreiheit versprochen hatte. Es wurden damals dem Pfalzgrafen zwei oder mehr Entwürfe einer Deklaration des Reverses von seinen Beauftragten vorgelegt. Eine derartige Deklaration („Declaratio Reversalium“ nennt sie sich) wurde nun bei Gelegenheit der Ausgleichsverhandlungen, die unter Vermittelung einiger benachbarter Mächte im November 1614 zwischen Brandenburg und Neuburg zu Xanten stattfanden, vom Pfalzgrafen den anwesenden Deputierten unterbreitet. Sie gedenkt in sehr charakteristischer Weise in Artikel 4 der Gesellschaft Jesu, die nach der Absicht des Entwurfs in Emmerich (sie bestand seit 1609 in den jülich-bergischen Landen nicht mehr) ein Collegium erhalten soll, und sodann im fünften Artikel der

„Societates seu fraternitates“, die in diesen Ländern ohne Autorisierung der Obrigkeit existierten und höchst verderblich seien; sie sollen, so verlangt es der Entwurf, bei Leibes- und Lebensstrafe verboten werden. Diese Leute, heisst es, geben sich den Anschein eruster Frömmigkeit — man erinnere sich der bezüglichen Schilderung des Orvius vom Jahre 1622 — und führen in Sachen des Lebens und der Sitte Aufsicht über ihre Mitglieder und sind gegründet, um die Laien zu Aufruhr und Empörung aufzustiften.¹⁾

Diese Charakteristik²⁾ und die bekannte Verdächtigung, die die Polizeigewalt gegen die Brüder in Bewegung zu setzen bezweckte, passen genau auf die bisher von uns geschilderten Akademien, die von dem soeben bekehrten Wolfgang Wilhelm mit Leibesstrafen verfolgt werden sollten, während die Väter der Gesellschaft Jesu nach der Absicht dieses Entwurfs eine rechtlich gesicherte Existenz erhielten.

Die Pläne, die die neuburgische Regierung damals hegte, scheiterten an dem Widerspruch, den sie bei den in Xanten vertretenen Mächten fanden; vielmehr nahmen die „Gesellschaften“ seit jenen Jahren, wie wir sahen, in ganz Deutschland einen neuen und mächtigen Aufschwung.

Es ist zweifelhaft, ob alle die Männer, gegen welche in Mecheln, Hamburg, Lübeck, Giessen u. s. w. die alten Ketzergesetze zur Anwendung gebracht wurden, im Sinn dieser Gesetze

¹⁾ Der Entwurf findet sich in den Akten des Geh. Staats-Archivs zu Berlin Rep. 34 nr. 157 b und ist abgedruckt bei Ludw. Keller, Urkunden und Akten zur Gesch. der Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein. Leipzig. S. Hirzel 1895, Bd. III. Nr. 175 a. Das Aktenstück trägt die Überschrift „Declaratio Reversalium in puncto Religionis sive ultimi postulati“. Der hier in Rede stehende Artikel 5 lautet wörtlich: „Perniciosae quoque et ad excitandas turbas et seditiones Laicorum institutae Societates seu fraternitates, in quibus sub praetextu vel specie pietatis de cujusque vita et moribus absque autoritate Magistratus inquiri solet admodum licentiose, omnino adeoque sub capitali poena prohibita interdictioneque sint.“

²⁾ Die Notiz über die Disziplin wird wahrscheinlich ebenso schief sein, wie die ganze Charakteristik; dass indessen wirklich Disziplin auch in den Societäten geübt ward, bestätigt Barthold (a. O. S. 115), der darauf hinweist, dass in „La noble Academie des Loyales“ „eine Art Sittenpolizei“ stattfand; es war im wesentlichen die Disziplin, wie sie jede festgeschlossene Gesellschaft übt und üben muss.

Ketzer waren; jedenfalls aber wissen wir, dass die Naturphilosophen ebenso wie die böhmischen Brüder darin mit den älteren „Ketzer“ übereinstimmten, dass sie dem Christentum und überhaupt jeder Religion, die durch Strafgesetze erzwungen war, allen Wert absprachen. Der Grundsatz der Freiwilligkeit gehörte in der Religion wie in der Erziehung zu ihren wesentlichsten Gedanken, und ich finde oft gerade bei diesen Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts den lebhaften Ausdruck des Unwillens, dass der Staat sich zum Büttel der einen Konfession wider die andere mache und indem er sich zum Werkzeug der einen Konfession erniedrige, den leidenschaftlichen Hass und die Verachtung der andern wachrufe, das gesamte religiöse Leben den Heuchlern auslieferere und jede echte Frömmigkeit vergifte.

Es würde uns viel zu weit führen, wenn wir hier in eine nähere Untersuchung über die ausserdeutschen Akademien¹⁾ im Allgemeinen eintreten wollten. Aber eine dieser ausserdeutschen Akademien, die „englische Societät“ ist doch in Folge ihrer engen Beziehungen zu den deutschen Brüdern für das Verständnis der ganzen Bewegung von zu grosser Bedeutung, als dass sie hier übergangen werden könnte, und gerade mit dieser Akademie hat Comenius in nächster Verbindung gestanden.

Am 3. November 1640 waren zu London die Sitzungen des „Langen Parlaments“ eröffnet worden, und die Erfolge, welche dessen grosse Wortführer, Cromwell, Pym, Hampden u. a. erzielten, weckten in weiten Volkskreisen die Hoffnung auf bessere und glücklichere Zeiten. In London hatten sich unter dem Druck der katholischen Reaktion seit der Schlacht am Weissen Berge (1620) manche Glaubensflüchtlinge, besonders verfolgte Reformierte und böhmische Brüder zusammengefunden, darunter auch Samuel Hartlieb aus Elbing, der Freund und Verehrer des Comenius, der dessen Grundgedanken, besonders die Idee der Vereinigung aller Evangelischen und die Forderung der Gewissensfreiheit,

¹⁾ Über die Akademien in Italien, Spanien, Frankreich, England u. s. w. ist manches bekannt geworden; dass auch in Dänemark wenigstens Ansätze vorhanden waren, ist, soviel ich sehe, neu. Candorin berichtet in seinem „Zimmer-Swan“ 1667 S. 105, dass es eine dänische „fruchtbringende Gesellschaft“ gegeben habe; sie habe aber keinen rechten Fortgang gehabt.

vertrat und teilte. Angeregt durch die Begeisterung jener Tage verfasste Hartlieb mehrere Schriften über die Ziele, die ihm vorschwebten, darunter eine solche mit dem Titel: Eine kurze Beschreibung des berühmten Königreichs Macaria u. s. w. (1641).¹⁾ Die merkwürdige kleine Schrift war „dem hohen und ruhmvollen Parlamentshof“ gewidmet, von dem Hartlieb, wie er sagt, hoffte, dass er den Grundstein des Glücks der Welt legen werde. Es war der Gedanke einer grossen socialen und wissenschaftlichen Reform, der ihm vorschwebte. Aber Hartlieb wollte die Arbeit an dieser grossen Aufgabe nicht den Männern der Politik allein überlassen; er war der Ansicht, dass alle Fremde seiner Weltanschauung hierbei mitwirken müssten, und er setzte es durch, dass Comenius, den er zur Mitarbeit besonders befähigt hielt, einen Ruf nach England erhielt, dem er auch noch im Jahre 1641 Folge leistete.

Hier in London verfasste nun Comenius im selben Jahre eine Schrift unter dem Titel: „Weg des Lichtes“ (Via lucis)²⁾ und machte in deren XVIII. Kapitel als einen Weg, um das „Licht“ unter allen Völkern zu verbreiten, den Vorschlag dass eine höhere und einheitliche Organisation der in vielen Ländern vorhandenen Akademien unter neuem Namen versucht werden solle, und dass die englischen Brüder sich an die Spitze dieses grossen Unternehmens stellen möchten.³⁾

¹⁾ Die erste Schrift trug den Titel: A brief relation of that, which has been lately attempted to procure ecclesiastical peace among protestants (London 1641); die zweite hiess: A brief description of the famous Kingdom of Macaria etc. (London 1641). -- Über die Schrift, in der Hartlieb für die Gewissensfreiheit gegen die Intoleranz der Presbyterianer auftrat s. Friedr. Althaus, Sam. Hartlieb im Hist. Taschenbuch 1884, S. 221. Wie sehr musste er sich gerade hierin mit den böhmischen Brüdern begegnen, für deren Schicksale er obnedies eine rege Teilnahme zeigt (s. Althaus, Hartlieb a. a. O. S. 265).

²⁾ Via lucis, vestigata et vestiganda, h. e. Rationabilis disquisitio, quibus modis intellectualis animorum lux, sapientia, per omnes omnium hominum mentes et gentes jam tandem sub mundi vesperam feliciter spargi possit. Libellus ante annos viginti sex in Anglia scriptus, nunc denum typis exscriptus et in Angliam remissus. Anno Salutis MDCLXVIII Amsterodami apud Christ. Conradum Typographum Anno 1608.

³⁾ Über Hartlieb s. Henry Dircks, A biographical memoir of S. H. London 1865 und Fr. Althaus, S. H., Ein deutsch-engl. Charakterbild im Hist. Taschenbuch 1884, S. 191 ff.

„Alle die Kollegien, Genossenschaften und Brüderschaften“, sagt er, „die bisher heimlich und öffentlich bestanden haben¹⁾, haben zwar einigen Nutzen für Theologie und Philosophie gehabt, aber nur für einen Bruchteil der Menschheit, keinen für die Gesamtheit. . . Jetzt aber, da die Zeit da ist, das Zerstreute zu sammeln und alle Summen mit den Summen der Summen zu vereinen, ist ein Collegium catholicum unter den Gelehrten des ganzen Erdkreises aufzurichten.“ Er beschreibt dann die Verfassung in einigen Hauptzügen und spricht den Wunsch aus, dass es Collegium des Lichts²⁾ und seine Mitglieder Diener des Lichts (ministri lucis) heissen möchten.

Es soll die Aufgabe dieser Vereinigung weiser Männer sein, auf den drei Grundlagen und Erkenntnisquellen, die Gott gesetzt hat, dem Buch der Natur, der Schrift und den „angeborenen Begriffen“, die Lehre der Pansophie³⁾ aufzubauen und fortgesetzt zu verbessern; ferner sollen sie die Pflege der Sprachen und zwar ebenso einer Weltsprache wie der Volkssprachen sich angelegen sein lassen; drittens ist es ihre Pflicht, für die Errichtung von Schulen in allen Ländern zu sorgen und die oberste Aufsicht über sie zu führen, endlich sollen sie, sobald die „allgemeine Reformation“ in der Christenheit erfolgreich ist, das Licht auch den Mohamedauern und Heiden und den Juden bringen. Eine regelmässige Verbindung sollen die Glieder dieses Bundes mit ihrem Oberhaupte aufrecht erhalten.

¹⁾ Es sind darunter neben den Akademien und Bruderschaften, die heimlich bestanden haben — eben die uns bekannten Societäten —, auch Schulen und gelehrte Körperschaften verstanden, die öffentlich wirkten.

²⁾ Man erinnere sich der Bezeichnung Collegium solis, die der Akademie des Palmbaums gegeben wird.

³⁾ Eine Geschichte des Wortes „Pansophie“ wäre für die Erkenntnis dieser Akademien u. s. w. von Wichtigkeit. Jedenfalls steht fest, dass bereits im Jahre 1623 der Name „Pansophisten“ den Charakter eines Scheltnamens und Sektennamens in der kirchlichen Litteratur der Gegner angenommen hatte. Im Jahre 1623 veröffentlichte ein lutherischer Geistlicher, Zacharias Theobald, eine Schrift „Warnungsschreiben vor den alten Wiedertäufern und neuen Schwärmern“ und trat darin den Beweis an, „Dass Weigel und alle, die ihm nachfolgen, sie heissen gleich Rosenkreuzer oder Pansophisten, Wiedertäufer sind“. Näheres darüber bei Keller, Die Waldenser, Lpz. 1886 S. 20 ff. — Im Jahre 1617 erschien eine Schrift des Theophilus Schweighart, Sub umbra alarum tuarum Jehova etc., in welcher sich der Verfasser einen Pansophiae Studiosus nennt.

Diese Schrift hatte Comenius nicht der Öffentlichkeit übergeben, sondern sie seinen einflussreichsten Freunden (auch dem Kanzler Oxenstierna, dem Mitglied der Akademie des Palmbaums) handschriftlich zugestellt¹⁾ und auch Hartlieb hatte ein Abschrift erhalten. Hartlieb erkannte ebenso wie Comenius, dass die zerstreuten Akademien so lange fremden Einwirkungen und der Entfremdung von ihrer eigentlichen Bestimmung im hohen Grade ausgesetzt seien, als sie nicht durch eine neue Organisation, eine gemeinsame Verfassung und allgemeinere Ziele eine grössere Ausbreitung und eine grössere Widerstandskraft erhielten. Während Comenius aber unter den Sorgen und Kämpfen jener Jahre und unter der Last drängenderer Arbeiten den Gedanken einstweilen fallen gelassen hatte, hatte Hartlieb ihn weiter verfolgt und die Anfänge zu seiner Ausführung gemacht.

Wir erhalten über diese Sache Auskunft durch einen merkwürdigen Brief, den Comenius am 12. Juni 1647 an Hartlieb schrieb²⁾, worin es heisst: „Die Gründung der Akademie zu London (aus den Gründen, wie sie in jener Schrift³⁾ bezeichnet sind) halte ich für den Anfang einer Erfüllung unseres Wunsches, wie ich ihn im XVIII. Kapitel der Schrift „Weg des Lichts“ ausgedrückt habe. Es vollziehe sich also die Sache in Gottes heiligem Namen, ohne dass Hass und Neid ihr Hindernisse bereiten. Du erinnerst Dich, was Hübner⁴⁾ aus Frankreich schrieb, wie man murre über diese Sache: nicht London, sondern Paris sei der Mittelpunkt der Welt, sagen sie. Doch gelte hier der Spruch: der erste, der beste, und jener Grundsatz des Naturrechts: eine Sache, die Niemand gehört, gilt als Eigentum dessen, der sie zuerst nimmt. Meine Gründe (wie ich sie im „Weg des Lichts“ niedergelegt habe und wie sie in Euerem Gutachten ausgedrückt sind) gelten noch heute und werden in Zukunft gelten. Möge Gott nur die Herzen derer lenken, auf dass die, die so grosse

¹⁾ Ob der Druck, den er 26 Jahre später veranstalten liess, die ursprüngliche Form der Schrift wiedergibt, wissen wir nicht.

²⁾ Der Brief ist vollständig abgedruckt bei A. Patera, Jana Amosa Komenského Korrespondence. Prag 1892, S. 133 ff.

³⁾ Es handelt sich um ein dem Briefe Hartliebs offenbar beigegebenes Gutachten in dieser Sache.

⁴⁾ Es ist nicht Tobias Hübner († 1636), sondern Joachim Hübner gemeint, der von Comenius öfters genannt wird. Wir kommen auf ihn zurück.

Dinge ausführen können, sie auch ausführen wollen.¹⁾ Und weil es scheint, dass sie wollen, segne Gott die heiligen Absichten mit dem erwünschten Erfolge zur Ehre seines allerheiligsten Namens. Amen, Amen, Amen.“

Die „Motive“, d. h. die Denkschrift, die Hartlieb nach diesen Äusserungen an Comenius gesandt hatte, kennen wir leider nicht. Wir sehen aber aus dem übrigen Inhalt des Briefes, dass Hartlieb und Comenius sich schon seit Jahren zur Ausführung dieses Planes verbunden hatten, dass die Schrift „De rerum humanarum emendatione consultatio catholica ad genus humanum. ante alios ad eruditos Europae“, die Comenius im April 1645 handschriftlich beendete²⁾, denselben Plänen dienen sollte, dass die Vorbereitungen im geheimen getroffen werden sollten und dass Comenius, falls Hartlieb jetzt öffentlich handele, seinerseits im Stillen thätig sein zu müssen glaubte.

Es war Hartlieb gelungen (das beweist eine zu Eingang von Comenius gemachte Andeutung) diejenigen Personen für die Sache zu interessieren, die diesem grossen Unternehmen ausreichende Hilfe leisten konnten — Cromwell hatte mit seinem puritanischen Heere am 14. Juni 1645 seine Gegner bei Naseby geschlagen, und König Karl war im April 1646 zu den Schotten geflohen — und er hatte sich vorgenommen, jetzt diese Sache nicht mehr im geheimen, sondern öffentlich zu betreiben, ein deutlicher Beweis, dass das Geheimnis nicht Grundsatz, sondern nur eine Notwendigkeit war, die Comenius auf dem Festlande, wo er damals lebte, noch nicht für beseitigt hielt.

Die grossen Pläne kamen nicht zur Ausführung; anstatt dass die Akademie zu London an die Spitze einer internationalen Organisation freier Gesellschaften getreten wäre, gelang es der Restauration, den König zum Stifter und Schutzherrn der nunmehr „Königlichen Gesellschaft (Royal Society)“ zu machen (1662), deren Einrichtung den Wünschen Hartliebs (und gewiss mancher anderen seiner nächsten Freunde) nicht völlig entsprach, so dass er sich, obwohl er in der älteren Akademie eins der thätigsten Glieder war, nicht daran beteiligte. Thatsächlich war denn auch

¹⁾ Das ist eine Hindeutung auf den Lord Protektor, dessen Schwager Dr. Wilkins Mitglied der Londoner „Akademie“ war.

²⁾ Ein Druck erschien erst im Jahre 1666 zu Amsterdam.

die Königliche Gesellschaft insofern etwas anderes als die angestrebte grosse Organisation, als jene lediglich der Pflege bestimmter Wissenschaften durch wie immer gerichtete Gelehrte gewidmet war, während dieses eine Gesinnungsgemeinschaft darstellte, die auf allgemeine und hohe Ziele ihr Absichten stellte.

Die neue Gesellschaft liess alsbald durch eine unter ihren Augen erschienene Schrift den Versuch machen, die Geschichte der älteren „Academia Londinensis“ nach ihren Gesichtspunkten darzustellen¹⁾; es wäre zu wünschen, dass wir auch eine Geschichte aus der Feder Hartliebs besässen, die die notwendigen Berichtigungen jener Darstellung geben würde. Die Mitglieder, die in das Lager der Restauration übergingen, hatten den begrifflichen Wunsch, ihre früheren Bestrebungen in dem harmlosesten Lichte erscheinen zu lassen.

Eine Organisation, wie sie Comenius und Hartlieb planten, von England aus ins Leben zu rufen, wäre ein mehr als thörichter Gedanke gewesen, wenn nicht zu der Zeit, wo er ausgesprochen ward (1641), verwandte Gesellschaften in England bestanden hätten. Dass wir von ihnen nicht sehr viel wissen, beweist lediglich, dass sie sich bis um die Zeit, wo Cromwell ihnen Schutz gewährte, im Stillen halten mussten; die Nachrichten, die seit dem Ende der vierziger Jahre auftauchen, beweisen nur, dass sie sich jetzt freier regen konnten.

Gleichwohl entstammt alles, was wir von ihnen aus gleichzeitigen Aufzeichnungen wissen, dem vertraulichen Briefwechsel einiger näher beteiligten Personen, und weitere Aufschlüsse sind auch erst dann zu erwarten, wenn aus diesem Briefwechsel zahlreichere Stücke²⁾, als es bis heute der Fall ist, durch den Druck bekannt geworden sind.

Auch in diesen vertraulichen Briefen aber bedienen sich die

¹⁾ Thomas Sprat, *The history of the Royal Society of London etc London 1667* (ich habe das Göttinger Exemplar benutzt) ist für die Geschichte der älteren Akademie eine durchaus unzulängliche Quelle.

²⁾ Es wäre eine sehr dankbare Aufgabe, den Briefwechsel Hartliebs einmal in seiner Gesamtheit herauszugeben. Seine Briefe an Pell von 1655 bis 1657 sind in R. Vaughans *Proteetory of Oliver Cromwell, London 1839* abgedruckt; ich habe sie nicht einschen können. Auch in diesen Briefen finden sich Nachrichten über „Utopien“ wie in dem Briefwechsel mit Boyle. Weitere Nachweise giebt Althaus a. O. S. 256.

Absender und Schreiber in Sachen ihres Bundes fast durchweg solcher Ausdrücke, die lediglich den Eingeweihten verständlich waren, und so ist es für uns doppelt schwierig, in diesen Dingen so klar zu sehen, als wir es wünschen müssen; an sich freilich ist die Art der Bezeichnungen, die teilweise alchymistischen Kunstausdrücken entnommen ist, bezeichnend genug.

Wir müssen uns hier begnügen, aus dem durch den Druck bekannt gewordenen Briefwechsel Robert Boyles¹⁾, des berühmten Chemikers, einige interessante Stellen mitzuteilen.

Gleich in den ersten Briefen, die wir aus der Feder Boyles an Hartlieb besitzen²⁾ — sie stammen vom 19. März und 8. April 1647 — nimmt ersterer auf Schriften Valentin Andreaes Bezug, die mit den Bestrebungen der Akademien auf das engste zusammenhängen. „Eure Imago Societatis,“ schreibt Boyle, „und Eure Dexterä Amoris³⁾ zu lesen habe ich grosses Verlangen.“ Am 8. April kann er dann berichten, dass er die Imago Societatis nunmehr mit vielem Vergnügen gelesen habe. Von Campanellas Schrift Civitas Solis und von der Republica Christianopolitana wünscht er die Herstellung einer englischen Übersetzung; auch der Utopia thut er Erwähnung.

Im Mai 1647 stand Boyle im Briefwechsel mit Duræus und mit Hartlieb, und am 8. d. M. schrieb er an letzteren: Sie interessieren sich so sehr für das unsichtbare Collegium und die ganze Gesellschaft ist so mit allen Ereignissen Ihres Lebens verflochten, dass sie mir keine Nachricht über ihre eigenen Angelegenheiten geben können, die nicht (wenigstens beziehungsweise) die Natur Utopiens annimmt.⁴⁾

Am 22. Oktober 1646 schreibt Boyle an Mr. Marcombes aus London: „Die übrigen humanen Studien, denen ich mich widme, sind Naturphilosophie, Mechanik und Landwirthschaft,

¹⁾ Robert Boyle war im Jahre 1627 als Sohn des Grafen von Cork geboren und hatte seine Erziehung in Genf erhalten.

²⁾ Works of Boyle ed. Birch I, 22.

³⁾ Es sind Andreaes Schriften Christianae Societatis idea 1620 und seine Christiani amoris dextra porrecta 1620 gemeint.

⁴⁾ You interest yourself so much in the Invisible College, and that whole society is so highly concerned in alle the accidents of your life, that you can send me no intelligence of your own affairs, that does not (at least relationally) assume the nature of Utopian. (a. O. I, 24.)

gemäss den Grundsätzen unseres neuen philosophischen Collegiums, das keine Kenntnisse schätzt, die nicht eine Richtung auf die Verwerthung im Leben haben.“ Mr. Marcombes möge, wenn er könne, einige gute Bücher über diese Gegenstände beschaffen; dies werde ihn „unserm unsichtbaren Collegium“ sehr willkommen machen.¹⁾

Am 1. Mai 1650 sendet Boyle dem Hartlieb „thanks for the exact intelligenc you are pleased to oblige me with from Utopia and Breda²⁾; my inclination as much concerning me in Republica Literaria, as my fortune can do in Republica Anglicana“ (Works I, 27) und gebraucht damit Ausdrücke, die wohl für Hartlieb, aber nicht für uns völlig klar sind. Was ist unter den Nachrichten von Utopia und von Breda zu verstehen? Ist die Bezeichnung Utopia ein anderer symbolischer Name für das, was Boyle früher „the whole society“ nennt? Der Ausdruck „utopische Nachrichten“ im Sinn von Nachrichten über Utopia kehrt in manchen Briefen wieder, und der Sinn des Wortes Utopia wird vielleicht klar, wenn wir sehen, dass Hartlieb gelegentlich den Ausdruck Macaria oder auch Nova Atlantis oder Antilia in gleichem oder ähnlichem Sinn gebraucht: es ist der symbolische Name des Bundes, dem beide Männer angehörten.

So spricht Hartlieb in einem Brief vom 15. November 1659 von der Gesellschaft „Macaria“. Er macht Boyle Mitteilung von einem Buche des Mr. Beale: A free discovery of true, lawful, holy and divine expedient for the propagation of the gospel and establishment of an universal peace all over the world und erzählt, dass Mr. Bereton es ungünstig beurteile. Dann fährt er fort³⁾: „Die Wahrheit ist, dass ich beabsichtige, alle solche und

¹⁾ Works of Boyle I, 20.

²⁾ Was die Hindeutung auf Breda sagen soll, ist nicht recht klar; Johann Pell bekleidete längere Zeit eine Professur der Mathematik in Breda und natürlich bestand eine rege Verbindung zwischen den Freunden.

³⁾ The truth is, I design all such and the like works or tracts be printed upon the charges of Macaria, whose scope it is most professedly to propagate religion, and to eudeavour the reformation of the whole world. But it is scarce one day (or hour in day) or night being brimfull with all manner of objects of that publick and most universal nature, but my soul is crying out:

Phosphore! redde diem, quid gaudia nostra moraris?

Phosphore, redde diem! (Works of Boyle V, 293.)

ähnliche Werke oder Schriften auf Kosten der Macaria drucken zu lassen, deren Ziele es in erster Linie ist, die Religion zu verbreiten und für die Reformation der ganzen Welt zu arbeiten.“

Wenn man diese Pläne der „Macaria“ liest, so wird man doch sehr an die berühmte Schrift erinnert, die seit 1614 in verschiedenen Ausgaben erschien und die damals so grosses Ansehen machte: „Allgemeine und General-Reformation der gantzen weiten Welt“ und die noch im Jahre 1781 durch Friedrich Nicolai wieder aufgelegt wurde.

Wenn in den Jahren 1649—1650 nach Hartliebs Bericht drei Schriften des Duraens auf „Veranlassung einer christlichen Genossenschaft, deren Glieder sich gegenseitig und der Menschheit nützen wollen“, herausgegeben wurden¹⁾, so ist dies sehr wahrscheinlich dieselbe Macaria, die Beales Buch herausgeben wollte²⁾.

Am Schlusse eines Briefes vom 8. Mai 1654 findet sich folgende Stelle: „Gestern war ich zu dem bekannten Thomas Bushel (ich nehme an, dass Sie seine im Druck erschienenen Mineral Overtures gesehen haben) nach Lambeth-Marsh einzuladen, um einen Teil der Stiftung oder des Gebäudes anzusehen, das bestimmt ist, Lord Verulams Neu-Atlantis zu verwirklichen.“ Im unmittelbaren Anschluss an diese Mitteilung kommt er auf die religiösen Pläne Duraens' und Pells und deren Abreise nach Deutschland zu sprechen und verspricht, dem Hartlieb ein religiöses Buch, das er hatte drucken lassen, zu schicken.

Die Ausdrücke Utopia, Macaria und Nova Atlantis -- der Ursprung ist ja leicht genug zu erklären -- bedeuten die Gesellschaft, die die Ideen von Morus' Utopia, Hartliebs Macaria oder Bacos Atlantis zu verwirklichen suchte, es ist die Societät, die

¹⁾ Man erinnere sich der Bestimmung in den Satzungen der Societät des Jungius, wonach die Arbeiten der Mitglieder der Gesamtheit gehörten; der Vorsitzende prüfte sie und gab sie auch wohl heraus.

²⁾ Althaus, S. Hartlieb a. O. S. 241. Die erste Schrift war: A reasonable discourse on Reformation in religion and learning; die zweite: The reformed School“. In der Vorrede zu dieser sagt Hartlieb, „das Reich Gottes nach seinem geringen Vermögen auszubreiten sei sein höchstes Ziel.“ Die dritte Schrift heisst: The reformed library Keeper.

über oder neben den Collegien bestand, die sich „philosophische Collegien“ oder „philosophische Clubs“ nannten.¹⁾

Im Jahre 1660 bestand die Macaria nicht mehr; am 10. Dez. 1660 schreibt Hartlieb an Worthington: „Das Wort Antilia — es ist dieser Name, wie er selbst sagt, mit dem Namen Macaria identisch — gebrauchte ich im Hinblick auf eine frühere Gesellschaft, die . . . etwas vor dem Ausbruch der böhmischen Kriege (also um 1618) wirklich begründet wurde. Es war ein Geheimname jener Gesellschaft, dessen nur die Mitglieder sich bedienten . . .“²⁾.

Es ist möglich, dass wir diese Gesellschaft, die um 1618 „wirklich begründet ward“, unter anderem Namen kennen; aber bemerkt zu werden verdient, dass Joachim Mörsius in seinem oben erwähnten Briefe vom Jahre 1643 an Jungius die Bitte ausspricht, jener möge sich bei Tassius erkundigen, ob er nicht die *Leges Andilianaec* besitze³⁾; im Kreise der Mitglieder der deutschen Akademien war der Geheimname jener Gesellschaft also bekannt.

Auch der unter den Naturphilosophen übliche Gebrauch von Ausdrücken und Zeichen der Chemie zur Andeutung allgemeiner Begriffe oder Ideen kehrt in diesen Briefen vielfach wieder. Dass der obige Ausdruck „Phosphore, redde diem“ eine symbolische Andeutung enthält, ist klar; ebenso wird der Ausdruck „der Stein der Weisen“ symbolisch gebraucht; der „irdische Stein“, heisst es in einer alchemistischen Schrift, ist eine Contra-

¹⁾ Wenn man diese Versuche neuer Organisationen und ihr Verhältnis zu den „philosophischen Collegien“ oder Akademien und Societäten recht verstehen will, muss man sich erinnern, dass z. B. in der Akademie des Palmaums Stufen und engere Kreise bestanden, die sich „Academie des vrais amants“ oder ähnlich nannten und zweifellos eine engere Vereinigung solcher Mitglieder bildeten, die höhere Grade als die übrigen erreicht hatten und unter besonderen Namen und Formen sich versammelten. Es ist sehr wohl möglich, dass sich auch Mitglieder verschiedener Akademien zu solchen höheren Organisationen und zu besonderen Zwecken vereinigten, ohne dass sie deshalb die Mitgliedschaft in den Collegien aufgaben. Der Natur der Sache nach entstanden und verschwanden solche engere Vereinigungen leicht, sobald deren Träger den Schanplatz verliessen oder sonstige Zwischenfälle eintraten.

²⁾ Althaus S. 269.

³⁾ Gubrauer, Jungius 1850 S. 232. — Wir haben den Brief oben im einzelnen besprochen.

faktur des wahren, geistlichen himmlischen Steins Jesus Christus.¹⁾ Es sollten eben manche Aussprüche und Mitteilungen nur den Eingeweihten verständlich sein.

Wer den engen Zusammenhang der in England bestehenden Akademien mit den von uns bereits erwähnten Gesellschaften des Festlandes bezweifeln sollte, braucht nur darauf verwiesen zu werden, dass fast alle bekannteren Wortführer der festländischen Akademien in dem Briefwechsel der Engländer wiederkehren. Wie kommt es, dass Hartlieb die Gesetze der Societät des Jungius von diesem erhalten hatte, „die Aussenstehenden nicht mitgeteilt werden sollten“, wenn nicht beide Männer innerhalb des Bundes standen?²⁾

Wir wissen, dass es bei den Akademien des Festlandes üblich war, die Bilder der Mitglieder in dem Sitzungssaale aufzuhängen; auch das „philosophische Collegium“ — man erinnere sich, dass sich die Alchymisten des Orvius in den Niederlanden ebenfalls Philosophen nannten — im Gresham College zu London befolgte diese Sitte und deutete damit zugleich an, dass es doch mehr als ein beliebiger wissenschaftlicher Verein sein wollte.³⁾

Auch die Glaubensflüchtlinge, abgesehen von Hartlieb, Haak, Comenius⁴⁾, Figulus u. a. fehlen in diesem Freundeskreise nicht; die Böhmen sind durch einen Baron Misneck⁵⁾ vertreten und die

¹⁾ Kopp, Alchemie I, 254.

²⁾ In einem Briefe Hartliebs vom 8. Mai 1654 an R. Boyle findet sich folgende Stelle: „The author of Isagoge Phytoscopica is Dr. Jungius of Hamburg, one of the best logicians in all Germany . . . Leges Collegii Protonoetici came from the same forementioned author: but they will scarcely be understood, without the general draught of his philosophical undertakings, which I shall impart unto you hereafter, God willing.“ Works of Boyle V, 261 f.

³⁾ Doppelmayr a. a. O. S. 119 f. erzählt von Joh. Christ. Sturm (geb. zu Hilpoltstein 1635) einen jüngeren Fremde Daniel Wülfers und Volkamers in Nürnberg, der in England Beziehungen zu John Wallis angeknüpft hatte, dass dessen Bild im Sitzungszimmer der Akademie der Naturphilosophen im Gresham College gehangen habe.

⁴⁾ Am 7. Januar 1658 schreibt Hartlieb an Boyle: „I long to hear more particulars of Dr. Wilkins philosophical character. Mr. Comenius hath sent lately to Mr. Dalgarno his idea of it; but it is so short and general, that it is not worth the imparting.“ (Works V, 271.)

⁵⁾ Es ist unzweifelhaft der schon früher (S. 83) erwähnte Alchymist Baron von Mislick aus Böhmen; offenbar liegt ein Schreibfehler oder Druckfehler der englischen Quelle vor.

vielfach verfolgten Quäker erscheinen in einem gewissen Antony Pearson ¹⁾; ebenso wie in Nürnberg Künstler, Maler und Architekten Mitglieder sind, so werden hier neben Christoph Wren, dem Erbauer der Paulskirche, auch Glasschleifer und sonstige vornehmere Techniker als Freunde der Naturphilosophen genannt.

Gleichviel, ob man annehmen will, dass das „philosophische Collegium“, das sich zeitweilig im Gresham College versammelte, mit der Gesellschaft Macaria im Zusammenhang steht oder nicht, so ist doch sicher, dass die Darstellung, die Dr. John Wallis etwa 50 Jahre später von der Vorgeschichte der Royal Society giebt, sich nur auf das „philosophische Collegium“ bezieht.

In einem Briefe vom 29. Januar 1697 erzählt Dr. Wallis: „Um das Jahr 1645, während ich in London lebte, hatte ich das Glück, die Bekanntschaft verschiedener ehrenwerter Männer zu machen, die sich mit der Naturphilosophie und anderen Zweigen menschlicher Wissenschaft beschäftigten, besonders mit dem, was man die neue oder Erfahrungs-Philosophie nannte. Wir kamen nach Übereinkunft, verschiedene von uns, wöchentlich an einem bestimmten Tage zusammen, um von solchen Dingen zu handeln. Zu dieser Zahl gehörten Dr. John Wilkins, später Bischof von Chester, Dr. Jonathan Goddard, Dr. George Ent, Dr. Glisson, Dr. Merret, Doktor der Naturwissenschaften, Mr. Samuel Foster, damals Professor der Astronomie am Gresham-College. Mr. Theodor Haak ²⁾, ein Deutscher aus der Pfalz und damals in London wohnhaft, gab, meine ich, die erste Anregung und den ersten Anstoss zu diesen Versammlungen sowie einige andere. Sie wurden bisweilen in Goddards Hause (oder an einem passenden näheren Platze) gehalten, weil Goddard in seinem Hause einen Handwerker unterhielt, der Gläser schliiff für Fernrohre und Mikroskope, bisweilen an einem passenden Platze in Cheapside, bisweilen im Gresham-College oder an einem Orte in der Nachbarschaft. Unsere Beschäftigung war (ausgenommen theologische und politische Sachen) die Besprechung und Prüfung

¹⁾ Am 16. Dez. 1656 schreibt H. an Boyle: „Anthony Pearson, the Quaker, is gone away per post last Saturday, not having performed his promises towards me“ (Works V, 282). — Beachtenswert ist die Stelle über Paracelsus' Schriften (Works V, 288).

²⁾ Über Haak s. die Allg. d. Biogr. X, 257 und das Biogr. Dictionary XVII, 1 ff.

philosophischer Untersuchungen und solcher Fragen, die hierzu gehören, als Physik, Anatomie, Geometrie, Astronomie, Schiffskunde, Statik, Magnetik, Chemie, Mechanik und naturwissenschaftliche Versuche und der Stand dieser Studien, wie sie damals bei uns und im Ausland gepflegt wurden. Um das Jahr 1648 und 1649, als einige sich nach Oxford wandten, erst Dr. Wilkins, dann ich und bald danach Dr. Goddard, teilte sich unsere Gesellschaft. Die in London führen fort, sich wie zuvor zu versammeln und wir mit ihnen, falls wir Gelegenheit hatten, dort zu sein. Und die unserige versammelte sich zu Oxford mit Dr. Ward, später Bischof von Salisbury, Dr. Ralph Bathurst, jetzt Präsident des Trinity-College und verschiedenen andern und brachte solche Studien dort in Mode, zuerst in Dr. Pettys Wohnung, im Hause eines Apothekers, wegen der Bequemlichkeit, Versuchsstoffe und ähnliches zur Hand zu haben, wozu hier Gelegenheit war, und nach dessen Entfernung nach Irland (obwohl nicht so regelmässig) in der Wohnung von Dr. Wilkins, damals Vorsteher am Wacham-College und nach dessen Übersiedelung an das Trinity-College in Cambridge in der Wohnung des ehrenwerten Herrn Robert Boyle, der damals für einige Jahre in Oxford lebte. Diese Versammlungen wurden in London fortgesetzt und nach der Rückkehr des Königs im Jahre 1660 vermehrte sich die Teilnehmerzahl durch den Beitritt verschiedener würdiger und ehrenwerter Männer und später bildeten sie eine Körperschaft unter dem Namen Royal Society und so besteht sie bis auf diesen Tag.“¹⁾

So hoch die Aufgaben der „Königlichen Gesellschaft“ gesteckt waren und soviel sie erreicht hat, so war sie doch nicht jene „Macaria“, deren Aufgabe, wie Hartlieb sagt, es war, „zu arbeiten für die Reformation der ganzen Welt“.

Um das Jahr 1660 sah Hartlieb indessen ein, dass die Zeit für diese grossen Pläne noch nicht reif war, und er bestätigt in dem obigen Briefe an Worthington, dass sich die Organisation, die ihm vorschwebte, nicht halten können.

Hartlieb selbst gab die Hoffnung an das Gelingen seiner „antilischen Pläne“ keineswegs auf; er hoffte nach wie vor, dass sein Ideal einer „allgemeinen Reformation“, die mit einer grossen

¹⁾ Works of Boyle, ed. Birch. Lond. 1744. Vol. I, p. 25.

socialen Reform Hand in Hand gehen sollte, ihr Organ in einer grossen allgemeinen Verbrüderung finden werde. Am 28. Juni 1661 schreibt er in diesem Sinne an Worthington: „Von der Antilischen Gesellschaft ist der Rauch verweht, aber das Feuer ist noch nicht ganz erloschen. Vielleicht wird es zur rechten Zeit wieder aufflammen, wenn auch nicht in Europa.“

Der erwähnte Briefwechsel des Comenius mit Hartlieb über diese Fragen fällt ungefähr in die Zeit, wo er die höchste Würde innerhalb seiner Gemeinschaft, das Bischofsamt, übernahm (1648). Es war dieselbe Zeit, wo er sich ernstlich mit dem Gedanken trug, das „Beiwerk seines Lebens“ (wie er sagt), die pädagogischen Fragen, anzugeben und zu „ernsteren Dingen“ zurückzukehren: die Pläne und Entwürfe seiner Pansophie wollte er endlich zur Reife bringen, dieselben Pläne, die ihn seit der Zeit, wo ihn Andreae unter seine „Söhne und Schüler“¹⁾ aufgenommen hatte, beschäftigten.

Seit 1622 in der Verbannung lebend, hatte Comenius naturgemäss ein starkes Bedürfnis nach festem Zusammenschluss mit gleichgesinnten Männern, und auf den mannigfachen Reisen und Wanderungen ausserhalb seines Vaterlands und seiner Religionsgemeinschaft musste ihm daran gelegen sein, sich die Freundschaft und Hilfe der weit verbreiteten Societäten zu sichern. Wir haben oben gesehen, dass es gerade die Glaubensflüchtlinge waren, die den Anschluss gerne suchten;²⁾ es ist mehr als wahrschein-

¹⁾ Dieser Ausdruck des Andreae ist kein zufälliger; er bedeutet vielmehr ein sehr nahes Verhältnis der Zusammengehörigkeit. Wir haben früher (M.H. der C.G. 1895 S. 18) die nahen persönlichen Beziehungen geschildert, in denen Fürst Christian von Anhalt (1568—1630) zu dem böhmischen Magnaten und „Alchymisten“ Peter Wok von Rosenberg stand. Bei M. Ritter, Die Gründung der Union, München 1870 S. 551 wird nachgewiesen, dass sich Christian in dem vertraulichen Briefwechsel als Sohn Rosenbergs bezeichnet. Bei Orvius, a. a. O. S. 18 kommt die Bezeichnung Filius Artis ebenfalls vor.

²⁾ Gleichzeitig mit Comenius wurden in die Societät des Andreae zwei flüchtige Geistliche der böhmischen Brüder, Ursinus und Stadius und ausserdem Joh. Johnston (geb. 1603, gest. 1675), aufgenommen. Ein Benj. Ursinus war später Professor in Frankfurt a. O. (M.H. der C.G. 1894, S. 168. 236. 239). — Näheres über Johnston bei Reber, Comenius und die Sprachgesellschaften S. 28 f. Harsdörfer war ein eifriger Leser von Johnstons Werk *De naturae constantia*. Johnston hatte in Leiden studiert und lebte später

lich, dass Landsleute und Glaubensgenossen es waren, die ihm den Weg gezeigt hatten.¹⁾

Wie fest auch sein mag, so steht fest, dass Comenius im Jahre 1628 den Andreae in aller Form um die Aufnahme in die Societät ersucht hatte, an deren Spitze dieser damals stand, und dass diese Aufnahme in demselben Jahr wirklich stattfand.²⁾ Es ist zu bedauern, dass die Gesetze der Societät, die Andreae mit seinem Schreiben vom 4. September 1628 an das neue Mitglied sandte, nicht erhalten zu sein scheinen, und dass wir die Namen der Männer, die im Jahre 1628 Mitglieder waren, nicht kennen.³⁾

Die Begeisterung, mit der Comenius sich seit 1617 in die Schriften des Andreae vertieft hatte, war der erste Schritt auf dem Wege, der ihn allmählich den Überzeugungen der massgebenden Personen unter den Naturphilosophen näher führte. Je mehr er sich dem persönlichen und brieflichen Verkehr mit diesen Männern hingab und je eifriger er sich dann selbst mit der Naturphilosophie und Mathematik beschäftigte,⁴⁾ — er erzählt selbst,

in Schlesien, wo seine Familie noch heute blüht. Ein Originalbild des Johnston, welches die Umschrift trägt: Johannes Johnstonus ex generosa et perantiqua Jonstonorum de Crogborn familia, Cibeniaci Dominus, Phil. et Med. D. Ao. MDCLXXIII aetat. 70, ist in photographischer Nachbildung in meinem Besitz.

¹⁾ Im Jahre 1643 führte Comenius seinerseits den Naturphilosophen seinen Landsmann D. Joh. Sophronius Kozak a Prachyen (Arzt u. Theosoph aus Böhmen, † 1685 in Bremen) zu. Guhrauer, Jungius S. 264.

²⁾ Wir haben den Briefwechsel zwischen beiden Männern, der sich auf diese Sache bezieht, in den M. II. 1892 S. 235 besprochen. Comenius hat diese Briefe für wichtig genug gehalten, um sie in seine Opp. did. II, 283 aufzunehmen. Sie bezeichnen in der That einen wichtigen Schritt seines Lebens.

³⁾ Der Briefwechsel über diese Sache ist erst 40 Jahre später, d. h. um dieselbe Zeit bekannt geworden, wo auch andere Societäten (wie der „Palmbaum“) den Schleier wenigstens teilweise fallen liessen. Dass die Namen der Mitglieder wie der Gesellschaft nicht bekannt geworden sind, beweist, dass Andreae auch später noch einen Teil des Geheimnisses gewahrt zu sehen wünschte. Über den religiösen Zweck des Gesellschaft spricht er sich in dem Brief an Comenius bestimmt aus.

⁴⁾ Seine naturphilosophische Hauptschrift *Physicae ad lumen divinum reformatae Synopsis* 1633 weist zwar noch gewisse Spuren aristotelischer Einwirkung auf, ist aber doch auch stark von den neueren Richtungen beeinflusst. — In Lissa hielt Comenius Vorlesungen über Naturphilosophie.

dass dies seit 1627 geschehen sei¹⁾ — um so mehr lenkte er in die Bahnen der grossen Reformatoren des 17. Jahrhunderts ein, und so kam es, dass er allmählich mit den geistigen Führern der Akademien in die engste Berührung trat und ihr Freund und Genosse wurde.

Wenn man die Weltanschauung und die religiösen Grundsätze sowie die Verfassung der Societäten des 17. Jahrhunderts ins Auge fasst, so muss deren innere Verwandtschaft mit der Lehre und der Organisation der böhmischen Brüder und ihrer Vorläufer, der sog. Waldenser — wir fassen beide hier unter dem Namen der altvangelischen Gemeinden zusammen — jedem auffallen, der die Geschichte und die Überzeugungen der letzteren kennt; das trifft nicht nur auf gewisse allgemeine Gedanken und Grundsätze, sondern auch auf ganz nebensächliche, äusserliche Dinge zu, bei denen man es keineswegs vermuten sollte.

Anton Gindely, einer der genauesten Kenner der Geschichte der böhmischen Brüder, hat mit Recht darauf hingewiesen,²⁾ dass keine andere Religionsgemeinschaft so nachdrücklich und so planmässig auf die Pflege der Volkssprachen und der Muttersprache sowie auf die Begründung einer Volkslitteratur hingewirkt hat, wie die Brüder.

Es war dies ein Streben, das nicht zufälligen Regungen, sondern tieferen Gründen und Bedürfnissen entsprang. Das geistige und religiöse Leben der Brüder beruhte mehr als in den herrschenden Kirchen auf dem Zusammenwirken aller, oder, wenn man will, auf demokratischen Grundlagen. Obwohl die Brüder stets das Glück hatten, Mitglieder des höchsten Adels unter sich zu besitzen, wie dies auch Gindely mit Recht hervorhebt, so blieb doch bei ihnen der Grundsatz aufrecht, dass brüderliche Gleichheit aller Rechte und Pflichten anzustreben sei. Während in den herrschenden

¹⁾ Sed quum nuper (anno 1627) in plura id genus scripta incidissem, Rheuii, Helvici, Eliae Bodiui, Stephani Ritteri, Glanmii, Holstenii etc. tantosque ingeniorum conatus viderem (addo Campanellam et Verulamium, felices philosophiae instauratores) multum sperare coepi de exoriente saeculo novo etc. A. Patera, Briefwechsel des Comenius S. 8.

²⁾ A. Gindely, Die dogmatischen Ansichten der böhmischen Brüder. Sitzungsber. der Akademie der Wissenschaften zu Prag. Bd. XIII, S. 349 ff.

Kirchen die Führung in den Händen des Klerus lag und tiefe Zerklüftung zwischen den Herrschenden und den Beherrschten die Regel war, hatte hier ein reger Sinn für echte Brüderlichkeit von je alle Glieder verbunden und die Gemeinschaft zu dem Versuche ermutigt, allen Gliedern thunlichst den Anteil an der allgemeinen Bildung zu geben.

Auch in anderen Kirchen hatte sich die Überzeugung Bahn gebrochen, dass ein gewisses Mass von Kenntnissen in thunlichst weiten Kreisen zu verbreiten sei; die Brüder aber hielten wenigstens im Grundsatz daran fest, dass alle an allem Wissenswerten Anteil gewinnen sollten und dass auch in dieser Beziehung gleiches Mass für alle zu erstreben sei.

Die Ziele, welche sie zunächst im Kreise der Brüder der Verwirklichung zuzuführen strebten, galten ihnen im weiteren Sinn auch für die ganze Menschheit als letzte Ideale. Die Erkenntnis der christlichen Wahrheit, wie sie sie fassten, sollte ihrem Wunsche nach Allen zugänglich werden und es ist wichtig, dass in dieser Gemeinschaft von jeher ein ökonomischer, die ganze Menschheit umfassender Zug nachweisbar ist, der sie über allen Sektegeist weit erhob. Seit alten Zeiten war es ihre Freude gewesen, im Streite der Parteien mehr das Verbindende als das Trennende zu betonen; bei allem Ernst, mit welchem sie ihre christliche Denkweise vertraten, war ihnen eine Weitherzigkeit eigen, die stets nur auf das Wesentliche der Religion, nicht auf Nebenpunkte gerichtet war, und sie sind der Lösung der schwierigen Aufgabe, die auf dem Boden der Hierarchie nicht erreichbar ist, nahe gekommen: religiöse Wärme mit freimüthiger Duldung zu verbinden.

Wie in der Betonung der Volkssprachen und des Unionsgedanken begegneten sich die Brüder auch in der Vorliebe für die Natur und die Naturerscheinungen mit den Naturphilosophen, und auch diese Eigentümlichkeit beruhte im letzten Grunde auf religiös-philosophischen Prinzipienfragen.

In der Lehre der Brüder begegnet uns vielfach die Idee der Allgegenwart Gottes, der „über Allen und durch Alle und in Allen ist“ (Eph. 4, 6) in einer von der Kirchenlehre abweichenden Färbung. Wie Gott sich in den Menschenherzen durch das innere Licht offenbart, so offenbart er sich auch in dem „Buch der Natur“, das des Studiums ebenso wert und bedürftig ist, wie

die dritte Offenbarungsquelle, die h. Schriften. Über diese Liebe zur Natur, die in ihren Büchern oft in rührender Weise ihren Ausdruck findet, hatten es die Brüder freilich nicht weit hinaus gebracht, aber schon die Festhaltung dieser Bevorzugung der Natur war von grosser Wichtigkeit gegenüber einer Lehre, die die äussere Natur mehr als ein Werk des „Fürsten dieser Welt“, d. h. des Satans, ansah und die gegenüber dem Übersinnlichen alles Sinnliche geringschätzte.

Tiefdurchdrungen von dem Werte, den jede Menschenseele vor Gott besitzt, waren die Brüder ferner von jeher in besonderem Grade darauf bedacht, nicht bloss allen Gliedern eine gute Erziehung zu sichern, sondern auch die Erziehungslehre immer mehr auszubilden und zu vervollkommenen.¹⁾

Die brutale Disziplin, welche im 16. und 17. Jahrhundert die Schulen beherrschte, hing mit den allgemeinen sittlich-religiösen Auffassungen viel enger zusammen, als es scheint. Wenn die Schulen, wie es der Fall war, mehr als Pflanzstätten des Wissens als der Weisheit, des Kennens als des Könnens gelten und ihre erziehende Bedeutung zurücktritt, so kann man hoffen, durch Zwang und Gewalt manches zu erreichen. Aber selbst dann, wenn der erziehende Zweck richtiger erfasst ist, wird die Theorie der Abschreckung überall dort das Feld behaupten, wo aus religiösen Gesichtspunkten der Satz gilt, dass das Licht der Vernunft seit dem Sündenfall im Menschen erloschen und das Herz nicht nur verderbt und zum Bösen geneigt, sondern gänzlich verdorben und alle „geistlichen Kräfte“, wie die lutherische Kirche lehrte, „durch die Sünde ganz und gar vertilgt sind.“²⁾ Da diese Auffassung ihrer Natur nach nicht im stande war, die Achtung vor der Menschennatur zu steigern, so war bei der Kindererziehung um so mehr der Roheit und dem Zwang die Thür geöffnet.

¹⁾ Dass die gleiche Beachtung der Erziehungslehre und die Empfehlung derselben Erziehungsgrundsätze schon vor Comenius' Anschluss in den „Akademien“ der „Alchymisten“ üblich war, beweist die auch sonst beachtenswerte Schrift des Andreas Libavius, *Wolmeinendes Bedenken von der Fama fraternitatis etc.*, Frankfurt 1616. Darin wird als Kennzeichen der „neuen Sekte“, nämlich der Rosenkreuzer, angeführt, „dass sie sich vieler Sprachen annehmen und Raticii Didacticam empfehlen“. Also waren die Societäten schon vor 1617 im gewissen Sinne „Sprachgesellschaften“.

²⁾ Näheres darüber bei Keller, *Joh. v. Staupitz*, Leipzig 1888 S. 152 f.

Da der richtige Begriff der Erziehung mit dem Begriff der Entwicklung auf das engste verbunden ist, kann der erstere auf dem Boden jener religiösen Anschauung nicht gedeihen, und es ist kein Zufall, dass jene Begriffe, auf welchen die Neugestaltung der gesamten Pädagogik mit der ausserordentlichen Bedeutung, die sie für unser Kulturleben gewonnen hat, von Männern zuerst zur Geltung gebracht worden sind, die nicht auf dem Boden der herrschenden Kirchenlehre standen.

Comenius fand in seiner Gemeinschaft die Thatsache vor, dass der Begriff der stufenweisen Entwicklung alle ihre Auffassungen und Einrichtungen durchdrang. Er berichtet selbst in der *Ratio disciplinae Fratrum Bohemorum* (1632), dass deren Vorfahren ihr „Volk“ je nach dem Grad der Arbeiten, (*juxta gradus laborum*), die ihnen oblagen, dreifach geteilt hatten, nämlich in die Grade der Anfänger (*Ineipientes*), der Fortgeschrittenen (*Proficientes*) und die Fertigen oder Vollkommenen (*Perfecti, sive ad Perfectionem tendentes*).³⁾

Diese Dreiteilung des Gemeindelebens, die das Thun und Denken der altvangelischen Gemeinden beherrschte, beruht auf der Grundanschauung, dass die Anlage zum Guten, wie geschwächt sie auch immer durch Sünde und Schuld sein mag, in jedem Menschen vorhanden ist, und dass hieran anknüpfend es für jeden eine fortschreitende Entwicklung zum Besseren giebt.

Es liegt auf der Hand, wie sehr sie sich in diesen Auffassungen mit den Akademien, die unter sich ebenfalls Stufen und Grade besaßen, berührten, und es ist mehr als Zufall, dass die ersten Versuche, das Erziehungswesen nach den Grundsätzen der böhmischen Brüder unzugestalten, von Fürsten unternommen worden sind, die der Akademie des Palmbaums angehörten.⁴⁾

Die Lehre der altvangelischen Gemeinden, die von jeher mehr eine Gesinnungsgemeinschaft als eine Bekenntnisgemeinschaft bildeten, wird gekennzeichnet durch die starke Betonung

³⁾ Vgl. Jos. Müller, Die deutschen Katechismen der böhmischen Brüder (*Mon. Germ. Paed. IV*) 1887 S. 77.

⁴⁾ Herzog Ernst der Fromme von Gotha (1601—1675), der zu den ersten Fürsten gehörte, die comenianische Erziehungsgrundsätze in ihrem Lande einführten, wurde als 19. Mitglied im Jahre 1619 in die Akademie des Palmbaums aufgenommen.

der Idee des Gottesreichs, die Christus selbst einst als den vornehmsten Inhalt seiner Botschaft hingestellt hatte.

Dieses Reich, dessen Bau sie durch die Arbeit an der einzelnen Menschenseele beginnen wollten, war nach ihrer Überzeugung in seinen Einrichtungen denjenigen der Familie gleich, und in ihm gab es keine andere Zwangsgewalt als die, welche der Vater gegen seine Kinder übt.

Im Zusammenhang mit diesen Vorstellungen hatten sie den Begriff und das Wesen des Zwanges und der Strafe von jeher anders gefasst als es in den Lehren der herrschenden Kirchen, die in dieser Beziehung auf dem Alten Testament fussten, üblich war. Gemäss ihrer Überzeugung, dass nach der Lehre Christi die Rache überhaupt verboten sei, konnten sie den Begriff der rächenden Strafe nicht gelten lassen und waren gezwungen, sich auf die Anwendung erziehender Strafe zu beschränken.

Mit ihrer Auffassung vom Gottesreiche und seinen Einrichtungen hing es zusammen, dass sie als wahre Glieder der Gemeinde nur diejenigen betrachteten, die aus freiem Entschluss und kraft selbständiger Wahl ihr beigetreten waren.

Dieser Grundsatz machte es ihnen unmöglich, auf dem Wege der Gewalt, sei es unmittelbar oder durch den Arm des Staates, ihrer Gemeinschaft Mitglieder zuzuführen und damit fiel für sie die Theorie wie die Anwendung des Glaubenszwangs von selbst hinweg; da sie den Grundsatz der Gewissensfreiheit als einen wesentlichen Teil der Lehre Christi, wie sie sie verstanden, betrachteten, so mussten sie in jeder Kirche, die diesen Grundsatz verleugnete, eine Gegnerin des Christentums erkennen.

Es bedarf kaum der Erinnerung, wie vollkommen diese Anschauungen mit denjenigen der „Naturphilosophen“, die wir kennen gelernt haben, übereinstimmen. Es ist merkwürdig, dass selbst die Idee der „Reformation der ganzen Welt“, wie Gindely nachgewiesen hat, schon im 15. Jahrhundert bei den Brüdern sich vorfindet.

Ich weiss nicht, ob man alle diese und viele andere Übereinstimmungen lediglich als zufällige Erscheinungen auffassen will. Wie dem auch sei, so steht fest, dass sich auch in dem geschichtlichen Verlauf und in manchen rein äusserlichen Dingen ganz auffallende Anklänge finden.

Die Beziehungen der böhmischen Brüder und aller alt-evangelischen Gemeinden zum Orient und zur griechischen Kirche, besonders ihre Vorliebe für die älteren griechischen Kirchenväter, sind vielfach betont worden; wie mag es kommen, dass, was wir an anderer Stelle im einzelnen nachzuweisen hoffen, gleiche Spuren auf die Zusammenhänge der Akademien mit den Griechen hinweisen? Jahrhunderte hindurch war der Mittelpunkt der ausserkirchlichen Christen Oberitalien, und die enge Verbindung, in der die „Waldenser“ mit den Zünften einerseits und mit den Ritterorden andererseits standen, ist ja bekannt genug; wir haben Gelegenheit gehabt, die gleichen Beziehungen der Akademien und Societäten nachzuweisen.

Ja, die Verwandtschaft erstreckt sich bis auf Namen und Zeichen, die bei beiden gebraucht werden: das Wort Societas bedeutet im Sinn der Waldenser eine Gemeinde, die Mitglieder der höheren Grade bei den letzteren nannten sich „Väter“ und „Söhne“ (vgl. oben S. 166), der Name Magistri oder Meister war bei beiden für verwandte Begriffe üblich, und der Gebrauch von Brüdernamen ist hier wie dort nachweisbar. Lebensgewohnheiten, wie sie Gindely bei den böhmischen Brüdern schildert, kehren in in derselben Art unter den „Alchymisten“ wieder — kurz, es sind so viele Berührungspunkte vorhanden, dass der Versuch, dies alles als Zufälligkeiten zu erweisen, schwerlich gelingen wird.

Im Rahmen dieser Arbeit freilich soll und kann ebenso wenig versucht werden, eine andere Erklärung aufzustellen, vielmehr kommt es hier lediglich darauf an, darzuthun, dass Comenius und die übrigen Brüdergeistlichen, als sie im Jahre 1628 der Societät des Andreae beitraten, Mitglieder eines Bundes wurden, dessen Grundsätze und Bestrebungen denen der Brüder ausserordentlich verwandt waren.

Wie eng die Verbindung war und wie sie für Comenius das ganze Leben hindurch fortdauerte, ist ja an vielen Stellen der Untersuchung schon zu Tage getreten. Man braucht nur die Namen Hartlieb¹⁾,

¹⁾ Hartlieb war es — so erzählt Comenius selbst — der ihn „an das Licht zog, ihm die Gunst von Mäcenen erwarb, ihm Mitarbeiter verschaffte“. S. den Brief des Comenius an Hartlieb v. 11. 21. Januar 1647 bei Gindely, Sitzungsberichte der böhm. Akad. 1855 S. 54b. — Über H.'s Beziehungen zu Comenius s. auch Masson, *Life of Milton* III, 201—215 u. 221—225.

Jungius¹⁾, Harsdörfer²⁾, Dillherr³⁾, Zesen⁴⁾, Leibniz, Pömer⁵⁾, Wolzogen⁶⁾, Hübner u. s. w. zu nennen, um jedem Kenner des Comenius die zahlreichen Beziehungen ins Gedächtnis zu rufen, die zwischen diesen und ihm vorhanden gewesen sind.

Als Comenius im Jahre 1641 nach London kam, wurde er ausser von Hartlieb, Draens, Pellens auch von Th. Haak und von Joachim Hübner empfangen. Wie nah Hübner — es ist zweifellos derselbe Gelehrte, der oft unter dem Namen des Fundanius in den vertraulichen Briefen des Comenius vorkommt — dem Comenius stand, erhellt aus dessen eignen Äusserungen über ihn, da er ihn im Jahre 1641 als einen der vornehmsten Genossen seiner pansophischen Arbeiten bezeichnet.⁷⁾

Leider wissen wir bis jetzt über die Lebensgeschichte Hübners wenig⁸⁾, aber was wir wissen, giebt wertvolle Fingerzeige auf Zusammenhänge mit den Societäten. Es ist uns von Georg Rud. Weckerlin, den wir als Mitglied der „Tanne“ kennen, eine

Er war es aber auch, der an allen Arbeiten des Comenius regen und verständnisvollen Anteil nahm, der die pädagogischen wie die pansophischen Entwürfe und Forschungen mit seinem Interesse und seiner thätigen Teilnahme begleitete. Wenn er, der Bescheidenheit seines Wesens entsprechend, mit seiner Person überall zurücktrat, so ist es doch die Pflicht der Geschichtschreibung, dort, wo Comenius' Verdienste gerühmt werden, des Mannes nicht zu vergessen, der ihm Freund und Berater gewesen ist.

¹⁾ Zwei Briefe des Comenius an Jungius aus 1642 und 1643 s. bei Guhrauer, J. Jungius etc. 1850 S. 264.

²⁾ Reber, J. A. Comenius und seine Beziehungen zu den Sprachgesellschaften 1895.

³⁾ Comenius spricht am 15./25. Januar 1657 in einem Brief an Harsdörfer den Wunsch aus, dass „Christus unerschütterter der Kirche ihre Säule, den ehrwürdigen Herrn Dillherr lange erhalten möge“. Reber a. O. S. 53 und bei A. Patera, Briefwechsel des C. Prag 1892. S. 192.

⁴⁾ M. H. der C. G. 1894 S. 339.

⁵⁾ Kvaesala, J. A. Comenius 1892 S. 240.

⁶⁾ Joh. Ludw. v. Wolzogen war einer der zahlreichen österreichischen Herrn von Adel, die Mitglieder der Akademien waren. Er gehörte den Socinianern an. Über 20 Briefe des C. an Wolzogen bei A. Patera a. O. Prag 1892. Vgl. ferner Reifferscheid a. O. Nr. 269.

⁷⁾ Patera, Briefwechsel des Comenius. S. 37. Vgl. das Register unter Fundanius und Hübner.


⁸⁾ Weitere Aufklärungen wären sehr erwünscht.

Ode an Joachim Hübner erhalten, in welcher ersterer diesen seinen Freund nennt.¹⁾

Als Hartlieb und Comenius über die bereits besprochene internationale Organisation der Akademien verhandelten, da war es Hübner, der aus Paris an Comenius die Nachricht schickte, dass man dort sich an die Spitze zu stellen beabsichtige.²⁾

Im Jahre 1661 wünschte Comenius einige seiner Schriften zur Kenntniss Friedrich Wilhelms, des Grossen Kurfürsten zu bringen, und er benutzte dazu die Vermittlung Joachim Hübners, der sich damals in Cleve aufhielt, wo der Kurfürst im Herbst 1661 anwesend war und wo auch Duracus sich einfand und bei Friedrich Wilhelm Audienz erhielt.³⁾


Es ist eine durch die Geschichte der Akademien bezeugte Thatsache, dass deren Mitglieder das Kleinod, das sie als Gesellschafts-Angehörige besaßen (den „Zunftschmuck“) gelegentlich benutzten, um Schriften, die sie veröffentlichten, durch dies Zeichen als ihr geistiges Eigentum kenntlich zu machen. So führt Weckerlin als Buchzeichen sein Gesellschafts-Kleinod, einen Bienenkorb mit zwei Lorbeerkränzen⁴⁾, Joachim von Sandrart (geb. 1606), der be-

¹⁾ S. Georg Rudolf Weckerlins Gedichte, hrsg. von Herm. Fischer II, 267 (Publ. des Lit. Vereins Bd. 200). — Bei Fischer findet sich das Faksimile der Handschrift Weckerlins (Bruchstück eines Briefes an Martin Opitz) mit W.'s Unterschrift. Er unterzeichnet am Schluss seines Namens mit folgendem Bandzeichen, das mit dem letzten Buchstaben seines Namens verbunden ist:  — Auf einer Abbildung des Poetenwäldchens in

Harsdörfers „Pegnesis“ findet sich ein Schild mit folgenden Zeichen, oben:

 unten:  ; dazwischen das Wort „Pegnesis“. In dem

„Teutschen Palmbaum“ findet sich das Bandzeichen in folgender Form:

, aber nicht liegend, sondern hängend. Der „Zimber-Swan“

Condorins zeigt folgende Form  . Auch kommt diese

Form vor: 

²⁾ Patera, Briefwechsel S. 135.

³⁾ Patera a. O. S. 230.

⁴⁾ S. die Ausgabe von Weckerlins Gedichten von H. Fischer in den Publ. des Lit. Vereins Bd. 200.

rühmte Maler, Freund Galileis und Joost van den Vondels¹⁾, führte das Kleinod, das er als Mitglied der Akademie des Palmbaums besass, in gleicher Art als Abzeichen,²⁾ und ähnliche Beispiele liessen sich mehr beibringen.³⁾

Unter diesen Umständen gewinnt das Sinnbild, das Comenius als Buchzeichen führte — es ist das bekannte Zeichen, das jetzt auch unsere Gesellschaft führt — ein besonderes Interesse. Das Abzeichen stellt das Weltall mit Erde, Sonne, Mond und Sternen dar und versinnbildlicht den Kampf des Lichtes mit der Finsternis; auf einer Anhöhe rechts im Vordergrund sieht man drei Bäume, und aus einer doppelt geöffneten Höhle ergiesst sich ein Quell, an dessen zackigem Uferrand Lilien wachsen — lauter Sinnbilder und Auspielungen, wie sie auch in den übrigen Gesellschaftskleinoden, deren wir viele kennen, erscheinen.⁴⁾ Wir besitzen in dem Buchzeichen das Bijou, das Comenius als Mitglied des Bundes führte.

Auch andere sinnbildliche Darstellungen und Zeichen, wie sie Comenius gebraucht hat, finden in der Symbolik der Akademien, und zwar nur in dieser, ihre Erklärung. Das Titelbild zu der Ausgabe des Pansophiae Prodröms, die im Jahre 1644 zu Leiden erschien, ist in dieser Beziehung besonders beachtenswert: in der Mitte sieht man eine Frauengestalt (die Pansophia) mit Krone und Mantel, der rechts mit dem Bild der Sonne, links mit Mond und Sternen bestickt ist; um ihren Hals trägt sie die Kette. Zu ihren Füssen sieht man Würkelnass, Zirkel, Richtscheit und sonstige Werkzeuge und Hilfsmittel (Risse und Zeichnungen) der Baukunst⁵⁾; sie steht gelehnt an einem mit einem Teppich be-

¹⁾ Sandrart ist eine der hervorragenderen Persönlichkeiten unter den Mitgliedern der Akademien und sein Leben verdiente im Hinblick darauf eine genauere Untersuchung.

²⁾ Das Kleinod ist abgebildet bei Doppelmayr, *Histor. Nachricht von dem Nürnberg. Mathematicis etc.* 1730. Tab. XIV.

³⁾ Auch Doppelmayr führte sein Kleinod als Buchzeichen. D. wurde später ebenso wie Leibniz, Wülfer u. A. Mitglied der Kgl. Preuss. Societät der Wissenschaften zu Berlin.

⁴⁾ Sehr merkwürdig ist ein Vergleich mit dem Kleinod, das die *Academia dei Ricovrati* in Padua führte; auch auf letzterem erscheint die doppelt geöffnete Höhle (in deren Hintergrund man einen Mann mit einem Hammer thätig sieht), der zackige Uferrand, die drei Bäume auf einer Anhöhe u. s. w. (Wagenseil, *De civitate Norimb.* 1697 p. 451.)

⁵⁾ Wir haben das Diplom, das unsere Diplom-Mitglieder erhalten, mit einer ganz genauen Wiedergabe des Titelbildes ausgestattet.

deckten Tisch, dessen Muster eingewebte Lilien zeigt; auf dem Tisch liegt ein aufgeschlagenes Buch; im Hintergrunde sieht man einige Globen und eine Sphäre und eine Reihe grosser Folianten¹⁾ — lauter Sinnbilder und Zeichen, wie sie z. B. im „Teutschen Palmbaum“ und in anderen Schriften der Akademien mit auffallender Übereinstimmung wiederkehren.

Auch die eigentümliche Darstellung des Palmbaums²⁾, aus dessen brennender Krone sich ein Phönix erhebt, wie sie sich auf Kleinoden der „Deutschen Societät“ findet, kehrt bei Comenius wieder.³⁾

Es ist völlig ausgeschlossen, dass Comenius diese und andere Symbole, die seit alten Zeiten Eigentum der Akademien waren, sich ohne deren Zustimmung angeeignet haben könnte.

Es trifft sich glücklich, dass gerade neuerdings eine kleine Schrift erschienen ist, die des Comenius Beziehungen wenigstens zu denjenigen Akademien, die als Sprachgesellschaften an die Öffentlichkeit traten, näher untersucht und darlegt.⁴⁾ Daraus erhellt, dass der Verkehr viel regelmässiger und inniger war als wir bisher wussten, und es werden eine Reihe von Thatsachen und Briefen, die dies beweisen, zum ersten Mal ans Licht gezogen.⁵⁾

Wir wissen, dass es die Pflicht der Mitglieder war, für die Ausbreitung der Gesellschaft nach Kräften zu wirken. Dieser Pflicht ist Comenius sein ganzes langes Leben hindurch eifrig nachgekommen, selbst noch im höchsten Alter trug er sich mit dem Plan, in seiner Heimat, in dem damals von der Gesellschaft

¹⁾ Die Wiederkehr von Zirkel und Winkelmass ist nun so auffallender, weil sie sich auch in der Symbolik des „Palmbaums“ oft an Stellen findet, wo man sie keineswegs erwarten sollte. Vgl. M.H. 1895 3/4 S. 86 und 87.

²⁾ Nebenbei sei hier bemerkt, dass die im Jahre 1702 in Halle veranstaltete Ausgabe der Panegersie eine Randleiste enthält, in deren Mitte der Palmbaum sichtbar ist.

³⁾ Das Sinnbild findet sich ebenfalls auf dem Mitglieds-Diplom der C.G., wo es wegen seines eigenartigen, nicht eben künstlerisch schönen Charakters auffällt.

⁴⁾ Dr. Jos. Reber (K. Direktor der höh. weibl. Bildungsanstalt zu Aschaffenburg), Johann Amos Comenius und seine Beziehungen zu den Sprachgesellschaften. Denkschrift zur Feier des vierteltausendjährigen Bestandes des Pegnesischen Blumenordens zu Nürnberg. Lpz. G. Fock 1894.

⁵⁾ Dass Comenius Freunde Joh. Johnston und D. Vechner mit Matth. Bernegger in Briefwechsel standen, beweist Reifferscheid, Quellen zur Geschichte des geistigen Lebens etc. 1889. S. 841.

Jesu völlig beherrschten Böhmen, ein Collegium Lucis oder etwas Ähnliches mit dem Sitze in Prag zu gründen.¹⁾

Gerade die wichtigsten Schriften des Comenius, die pansophischen, sind nirgends mit grösserer Zustimmung aufgenommen worden als bei den Naturphilosophen. Als Hartlieb im Jahre 1637 den ersten Aufriss der pansophischen Gedanken, den ihm Comenius handschriftlich gesandt hatte, herausgab, war die Zustimmung unter Hartliebs Freunden grösser als unter der strengeren Richtung der eignen Gemeinschaft des Comenius; er vermische, sagten diese, Göttliches und Menschliches, Theologie und Philosophie, Christentum und Heidentum²⁾, und Comenius hielt es für notwendig, sich gegen diese Vorwürfe in einer besonderen Schrift zu verteidigen. Mit welcher Teilnahme dagegen das Werk in den Kreisen aufgenommen ward, die wir oben geschildert haben, bezeugt unter Anderem die erwähnte Schrift Rebers; sie weist nach, dass Harsdörfer in einer seiner wichtigeren Schriften, dem Specimen philologiae Germanicae, sich auf Ansprüche des Comenius in dessen oben erwähnter Schrift beruft³⁾ und der Umstand, dass binnen weniger Jahre drei Auflagen des Prodomus Pansophiae nötig wurden — im Jahre 1644 erschien die dritte in Leyden — giebt eine Vorstellung davon, wie gross die Nachfrage in den Kreisen der Gesinnungsgenossen gewesen ist.

Comenius kennt, wie seine Schrift *Novissima Linguarum Methodus* darthut, die Geschichte der Akademien sehr wohl; nachdem er die *Academia della Crusea* und die „fruchtbringende Gesellschaft“ gelobt hat, spricht er den Wunsch aus, dass bei allen Völkern derartige Gesellschaften oder Kollegien gegründet werden möchten.⁴⁾

Comenius wusste genau, dass eines der wichtigsten Ziele, das den Akademien vorschwebte, der religiöse Unionsgedanke, durchaus auf den Wegen lag, die er selbst und seine Religions-

¹⁾ Kvacšala, Kurzer Bericht über meine Forschungsreisen etc. (in den *Acta et commentationes Imp. Universitatis Jurievensis* 1895 Nr. 2) S. 19.

²⁾ Pappenheim, J. A. Comenius. Vortrag. Berlin 1892, S. 35. Es ist in der That richtig, dass Comenius den Gedanken der Humanität hier wie sonst betont; aber Kleinert (*Studien und Kritiken* 1878 S. 37) hat im Anschluss an Opp. did. II, 463 nachgewiesen, dass er diesen Gedanken niemals von dem christlichen Boden losgelöst hat.

³⁾ Reber, a. O. S. 28 f.

⁴⁾ Reber, a. O. S. 37.

gemeinschaft sich gesteckt hatte; auch mochte er richtig erkennen, dass der Weg praktischer Organisationen weit eher Erfolg versprach als die lobenswerten, aber ansichtslosen Bemühungen des Johann Duraeus und anderer Freunde, die auf dem Wege von Religionsgesprächen und Kompromissen demselben Ziele zustrebten.¹⁾

Gleichzeitig freilich blieb es ihm nicht verborgen, dass die Akademien in der Vereinzelung, in der sie damals wirkten, leicht zum Spielball mächtigerer Kräfte oder zum Tummelplatz persönlicher Liebhabereien werden könnten. Das sicherste Mittel, um solchen Entwicklungen vorzubeugen, wäre die einheitliche Organisation gewesen, die er und Hartlieb seit Cromwells Emporkommen planten. Als mit dem Eintritt der Restauration diese Entwürfe als gescheitert angesehen werden mussten, waren die Aussichten für das fernere Gedeihen der Akademien zunächst nicht günstig. Aber in der Not der Zeit blieb ihnen ein wichtiger gemeinsamer Besitz: die grosse Litteratur und die Erinnerung an diejenigen Männer, die sie in den besseren Zeiten die ihrigen hatten nennen dürfen, vor allem an Bacon, Andreae, Leibniz und Comenius. Die Schriften dieser Männer enthielten einen Arbeitsplan und ein Programm, das in dem Augenblick grosse praktische Bedeutung gewinnen konnte, wo es gelang, dasselbe zur Grundlage einer zweckentsprechenden, grossen, unter neuem Namen wirkenden Organisation zu machen.

Freilich waren manche alte Namen und Formen, besonders die Bezeichnung „Akademien“ und „Societäten“ von dem Augenblick an nicht mehr recht brauchbar, wo die königlichen und öffentlichen Anstalten sie für sich in Anspruch nahmen und diese Namen zur Bezeichnung von Gelehrten-Vereinen oder hohen Schulen in überwiegenden Gebrauch kamen. Gerade in den Kreisen der Gelehrten nahm zudem das Verständnis und die Neigung für die Symbolik der älteren Akademien in demselben Masse ab, als das allmähliche Zurücktreten der religiösen Kämpfe seit der Wende des Jahrhunderts das Bedürfnis nach solchen Verständigungs-Mitteln und Erkennungszeichen der Eingeweihten verschwinden liess.

¹⁾ Interessant ist der Vorschlag Bernegggers, dass die Fürsten sich die Hand zum Bunde reichen möchten zur Unterdrückung des religiösen Haders (vgl. den Palmenorden), während derselbe Bernegger sich gegen Duraeus' Versuche ablehnend verhält (Bünger, M. Bernegger. S. 205 f.).

Indessen pflegen geschichtliche Erscheinungen wie diese, die eine lange und reiche Vergangenheit haben, nicht leicht ohne Nachwirkungen und ohne zeitentsprechende Neubildungen aus dem Leben zu verschwinden.

Eine solche Um- und Neubildung der älteren Akademien tritt uns seit dem Ende des 17. Jahrhunderts in den sogenannten „Deutschen oder deutschübenden Gesellschaften“ entgegen, die in Hamburg und Bremen, besonders aber an den Sitzen einzelner Hochschulen, wie in Leipzig, Königsberg, Jena und Göttingen, auftauchen und in ihrer Organisation wie in ihren Zwecken den älteren Societäten verwandt sind, auch einige Formen und Namen derselben übernommen haben.

Im Jahre 1697 hatten mehrere Studierende aus der Lansitz, die sich damals in Leipzig aufhielten (darunter Joh. Christoph Urban, Joh. Ad. Schön, J. Ch. Hassfurth, J. H. Krause u. a.), eine poetische Gesellschaft (Collegium poeticum) gegründet¹⁾, die an dem im Jahre 1699 als Professor der Geschichte nach Leipzig berufenen Joh. Burkhard Mencke (1674—1732)²⁾ einen Patron und Schützer fand. Mencke war lange in Holland und England gewesen und Mitglied der Royal Society³⁾ geworden und er nahm Gelegenheit, im Jahre 1717 diese poetische Vereinigung zu einer „deutschübenden Gesellschaft“ umzugestalten.

Wir würden wahrscheinlich nicht viel von dieser Gesellschaft — der Name Akademie verliert sich seit dem Ende des 17. Jahrhunderts zur Bezeichnung dieser „deutschübenden Gesellschaften“ vollständig — wissen⁴⁾, wenn nicht im Jahre 1724 Johann Christoph Gottsched aus Judithenkirch bei Königs-

¹⁾ Einen Auszug aus den Leges et Statuta Collegii poetici giebt Bruno Stübel, die deutsche Gesellschaft in Leipzig von ihrem Entstehen bis zur Gegenwart in den „Mitteilungen der deutschen Gesellschaft“ (Lpz., T. O. Weigel 1877) Bd. VI, S. 9 ff.

²⁾ Über Mencke s. den Artikel Flathes in der A. d. B. XXI, 310 f.

³⁾ Mencke ist zweifellos auch Mitglied einer der älteren „freien Akademien“ gewesen.

⁴⁾ Aus Anlass des 25jährigen Stiftungsfestes erschien im Jahre 1722 ein Schediasma de Instituto Societatis Philoleutonicae-Poeticae, quae sub praesidio D. Johann. B. Menckenii . . . hic Lipsiae congregatur etc. (Ein Exemplar in Göttingen.) Sie schildert die Entstehung der Gesellschaft und knüpft unmittelbar an die Geschichte des „Palmbaums“ und der verwandten Societäten an.

berg (gest. 1700) ihr Mitglied und im Jahre 1727 ihr „Ältester“¹⁾ geworden wäre²⁾.

Die Gesellschaft nannte sich selbst auch wohl „Collegium“ und ihre Mitglieder hiessen „Poeten“, gleichviel ob sie Dichter, Ärzte oder Mathematiker von Beruf waren; sie wollten Nachfolger der alten „Collegien“ und „Poeten“ sein, deren Geschichte ihnen genau bekannt war. Sie betrachtete die zu Hamburg durch Barthold Heinrich Brockes (1680—1747) um 1705 gegründete „deutschübende Gesellschaft“, der J. A. Fabricius, Triewald, Richey, König, Hoefl und Joh. Hübner angehörten, als gleichstrebende Genossin³⁾.

Die Erfolge und das Vorbild der unter Gottsched umgebildeten „deutschen Gesellschaft“ sind es dann gewesen, die die Gründung gleicher Gesellschaften in Jena, Halle und Göttingen befördert haben. Die erstere wurde 1728 ins Leben gerufen und 1730 vom Senat bestätigt.⁴⁾ Einige Jahre später (1733) stifteten zwei Studierende in Halle, Immanuel Pyra und Samuel Gotthold

¹⁾ Das ist offenbar nicht die einzige Bezeichnung, die diese deutschübende Gesellschaft aus dem Brauche der älteren Akademien übernommen hat. — Gottsched erzählt gelegentlich: „Das berühmte Exempel der vorlängst in Paris gestifteten französischen Akademie brachte uns (nämlich die Leipziger Societät) auf den Gedanken, dass auch unsere Gesellschaft ganz bequiem die deutsche Gesellschaft würde heissen können Nun verlangen wir uns zwar weder unserer Fähigkeit noch unseres Ansehens halber einer so grossen Akademie an die Seite zu setzen. Wir kennen unsere Schwäche gar zu wohl — unsere Absichten aber sind zum wenigsten mit den ihrigen einerlei.“ (Danzel, Gottsched und seine Zeit. Lpz. 1848. S. 83.)

²⁾ Gottsched war schon in Königsberg Mitglied eines „Collegium poeticum“ gewesen. Er war von Königsberg aus an Joh. Burkh. Mencke empfohlen und fand 1724 Aufnahme in dessen Hause und unterrichtete Mencke's Kinder.

³⁾ S. das eben angeführte Schediasma S. 43. Quellen über dieses Hamburgische Collegium sind die Vorrede zu Brockes „Bethlehemitischen Kindermord“ von Fabricius, ferner Weichmanns Poesie der Niedersachsen c. 1723. — Das Mitglieder-Verzeichnis der Leipziger Gesellschaft aus den Jahren 1697—1722 findet sich in dem Schediasma S. 49 ff. — Darin fallen die Namen Gottfried Hübner (1703), Joh. Christian Thomasius (1713), Joh. George Hamann (1719), Carl Heinr. v. Sebotendorf (1704), Joh. Friedr. Reichel (1719) und Siegmund Würffel (1704) auf.

⁴⁾ Vgl. Sammlung und Schriften der deutschen Gesellschaft in Jena. In gebundener und ungebundener Schreibart hrsg. v. G. Stollen Jena 1732-

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. 1895.

Lange, ein zunächst im Stillen wirkendes Collegium poeticum, das sich Opitz, Haller und Günther zum Vorbild nahm und bald in die Wege der Leipziger Gesellschaft einlenkte.¹⁾

Einen warmen Freund besaßen die deutschen Gesellschaften an Johann Lorenz Mosheim (geb. 1695), der seit 1723 als Professor der Theologie in Helmstedt wirkte. Er war es, der die Leipziger Gesellschaft (deren Mitglied er seit 1728 und Präsident seit 1732 war) seinem Landesherrn empfohlen hatte und der später auch auf die Errichtung einer gleichen Societät in Göttingen hinwirkte.

Im Mai 1738 nahm letztere Gesellschaft ihren Anfang und erhielt von der Landes-Regierung die Genehmigung. Ihr Zweck war, die deutsche Litteratur und Sprache zu pflegen, aber auch „auf Tugend und Freundschaft“ war ihr Absehen gerichtet. Der Vorsitzende hiess der Älteste und wurde von den Mitgliedern mit dem Zusatz „Verehrungswürdiger“ angedredet — ein Beweis, dass manche Formen aus den älteren Akademien auch hier beibehalten worden waren, während freilich im Übrigen die Beziehungen zu den älteren Akademien und deren Nachfolgern sich einigermassen lockerten. Zwar gab es immer noch nicht wenige Männer, die hier wie dort Mitglieder waren²⁾, aber die Leitung der „deutschen Gesellschaften“ ging mehr und mehr in die Hände staatlicher und kirchlicher Autoritäten über.

Damit sind aber die geschichtlichen Nachwirkungen der älteren Bruderschaften nicht erschöpft. Die engen Beziehungen, die zwischen diesen und der Royal Society vorhanden waren, haben wir bereits oben erörtert. Alles, was dort über die Zusammenhänge und die Unterschiede gesagt worden ist, trifft auch auf die freien Akademien in Deutschland und auf die Königlich Preussische Societät der Wissenschaften in Berlin zu.

¹⁾ W. Kawerau, *Ans Halles Litteraturleben*, Halle 1888, S. 81.

²⁾ Die Mitglieder der älteren Akademien oder Bruderschaften beförderten die Gründung solcher wissenschaftlicher Collegien oder Vereine, mit denen sie in Beziehung standen, kräftig und planmässig. — D. E. Jablonski teilt am 20. März 1700 Leibniz mit, dass sich in Berlin ein Collegium medicum gebildet habe; er sieht dies ganz gern, weil er der Ansicht ist, dass man „die bessten Leute aus solchem Collegio an sich ziehen könne“, um für die höhere Aufgabe der Königl. Societät, die ihm vorschwebte, brauchbare Mitglieder zu gewinnen. Joh. Erh. Kapp, *Sammlung vertrauter Briefe etc.* Lpz. 1745 S. 152.

Ein grosser Teil der Gelehrten, deren Namen mit der Gründung und den Anfängen der Königlichen Societät, sei es als Mitglieder, sei es als Beförderer, verknüpft sind — wir haben ja auch die engen Beziehungen des Kurhauses Brandenburg zur Akademie des Palmbaums kennen gelernt — haben ihre Schule in den freien Akademien gemacht und sind daraus hervorgegangen, z. B. Leibniz, Jablonski, Bernh. Friedr. von Krosigk († 1714), Friedrich Hofmann, Sturm, Wülfer, Dohna, Doppelmayr, Herm. v. d. Hardt und Georg Christoph Eimart und es lässt sich ebenso wenig eine Geschichte der Berliner wie der Londoner Akademie der Wissenschaften schreiben, ohne des wesentlichen Anteils zu gedenken, den die älteren freien Collegien und Gesellschaften an ihrem Entstehen gehabt haben.¹⁾

So eng indessen die äusseren wie die inneren Zusammenhänge waren, so stellten die nunmehr staatlich organisierten Gesellschaften doch eine wesentliche Umbildung der älteren Collegien dar. Die Mitglieder der letzteren waren durch die Übereinstimmung der gesamten Weltanschauung zusammengeführt und wurden durch ein ausgebildetes System fester Formen zusammengehalten; die freien Akademien waren bestimmt, den ganzen Menschen zu erfassen, allgemeine sittliche und philosophische Ziele zu verfolgen und für die Erziehung des Menschenschlechts im Sinne der christlichen Religion und des von ihr verheissenen Gottesreiches zu wirken; die Reform der Wissenschaften, die Pflege der Sprachen u. s. w. waren für sie nur Mittel zum Zweck.

In den Königlichen Akademien änderte sich dies Verhältnis

¹⁾ Wir haben auf die starke Beteiligung gerade der Reformierten und besonders der Glaubensflüchtlinge an den älteren Akademien hingewiesen. Dieselbe Erscheinung tritt in den Anfängen der Berliner Königl. Societät hervor, bei der die Hugenotten und sonstige reformierte Geistliche und Laien eine grosse Zahl ausmachten. Unter den 8 Mitgliedern, welche der Sekretär der Akademie, Jablonski, deren Präsidenten Leibniz im Frühjahr 1701 vorschlug, befanden sich ausser dem oben genannten „Medicus und Chymicus“ Friedrich Hofmann in Halle und dem D. Joh. Fabricius (Nachfolger Calixts in Helmstädt) zwei Mitglieder französischer Flüchtlings-Familien, M. des Vignoles, Prediger der französischen Gemeinde in Berlin, und Joh. Bernouilli in Groningen sowie der s. Z. bekannte ref. Theologe Gerhard Meyer in Bremen (Joh. Erh. Kapp, Sammlung einiger vertrauter Briefe u. s. w. Lpz. 1745. S. 304 f.).

vollständig: die Pflege der Wissenschaften wurde Selbstzweck und die allgemeinen Ziele traten ebenso zurück wie das System von Formen und Symbolen, das für die älteren Akademien so wesentlich gewesen war; zwar gab es auch in den Königlichen Instituten Grade und Stufen von wirklichen und correspondierenden, von ordentlichen und ausserordentlichen Mitgliedern u. s. w., zwar ward der Grundsatz, dass Nationalität, Stand oder Bekenntnis kein Hindernis für die Aufnahme bilde und manches andere Ideal, wie es Comenius in seinem „Weg des Lichtes“ aufgestellt hatte, verwirklicht. Aber die Eigenart einer Gelehrten-gesellschaft im engeren Sinn wurde beibehalten und der Charakter der Brüderschaft, wie ihn die älteren Vereinigungen besessen hatten, wurde abgestreift und musste abgestreift werden.

Man würde fehl gehen, wenn man glauben wollte, dass die Männer, die seit 1650 die Träger der freien Akademien gewesen waren, in den schwierigen Zeiten, die zunächst für sie anbrachen, die alten Ziele und Grundsätze aufgegeben hätten. Zwar drängte sich die Überzeugung, dass neue Namen und neue organisatorische Formen notwendig seien, wie sie schon Comenius und Hartlieb ausgesprochen hatten, allen Brüdern immer bestimmter auf; auch gewann der alte Gedanke, dass die englischen Brüder berufen seien, sich an die Spitze einer solchen Reform zu stellen, immer mehr Boden. Als im Beginn des 18. Jahrhunderts dann in London der Versuch gemacht wurde, die Reform zu wagen, zeigte es sich, dass die Zeit in der That dafür reifer war als vor 50 Jahren, wo Cromwells Freunde vergeblich an derselben Aufgabe gearbeitet hatten. Es gelang, eine neue Epoche der alten Akademien heranzuführen und ihrer Entwicklung eine breitere Grundlage zu geben. Da man die Pflege der Wissenschaften und der Sprachen jetzt mehr als früher den neugegründeten gelehrten Gesellschaften überlassen konnte, so war die Möglichkeit gegeben, um so nachdrücklicher für die humanen und sittlichen Ziele zu wirken, und für die Ausgleichung der religiösen und socialen Gegensätze, wie sie bereits Comenius vorgeschwebt hatte, zu arbeiten. Die Darstellung dieses neuen Entwicklungsabschnittes liegt ausserhalb des Rahmens der vorliegenden Untersuchung.

Zur Erinnerung an Moriz Carriere.

Von

Bernhard Boehring.

Am 29. Januar d. Js. entschlief in einem Alter von 78 Jahren nach reich gesegneter Thätigkeit zu München der ord. Professor der Philosophie Dr. Moriz Carriere, ein Denker, Gelehrter und Charakter, dem auch in diesen Blättern eine ehrende Erinnerung gebührt. Geistesverwandt mit Comenius stellte er sein umfangreiches Wissen stets in den Dienst der Menschheit. Nicht eigene Ehre suchend, noch einer Partei huldigend, arbeitete er mit unermüdlicher Ausdauer an der Klärung der Geister über die Grundlagen unserer Bildung und Gesittung. Durch eingehende Verständigung suchte er auch Gegner zu gewinnen. Die religiösen mit den politischen Aufgaben unseres Volkes in Einklang bringend suchte er ein friedliches Zusammenwirken aller edlen Kräfte in Staat und Kirche zu fördern, um dadurch von innen heraus dem durch Blut und Eisen begründeten deutschen Reiche ein gesundes Gedeihen zu verschaffen. Kein Gebiet der Wissenschaft, der Kunst, der Religion und überhaupt des menschlichen Lebens und Treibens war ihm fremd oder gleichgiltig. Überall wusste sein reichbegabter Geist Goldkörner zu finden, die er zur Hebung der allgemeinen Bildung und Gesittung geschickt zu zeigen und zu verwerten verstand. Seine zahlreichen Schriften und grösseren Werke, die bei Brockhaus in Leipzig in einer stattlichen Gesamtausgabe erschienen sind, geben das beredteste Zeugnis von der ausserordentlichen Bedeutung dieses aus Frankreich stammenden, aber ächt deutsch gesinnten Philosophen, Kulturhistorikers und Dichters.

Sein Leben hatte nach seiner Aussenseite den im ganzen ruhigen Verlauf eines deutschen Professors. Geboren zu Griedel im Grossherzogtum Hessen, auf den Universitäten zu Giessen, Göttingen und Berlin, wo er sich (1837) die Würde eines Doctors der Philosophie errang, wissenschaftlich vorbereitet, begab er sich auf einige Jahre zum Studium der dortigen Kunstschatze nach Italien. Im Jahre 1842 betrat er die akademische Laufbahn als Privatdocent der Philosophie in Giessen, erhielt aber erst im Jahre 1849 eine Professur, weil seinem Charakter das Kriechen und Hofieren widerstand.

Desto reicher aber entfaltete sich nun sein inneres Leben nach allen Seiten hin. Schon auf seinen Wanderungen in Italien war seine dichterische Begabung erwacht. Rom, Neapel, der Atna mit

seinem Donnern in der Tiefe und seinen Flammen, die er empor-
sendete, begeisterten ihn zu hohen Entschlüssen.

„Traun, wir wollen, ein Göttergeschlecht,
Jeglichen Berg zum Olympos schaffen,
Wollen des neuen Jerusalems
Kreuzpanier auf die Türme pflanzen,
Selig in Lieb und Eintracht stark,
Dulder und Sieger
Aus unentweihem Munde
Dem deutschen Volk
Vom heiligen Geist begeistert singen
Mit feurigen Zungen
Wie keiner ein Lied.“

Und in Rom sang er (1840):

„Aus den Farben, aus dem Steine
Ruft in innigem Vereine
Alt' und neue Götterschaar,
Dass dem Wahren wie dem Schönen,
Wir mit Eichenlaube krönen
Einen heiligen Festaltar.
Und in gottgeweihter Stunde
Schlägt zum ew'gen neuen Bunde
Freundeshand in Freundeshand,
Unsre vollen Gläser klingen,
Und wir schwingen sie und singen
Deutschen Sang am Tiberstrande.“

Diese heilige Begeisterung für alles Schöne und Grosse in
Natur und Geschichte fand in Giessen einen Lebensmittelpunkt in
der Tochter des berühmten Chemikers Justus Liebig. Agnes Liebig
war am 6. Juni 1829 zu Giessen geboren, also 12 Jahre jünger als
Moriz Carriere. Mehrere Jahre dauerte die Werbung.

„Es steh die Stern am Himmel fest und sehn sich nur verlangend an;
Mein süßes Lieb, o komm zu mir, wir können selig uns umfahn.“

Endlich im Jahre 1852 fand er Erhörung im Taunusbad Soden.

„Alles Sehnen löst sich in Entzücken.
Die Lieder alle, die ich je gesungen,
Sie klingen dir, sie winden sich zum Kranze
Brütlich dein blondes Lockenhaar zu schmücken.“

Doch erst in München, wohin er mit Liebig übersiedelte, um
eine besser dotierte Professur zu übernehmen, fand 1853 die Ver-
mählung statt.

Der ehelichen Liebe Glück und Leid hat er im reichsten Masse
zu erfahren gehabt. Zwei Kinder schenkte ihm seine Agnes, deren
Andenken er die im Jahre 1883 herausgegebene Sammlung seiner
Gedichte gewidmet hat: Justus, geboren 1854 und Elisabeth, geboren
1857. Schon im Jahre 1862, am 29. Dezember, entschlief seine
teure Lebensgefährtin und liess ihn mit seinen zwei Kindern an
ihrem Grabe trauern.

„Hoffungsgrüne Epheuranken
Hüllten ein den zarten Leib,
Und verklärt von Lichtgedanken

Liegst du schlummernd, liebes Weib,
Wie ein heilig Marmorbild
Unter Blumen ernst und mild.“

Im Liede verklärte sich sein Leid. Er konnte den Verlust nicht nur mit Ergebung tragen, sondern er erkannte darin sogar die Vollendung seines Liebesglückes.

„Und hätt' ich gewusst, wie tief in Leid
Dein Tod mich werde verseuken,
Wie bald ich dein so lange Zeit
In Schmerzen muss gedenken —
Das ganze, volle Liebesglück
Ich hätt' es doch erkoren
Und preise selig mein Geschick,
Dass du mir Treue geschworen.“

Carriere fand gerade in dieser Prüfung die Bestätigung seines Glaubens an ein Fortleben nach dem Tode des Leibes und zweifelte nicht an einem beständigen Verkehr mit der abgeschiedenen Seele, weil er an den lebendigen Gott glaubte, der die Liebe ist.

„Du lebst in mir! in trüb' und hellen Stunden
Bewahrt sich dir die Heimat meiner Brust.
Du lebst in Gott: was er so schön erfunden,
Dess bleibt er auch erinnernd sich bewusst.“

Aber der Blick auf die verwaisten Kinder reisst dann immer wieder die Wunde auf!

„Ihr armen Kinder wisst noch nicht,
Was wir verloren haben,
Da ihr mit trübem Angesicht
Die Mutter halft begraben.
O könnte, was sie mir gethan,
Ich ihr an euch vergüten!
Es führ' ihr Geist euch himmelan,
Es mög euch Gott behüten.“

Ach, und beiden musste der liebende Vater ins Grab sehen. Elisabeth, das Ebenbild der Mutter, in der er eine schöne Zukunft geahnet, starb noch nicht sieben Jahre alt am 17. Mai 1864. Seinem Sohne Justus hatte er 1869, als er das väterliche Haus verliess, ins Stammbuch geschrieben:

„Immer der Erste zu sein und vorzustreben den Andern
Mahnt doch Vater Homer: folge dem herrlichen Wort.
Was du thust, das thu nur recht und mit ganzem Gemüte,
Heiter und wahr im Geist, mutig im Herzen und rein.
Günstige Sterne, sie leuchteten dir ins Leben, es möge
Sonnige Tage der Gott, Kränze des Sieges verleihn,
Kraft, auch Schweres zu tragen. Es hat dein kindliches Auge
Schon so früh mit mir Mutter und Schwester beweint;
Seien sie Gewinn dir! Wenn Schmerz und Liebe der Seele
Dir fürs Ewige reift, denke der Holden und mein!“

Gott hat diesen väterlichen Wunsch erhört. Justus wurde Professor an der neubegründeten Universität zu Strassburg. Aber man kann den Schmerz des greisen Vaters ermessen, als er auch den einzigen Sohn und Nachkommen vor einigen Jahren zum Grabe geleiten musste!

Als mir der nun allem Leid entthobene seine Gedichte im Dezember 1882 übersendete, schrieb er mir: „Während 45 Jahren suchte ich, was mich tief bewegte, in Leid und Freud für mich selbst zu gestalten. Hier steht es zusammen als Bild meines Seelenlebens und seiner Entwicklung, zu subjektiver Ergänzung meiner objektiven wissenschaftlichen Arbeiten. Das Buch bringt Vieles, aber nicht für die Menge und ich fürchte die ordinären Feuilletonisten, wenn die ihren Witz daran üben wollen, ohne Verständnis für die Gemütskämpfe, denen die Ideen entsprungen sind.“

Daraus aber erhellt, dass gerade unsere Comenius-Gesellschaft geeignet und wohl auch berufen ist, das Andenken dieses edlen Geistes der Nachwelt zu bewahren. Das „Odi profanum vulgus et arceos“, gehört ja notwendig mit in unser Programm, wenn wir im Geiste des edlen Comenius auf unsere Zeitgenossen wirken wollen.

Im Jahre 1882 war auch eine Prüfung anderer Art über ihn hereingebrochen. „Auf beiden Augen hatte ich den grauen Staar, schrieb er mir in jenem Briefe, bin seit Ostern auch auf dem zweiten Auge operiert, sehe für das gewöhnliche Leben jetzt ohne Brille erträglich, mit Brille geht es auch. Ich soll mich aber sehr schonen und so bin ich an den langen Winterabenden an Vorlesen und Geselligkeit gewiesen und fördere wenig an eigener Arbeit. Tags lese ich einige Zeit mit dem linken und schreibe mit der Rechten.“

Und wie viele Werke hat er dennoch zu Stande gebracht. Seine litterarische Thätigkeit war so rastlos, wie die seines Amtsgenossen Frohschammer und ihr Erfolg bisher noch bedeutender. Seine grösseren Werke liegen meist in dritter Auflage vor. Was er vor den meisten philosophischen Schriftstellern voraus hat, ist die klare, präzise Entwicklung der Gedanken und der wahrhaft klassische, anziehende Stil. Meisterhaft sind besonders seine „Lebensbilder“, die er 1890 herausgegeben hat. Aber auch seine Ästhetik, seine Kunst- und Kulturgeschichte, sein Buch über die Poesie, das über die philosophische Weltanschauung im Reformationszeitalter. Sie sind so gestaltet, dass sie bei aller wissenschaftlichen Gründlichkeit jedem wahrhaft Gebildeten als gemessene Lehr- und Lesebücher empfohlen zu werden verdienen.

Was Carriere aber durch seine Schriftstellerei bezweckte, ist nicht bloss geistiger Genuss, sondern, wie er mir selber geschrieben hat, die Verbreitung einer Weltanschauung, wie sie unsere Zeit erfordert, um unserer Kulturentwicklung einen friedlichen Verlauf zu sichern.

Als er im Jahre 1888 bei seinem 50jährigen Doktor-Jubiläum von den verschiedensten Seiten her die wärmsten Glückwünsche erhalten hatte, fügte er seinem Dankschreiben nachfolgende Bemerkungen hinzu: „Was ich heute vor fünfzig Jahren erhofft und erstrebt, das hat Gottes Güte mich nach einigem Kämpfen und Harren erreichen lassen, eine Universitätsprofessur der Philosophie, ein akademisches Lehramt der Kunstgeschichte und damit ein köstlich Ding dem

Manne: einen Beruf, der mir die Tagesarbeit nicht zur Last, sondern zur Lust gemacht hat und heute noch macht; im Dienste des Vaterlandes durfte ich und darf ich nun selber leben. Das Wahre, Gute und Schöne erneut zu schauen, im Forschen wie in der Darstellung der Wissenschaft die Stimme des Gewissens zu hören und das Gemüt zu befriedigen, Kopf und Herz in Einklang zu bringen war mein Ziel. Den Idealen der Jugend im Alter die Treue zu bewahren, auch da, wo es noch zu ringen und zu streiten gilt und noch Vieles zu hoffen bleibt, ermutigt mich das Glück, das uns in der Erfüllung unserer Sehnsucht auf staatlichem Gebiete durch die Einigung und freie Gestaltung des deutschen Reiches zuteil geworden. Wird mir noch Leben und Kraft vergönnt, so werde ich trachten, durch Wort und Schrift mich der wohlwollenden Anerkennung meines Strebens und Wirkens würdig zu machen und durch die That den Dank abzustatten, den ich hier aus vollem Herzen darbringe.“

Er hat treulich Wort gehalten, bis ihn der Herr über Leben und Tod aus seiner irdischen Arbeit abgerufen hat. Ein ebenso thätiges als erfahrungsreiches Leben hat am 29. Januar 1895 durch einen Schlagfluss unerwartet schnell seinen irdischen Abschluss gefunden. Vielseitige und höchst interessante Erfahrungen hatte er durch seinen Verkehr mit den grössten Geistern und Künstlern seiner Zeit gemacht; nicht minder wichtige aber in seinem empfindsamen Herzen durch die oft recht schmerzlichen Fügungen Gottes. Erfahrungen bringen Lehre, treiben den forschenden Geist in die Tiefe, um das Ewige zu suchen und geben die Kraft, von dem blendenden Schimmer der Weltgunst sich nicht hinreissen zu lassen. Seine wissenschaftlichen Werke sind dadurch für alle, die das Wohl der Menschheit durch wahre Bildung und Erziehung aufrichtig suchen, von ganz besonderem Werte geworden. Wir erlauben uns noch auf die Vorzüge derselben aufmerksam zu machen: die ihnen zu Grunde liegende philosophische Weltanschauung, die geistvolle Auffassung der Kulturgeschichte und die patriotische Tendenz, welche überall bei der reinsten Universalität hervorleuchtet.

Carriere's philosophische Weltanschauung ist die des realen Idealismus. Die Welt ist ihm ein mit absoluter Weisheit geordneter und geleiteter Organismus von unendlicher Ausdehnung und Lebensfülle. Er steht in entschiedenem Gegensatz zu dem materialistischen Pessimismus, der alles mit dem Unbewussten entstehen und in dasselbe zurücksinken lässt und trotz aller scheinbaren Verstandesschärfe für ein absolut gültiges Sittengesetz keine Erklärung gefunden hat, oder, indem er alles für subjektive Vorstellung erklärt, aus dem Zirkel nicht herauskommt, dass unser Gehirn, das selbst nur eine Vorstellung sei, unsere Vorstellungen erzeuge. Carriere steht mit seiner Weltanschauung in wesentlicher Übereinstimmung mit allen grossen Denkern, die wahrhaft bildend und erziehend auf ihre Mitmenschen eingewirkt haben, darum ganz besonders auch mit

Comenius, den er selbst als einen Mann von weltgeschichtlicher Bedeutung geschildert hat. Besonderes Verdienst aber hat er sich erworben durch den wissenschaftlichen Beweis des Bestehens der sittlichen Weltordnung, welcher entsprechend die Menschen ihr privates und öffentliches Leben zu gestalten haben, wenn es ihnen wohlgehen soll.

Die Grundlage der gesamten Weltordnung ist das Naturgesetz der Gravitation, der gegenseitigen Anziehung aller Dinge. Dieses wird durch die sittliche Weltordnung vergeistigt. Der Zusammenhang des Menschen mit der Natur kann nicht aufgehoben, aber er kann und soll ihm zum Bewusstsein gebracht und mit sittlicher Freiheit von ihm anerkannt und bethätigt werden. Darin ist der erste Schritt zum Eintritt in die sittliche Weltordnung, dass sich der Mensch als Vernunftwesen erkenne. Als solcher findet er in sich die Fähigkeit, Ideen zu haben, und darum auch den Beruf, nach höherer Vollkommenheit zu streben. In diesem Streben findet er nicht nur seine wahre Freiheit, sondern auch die rechte Lebensordnung und das höchste Lebensglück. Er gründet Familien, bürgerliche und religiöse Gemeinden und zum Schutze derselben den Staat. Seine Geschichte wird trotz mancherlei Verirrungen und Missgriffen ein allmählicher Emporgang zum Vollkommenen. Selbst Leiden und Rückschläge dienen dem einzelnen wie der Gesamtheit dazu. In der Kunst aber besitzt der Mensch das unvergleichliche Mittel, das Vollkommene sich zu veranschaulichen und das Unvollkommene erträglich zu machen und in der Religion, den Glauben an den lebendigen Gott, den Frieden der Seele und die selige Hoffnung sich zu bewahren.

Das sind in Kürze die Grundzüge der Weltanschauung unseres nun zur unmittelbaren Schauung übergegangenen Denkers. Frei von aller künstlichen Sophistik ist sie hervorgegangen aus den unleugbaren Thatsachen der Wirklichkeit und des Lebens. Darum ist sie auch im stande, wirkliches Leben und höheres Streben zu wecken.

Diese Weltanschauung entspricht seiner Auffassung der Kulturgeschichte, die er unter dem Haupttitel: „Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwicklung und die Ideale der Menschheit“ von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart“ in 5 starken Bänden meisterhaft dargestellt hat.

In der Menschheit wie im einzelnen Menschen sind Natur, Gemüt, Geist die drei Urmomente, deren Ideale in drei Perioden gestaltet werden. Nach einleitender Erörterung über das Wesen und den Ursprung der Sprache, der Gottesidee und der Schrift wird zuerst die Kulturentwicklung bei den Naturvölkern, dann bei den Chinesen, Ägyptern, Semiten, Indern, Thraciern und im 2. Bande Hellas und Rom in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst dargestellt.

Durch das Christentum ist die Kultur eingeführt in die Tiefen des menschlichen Gemütslebens. Dichtung, Kunst und Wissenschaft

haben dadurch eine neue Weihe erhalten. Auch der Islam gehört dieser Richtung an. Neue Völker treten auf, neue Kräfte stellen sich in den Dienst dieser Kulturarbeit, neue Schöpfungen treten in allen Zweigen der Kultur ans Licht. Das christliche Mittelalter ist durch die Entwicklung des inneren Seelenlebens der Menschheit ein Fortschritt im Vergleich zum Altertum, aber doch auch nur ein Übergang zu einem neuen Zeitalter, dem Zeitalter des Geistes, welches mit der Reformation seinen Anfang genommen hat.

Der Drang nach persönlicher Selbständigkeit und rein menschlicher Bildung ist mit der Reformation in Luthers und seinen Kampfgenossen siegreich zum Durchbruch gekommen. Im Selbstgefühl beginnend, durch eigenes Wollen zum klaren Selbstbewusstsein sich erhebend, durch eigenes Denken die Wirklichkeit und den Quell der Wahrheit findend, haben die reformatorischen Geister des sechszehnten Jahrhunderts ein neues Zeitalter eingeleitet, in welchem auf allen Gebieten des Denkens und Lebens die Menschheit zu immer höheren Fortschritten gelangen kann und wird.

„Unser Leben, so schliesst Carriere den letzten Band dieses seines Hauptwerkes, ist ein Emporgang, aber ein Schmerzensweg, doch er leitet zum Heil und führt zum Frieden und seliger Vollendung, wenn wir uns mit der sittlichen Weltordnung in Einklang setzen. Der Glaube an die sittliche Weltordnung, das heisst der Glaube an den lebendigen Gott, in dem wir leben, weben und sind, an den Ewigen, der alles aus sich entfaltet, und in und über allem bei sich selbst bleibt, der den endlichen Geist zur Freiheit entlässt und beruft, um im freien Bunde mit ihm ein Reich der Liebe zu haben, ein Gottesreich, in welches Christus einging, als er seinen Willen dem ewigen Willen ergab, als er damit das Bewusstsein der Freundschaft, das die Menschheit durch die Sünde verloren, wiederherstellte. Dieser Glaube an die sittliche Weltordnung macht uns zu ihren Gliedern, ihren selbstbewusstesten Organen gleich all' den Helden und Weisen, gleich all' den grossen schöpferischen Künstlern, deren Werke wir in diesem Lichte betrachtet haben.“

Wollen wir aber in diesem Geiste für das Allgemeine wirken, so müssen wir das Allgemeine und Gemeinsame in seinen besonderen Erscheinungen suchen und zur Geltung bringen. Nicht ein abstrakter Kosmopolitismus, nicht ein unstätes Herumfahren zwischen Himmel und Erde kann uns vorwärts bringen und zu nützlichen Arbeitern im Zeitalter des Geistes machen, sondern die klare Erkenntnis des Wahren und Guten, welches jeder in seiner Nation, in seiner Heimat, in seiner Religion und Konfession, in seinem Stand und Beruf finden kann, und die Überwindung aller Selbstsucht im Gehorsam gegen das Grundgesetz der sittlichen Weltordnung, Gott zu lieben über alles und den nächsten wie sich selbst. Dadurch bringen wir in der Menschheit das Gesetz der Gravitation zur Geltung, welches die ganze Natur in ihrem geordneten Gang erhält.

Carriere verhand mit seinem philosophischen Universalismus trotz seiner Abstammung aus Frankreich, die schon sein Name andeutet, einen sehr regen Patriotismus. In Deutschland war er geboren und aufgewachsen, mit dem deutschen Volke fühlte er sich aufs Innigste verbunden. Ihm durch seine Gaben zu dienen erkannte er als höchste Pflicht.

Schon sein erstes grösseres Werk, das er als Docent in Giessen im Jahre 1846 veröffentlichte: „Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart“, war von patriotischem Geiste durchdrungen. Es sollte in jener Zeit des beginnenden theologischen Rückschrittes den Beweis liefern, dass die Reformation der Kirche keineswegs im 16. Jahrhundert abgeschlossen werden konnte, sondern eine beständige Fortentwicklung ihrer Principien von den lebenden Geschlechtern fordert. Er vertrat damit einen Gedanken, den vierzig Jahre später unsere Gesellschaft selbständig wieder aufgenommen hat und für dessen Anerkennung sie zu wirken bestrebt ist.

Die nationale Bewegung im Jahre 1848 veranlasste ihn, in seiner Schrift „Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen“ (1850) den Weg zu einer gesunden Lösung der wichtigsten Fragen zu zeigen. Er that dieses in Übereinstimmung mit Bunsen, dem damals sehr angesehenen preussischen Staatsmann. „Nichts kann Europa retten als eine sittlich-religiöse Wiedergeburt auf philosophischem sowohl als geschichtlichem Grunde und eine brüderliche Vereinigung der christlichen Völker zum grossen Werke der Gesittung“, so lautet das vorangestellte Motto. Die Besorgung der dritten vermehrten Auflage dieser nie veraltenden Reden war eine seiner letzten Arbeiten.

Im Jahre 1890 veröffentlichte er: „Lebensbilder“, in denen sich sein patriotisches Herz am tiefsten aufgeschlossen hat. In Oliver Cromwell, dem Zuchtmeister der Freiheit, schilderte er ein Vorbild Bismarcks; an einer Reihe deutscher Geisteshelden im Elsass zeigt er die nationale Zusammengehörigkeit dieses Landes mit dem deutschen Reich; in einem Brief an Ernst Renan erinnert er an Deutschlands und Frankreichs gemeinsame Kulturaufgaben. Dann folgen Börne, Peter Cornelius, Bettina von Arnim, Liebig und Platen, Hermann Imanuel Fichte, Hermann Ulrici, Johannes Huber, Mehlhor Meyer, Ferdinand Freiligrath, Emanuel Geibel und endlich ein Blick auf seine eigenen Erlebnisse in München. Lauter beredte Zeugnisse einer christlich-patriotischen Gesinnung und ächt philosophischer Denkweise.

Sollte ein solcher Genius der Comenius-Gesellschaft fern bleiben? Neben seinem ihm ins bessere Jenseits vorausgegangenen Amtsgenossen Frohschammer verdient er um so mehr in ehrender Erinnerung von uns gehalten zu werden, als beide Denker im wesentlichen übereinstimmten, in wichtigen Beziehungen aber sich gegenseitig ergänzen.

Nachrichten.

Wir haben früher (s. M.H. der C.G. 1895 S. 64) auf die **Universal-Universität** hingewiesen, die der Grosse Kurfürst im Jahre 1667 für Berlin im Anschluss an Gedanken des Comenius und Bacon plante. In der *Histoire Philosophique de l'Academie de Prusse* etc. von Christian Barthelmèss, Paris 1850 I, S. 5 finden sich Nachrichten über verwandte Pläne, die zehn Jahre älter sind. Barthelmèss schreibt: „Dès 1656 il (d. h. der Grosse Kurfürst) avait songé à doter ses États d'un tribunal suprême de la littérature et des sciences, en faisant bâtir une ville uniquement habitée par d'habiles gens tirées de toutes les nations policées, une ville savante, qui offrit un enseignement théorique et pratique de tout ce que l'esprit humain avait découvert et inventé, savait et pouvait. Cette république, peut-être une imitation perfectionnée de l'Uranibourg de Tycho-Brahé, mais qui fait penser tantôt à l'Atlantide de Bacon, tantôt à l'Utopie de Thomas Morus, devait jouir d'une juridiction propre et indépendante, et s'ouvrir particulièrement à ceux qui manquaient dans leur patrie de la liberté nécessaire aux études et à la pensée. La différence de foi religieuse ne devait point être un motif d'exclusion. Chrétien, Juif, Mahométan, chacun serait autorisé à professer ses croyances, sous la seule réserve de se conduire en homme de bien, en citoyen honnête, en sincère partisan de la tolérance. Cette cité enfin, entrepôt universel des lumières et des connaissances, devait réunir tous les agréments, qui peuvent charmer une existence littéraire, et attirer les hommes de goût et de mérite. Demeur riante et respectable de la science et de la sagesse, asile de la philosophie et de la hardiesse d'esprit, elle serait en même temps pour les Muses une retraite enchantée, à laquelle les souverains de l'Europe s'empresseraient d'accorder le privilège d'une entière neutralité dans toutes les guerres à venir. La langue latine devait être l'idiome de l'université brandenbourgeoise.“ — Barthelmèss beruft sich für diese Mitteilungen auf Oelrichs, *Comm. hist. litt.* 1751 Diss. 1. Es ist merkwürdig, wie nahe diese Pläne sich mit den Ideen berühren, die, wie wir oben sahen (M.H. 1895 S. 153 ff), die Mitglieder der Londoner Akademie, die sich Macaria oder Utopia nannte, vor allem Hartlieb und Comenius hegten. Man wird dabei doch lebhaft an die Thatsache erinnert, dass der Grosse Kurfürst seit 1643 Mitglied der Akademie des Palmbaums war (M.H. 1895 S. 65).

Man hat die Bedeutung des **Zunftwesens** der früheren Jahrhunderte für die Entwicklung der städtischen Verfassung und für die Geschichte des wirtschaftlichen Lebens vielfach zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchungen gemacht, aber die Bedeutung, welche gerade die vornehmeren Zünfte und zumal diejenigen, die keinen lokalen Charakter besaßen, für die Entwicklung des religiösen Lebens gewonnen haben, ist noch bei weitem nicht genügend erörtert worden, offenbar zum Teil deshalb nicht, weil diese Aufgabe besondere Schwierigkeiten darbietet. Es ist ein grosser Irrtum, zu glauben, dass das religiöse Leben von jeher nur durch die Gelehrten, durch Theologen und Professoren geleitet und bestimmt worden sei; die grossen Verbände, die in Gilden, Zünften und Bruderschaften aller Art neben der Geistlichkeit und den Hochschulen bestanden, haben sich vielfach eine durchaus selbständige Stellung zu den religiösen Fragen gewahrt, und es wäre eine dankbare Aufgabe, diese Sache einmal klarzustellen, so weit sie, da die Bewegung sich vielfach im Stillen vollzogen hat, heute noch klar zu stellen ist. Es kommen hierfür in erster Linie die Zünfte der Weber und Steinmetzen (Bildhauer, Maler, Goldarbeiter und Schmiede u. s. w., d. h. aller Werkleute, „die nach der Geometrie arbeiten“) in Betracht. — Es ist sehr merkwürdig, dass in den Ländern, wo die Gegenreformation im 17. Jahrhundert Fuss fasste, nicht bloss die Geistlichen, die Lehrer u. s. w., sondern in erster Linie die Zunft Häuser der Gilden als die Träger und die Sitze der Opposition galten (vgl. Keller, die Gegenref. in Westf. u. am Niederrhein Bd. III Nr. 556 [im Druck]). Ebenso waren es um das Jahr 1520 in Nürnberg, Zürich, St. Gallen u. s. w. die Zunftstuben der Weber, (der „Tuchknappen“) Goldschmiede u. s. w., welche zuerst für Luther Partei ergriffen und wo die ersten Versammlungen und Gottesdienste der Evangelischen stattfanden (vgl. den Artikel Wolf. Ullmann in der Allg. d. Biogr. und Keller, Joh. v. Staupitz, Lpz. 1888 S. 316 ff.). Die Zünfte und Gilden waren es denn auch, die die religiöse Reform zuerst nicht bloss im Sinn einer Reform der Lehre oder der Dogmatik, sondern des ganzen Lebens fassten und die zugleich nach der wirtschaftlichen und sozialen Seite eine „allgemeine Reformation der ganzen Welt“ anstrebten.

Es wäre von besonderem Interesse, einmal genauer festzustellen, welche Mitglieder der Akademie des Palmbaums — eine vollständige Liste findet sich bei G. Krause, Fürst Ludwig von Anhalt Bd. III (am Schluss) und, wenn auch kürzer, bei Goedeke, Grundriss der Literaturgeschichte Bd. III — zugleich Mitglieder des **Johanniterordens** waren, wie er im 17. Jahrhundert unter dem Heermeister von Sonnenberg bestand. Dass einzelne Johanniter Mitglieder der „Akademien“ des 17. Jahrhunderts waren, steht urkundlich fest. Im Jahre 1611 wurde der Bruder des Kurfürsten Sigismund von Brandenburg, Markgraf Ernst, der bald darauf zu den Reformatoren übertrat, und nach ihm dessen Bruder, der Markgraf von Jägerndorf, Heermeister; beide brandenburgische Prinzen haben zu hervorragenden Brüdern Beziehungen besessen. Im Jahre 1624 wurde Markgraf Hans von Brandenburg als 95. Mitglied in die Akademie des

Palmbaums aufgenommen; ihm folgten 1637 der Kurfürst Georg Wilhelm und 1643 der Grosse Kurfürst Friedrich Wilhelm.

Es ist, wie an anderer Stelle nachgewiesen worden ist, ein Kennzeichen der böhmischen Brüder und ihrer Vorläufer und Nachfolger — wir fassen sie unter dem Namen der altevangelischen Gemeinde zusammen — dass sie von je einen starken Widerwillen gegen Sonder-Namen gehabt und es stets grundsätzlich abgelehnt haben, sich nach einem Menschen zu nennen und durchaus nur Brüder und Christen heissen wollten; selbst der Name „Waldenser“ ist bis in das 16. Jahrhundert hinein nur von Gegnern gebraucht worden. Ein ähnlicher Widerwille tritt uns in den Akademien entgegen. Dem Fürsten Ludwig war durch eine hohe Anverwandte ein „frommer Calvinist“ zur Aufnahme empfohlen worden. Darauf erklärte der Fürst: „In diesem Lande sind und heissen wir keine Calvinisten, obchon andere sich Lutheraner und (sonst) nach Menschen nennen. Es ist bisher noch keiner mit dem Namen eines Calvinisten, sondern als ein guter Christ in die Gesellschaft aufgenommen worden, wird auch hinfüro mit dem rottischen Namen keiner eingenommen werden“.

Man weiss, wie sehr die theologische Litteratur des 17. Jahrhunderts auf beiden Seiten von einer wüsten Polemik erfüllt ist. Auch Comenius war Theologe und hat in seinem langen Leben ausserordentlich viel geschrieben und veröffentlicht, auch, wie man weiss, als Angehöriger schwer verfolgter Ketzergemeinden in heftigen Kämpfen gestanden. Da ist es nun doch merkwürdig, dass wir neben zahlreichen Unions-Schriften und Friedensmahnungen nur eine einzige Schrift protestantischer Polemik von ihm besitzen. Und diese eine ist, wie Kleinert gelegentlich hervorgehoben hat, „ein für jenes Zeitalter fast einzig dastehendes Muster sittlicher Würde und feiner Überlegenheit“.

Im Sommer-Semester 1895 hält Herr Direktor Joh. Th. Müller, Mitglied des Gesamt-Vorstandes der C.G., am theologischen Seminar der Brüdergemeinde zu Gnadenfeld (Schlesien) eine vierstündige Vorlesung über die **Geschichte der böhmischen Brüder**. Es ist uns nicht bekannt, dass bisher an irgend einer deutschen oder ausserdeutschen Hochschule über diesen interessanten und wichtigen Gegenstand, dessen Zusammenhänge mit der Geschichte der Waldenser und aller altevangelischen Gemeinden der späteren Jahrhunderte ja heute anerkannt sind, ein ähnliches Colleg gehalten wäre. Irren wir uns, so wäre eine Berichtigung uns sehr erwünscht.

In den „Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Altertümer in Leipzig“ Bd. VI (Lpz. T. O. Weigel 1877) S. 41 ff. veröffentlicht Oberlehrer Franz Dix einen Aufsatz über „die tugendliche Gesellschaft“, die am 5. September 1619 von neun fürstlichen Frauen in Gegenwart des Fürsten Ludwig von Anhalt gegründet wurde und auf die schon G. Krause in Der fruchtbringenden Gesellschaft ältester Erzschrein, Lpz. 1855 S. 19 Anm., hingewiesen hat.

Der Aufsatz ist nach Akten gearbeitet, die sich zusammen mit zahlreichen Handschriften von und über Ratke (Raticnius) in der herzoglichen Büchersammlung auf Schloss Friedenstein in Gotha unter Cod. Ch. B. 831^b Raticiana und in einer zugehörigen nicht näher bezeichneten Aktensammlung befinden. Die Geschichte dieser Gesellschaft, die durchaus in den Formen des Palmbaums organisiert war, giebt weitere wertvolle Belege für die Thatsache, dass es dem Fürsten Ludwig von Anhalt und seinen Freunden um weit wichtigere Dinge als um Sprachreinigung zu thun war.

Es ist dem Herausgeber der M.H. in vielfachen zustimmenden Erklärungen, zum Teil von sehr zuständiger Seite, mitgeteilt worden, dass man die Charakteristik der sog. **Sprachgesellschaften** des 17. Jahrhunderts, wie sie in dem ersten Teile des Aufsatzes „Comenius und die Akademie der Naturphilosophen“ gegeben worden ist, für durchaus überzeugend und zutreffend halte. In der That ist nicht zu bezweifeln, dass, nachdem einmal der Weg gezeigt ist, jede weitere Forschung die gegebene Schilderung und die veränderte Auffassung jener Körperschaften und Akademien bestätigen wird. Die Akademie des Palmbaums und alle ihr nachgebildeten Gesellschaften haben in der That viel mehr erstrebt als die Beseitigung der Fremdwörter. Wir verweisen hier zur weiteren Begründung auf ein Gelicht, das der Gründer des „Palmbaums“, Fürst Ludwig von Anhalt zur Erläuterung des Sinnbilds seiner Akademie, des Palmbaums, gemacht hat:

Lernet, die ihr werden wollt
 Dieses schönen Ordens Glieder —
 Lernet von des Palmbaums
 Wunderfrucht' und Nutzgepräng'
 Ihm zu gleichen fort und fort:
 Bringet Frucht in reicher Mäng'
 Auch dass ihr nach dieser Zeit
 Seid der Ewigkeiten Brüder.

.
 Alle Monden trägt der Baum,
 Alle Monden bringt er Früchte
 Wohl dem, der auch also ringet,
 Dass er immer nach und nach,
 Weil er lebet hier auf Erden,
 Alles Thun zu Nutzen richte.¹⁾

Von einem Hinweis auf die deutsche Sprache ist in den langatmigen Erläuterungen des Symbols auch nicht eine Andeutung zu finden.

¹⁾ Teutscher Palmbaum S. 59.

Monatshefte

der

Comenius-Gesellschaft.

IV. Band.

← 1895. →

Heft 7 u. 8.

Der Unterzeichnete hat jetzt seinen Wohnsitz in Berlin-Charlottenburg und wohnt

Charlottenburg, Berliner Str. 22.

Alle für die Schriftleitung dieser Zeitschrift und die Geschäftsstelle der C. G. bestimmten Sendungen bitte ich daher bis auf weiteres an die angegebene Adresse zu richten.

Charlottenburg, im August 1895.

Archiv-Rat Dr. Ludw. Keller.

Karl von Zierotin und der Kreis seiner deutschen Freunde und Zeitgenossen.

Studie

von Prof. Dr. **Franz Ritter von Krones** in Graz.

Das Leben Karls von Zierotin, des mährischen Hochadligen und Staatsmannes, bewegt sich innerhalb der Jahre 1569 und 1636. Seine Kindheit verfliegt in den Tagen Kaisers Maximilian II., unter dessen Herrschaft die grossen Gegensätze im Reiche und in den Ländern des Hauses Habsburg zum Gewitter sich ansammeln, das dann in den Zeiten seines unseligen Nachfolgers, Rudolf II., an der Wende zweier Jahrhunderte, losbricht, zunächst jenseits der Leitha, dann hüben, in Österreich und in den böhmischen Provinzen, während in Deutschland die Union, das Auge bald ostwärts, bald westwärts, nach jenen Vorgängen und nach Frankreich wendet, und ihr planreicher Sachwalter, Fürst Christian von Anhalt-Bernburg, das Verhängnis Habsburgs als entschieden und den Sieg der eigenen Sache, der fürstlichen Libertät und der reformierten Kirche, gesichert vermeint.

Diese Hoffnung schlug allerdings fehl. Die ruckweise Entthronung Kaiser Rudolfs II. besagte noch immer nicht das Ende deutschhabsburgischer Herrschaft, und auch jenseits der Pyrenäen behauptet sich die Geltung der Schwesterdynastie. Heinrich IV. wird (1610) ermordet, und mit seinem Hinscheiden verflüchtigt sich der vielumfassende Plan einer Neugestaltung des Abendlandes.

Aber von 1612—1618 sammelt sich der Stoff zu dem Kriege, welcher die Gegensätze politischer und religiöser Natur in den Provinzen des Hauses Habsburg und in Deutschland gewaltsam ausgleichen, oder, besser gesagt, durch den Sieg der einen Sache über die andere zum Austrag bringen soll. Seinen Ausbruch und seine grössten Wandlungen erlebte Zierotin aber nicht mehr als leitender Staatsmann in seiner Heimat, sondern im Ruhestande, meist in der Fremde (zu Breslau), müde und vereinsamt.

Seine Lehr- und Wanderjahre schliessen mit 1594. Dann sammelt sich der reichbegabte, welterfahrene Kavalier von 30 Jahren für grössere Aufgaben. Seit 1605 tritt er in den Vordergrund des politischen Lebens seines Vaterlandes, und mit der Wahl zum Landeshauptmann, 16. Juli 1608, beginnt die Mittagshöhe seines thätigen Daseins; als er 1614, 26. Februar, seinem dornigen Aute entsagte, hebt bald der lange, düstere Lebensabend an.

Zwei Ideale hatte bisher Zierotin fest- und hochgehalten, den Sieg seines Glaubensprinzips, des mit den Reformierten verschwisterten Bekenntnisses der böhmisch-mährischen Brüdergemeinde, und die staatsrechtliche Vereinigung aller Länder des kaiserlichen Hauses Deutschhabsburg in einem feudalen Reichsparlamente. Beide Ideale verwirklichten sich nicht. Das religiöse scheiterte an der Widerstandskraft der mährischen Kirche und an dem heftigen Widerstreite, der das Luthertum und die reformierte Kirche auseinanderhielt, — das politische an dem Partikularismus der ungarischen, böhmisch-mährischen und österreichischen Länder-Stände und an dem Übermass ihrer Forderungen. Vergebens liess Zierotin, der „Legitimist“, der Anhänger der Erbmonarchie, seinen Warnungsruf erschallen: man möge nicht zuviel begehren, um dann vielleicht alles zu verlieren. Der Warnungsruf ward überhört, Zierotin musste es erleben, dass ihn die Bewegungspartei als „Reaktionär“ verdammt; aber die Schlacht am Weissen Berge, der 8. November 1620, gab ihm Recht.

Sechszehn Jahre verstrichen seither, der grosse deutsche Krieg entwickelt sich, er wird ein europäischer, endloser; inmitten dieser Krise stirbt Zierotin. Wohl blieb es ihm unbenommen, auf seinen Gütern in Mähren zu verweilen und seinem Bekenntnisse anzuhängen; aber er erscheint in der Heimat nur ab und zu als Gast; nichts war ihm übrig geblieben als der Trost, den die Wissenschaft und der Glaube spenden. Er hatte sich als Politiker überlebt und lebte mehr in sich als in der Zeit, die ihm stets freunder wurde.

Das Geschichtsleben Zierotins ist ein Stück der Geschichte der Jahre 1600—1615 und füllt längst ein bekanntes, gutes Buch¹⁾. Was der Verfasser dieses Aufsatzes zu bieten gedenkt, ist etwas anderes, die Stellung Zierotins in und zu der Geistesrepublik seiner Zeit, vornehmlich auf dem Boden Deutschlands.

Zierotin ist so ganz und gar der beste Typus des mährisch-böhmischen Herrenstandes in der Schlusshälfte des 16. Jahrhunderts in seinen bildungs- und wissenschaftlichen Elementen und anderseits der der Brüdergemeinde in Hinsicht ihrer universellen Stellung. Rühmt doch Zierotin sein Geschlecht, das durch anderthalb Jahrhunderte dem rechten Glauben treu geblieben sei.

Der Edelmann, dessen Schriften für die slavische Heimatsprache seiner Zeit geradezu mustergiltig²⁾ genannt werden müssen, ist auch des Deutschen mächtig; er korrespondiert im eleganten Latein, in gutem Französisch und Italienisch. Seine Briefe umfassen den ganzen Kreis der adeligen Stimmführer Mährens, Böhmens, Österreichs und Ungarns; sie sind an französische Staatsmänner und Diplomaten, an die gekrönten Häupter Frankreichs und Englands, an britische Lords so gut wie an deutsche Fürsten, den Pfälzer und den Markgrafen Georg von Brandenburg vor allen, gerichtet.

Was uns aber am meisten fesselt, angesichts dieser Zeugnisse weltbürgerlicher Bildung, eines universellen Verkehrs,

¹⁾ Peter Ritt, v. Chlumetzky, Karl von Zierotin und seine Zeit 1564—1615. Brünn 1862. XXIV u. 864 SS.

²⁾ Die Ausgabe der in böhmischer Sprache abgefassten Staatsschriften und Korrespondenzen besorgte der mährische Landesarchivar Dr. Brandl, Brünn, 1870—72. Vgl. d'Elvert, Mährens hist. Litteraturgeschichte (Brünn 1850, Nachträge 1854).

der aus den Wanderjahren auswärtiger Hochschulstudien, aus weiten Reisen und aus der persönlichen Geltung des Mannes, daheim und in der Fremde, sich zwanglos ergab, sind Zierotins dauernde Beziehungen zur glaubensverwandten Gelehrtenwelt Deutschlands¹⁾. Hier flossen das stetige Bedürfnis, liebgeordnete geistige Beziehungen zu pflegen, die Stätten deutscher Bildung, dem adeligen Nachwuchs erschlossen zu halten, mit dem Drange des Genossen der „Brüderschaft“ in einander, das Band der Glaubensinteressen durch Deutschland, die Schweiz und die romanische Protestantenwelt möglichst weit und fest zu schlingen. Da gab es keinen Raum für die nationale, bildungsfeindliche Eiu-seitigkeit des Hussitismus, der im nationalen und Glaubenskriege wider Deutschtum und römisches Kirchenwesen erstand, erstarkte und erstarrte, wohl aber für Interessen, die kein Monopol eines einzelnen Volkes waren.

Die grundlegende Bildung hatte Zierotin in der Heimat, an der von seinem Vater (1575) begründeten Brüderschule zu Eibenschitz empfangen. Hier wirkte als „Rektor“ E. von Rüdiger oder Rudinger, der Ostfranke, geboren 1523 zu Bamberg, der Eidam des berühmten Camerarius, er, der zu Wittenberg Philosophie, Physik und griechische Litteratur gelehrt hatte, und 1574 als bestverläumdeter „Kryptokalvinist“ es vorzog, die Hochschule des Sachsenlandes mit Nürnberg und dann mit dem stillen Markte Westmährens in der oben erwähnten Berufsstellung zu vertauschen, die er bis zu seinem Scheiden aus dem Lehramte innehatte. Dass Zierotin auch sein Schüler war, bezeugt das Tagebuch des Letzgenannten vom Jahre 1588.

Den häuslichen Unterricht erteilte und überwachte jedoch Lorenz Zirkler, früher zu Brünn, dann zu Eibenschitz. Er war es auch, der als „Studienleiter“ („paedagogus“ oder „studiorum director“), mit Wenzel Lavinus von Ottenfeld (als „Präceptor“, Hofmeister) zur Seite, den jungen Edelmann der höhern Ausbildung

¹⁾ Zunächst hat Monse u. d. T. „Epistolae selectae Caroli L. B. a Zierotin (Brünn 1781)“ aus diesem Schatze Zierotinscher Korrespondenzen Proben geboten. P. v. Chlumeczký teilte dann 1854 (Schriften d. hist. Sektion, Brünn 7. Bd. 55—95 vgl. Notizenblatt d. hist. Sektion Brünn 1856, S. 64, 1857 S. 16) die Übersicht der öff. u. Priv.-Korresp., d. Tagebücher u. Akten-Samml. Zierotins mit. (S. w. u.)

an der Strassburger Universität zuführte¹⁾. Das geschah 1579, als Zierotin ins 16. Lebensjahr eintrat und bereits ein Stück Welt, Italien, besucht hatte.

Laurenz Zirkler, ein Kind Schlesiens, geb. zu Goldberg, war Schüler Trotzendorfs und Melanchthons, dann Lehrer an der heimischen Schule und Erzieher der Fürstensöhne von Brieg, bis ihn ehrende Aufforderungen böhmisch-mährischen Adelsfamilien, voran dem Hause Zierotin, zuführten. Karl von Zierotin preist dies als „göttliche Fügung“. Stets blieb er dem wackern aber etwas unsteten Manne, wie auch dessen Lebensstellung wechseln mochte, mit dankbarer Empfindung ergeben. „Alles, was ich weiss, verdanke ich ihm“, schreibt er in sein Tagebuch, und es verlohnt sich der Mühe, sein Schreiben aus späterer Zeit (Oktober 1591, Braudeis) an Zirkler zu lesen, worin Zierotin lebhaft beklagt, dass Zirkler ihm die Freude des Wiedersehens nicht vergönnt habe. Eines bleibe unwandelbar, schreibt er: „ich bin ganz Dein und werde es sein, so lange ich lebe“²⁾.

Zu Strassburg waren namhafte Professoren Lehrer unseres Zierotin. So der Thurgauer Konrad Rauhfuss (Dasypodius, der Sohn Peters, der auch zu Strassburg gelehrt hatte, † 1559), ein tüchtiger Mathematiker und Herausgeber des Euklid in griechischer und lateinischer Sprache, dessen rechnerische Talente auch die astronomische Uhr am Strassburger Münster verewigte; gestorben zu Strassburg 26. April 1600, — ferner der Latinist Johann Lobecius, der Rhetor Melchior Junius und der Vertreter des Griechischen und der Geschichte Michael Bosch.

Wenn Strassburg den ersten Grund der Hochschulbildung Zierotins gelegt hatte, so sollte sie in Basel fortgesetzt werden, wo die reformierte Kirche entschiedene Vertreter im Lehrstuhl vorfand, das Bekenntnis der Brüder somit eine verwandtere

¹⁾ Die Hauptsammlung der nicht-slavischen Korrespondenz Zierotins, auf welcher das Folgende vorzugsweise beruht, wurde nach dem Ableben Peters von Chlumeczky, seines Biographen, 1879 als Beilagenband von der hist. Sektion der mähr.-schl. Ges. z. B. des A. d. M. u. L. durch d'Elvert veröffentlicht. 352 SS.

²⁾ Vgl. meine Studie „Karl v. Zierotin u. sein Tagebuch vom Jahre 1591 in d. Ztschr. f. Kulturgeschichte, hrsg. v. Dr. G. Steinhansen, Weimar 1894, II. Bd. 1. H. 1—30, über Zierotins Reisen u. s. w. Dudik, gab 1850, i. d. Werke „Mährens Geschichtsquellen“, Auszüge aus den Tagebüchern v. 1588, 1589 u. 1590.

theologische Nahrung empfang, als dies in Strassburg der Fall sein konnte.

Hier, in Basel, wurde Joh. Jakob Grynäus, der Sohn Berns (geb. 1540), vom Luthertum zur reformierten Kirche übertreten, als Professor des alten Bibelstudiums der einflussreichste Lehrer und Freund Zierotins. 1583—86 vollführte Grynäus die Neugestaltung der Heidelberger Universität im Sinne der reformierten Kirche, und hier traf Zierotin auf seiner späteren Reise mit dem geliebten Meister wieder zusammen, der dann dauernd sein Lehr- und Predigeramt in Basel neuerdings aufnahm.

Von andern Professoren dieser Hochschule waren es Theodor Zwinger (ursprünglich Professor der griechischen Sprache und Moralphilosophie, dann der Medizin, † 1588, 10. März), der Franzose Wilhelm Aragosius, Jakob Covettus, Felix Plater¹⁾ und Castiglioneus (Bonaventura, aus Mailand), deren Unterricht Zierotin genoss.

Aber auch nach Genf, an die Universität, wo der allgemein verehrte Vorkämpfer des Calvinismus, ein Theodor Beza, lehrte, wandte sich Zierotin, um seine Hochschulbildung abzuschliessen. Besonders eifrig betrieb er hier das Studium der lateinischen und griechischen Klassiker.

Von Genf aus hatte er zum erstenmale, 1588, Frankreich betreten, um die Vorkämpfer der Hugenotten, vorab Heinrich den Bearnier, kennen zu lernen²⁾. Von Frankreich ging es nach England, in die Niederlande, dann zurück nach Deutschland.

Voll bedeutender Eindrücke und Erinnerungen an hervorragende Menschen kam Zierotin nach Heidelberg. Hier machte er Bekanntschaft mit dem Humanisten und pfälzischen Hofdichter Paul Schede von Melrichstadt (Melissus, geb. 1539, gest. 1602), seit 1586 Bibliothekar des Kurfürsten, und mit dem streitlustigen Kämpfer der reformierten Kirche, Daniel Tossanus aus Mömpelgard (geb. 1541, gest. 1602 in Heidelberg).

Die bekannt gewordenen Tagebücher Zierotins von 1588,

¹⁾ oder Platter, Sohn des gelehrten Buchdruckers Thomas, ein tüchtiger Mediziner, geb. 1536, gest. 1614. Vgl. G. Freytags Bilder a. d. deut. Vergangenheit.

²⁾ Über diese Beziehungen vgl. meine Studie vom Jahre 1894 a. a. O. Anm. 5.

1589, 1590 und 1591¹⁾ beweisen am besten, wie gründlich er Deutschland kannte, wie beweglich und empfänglich sein physisches und geistiges Auge war.

Sein Briefbuch²⁾ aber spricht am besten, wie sehr es auch späterhin sein innerstes Bedürfnis blieb, die persönlichen Beziehungen zu dem weiten Kreise von Bekanntschaften aus den Lehr- und Wanderjahren zu pflegen und zu nähren. Und darin ruht ein Schlüssel zu der vornehmen und weltbürgerlichen Denkart Zierotins innerhalb des von seinem religiösen Empfinden gezogenen Gesichtskreises.

Wir wollen nun aber die Bahn dieser allgemeinen Erwägungen verlassen und ausgiebige Proben aus der Korrespondenz Zierotins mit seinen Freunden und Zeitgenossen in Deutschland bieten.

Die erste Stelle gebührt seinen Briefen, die sich um die Stadt und Hochschule Strassburg bewegen.

Schon im fünfzehnten Lebensjahre (1579) hatte Zierotin auf seiner Reise aus Italien heimwärts die alte Reichs- und Bischofsstadt kennen gelernt und hier, wie bereits oben gesagt worden, sein Universitätsstudium begonnen. Auch später führten ihn die Lehr- und Wanderjahre in die ehrwürdige Metropole des deutschen Oberrheins und knüpften so die Beziehungen des Strassburger Rates mit dem mährischen Barone und Glaubensverwandten fester, wie dies sein deutscher Brief vom 16. April 1600, geschrieben auf dem Rossitzer Schlosse, darlegt.

„Der weitberühmte Name der kaiserlichen freien Reichsstadt Strassburg“ — heisst es hier³⁾ — „sowohl auch die löblichen Ordnungen der Academia, wie auch die Freundlichkeit und der geneigte Wille der Inwohner für die Fremden, vornehmlich aber die gute Nahrung, Zucht und Institution, so ich all dort empfangen, haben mich dazu bewegt, dass ich dieselbe fast nicht anders als mein eigenes Vaterland schätze und achte, auch meine Landsleute, vornehmlich aber meine nächsten Verwandten und Blutsfremde allenthalben veranlasse, dass sie ebenfalls ein solches Herz der gemeldeten Stadt entgegenbringen wie ich; daraus folgt denn auch,

¹⁾ Vgl. darüber meine Abhandlung und die bezüglichen Mitteilungen im Hauptwerke Peters von Chlumeczký.

²⁾ So nenne ich die Arbeit. Anm. 4 cit. Beilagenband zum Werke Chlumeczkýs.

³⁾ Ich teile ihn wortgetreu, nur mit etwas veränderter Schreibweise mit.

dass ich mich aufs fleissigste bemüht habe, dass die edle Jugend meines Vaterlandes und ansehnlicher Herrn Kinder nirgend anderswo als zu den Herrn, in ihre Stadt und Academia zur Erlernung der und andrer löblichen Tugenden geschickt wurden. Und dieweil mir bewusst, dass bei solchem und gleichem Vornehmen gute Exempel sehr behülflich sind, habe ich erstlich Ursache dazu gegeben und den Weg geöffnet, dass Herr Zdenko, Herr von Waldstein ¹⁾, mein nächster Blutsfreund, alldahin geschickt werde, darnach habe ich in der Folge bald meinen Vetter, den ich nicht weniger als meinen eigenen Sohn schätze, dahin geschickt, daher es denn auch gekommen, dass etliche meiner Landsleute und Freunde ihre Kinder in oft genannte Stadt einer nach dem andern geschickt haben. Aber unangesehen all dies, damit ich den Herrn und ihrer hochbewährten Stadt meine gebührende, pflichtmässige Ehrerbietung und grosses Vertrauen, so ich zu ihnen habe, desto sichtbarer erzeigen möchte, habe ich nicht Umgang nehmen wollen, den gegenwärtigen meinen vielgeliebten „Oehm“ (Vetter) und Pflegesohn, Berthold Herrn von Leipp (Lápa), Herrn auf Mährisch-Kromau, Obersten Erblandmarschall der Krone Böhmen, zu ihnen in die Academia zu schicken, welchen ich als sein nächster Blutsfreund in mein Gewahrsam und tutelum nach Absterben seinen Herrn Vaters bekommen, und der mir von den Obersten Landesoffizieren und Senatoren dieser Landschaft anbefohlen und vertraut ist worden, damit er einen Anfang seiner künftigen studiorum allda fassen und einen guten Grund legen möchte. Sintemalen ich aber gerne sehe, dass bemeldeter mein Oehm zu Strassburg eine Zeit lang sich anhalte und verweile ²⁾, auch seine angefangenen studia allda continuiren und vollenden könne, habe ich es für gut angesehen, ihn mit diesem meinem Schreiben insonderheit den Herrn als meinen günstigen und geliebten Herrn und Freunden zu recommendiren und ferner freundlich zu bitten, dieselben wollen ihn die Zeit, so lange er allda verharren möchte,

¹⁾ Die Häuser Waldstein und Zierotin waren eng versippt. Überdies heiratete Zierotin 1604 in dritter Ehe die Schwester Albrechts E. v. Waldstein, des „Wallenstein“ der Geschichte, und 1614 in vierter Ehe abermals eine Waldstein.

²⁾ In einem Briefe Zierotius an Melchior Junius in Strassburg (Rossitz, in Mähren, 8. Mai 1598) erörtert der Schreiber die löblichen Gründe, die ihn bestimmten, seinen Vetter an die Strassburger Hochschule zu senden.

in ihren günstigen Schutz nehmen, ihn meinerwegen lieben und sich ganz und gar befohlen sein lassen. Ich zweifle gar nicht, nachdem er dann von mir genügsame Unterweisungen und Befehle empfangen, er werde sich bei den Herrn also und dermassen zu verhalten nicht unterlassen, damit jedermann mit ihm wohl zufrieden bleibe, und, sobald ihm Gott der Allmächtige seine vollen Jahre zu erreichen gnädiglich vergönne, hoffe ich, er werde für alle ihm erzeugten Wohlthaten nicht undankbar sein, sondern mehr noch dessen um sämmtliche Herrn in aller Freundschaft zu verdienen wissen. Ich aber bleibe fortan bereit, die alte mir vormals erzeugte und empfangene Freundschaft und die vielfältigen Wohlthaten, so wie auch diese neue Gunst und Liebe im die Herrn zu verdienen und ihr Schuldner zu sein, womit ich uns sämmtlich der göttlichen Gnade empfehle.“

Bietet dieses Schreiben den besten Beleg für die dankerfüllte Gesinnung Zierotins und seinen löblichen Eifer, der Strassburger Hoelschule Zöglinge aus dem Kreise des böhmisch-mährischen Herrenstandes zuzuführen, so erscheinen seine beiden Briefe an einen solchen, an den seiner Oblhut anvertrauten, gleichnamigen Vetter (Karl Ferdinand Zierotin, Sohn des Erbherrn zu Alt-Jitschin, Hustopotch, Holleschan und Goldstein in Mähren), vom 14. Januar 1600 und vom 6. Oktober 1601, äusserst bemerkenswert.

Der erste ist eine in gutem Latein verfasste Strafpredigt für den jungen Herrn. Seit Monaten habe Zierotin von ihm keinen Brief aus Strassburg erhalten; nicht einmal zwei Zeilen, worin ihm sein „Präzeptor“ in Hinsicht dieser Unterlassungssünde entschuldigt hätte. Es sei denn doch wahrhaftig kein Kunststück, ein paar Seiten Latein zu schreiben, auf dessen Aneignung der Vetter doch schon volle sieben Jahre verwendet habe. Allerdings kenne Zierotin ganz gut das lockere und unthätige Leben seines Schutzbefohlenen. Dieser irre sich aber, wenn er meine, Zierotin werde die grossen Kosten für den Aufenthalt in Strassburg ohne alle Erwägung, wie das viele Geld verthan werde, aufwenden. Wenn die von seinem Vetter vor Monaten geschriebenen Briefe so alltäglich und allen Redeschmuckes baar lauteten, so habe dies Zierotin der Jugendlichkeit des Schreibers beigegeben; jetzt wisse er, dass es nur Nachlässigkeit gewesen. Wie könne er auch wortmächtig und gebildet schreiben, wenn er sich

darum weder in der Schule noch auf seiner Stube kümmerge. Er möge sich erinnern, dass ihn Zierotin seiner Zeit der Jesuiten-Erziehung entwand und alles anbot, um ihm den Segen der Studien aus Herz zu legen. Würde Zierotin nicht besorgen, dass dieser Brief in andere Hände fallen könnte, so nähme es seinen Vetter derart ins Gebet, dass er diesem wohl Schamröte und Thränen ins Gesicht triebe. Im ersten Augenblick habe Zierotin Lust gehabt, seinen Vetter von Strassburg abzurufen und seinem Vater wieder zuzuschicken, doch sei er nicht um seinetwillen, sondern aus Rücksichten für die gemeinsame Familie davon abgekommen. Die Strafe bleibe nur aufgeschoben. Zierotin gebe ihm zu bedenken, dass, wenn der Vetter sein lockeres und wüstiges Leben nicht ändere, er sich seiner weiterhin nicht annehmen, sondern ihn heimschicken wolle, damit er „bei der Spindel der Stiefmutter oder in gemeinen hänslichen Diensten den Rest seiner Jugendjahre verbringe.“

Mit den Beweggründen dieses Schreibens Zierotins steht ein undatiertes, an Jakob Guetlin „nach Strassburg“, im Zusammenhange. Zierotin rechtfertigt darin zunächst sein langes Schweigen durch ein langwieriges Fieber, das ihn zu Preran, einem seiner Herrschaftssitze in Ostmähren, befallen habe. Dann bemerkt er, und das erweist die Stellung Guetlins zu dem Vetter in Strassburg als die eines „Mentors“, er habe aus mehreren Briefen des Genannten, den wir somit als Präzeptor oder Hofmeister des jungen Herrn ansehen müssen, seine schlechten Fortschritte erfahren und werde ihm bald den Text lesen. Aber auch Guetlin trage einige Schuld, wenn sein Zögling durch Gleichgiltigkeit oder Faulheit den Unterricht von Seiten des Lateinlehrers erfolglos machen durfte. Sein Vetter sei noch jung genug, um im Falle der Notwendigkeit die Ruthe zu kosten. Man müsse eben gütlichen Zuspruch und wenn dieser nichts fruchte, harte Strenge in Anwendung bringen, um so einem Knaben seine Pflichten einzuschärfen. Dann kommt der Brief auf Geldsendungen zu sprechen und giebt dem Wunsche Zierotins Ausdruck, dass sein Vetter erst im Ostern des nächsten Jahres die öffentliche Prüfung ablege und in die Oberklasse aufsteige, damit er das Studium des Griechischen, worin er gründlich unterrichtet werden solle, mit dem des Latein verbinde. Die Communion dürfe er nur bei „Rechtgläubigen“, d. h. bei Reformirten, empfangen, — Zierotin,

der Genosse der Brüdernion betont dies in entschiedenster Weise, — Guetlin solle ihn daher um Ostern nach Basel bringen und für seine gründliche Ausbildung in Glaubenssachen Sorge tragen, bevor er das h. Abendmahl empfangt. In dieser Beziehung mögen sie nach Genf reisen und wenn bis dahin dem Meister Beza nichts Menschliches begegne, den Besuch bei ihm als Erholungsreise machen. Doch solle Guetlin vorderhand darüber reinen Mund halten, um seinen Zögling durch die Aussicht auf diese Reise nicht im Studium zu beirren.

Der Brief Zierotins an seinen jungen Vetter in Strassburg vom 6. Oktober 1601 beweist, dass der Schreiber nicht mehr grollte, sondern von liebevoller Teilnahme für seinen kränkelnden Vetter erfüllt war und ihm auf seine volle Genesung vertraut. Er teilt ihm ferner mit, seinem „Präzeptor“ (offenbar jenen Guetlin) geschrieben zu haben, dass sie, sobald es der Gesundheitszustand des Veters erlaube, nach Basel verreisen. Vorerst müsse der Junge von seinen Lehrern in Strassburg als dankbarer Schüler Abschied nehmen und Basel sodann nicht als Stätte des Müßigganges und der Vergnügungen, sondern als „Sitz der Museen“ betrachten. Vor allem verweise er ihn an die beiden „in ganz Europa berühmten Männer“, Jakob Grynäus und Amand Polanus.

Wie Zierotin selbst von Basel dachte, beweist sein Schreiben vom 22. Mai 1603 an Guetlin: „Basel sei sein zweites Vaterland geworden.“

Aber auch die andern Freunde Zierotins alldort: den Aragosius, Covettus, Plater, Zwinger und Castiglione's müsse er in Ehren halten¹⁾.

Anbei erinnere sich Zierotin, sein Vetter habe ihn gebeten, sich auch der Musik widmen zu dürfen, und besonders für ein Instrument, welches man „Laut“ (testudo) nennt, Vorliebe geäußert. Sollte ein erfahrener Meister in dieser Kunst zu haben sein, so gönne ihm Zierotin das Lautenschlagen als Erholung von ernsteren Studien.

¹⁾ Der meisten wurde bereits oben gedacht, nur bezüglich dieses Zwinger muss bemerkt werden, dass dieser der Sohn jenes Theodor, des Lehrers Zierotins des älteren, war, nämlich Jakob Zwinger, geb. 1569 zu Basel, seit 1594 Professor der griechischen Sprache, gest. 1610, 11. September an der Pest, im 41. Lebensjahre.

Wir nannten oben als die nächsten Freunde Zierotins in Basel: Grynäus und Polanus. Beide spielen in dem Briefwechsel des mährischen Staatsmannes keine untergeordnete Rolle. Ihnen fällt eine ausgiebige Zahl von Briefen zu, welche uns vom Schlusse des 16. in das 17. Jahrhundert begleiten.

Zunächst wollen wir uns mit den Zusehriften an Grynäus befassen. Sie bezeugen am besten die Vertraulichkeit, welche den Schreiber beseelte.

In dem Briefe aus Rossitz, einem seiner mährischen Herrenhöfe, vom 2. Februar 1599, beklagt Zierotin zunächst empfindliche Todesfälle im Kreise seiner Verwandten und Freunde. Zunächst sei Friedrich von Zierotin¹⁾, einer der Weisesten unter den Standesgenossen, dahingeshieden, dann der durch Abstammung, Reichtum und Frömmigkeit namhafte Heinrich von Slawata, der Oheim seines jüngeren Halbbruders (Dionys)²⁾. Aber auch unter den Priestern seines Bekenntnisses habe der Tod aufgeräumt; Georg Vetter, der wackere Kalviner, sei gestorben und seinen Zirkler habe Zierotin eingebüsst, von dessen Ableben zu Speier Grynäus wohl Kunde habe. Man müsse Gott alles anheim stellen, und so setze er denn auf den Höchsten auch seine eigne Zukunft.

Der 2. Brief aus Rossitz vom 12. Mai 1600 teilt dem Empfänger zunächst mit, dass Zierotin den Heinrich Polanus als Präzeptor dem Junker Berthold, Frhr. von Lipa³⁾, beigegeben und beide nach Basel ausgerüstet habe. Grynäus sei das nächste Ziel ihres Besuches. Er selbst aber bedürfe eines guten Rates. Er wolle einen Teil seiner Güter verkaufen und den Erlös im Betrage von beiläufig 50 000 Thalern an einem sichern Platze gegen Jahresverzinsung anlegen, da er eines solchen Übereinkommens bedürfe. Sein schwächlicher Körper sei den Mühen der Verwaltung seines Besitzes wenig gewachsen, anderseits nähmen ihn Staatsgeschäfte ganz in Anspruch, ferner — und das sei die Hauptsache — drohe ein Einfall der Türken und lasse in Mähren für Aller Besitz und Habe das Schlimmste befürchten; überdies habe er daheim Feinde vollauf, die es auf sein Gut und

¹⁾ Von der sog. Bernhardschen Linie der Zierotins, 1594 — 1598 Landeshauptmann Mährens.

²⁾ Der beiderseitige Vater, Johann von Zierotin, gest. 1588 im Februar.

³⁾ Siehe oben den Brief an die Strassburger.

Leben abgesehen hätten. Da man ihm nicht mit Gewalt bekommen könne, und es mit den Rechtsmitteln schlecht bestellt sei, so müsse er sich auf ein freiwilliges Exil gefasst machen und daher auch über Geldmittel verfügen. Da er jedoch sein Gewissen durch das Bedenken beschwert fühle, ob das Zinsennehmen nicht sündiger Wucher sei, so möge ihm Grynäus darüber seine Meinung mitteilen.

Zwei weitere Briefe vom 10. Oktober und 13. Dezember 1601, letzterer aus Prag datiert, sprechen am besten für das innige Verhältnis Zierotins zu dem Basler Theologen.

Zierotin schüttet da sein, von religiösen Anfechtungen bestürmtes Herz aus. Wenn ihn aber Grynäus warne, die Schriften zu lesen, welche gegen die h. Dreieinigkeit losziehen, so möge er überzeugt sein, dass er sich diesem „Gifte“ fern halte. Das Lesen in der h. Schrift gewähren ihm den besten Trost. — Den 14. September sei er vor dem Hofgerichte in Prag erschienen, zur Überraschung jener, die ihn als flüchtig von dort vermissten. Es kam jedoch zu keiner Tagsatzung, da sein Rechtsanwalt erkrankte. Anfangs Dezember durfte er in die Landeshauptstadt Böhmens zurückkehren. Man werde ihm auch — wie es heiße — seinen Glauben zum Verbrechen anrechnen, aber er hoffe bei dieser Anklage mit Ehren davon zu kommen. Zeugen würden wider ihn Kirchendiener, Henker und Schergen, offene Feinde, Nebenbuhler und laue Freunde werden seine Richter sein. Man wolle ihn aus verschiedenen Gründen verderben. Doch genug dessen; Grynäus möge ihm darüber seine Ansichten mitteilen. Vor allem empfehle er ihm jedoch seinen Vetter, denn das Haus des Grynäus sei jederzeit „die Herberge der Zierotins“ gewesen.

Der Dezemberbrief aus Prag macht seinen Freund mit dem Hochverratsprozesse näher bekannt, der unserm Zierotin angehängt wurde. Der Hauptankläger sei Sigismund von Dietrichstein¹⁾ und Gegenstand der Anklage der Glaube Zierotins, seine Reise nach Frankreich²⁾ und die Vormundschaft über den Frhm. von Lipa. Man beschuldigte Zierotin, dass zur Zeit des Landrechtes und der Landtage in den Häusern Zierotins Predigten

¹⁾ Ältester Sohn des Staatsmannes Adam Frhm. von Dietrichstein (gest. 1590).

²⁾ Vgl. darüber meine Studien vom Jahre 1894.

von ketzerischen Geistlichen, insbesondere kalvinischen Glaubens, gehalten worden seien und wies eine bezügliche Verwarnung des Kaisers an Sigismund von Dietrichstein vor, dass er solches geduldet habe ¹⁾.

Unter den Belastungszeugen habe einer, dem Zierotin nicht geringe und dessen Vater unermessliche Wohlthaten erwiesen, ihn sogar mit dem bestverhassten Namen eines „Pikarditen“ belegt.

Was Zierotins Reise nach Frankreich betraf, so wurde ein kaiserlicher Erlass vom Jahre 1591 vorgebracht, der den Untertanen des Böhmenreiches Kriegsdienste bei fremden Fürsten untersagte. Als man jedoch Zierotins Schreiben aus Frankreich an eine vornehme Witwe, Wanecky mit Namen ²⁾, die der Eidam des Grynäus (Amandus Polanus) kenne, verlesen hörte, und darin nichts anderes zu finden war als Dinge, die die Privatverhältnisse Zierotins betraf, der jener Dame die Verwaltung seiner Güter und die Obhut über sein Töchterlein anvertraut hatte, verwunderte sich jeder über die Harmlosigkeit dieses Briefes, und Zierotin fand an diesem einen Verbündeten. Aber auch die Mitteilung des scharfen kaiserlichen Dekretes in Ansehung jener Vormundschaft schuf dem Ankläger keinen Nutzen, da er sonst nichts als Geklatsch und leere Redensarten vorbringen konnte. Zierotin verteidigte sich mit bestem Erfolge, denn man sprach ihn des Hochverrats-Verbrechens frei. Er hoffe zu Gott, dass auch sein gefährlicherer und schwierigerer Handel mit dem „Wälschen“ ³⁾ ein gutes Ende finde.

Das nächste, fünf Monate später (1602, Mai) an Grynäus gerichtete Schreiben setzt wieder mit dem Rechtshandel Zierotins ein. Seine Feinde, durch die Niederlage des vorgeschobenen Anklägers, Dietrichstein, erbittert, griffen nun nach neuen Waffen der Anklage. Man zog die Edikte Ferdinands I. und Maximilians II., sogar die Mandate des „guten, aber äusserst gefälligen und furchtsamen“ Königes Wladislaw (gest. 1516) gegen die böhmisch-mährischen Brüder als „Pikarditen“ hervor, wie nach Zierotins Angabe noch jetzt die „Antichristen“ seine Glaubens-

¹⁾ 1598—1602 war dieser mährischer Landesunterkämmerer.

²⁾ Von dieser Dame handelt auch das Tagebuch Zierotins von 1591 (s. meine Studie vom Jahre 1894).

³⁾ Es war dies ein gewisser Giovanni Battista Pierio, eine richtige Abenteuerernatur; s. w. u.

genossen schelten. Es kam dann zur Vertagung des Rechtshandels bis zum nächsten Februar (1603).

Inzwischen raffte das Gericht Gottes seinen Widersacher Sigmund von Dietrichstein aus dem Leben, als dieser nach Mähren heimgekehrt war, von harten Schlägen in seiner Familie getroffen. Aber nun erhoben sich neuerdings Zierotins Feinde, voran der Olmützer Kardinalbischof Franz von Dietrichstein¹⁾ und denunzierten ihn wegen einer freimütigen im Landtage gehaltenen Rede beim Kaiser.

Zierotin kehrte im Februar 1602 nach Prag zurück. Der Handel mit dem Dietrichsteiner wurde mit Stillschweigen übergegangen, wohl aber die Streitsache mit jenem Welschen auf den März anberaunt. Der Oberstkauzler Böhmens²⁾, Zierotins geschworener Feind, erklärte ihm kurz und schroff im Namen des Kaisers, dass er Prag nicht verlassen dürfe, bevor er auf sämtliche Punkte der Anklage Rede und Antwort gegeben. Was man wider ihn sonst noch plane, konnte er bisher nicht ergründen.

Als Zierotin sich im März in Prag wieder eingefunden, — er muss also deunoch die Erlaubnis erhalten haben, sich inzwischen auf seine Güter zu begeben, — kam die Anklage des „Welschen“ zur Verhandlung. Zierotin erscheint beschuldigt, seinen Ankläger trotz eines kaiserlichen Geleitsbriefes gewaltsam festgenommen, eingekerkert und acht Monate hindurch schmachvoll behandelt zu haben. Die vernommenen Zeugen sagten aber in einer so entlastenden Weise aus, dass sich die Anklage in eine Verteidigung Zierotins umsetzte. Denn dieser konnte nachweisen, dass jener den Kaiser, den Oberstkauzler und die Richter hinters Licht geführt und Jahre hindurch in Mähren unehrenhaft gelebt habe.

So sei denn Zierotin auch aus diesem bösen Handel gerechtfertigt hervorgegangen.

Das letzte Schreiben an Grynäus vom 20. Dezember 1605 hebt mit dem Wunsche an, dass Grynäus seinen Freunden und seiner Kirche noch lange erhalten bleiben möge. Sie hätten

¹⁾ Der jüngste Bruder des genannten Sigmund von Dietrichstein, geb. 1570 zu Madrid, wo sein Vater als Botschafter Österreichs gelebt; seit 1599, mit 29 Jahren, schon Kardinal und Bischof von Olmütz, gest. 1636 als einflussreicher Regierungsmann.

²⁾ Zdenko Adalbert von Lobkowitz, der Vordermann der katholischen Hofpartei.

bereits den Tod eines Beza¹⁾ zu beklagen und dürften nicht so bald auch ihn verlieren. Der Brief seines Fremdes sei ihm nach Prag überbracht worden, wohin sich Zierotin Ende 1604 begeben habe. Sein dort anhängiger Rechtshandel sei noch immer nicht ausgetragen. Er wolle den Kaiser (Rudolf II.) nicht anklagen, aber auch dieser werde einst Rechenschaft ablegen müssen, wie er es mit der Gerechtigkeit gehalten. Zierotins Feinde verflochten den Kaiser in den Prozess, um sich den Rücken zu sichern. Wenn Russwurm²⁾ vor nicht langer Zeit hingerichtet worden, so sei dies die Strafe für Verbrechen, aber auch für die an Zierotin verübte Missethat. So mancher seiner Feinde sei bereits dahingegangen, das Hänflein derer, die Zierotins Untergang wollen, zusammengeschmolzen. Er erblicke darin die Güte Gottes, um seinen Schmerz über den Verlust der (einzigen) Tochter zu mildern.

Über das Jahr 1605 reichen die vorliegenden Briefe Zierotins an Jakob Grynäus nicht hinaus; derselbe starb, 1612 bereits erblindet, aber noch immer auf der Lehrkanzel und im Predigerstuhl thätig, 1617, 13. August im Alter von 77 Jahren. Er überlebte noch seinen Eidam, Amand Polanus von Polansfeld, der schon 1610, 16. Juli, im Alter von 49 Jahren das Zeitliche segnete. An ihn, den hervorragenden kalvinischen Theologen, der vom Luthertum zur reformierten Kirche übertrat und seit 1596 zu Basel das Fach des Alten Bundes vertrat, sind nachstehende Briefe Zierotins in den Jahren 1599—1606 gerichtet.

Das erste Schreiben vom 3. Februar 1599 aus Rossitz meldet, dass Zierotin nach Prag die willkommenen Briefe des Polanus und seines Schwähers Grynäus, samt den vereinbarten Bedingungen der Genfer Disputation und dem Briefe Pistor's³⁾ an den Pastor von Zürich, erhalten habe. Zierotin befinde sich mit seiner Frau und den beiden Töchtern leidlich wohl. Aber im Lande wüte die

¹⁾ Gest. 1605, im Alter von 86 Jahren.

²⁾ H. Christoph Graf von Russwurm (Rosswurm), kaiserl. Feldmarschall, geb. 1565, wollte Zierotin, da dieser zu Prag das Trinken auf die Gesundheit des Kaisers ablehnte, niedermachen. Zierotin liess sich von seinen Freunden zurückhalten, den trunkenen Poltrier mit dem Degen zu durchbohren. 1605 wurde derselbe, ein sonst tapferer Haudegen, hingerichtet.

³⁾ Offenbar Joh. Jak. Pistorius (Bäcker) von Nidda (Niddanus), geb. 1546, gest. 1608, seit 1577 vom Luthertum zum Calvinismus und 1586 von diesem zum Katholizismus übergetreten; ein bedeutender theolog. Polemiker.

Pest und habe unter andern den Eibenschitzer Pastor Felin¹⁾ dahingerafft, einen frommen und gelehrten Mann. Vorläufig bestände keine Kriegsgefahr für Mähren, wohl aber drohten innere Fährlichkeiten, denen man begegnen werde. Seit dem Tode Friedrichs von Zierotin habe sich in den öffentlichen Angelegenheiten wenig geändert. Wohl aber werde die Erbschaft einen heftigen Streit entzünden, und alle Feinde des wahren Glaubens und des Namens Zierotin denselben zu schüren sich befeissen. Könnte er des Ausganges dieses Erbprozesses sicher sein, so hätte er Lust, nach dem Vorbilde der Zollikofers von St. Gallen²⁾ eine Schule einzurichten, doch an einer mehr sicheren Stätte. Denn die Feinde der Wahrheit böten alles auf, ihm Prerau, das „Ketzerneß“, das er als Erbschaft vom Landeshauptmann zugeschieden erhielt, zu entreissen. Polanus wolle ihm inzwischen über die Lehrer und den Kostenaufwand der von jenen „Kaufleuten“ (Zollikofers) errichteten Schule Mittheilungen machen, damit er bis zum Austrage jenes Erbstreites mit sich zu Rate gehen könne. Er wünscht bald zu erfahren, wie es in Basel steht und was dort Neues zu hören. Ladislaus von Zierotin, Karls Vetter³⁾, sei, nachdem er von seiner schweren Krankheit, die ihn zu Florenz niederwarf, genesen, wieder in so weit hergestellt, dass man seine Ankunft zu Lundenburg (in Mähren) erwarte. Zierotins Stiefbruder, Dionys, lebe nur der Landwirthschaft und Jagd.

Der Brief vom 31. März des Jahres 1600 (aus Rossitz) bezieht sich vornehmlich auf den uns bereits aus der Korrespondenz mit Grynäus bekannten Hochverratsprozess Zierotins und auf seinen Schutzbefehlenden, seinen Vetter Karl, den Zierotiu, sobald er in Basel eintreffen werde, dem Wohlwollen des Polanus empfiehlt. Auch erfahren wir, dass Zierotiu den Brudersohn seines Korrespondenten (Heinrich Polanus) seinem Mündel, dem Erb-

¹⁾ Felin Adam, Sohn des Samuel Kocourka (lat. etwa in Form des Namens: Feliinus), gest. zu Eibenschitz in Mähren 1598, 11. Dezember, in Wittenberg geschult, Übersetzer der Kyropädie in die czech. Sprache, seit 1594 auf der Leipacher Brüdersynode zum Priester geweiht.

²⁾ Ein nanhaftes patrizisches Geschlecht, seit dem 14. Jahrhundert in St. Gallen sesshaft, Inhaber des Fideikommisses Altenklingen bei St. Gallen.

³⁾ Nachmals (1619—1620) Landeshauptmann von Mähren und ein Haupt der Bewegungspartei.

Oberlandmarschall Böhmens Berthold von Lipa (s. o.), zum Lehrer bestimmt habe, wovon das nächste Schreiben, vom 12. Mai desselben Jahres (Rossitz), ausführlicher handelt. Polanus möge seinem Neffen auf die Seele binden, dass er vor allem die Pflichten des Lehrers erfülle. Leider sollte da Zierotin eine unangenehme Enttäuschung erleben, wie dies die Nachschrift zum Briefe vom 26. Oktober 1600 an Amandus darlegt. Heinrich Polanus sei bei Nacht und Nebel, ohne Abschied, mit trügerisch beschafftem Reisegelde verschwunden, ohne dass man wisse, wo er stecke. Er könne ihn deshalb aus Rücksichten für die Familie nicht wieder in die frühere Stellung aufnehmen. Habe er es doch, wie man höre, als er in Basel auftauchte, vermieden, sich vor seinem Ohme zu zeigen.

Wie lebhaft Zierotin für die kirchlichen Streitfragen jener in religiösen Dingen so empfänglichen Zeit fühlte, beweist eine, diesem Briefe einverleibte Bemerkung. Er habe den Brief des Polanus, schreibt er, samt den beigeschlossenen Schriften über die Disputation des „Plessäus“ mit „Pero“¹⁾ und Polanus' Büchlein über die Prädestination erhalten und gelesen und bete zu Gott, dass er ihn auf rechtem Pfade erhalten wolle. Auch den Türkenkrieg streift das Schreiben. Der Türke belagere Kanischa; erobere er diese Festung, so stünde Steiermark und Österreich in der äussersten Gefahr. Democh seien die inneren Feinde verderblicher als die äusseren.

Der Brief vom Ende des Jahres 1605 berührt die grosse Krise, die Friedensverhandlung zwischen Boeskey und dem Hause Österreich. Man erwarte in Wien den Austrag. Die Ungarn werden auf der freien Ausübung des (protestantischen) Glaubens und auf der Wahrung ihrer politischen Freiheiten bestehen. Was seine Landsleute thun werden, stehe dahin, doch eines stehe fest, dass die „Päbstischen“ nur durch die Notlage gezwungen der Glaubensfreiheit Raum geben werden.

Zu den Korrespondenten unsers Zierotin zählte auch Otto Casmeru, der Theologe und Philosoph, der Schüler des Goelenius, Schulrektor und Prediger zu Stade (gest. 1607, 1. August). An

¹⁾ Du Plessis-Mornay, Herr von Hugonotte und Jakob Davy du Perron, Kardinal-Almosenier von Frankreich, geb. 1556, gest. 1618; es handelte sich um das h. Abendmahl in diesem Streite.

diesen ist einer der längsten Lateinbriefe Zierotins vom Ende Oktober 1603 gerichtet, der sich weitläufig in theologischen Fragen¹⁾ und in der Schilderung seiner Kämpfe mit inneren Anfechtungen ergeht. „Ich siegte endlich“ schreibt Zierotin, „aber ich siegte über mich, denn ich bin nicht der Mann, um anderen den Weg zum Siege zu weisen.“

Anderer Art waren die Beziehungen Zierotins zu Doktor Johann Martin Robmann, Rat des Markgrafen von Burgau, welche der deutsch geschriebene Brief vom 14. Oktober 1602 (Rossitz) erläutert. Robmann sollte die Lebensbeschreibung des verstorbenen „Vetters“ (Oheims), Karl von Zierotin, veröffentlichen. Zierotin selbst habe diesfalls den Sohn des Genannten zu bezüglichen Mitteilungen angefordert. Robmann solle daher mit dem Drucke warten, bis Zierotin nach Prag gekommen sein werde; müsse „man aber mit dem Bueche so sehr eilen“, so bliebe nichts anderes übrig, als sich mit der Charakteristik des Lebens jener Persönlichkeit zu begnügen, welche Zierotin in lateinischer Sprache seinem Briefe einfließen lässt²⁾.

Zur Erläuterung dieses Schreibens genügt die Bemerkung, dass Karl, Markgraf von Burgau, der Sohn Erzherzogs Ferdinands von Tirol (des Zweitgeborenen Kaiser Ferdinands I.) aus dessen morganatischer Ehe mit Philippine Welser, dem Erzieher und

¹⁾ Zierotin erhielt von seinem Freunde, Wenzel Budowec von Budowa, einem Vordermanne der Adeligen vom Brüder-Bekenntnisse, die Schrift Casmanns „schola tentationum“ zugesendet, die ihm als geistlicher Führer und Tröster so gefiel, dass er dem Verfasser 200 Dukaten als „Ehrung“ zuschickte. (Siehe Chlumeczký, Zierotin S. 258, 9.)

²⁾ Vgl. Chlumeczký, Karl von Zierotin. „Carolus Baro Zerotinus, clarus apud Marcomannos, qui nunc Moravi, familia natus, primis adolescentiae annis plerisque Europae regnis peragratis in patriam reversus, prima tyrocinii specimina apud Hungaros, sub exitum Regni Ludovici (1526) et primordia Ferdinandi edidit, reliquo actatis tempore in Hungaria et Germania sub auspiciis Caroli et Ferdinandi imp. stipendiis meruit, tandem copiarum saepius ductor, clarus iam militia, Ferdinando archiduci summa cum potestate in Hungariam, a Patre Caesare cum exercitu misso, juventutis ejus moderator, et consiliorum princeps adfuit: Interea legationibus et saepius honorifice perfunctus, carus Caesari, carus archiducibus filiis praecipue a Ferdinando magna cum laude et auctoritate in Aula residuae vitae annos confecit, vir spectatae in principem et serenissimum Domum Austriae fidei, gratus exteris, acceptus civibus omnibus longe carissimus, magnum Patria et familia sua ornamentum“

Kriegsgefährten¹⁾ seines (1595) verstorbenen Vaters einen würdigen Nachruf widmen wollte. Wir besitzen auch einen Brief Zierotins vom 8. November 1602 (Rossitz) an seinen Agenten, Caspar Luck in Prag, worin dieser aufgefordert wird, dem Doktor Robmann mitzuteilen, dass die genaue Erzählung von den Thaten des Feldmarschalls Karl von Zierotin aufgefunden worden sei, und Zierotin sie nach Prag mitbringen werde. Doch muss der Druck dieser Biographie unterblieben sein²⁾.

Zierotin, von dessen Leben und Beziehungen wir nun Abschied nehmen, konnte seit dem grossen Umschwunge der Dinge, den die Schlacht am Weissen Berge einleitet und welcher auch den Inhalt des reichen Vorlebens Zierotins, seine Ideen und Hoffnungen begrub, Mähren weiterhin nicht leicht als Heim und Herd betrachten. Vorzugsweise lebte er zu Breslau. Hier schloss er seine Tage. Seine reiche Bücherei vermachte er dem Maria-Magdalenenkloster alldort; seine Habe und Güter erbten die Seitenverwandten, mit denen die „schlesische“ Linie der Zierotins anhebt und in die Zweige Falkenberg (im Rgbz. Oppeln) und Gross-Wilkau-Johnsdorf (im Fürstentum Münsterberg) zerfällt.

¹⁾ Dieser Zierotin machte in seiner Jugend grosse Reisen, diente unter Kaiser Karl I. 1531 vor Tunis, 1541 vor Algier und war dann Feldmarschall in Ungarn gegen die Türken, gest. 1560, 51 Jahre alt. Er war der erste Zierotin, der das mährische Landeskämmereramt bekleidete. Als sein Wahlspruch gilt: Omnia Deo, fortunae nihil!

²⁾ Vgl. Chlumeczký, Karl von Zierotin S. 130.

Comenius als Pädagoge im Urteile seiner Zeitgenossen.

Von R. Aron, Berlin O. 34.

Die Ansicht ist allgemein verbreitet, dass Comenius auf seine Zeitgenossen durch seine pädagogischen Ideen von geringer Einwirkung gewesen sei. Eine genauere Durchforschung der in Frage kommenden Litteratur des 17. Jahrh. führt indessen zur entgegengesetzten Meinung. Seit dem Erscheinen der *Janua* (1631) wurde Comenius als ein leuchtender Stern von der pädagogischen Welt freudig begrüsst. Entschiedene Gegner erstanden ihm freilich auch, so weit ich sehen kann, aber erst nach seinem Tode. Im Gegensatze zu Raticius wollte Comenius die ganze Welt beglücken. Um besser zu seinem Ziele zu gelangen, setzte er sich mit tüchtigen Schulmännern in Verbindung und überliess ihnen ganz selbstlos die Bearbeitung seiner Schulbücher. Auf diese Weise wirkte er am besten für die Verbreitung seiner Ideen. Von den bedeutenderen Bearbeitern nenne ich Mochinger in Danzig, Docemius in Hamburg, Schneider in Leipzig, Evenius in Weimar, Reyher in Gotha, Hartlieb in London und Georg Vechner in Berlin. Als rührige Buchhändler den grossen Absatz der Comenianischen Schulbücher bemerkten, begannen sie dieselben ohne weiteres nachzudrucken, da die für enge Grenzen berechneten Privilegien einiger Druckerfirmen ihnen nicht im Wege waren. Aus dem Grunde wird auch eine genaue Bibliographie dieser Bücher beinahe zur Unmöglichkeit. Das *Vestibulum* scheint am meisten eingebürgert gewesen zu sein, demnächst die *Janua*, dann erst der *Orbis pius*, welcher sich am längsten im Gebrauch behauptet hat.

Läge eine vollständige Topographie über die Verbreitung dieser Bücher vor, so wären wir über das Vordringen der Comenianischen Ideen besser unterrichtet. Wie lückenhaft auch die nachfolgende Zusammenstellung von deutschen Bildungsstätten sein mag, in denen ein oder das andere Schulbuch von Comenius gebraucht wurde, so führt die stattliche Reihe doch zu der Überzeugung, dass unser „pädagogischer Seher“ im 17. und 18. Jahrh. bedeutungsvoller gewesen sein muss, als man gewöhnlich annimmt.

Wir finden Bücher von Comenius eingeführt in Schulen von¹⁾ Bayreuth, Berlin, Cassel, Corbach, Danzig, Eisleben, Elbing, Frankenthal (Pfalz), Frankfurt a. M., Görlitz, Gotha, Güstrow, Schwäbisch-Hall, Halle, Hamburg, Hanau, Idstein, Iglau, Itzehoe, Jena, Leipzig, Lissa, Moers, Nauen, Nürnberg, Ruppın, Soest, Sorau, Stargardt i. Pom., Stralsund, Stuttgart, Tilsit, Wernigerode, Zwickau; in den Schulen des Erzbistums Magdeburg, in denen von Braunschweig-Lüneburg, von Oldenburg, Waldeck, Mainz, Hessen-Darmstadt und in der Grafschaft Sponheim.

Welche freundliche Aufnahme die Janna 1631 fand, erfahren wir von Comenius selbst. Die zweite Bearbeitung derselben durch

¹⁾ Bayreuth. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts. Leipzig 1885. Pag. 319. — Berlin. Köpke, Geschichte der Bibliothek des Königl. Joachimth. Gymn. 1831. — Cassel. Weber, Geschichte der städt. Gelehrten-schule zu Cassel. Cassel 1846. Pag. 191. — Corbach. Genthe, Kurze Geschichte des Fürstl. Waldeck. Landesgymn. zu Corbach. Wengeringhausen 1879. Pag. 10. Vormbaum, Evangel. Schulordnungen. Gütersloh 1864. 3. Bd. Pag. 164. — Danzig. Hirsch, Geschichte des academ. Gymn. in Danzig. Danzig 1837. Pag. 48. Kurtzer Begriff | Wie die Jugend künftig im Gymna- | sio und andere Schulen dieser Königli- | chen Stadt DANTZIG, in der Lateinischen | und andere Sprachen, auff gleichformi- | ge Art sol unterwiesen und ge- | lehret werden, | Auff | Anordnung der itzigen Herren | Scholarchen in Druck ge- | geben. | ANNO M,DC,LIII, | Dantzig, | Gedruckt bey Seel. Georg Rheten Witwe. | — Eisleben. Ellendt, Geschichte des Königl. Gymn. zu Eisleben. Eisl. 1846. Pag. 143. — Frankenthal. Joh. Joach. Becher, METHODVS DIDACTICA. Frankfurt 1674. Pag. 116 u. 117. Redinger ist als ein Praeceptor unter Comenio, Anno 1658 nach Frankenthal kommen, und hat allda eine Schul auf dess Comenii Weiss angerichtet, allwo er disc Sachen und Wörterthür introdcirt und vertirt etc. (Orbis pictus u. Vestibulum.) — Görlitz. Paulsen, Pag. 319. — Gotha. Schulze, Geschichte des Gymn. zu Gotha. Gotha 1824. Pag. 133. — Güstrow. Paulsen, Pag. 319. — Schwäbisch-Hall. Joh. Georg Seybold, Compendium Grammaticae. Nürnberg 1698. Vorrede. — Halle. Vormbaum, Evangel. Schulordnungen. Gütersloh 1864. 3. Bd. Pag. 186. — Hamburg. Docemius, Der gülden auffgeschlossenen Thür J. A. COMENII. Hamburg 1633. Vorrede. — Hanau. Vormbaum, Ev. Schulordn. 1863. II. Pag. 477. — Idstein. Spielmann, Schola et Methodus Gaertneriana. Mitt. der Gesellschaft für deutsche Erz- u. Schulgesch. II, 20—29. — Iglau. Werner, Aus der Geschichte des Iglaner Gymn. Mitt. der Ges. f. deutsche Erz. u. Schulg. II, 54. — Itzehoe. Seitz, Aktenstücke zur Geschichte der lat. Schule zu Itzehoe. 1893. V, 12. — Jena. Erhard Weigel, Die bereiteste EXECVTION — JENA 1685. Schlusszeilen. — Leipzig. Stephan, Lehr- und Lektionsplan einer Leipziger Winkelschule von 1711. Mitt. der Gesellsch. f. deutsche Erz. u. Schulgesch. I, 145—148. — Lissa. Aus verschiedenen Umständen ist sicher anzunehmen, dass die Comenianischen Schulbücher hier eingeführt waren. — Moers. Paulsen, 319. — Nauen. Brümmer, Zur Schulgeschichte der Stadt Nauen. Mitt. d. Ges. f. d. Erz- u. Schulg. IV, 33—64. — Nürnberg. Vormbaum, Ev. Schulordn. II, 755. Fikenscher, Das Gymn. in Nürab. 1826. S. 78 u. 79. — Ruppın. Glörfeld, Anzeige der Vorlesungen u. Uebungen, welche vom October 1776 bis zum October 1767 in dem Neu-Ruppınischen Lyceo gegeben worden sind. Berlin 1767. (Orbis pictus.) — Soest. Paulsen, 319. — Sorau. Vormbaum,

Mochinger — in Danzig bei Andrews Hünefeld 1634 erschienen¹⁾ — enthält von ihm eine interessante Beistener: eine Widmung an die Söhne seiner damaligen Gönner und eine längere Nachricht an den Leser über die Art der Verbesserungen der Mochingerschen zweiten Auflage. Aus der Widmung kommen folgende Sätze für unsern Zweck in Betracht:

„Illustres Domini, januum linguarum reseratam censurae experientiae causa nuper Lessnensibus nostris typis descriptam, publico applausu exceptam, magnorum nunc Virorum judicio, cum pleniorum nitidiorumque in se, tum (ob Scholarum Regni hujus usum) trilinguem, huc expositurus, cui potius prae Vobis dicentem, non reperi. Equidem non deerant, qui eousque novum evehent inventum, ut ad Regia pulvinnaria tuto & cum honore deponi posse existimarent, suaderentque.

Ev. Schulord. II, 393. — Stargard i. P. TYTUS Lectionum & Operarum publicarum in COLLEGIO GRÖNINGIANO & Schola Stargardiensi, Anno 1668—69 — institendarum — — Publicatus à M. Christophoro Praetorio. Stetini. 4 Blätter. (Vestibulum.) — Stralsund. Zober, Zur Geschichte des Stralsunder Gymnasiums. Stralsund 1851. V. I. Pag. 27 u. 28. — Tilsit. Pöhlmann, Beiträge zur Geschichte des Gymn. zu Tilsit. Tilsit 1873. S. 34. 1874. S. 36 u. 37. — Stuttgart. FVNDATION Und Ordnung dess Neu- aufgerichteten Fürstlichen GYMNASII Zu Stuttgart. Anno 1686. Pag. 40. (Vestibulum.) — Wernigerode. Ich besitze ein Vestibulum, welches in einer dortigen Schule gebraucht wurde. — Titel | Sententiae | VESTIBULI | JOH. AMOS COMEN. | Multo emendatioris, quam hactenus alibi, excusae, | cum | VOCABULIS. | è regione appositis, | In Usum juventutis scholasticae. | WERNIGERODAE | apud Michaelen Anton. Strukium, | Anno 1738. — Zwickau. Beck, Ein Stundenplan für die Zwickauer Gelehrtenschule von 1676. Mitt. d. Ges. f. deutsche Erz. und Schulgesch. I, 238—242. — Magdeburg, Erzbisum. Vornbaum II, 486. — Braunschweig-Lüneburg. Schul-Ordnung vor die Churf. Braunschweig-Lüneb. Lande. Goettingen 1738. Pag. 46 u. 47. (Orbis pictus.) — Oldenburg. Corpus constitutionum Oldenburgicarum selectarum, oder: Verordnungen, In denen beyden Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, Wie auch denselben incorporirten Landen, als Stadt- und Butjadinger-Würder- und Stedingen Lande. Hersg. von J. Ch. v. Oetken. Oldenburg 1722. Pag. 90—101. Lektionsplan. (Orbis pictus.) — Waldeck. Vornbaum II, 150. — Mainz. Entwurf, nach welchem die bisher so genannten lateinischen Schulen in den churmainzischen Landen und besonders in der Churfürstl. Residenzstadt Mainz werden eingerichtet werden. Mainz 1773. 8 Bg. (Orbis pictus.) — Hessen-Darmstadt. Vornbaum II, 448. Hepp, Beiträge zur Geschichte und Statistik des hessischen Schulwesens im 17. Jahrh. — Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte. 4. Supplementheft. Kassel 1850. Darnach waren die Janua und das Vestibulum eingeführt in Kassel, Eschwege, Allendorf, Sooden, Sontra, Waldkappel, Lichtenau, Vacha, Spangenberg, Melsungen, Rotenburg, Felsberg, Hersfeld, Ziegenhain, Zierenberg, Liebenau, Neukirchen, Helmarshausen. — Kirchen-Ordnung Christian III., Pfaltz-Grafen bey Rhein etc. Strassburg, 1721. Pag. 350. (Orbis pictus.)

¹⁾ Ich gebe hier nur den deutschen Titel: Die eröffnete | Sprachentüre | oder | Pflanzschule aller Künsten, | Mit einer Vorrede, darinnen berichtet, | was in dieser neuen aussfertigung verbessert ist, | vnd wie sie mag gebrauchet werden. | Cum Gratia & Speciali Privilegio S. R. M. | Polon. & Svec. | DANTISCI | Typis & Sumpibus Andreae Hünefeldii, | Anno M. DC. XXXIV.

Sed mihi visum aliter. Et quamvis illi, verecundiae meae, & in recludendo opusculo morae impatientes nihilominus id Anglica & Gallica condecoratum versione, & Magnae Britanniae Regis filio, Walliae Principi dicatum Londini publicarint; Ego tamen nihil de sententia mutō.“

Da er nämlich dem Grafen Raphael von Lissa, dem gütigen Gründer und Erhalter der „Provinzialschule“, dem Vater, bezw. Vormund der beiden mit der Widmung bedachten Söhne, seinem gewogenen Patrone, jede Hochachtung schuldig wäre, diese aber gegen sein erlauchtes Angedenken in würdiger Weise zu bethätigen über seine Kräfte gehe, so habe er gemeint, inzwischen die Erben der väterlichen Tugenden an seine Stelle zu setzen und durch diese öffentliche Widmung eine geringe Dankbarkeit zu bewähren.

In der Anrede an den Leser teilt uns Comenius über die Aufnahme seiner Janua folgendes mit:

„Variorum è variis Regnis ac Provinciis de hac mea Janua linguarum anno hoc expertus judicia, & à diversis Typographis de auctiore exemplari, ut & Judice sive Lexico, aliisque quorum spes fuit facta, crebro sollicitatus, teneri me sentio, Sed dolet liberari fidem in totum non licere. Seminarium quidem ipsum multo castigatius damus & auctum septingentis ad minimum vocibus; Sed Lexicon & Phraseologia, & caetera illa, nondum sufficientem passa sunt linam. Et quamvis ea qua mihi jam extant facie, illa vellem exponere, deficit tamen mihi vel semel ea revidendi (quod necessarium omnino) otium: ob quod autem editionem, tantopere à plurimis flagitamam remorari, non placuit.“

Nun folgt eine längere, sehr interessante Auseinandersetzung wegen der gemachten Verbesserungsvorschläge. Wir übergehen dieselben und hören, was J. Docecius in der Vorrede zu seiner 1633 in Hamburg¹⁾ erschienenen Bearbeitung der Janua mitteilt:

„Gunstiger lieber Leser, nun übergebe ich dir endlich die höchstbegehrte und von vielen, bevorab meinen guten Freunden, bey nahe abgenötigte des Hochgelahrten H. Comenii meines grossgünstigen Herrn vnd sehr werthen Freundes Sprach-Thür, welche in Vergleichunge

¹⁾ Der Gülden den aufgeschlossenen | Thür J. A. COMENII | Oder | Des Pflantz-Garten | aller Sprachen, Wissenschaft- | ten, vnd Künsten. | Das ist: | Des kurtzen vortheilhaftigen We- | ges, die Lateinische (vnd alle andern) Spra- | chen, nebenst dem ersten -Grund, der Wissen- | schafften vnd der Künsten wol zu lernen, vnter Hun- | dert Titeln, vnd Tausend Sätzen | begriffen. | Neue Aussfertigunge. | Vber die vorigen vielvermehret mit hinzu- | gethoner Deutschen Vbersezung, vnd einem sehr | ausführlichen beydes Lateinischen vñ Deutschen Register, | darcin nicht allein dieselben Wörter, so in der JANUA, sondern | auch vielmehr der gestalt hinein gesezt, dass es kan an stat eines Lexici seyn, | zu dem auch die quantitet der Syllaben, der Nominum Genera, vnd Decli- | nation; der Verborum aber eigentliche Formirung, sämptlich | begriffen werden. | Welchem aber diss gleichsam als der Schlüssel ein Form zu | compariren, moviren, decliniren vnd conjugiren angehangen wird. | Befordert durch J. DOCEMIUM. | Hamburg, Gedruckt vnd verlegt bey Michael | Hering, Buchführ. Im Jahr 1633.

derer, so die Irländischen Patres gemacht, gantz recht vnd billich, den Namen der güldenen Thür hat. Sintemal dieselbe von vornehmen Leuten so hochgehalten vnd noch geschätzt wird, dass sie denselben von aller Kunst vnd Geschicklichkeit entfremd (vngeschiekt) halten, der diss vortreffliches vnd mit wunderlichem Fleiss gemachtes Werk nicht für eine sonderliche Gabe Gottes des allmächtigen erkennenet. Als nun dieselbe fürm Jar mir erst aus Polen zugebracht worden, habe ich dem Authori verheissen, das inkünftig ich dieselben Teutsch vbersetzen, nach vnsrer Art verdolmetschet, auch an etlichen orten vermehret, mit seinem Vorwissen der Jugend zum besten wolte fördersampst lassen aussgehen. Habe demnach meinem Versprechen nachzusetzen, solches nicht länger verschieben mögen, bevorab weil der Author selbst im nechsten an mich gethanen Schreiben dasselbige mit ermahnen vnd emsigem bitten von mir erfordert hat. Ob nun wol auch sich Missgünstige finden möchten, welche hierinne, als in dergleichen, so nach etwas neues schmecken, emsig suchen werden, darein sie ihre Zäne wetzen können, vnd die, wie pfl eget, nach dem das erste Eyss gebrochen, sich als treffliche Redener herfür thun, vnd mit eines andern Kalb pflügen werden: So habe ich doch vngachtet solches Geschwätzes, mein geneigtes Gemüt der Jugend Studia zu befördern, mit dieser meiner geringfügigen Mühe bezeugen, vnd zugleich auch meinen guten Freunden die schuldige Willfahung bezeigen wollen, vngzweifelter Hofnung, diese meine Arbeit nicht allein vielen erspriesslich, sondern auch dem Authori selbst, vnd andern redlichen Leuten, so etwas rechtschaffenes vrtheilen können, nicht vnangenehm sein werde.“

Von allen, welche die Janua lobten, scheint Mochinger ihre Vorzüge am klarsten erkannt zu haben. Das zeigen die folgenden Strophen, welche er in seiner schon erwähnten zweiten Bearbeitung (1634) dem „hochberühmten“ Comenius widmete:

Dulcibus exactus patriae Comenius oris
 Fallere dum curas quaereret exilii,
 Nec semper tetricis tantum impallescere Musis,
 Jungere sed studio vellet amaena gravi
 Sic tamen ut vultus haec lenimenta severi
 Non minus e re aliis, quam graviora, forent.
 Aggreditur Latiae nobis recludere linguae
 Obex quas varius, sepserat ante, fores.
 Nec caret eventu studium, Namque ecce remoto
 Obice nunc omni Janua clausa patet.
 Iamque licet recto Latium contingere cursu,
 Quo licitum paucis ante venire fuit.
 O felix ergo exilium, quod fecit, ut exul
 A Iatio nemo, ni velit, esse queat.
 Pars totum ut capint, fieri quod posse negarunt
 Omnes, Comeni tu modo posse doces.

Orbis hic immensi pars est quantilla libellas;
 Hac tamen in parva parte sui Orbis inest.
 Janua quod melior tua sit, quam Lexica quotquot
 Hactenus aetati scripta fuere rudi,
 Inde patet, verbis quod Janua res tua jungit,
 Lexica sed puero quid nisi verba dabant?
 Non equidem est, fateor, tua prima Camaena Comeni
 Linguarum tentet quae reserare fores.
 Hoc te namque prior tentavit Hybernia, & Orbem
 Quae clausit, linguas ausa aperire fuit.
 Sed collata tuae tamen haec quam pandit Hybernus
 Janua vix dici rima pusilla meret.
 Et si quas merita est laudes, hoc nomine tantum est
 Janua ad hunc quaedam quod fuit illa tuam.

1639 veröffentlichte Hartlieb in London wider des Comenius Willen Teile aus dessen Arbeiten unter dem Titel „Pansophiae Prodromus.“ Dass diese bedeutsame Publikation auch als solche sogleich erkannt wurde, geht äusserlich betrachtet schon daraus hervor, dass 1644 eine dritte Auflage¹⁾ nötig wurde. Erfreulich ist es, aus dem Jahre 1649 einen Pädagogen nachweisen zu können, welcher seine didaktischen Ansichten durch Citate aus der 1644 erschienenen Ausgabe von Pans. Prodr. begründet. Es ist dies Johann Justus Wynkelmann von Giessen in seinem Buche „Einfältiges Bedenken“ etc. Marpurg (1649?). Nach vier Blättern Widmungsgedichten findet sich auf S. 1—188 der eigentliche Text in 2 grösseren Abschnitten. Im ersten zeigt Wynkelmann die Schäden des damaligen Schulwesens und findet diese begründet in einem Mangel an der Obrigkeit, in einem an den Eltern, in einem an den Schullehrern und an der Jugend. Im zweiten Teile gibt er Mittel zur Besserung an, eins für die Obrigkeit, eins für die Eltern, ein

¹⁾ Joannis Amos Comenii | V. cl | PANSOPHIAE | PRODROMUS, | Et | Conatum Pansophicorum | DILUCIDATIO. | accedunt | DIDACTICA | DISSERTATIO | de Sermonis Latini Studio | perfecte absolvendo, | ALIAQVE | EIVSDEM. | Lugduni Batavorum | Ex Officina Davidis Lopez de Haro, | 1644.

²⁾ Einfältiges Bedenken | und Anzeige, | Woher es komme, | Was es sey, | und hentes Tages die Jugend sehr verzo- | gen, Sprachen und freye Künste nichts geachtet, | und in Erlernung deroeselden grosse Müh, lange Zeit und | viel Kosten ofters vergeblich angewendet | werden. | Darbey allerhand Gat- | tungen und Mit- | tel geeignet werden, auf was Weise eine gute Gott- | wolgefällige Kinderzucht anzustellen; Wie die Studien wie- | der in Auf- | nahme zu bringen; und wie die Sprachen und freye | Künste mit geringerer Müh und Kosten in kurtzerer | Zeit, als bisshero geschehen, zu- | lernen seyen. | Gott zu Ehren, Christlicher Obrigkeit, Ehrlichen- | den Eltern, treuen Zuchtmeistern, und der lieben her- | wachsenden Jugend zum besten. | Zusammen getragen, verfertigt und verlegt. | Durch | JOHAN- | JUSTUM Wynkelmann | von Giessen. | Getruckt | Bei Joseph Dieterich Hampeln, dero Universität | verordneten Buchdruckern. | Im Jahr, M. DC. XLIX. 4^o.

drittes für die Lehrmeister und ein viertes für die Jugend. Gleich in der Einleitung (S. 4) bezieht sich Wynkelmann auf einen Comenianischen Ausspruch. Er schreibt: „Gleich wie die Kunst nichts sonderliches würcken kan ohne die Natur, also kann auch die Natur nichts würcken ohne Gott. Die Natur ist viel sicherer, gewisser und vollkommener, wan die Kunst darzu komme.“ Hierzu citirt er:

J. A. Com. in Prodr. Pansoph. pag. 64 „Ars sine natura nihil potest: Ars est naturae aemula: Ars imitatur naturam: Ars est naturae filia.

Im Kapitel „Zweiter Mangel an den Eltern“ heisst es auf S. 40 über die frühzeitige Behandlung der Neugeborenen „Von diesen und andern nötigen Punkten können treue erfahrene Aerzte und Hebammen die Mütter ferner unterrichten. Es kan auch hiervon mit mehrern gelesen werden, das herrliche Büchlein Informatorium maternum, die Mutterschule¹⁾, cap. 5 — gedruckt zu Nürnberg im Jahr 1636.“ Wynkelmann hält es für eine Pflicht der Mutter, ihr Kind selbst zu säugen und führt Beispiele von der Schädlichkeit der Ammenmilch an. S. 38 sagt er „Reiche Eltern übergeben gleich anfangs ihre Kinder den ums Gelt gedingten Ammen zu säugen, tragen hergegen lieber ein kleines Hündlein im Schooss, an der Brust und Armen, als ihre eigene Leibesfrucht, welches wider Gott, wider die Natur und wider die Erbarkeit streitet.“

Auf S. 60 u. 61 schreibt Wynkelmann im Kapitel „Dritter Mangel an den Schullehrern“: „Bisweilen ist ein Lehrmeister von solcher grausamer Ungestümigkeit, dass er die Kunst mit Prügeln und Streichen auf einmal einblauen und einschlagen will. — — Wan man durch solche übermässige Schläge etwas ausrichten könnte, wehre es rahtsamer, dass die Eltern ihre Kinder den Fassbindern oder den starken Dreschern als gelahrten Leuten untergäben. Ein furchtsamer Anfang hat langsam ein gutes End, dan wie manche statliche ingenia werden hierdurch abgeschreckt, verlihren alle Lust und Liebe zu lernen.“ Bei dieser Stelle verweist Wynkelmann auf J. A. Comen. Paus. Prodr. pag. 22: „Quomodo literae poterunt esse faciles inter trepidandum discendae! qualiter in nulla mechanica arte addiscenda fit. Severitas necessaria inducit metum, metus autem necessario confundit, & intricat mentem; ut ubi sit nesciat, & si paulo debilior, vertiginem quandam patiatur.“

Wie die „Lehrmeister“ in der Zucht sich verhalten sollen, eröffnet Wynkelmann im Kapitel „Drittes Mittel für die Lehrmeister“ S. 168 ff.: „Fünftens sol ein Schul-Lehrer seyn mässig in der Zucht. Maass ist in allen Dingen nutz. Gleichwie ein Medicus oder Artz die bittern Pillulen mit Golt zu überziehen, und andre bittere Artzneyen mit süssem lieblichem Saft zu vermengen pflegt, damit er durch solche Süsrigkeit und Liebligkeit dem krank darniederliegenden zu seiner Gesundheit verhelfen möge: also sol auch die Bitterkeit

¹⁾ Informatorium der Mutter-Schul. Nürnberg, gedruckt und verlegt durch Wolfgang Endter 1636.

der Strafwort und Ernsthaftigkeit eines Praeceptoris mit der Liebligkeit, Gelindigkeit und Sanftmuth vereinbart seyn, also dass keine ohne die andere seyn, und nachfolgen einer Ammen, welche ihr zum schreyen bewegtes Kind mit den Brüsten wieder zu stillen und zu schweigen pflegt: Ein sanftmüthiger und lieblicher bringt mehr zu wegen, lehret bässer, und alles mit Lausten, als gar zu streng seyn.“ Cfr. J. A. Comen. Pans. pag. 23: „Arte opus est ad cupiendos, inescandos, demulcendosque animos. Quae ars partim docentium humanitate, partim methodi prudentia constabit; ut literarum studia ingeniorum illecebrae fiant, & lusus merus videantur.“

Es würde zu weit führen, alle auf Comenius bezügliche Stellen aus dem interessantesten Buche auszuheben. Übrigens zeigt sich Wynkelmann ungemein belesen; er erwähnt Raticius, Helwig, Moscherosch, Herzog Ernst und viele andere.

In seinem 1648 erschienenen Buche „Neue wahrhafte Zeitung aus dem Parnassus von der Gedechtniss-Kunst“¹⁾ citirt Wynkelmann auf der zweiten Seite der Vorrede Comenius. Die Stelle lautet: „Demnach ich nun in der ungezweifelten Hofnung stehe, mit diesem von mir zum Theil ausgearbeiteten Werklein der Jugend dienlich zu seyn, als bin gleichsam zwangsweiss angehalten worden, dieses hernus zu geben, bevorab auch, weil alle dieser Kunst-Schreiber viel hochtrabende Wort und der gantzen Welt kundbahre Verheissungen darvon so wohl mündlich als schriftlich herausgegeben, und sich wohl unterstehen dürfen eine Laus zu anatomiren oder zu zerlegen, und wissen doch nicht, wieviel Füsse sie hat, von welchen Klaunianischen Gross-Sprechern J. A. Comenius in der Vorrede seiner aufgeschlossenen goldenen Sprachen-Thür redet, inn der Taht und Werckschmitung aber bleibet man biss über die Ohren stecken, dass es wohl heissen mag: Viel Stroh, wenig Korn: Gran rumor, poca lana: Grooss Geschrey, und wenig Woll, sagt der Teuffel und schoer eine Sau mit der Liechtputze.“ — Auf Seite 19 dieses höchst sonderbaren Buches nennt Wynkelmann in 24 Reihen zu je 5 Namen alphabetisch seine Schüler und Freunde. Unter B finden wir in der zweiten Reihe als letzten Johann Buno aufgeführt. Daraus geht mit ziemlicher Sicherheit hervor, dass dieser seine mnemotechnischen Kunststückchen dem Wynkelmann ablauschte.

Durch J. Buno²⁾ werden wir nach Danzig geführt, wo um 1648

¹⁾ Stanisl: Mink von Wernsheim | RELATIO NOVISSIMA | ex | PARNASSO | DE | ARTE REMINISCENTIAE | Das ist: | Neue wahrhafte Zeitung aus dem Parnassus | Von der Gedechtniss-Kunst. | 8 Zeilen Gedicht | Gedruckt | In dem Parnassus von J. K. M. | wohlbestelten Buchdruckern. | Im Jahr M. DC. XLVIII. 4^o.

²⁾ Christian Schöttgen, Rector der Creutz-Schule zu Dresden, Von Schul-Büchern. Dresden 1742. Abfälliges Urteil über Buno. — Acta Scholastica. Leipzig u. Nürnberg, 1747. VII. 6. Stk. R. Aron, Zur Methodik des Geschichts-Unterrichts. Mitt. d. Ges. f. deutsche Erz. und Schulg. I, 97—102.

noch ein anderer pädagogischer Neuerer — Johann Raue oder Ravius¹⁾ — von sich reden machte. Dem Rate der Stadt Danzig gelang es, im Jahre 1646 den rührigen, mit radikalen Schulverbesserungsplänen sich beschäftigenden Raue behufs Erneuerung des dortigen Schulwesens zu gewinnen. Ebendahin wurde auch Buno berufen, um, wie er selbst sagt, „einen kürzeren und milderen Weg aufzuspüren, die Kinder lesen und lateinisch zu lehren.“

Raue drang mit seinen Reformvorschlägen nicht durch, weshalb er 1651 Danzig verliess. Nicht viel besser erging es dem Buno, welcher mit Freuden 1653 einer Berufung als Rektor nach Lüneburg folgte. Die Idee Raue-Buno's, die sinnliche Anschauung beim Unterrichte benutzen zu müssen, deckt sich vollkommen mit der des Comenius; doch weichen beide in der praktischen Durchführung dieses Prinzips von Comenius ab. Bei ihm vertritt das Bild die Stelle des wirklichen Dinges, ja ist manchmal ein nicht zu vermeidender Notbehelf. Bei Raue-Buno dagegen wird das Bild als mnemotechnisches Hilfsmittel verwendet. Dies wollte Raue nicht wahrhaben und bemühte sich nachzuweisen, dass „die Fabular-Grammatic dem Operi Comeniano nicht entgegen sey.“ Cfr. Kurtzer Bericht, welcher massen die von M. Johanne Bunone angelegte Grammatica recht und wol gegründet sei.“ Danzig 1649. — In der Vorrede von „Vralter Fusssteig der Fabular und Bilder-Grammatic“ Danzig 1650, ergeht sich Buno darüber, dass durch Bilder und Fabeln Kinder besser bewegt werden, Geschichten zu behalten, denn durch blosser Worte und Lehren — und fährt fort, „Herr Comenius treibet diese Lehrart heftig, und will, dass man die information vom Gesicht und Gehör, vermittels welcher Sinnen alle Künste und Wissenschaften zum Verstand müssen gebracht werden, durch Historien, Fabulen und Bilder bey Kindern anfangen solle. Aus welchem allem genugsam abzunehmen, dass die hochgelährte Männer, in dem Sie den Grund dieser Lehrart gesetzt, fürnenlich beobachtet, wie durch die Sinne dem Verstand — — alle dinge müssen vorgemahlet und abgebildet werden.“ Bei dieser Stelle verweist Buno auf Comenii Method. noviss. c. X. In der Vorrede zu der 1651 in Danzig erschienenen „Neue Lateinische Grammatica In Fabeln und Bildern Den eusserlichen Sinnen vorgestellt“²⁾ stützt sich Buno für seine Ansicht ebenfalls auf die

¹⁾ Martin Diterich, Zufällige Anmerkungen von allerhand zum Schulwesen und Grundlegung der Gelahrtheit gehörigen Sachen. Berlin, Bey Johann Andreas Rüdigers. 1716. 2. Stek. S. 43. 3. Stek. S. 145. — A. Ziel, Johann Raues Schulverbesserung. Dresden 1886.

²⁾ Neue Lateinische | Grammatica | In | Fabeln und Bildern | Den eusserlichen Sinnen vorgestellt, und also | eingerichtet, dass durch solches Mittel dieselbe, benebens | etlich tausend darinnen enthaltenen Vocabulis, in kurtzer | Zeit mit der Schüler Lust und Ergetzung kan | erlernt werden, | Auf Begehren eines Edlen Hochweisen | Rahts der Königlichen Stadt | Danzig, | Der wehrten Jugend zeitigen Wachsthum | in heilsamen Studis zube | fordern, | Wolmeinend verfertiget | und ausgegeben | von | M. Joh. Buno. | Gedrukt zu Dantzig bey Andreas Hünefeld, | Im Jahr Christi 1651. 4^o.

Idee des Comenius von der Notwendigkeit der sinnlichen Anschauung. Es heißt daselbst „Darnach hab ich die Mittel und Wege, welche die Natur zu Erkündigung der Dinge dem Menschen verliehen, eigentlich beobachten müssen: da dann nicht alleine Aristoteles in seinen Büchern de Anima und sonst hin und wider, sondern auch alle Physiici und Naturkündiger, ja die Erfahrung selbst auf die euserlichen Sinnen weisen, als welche die Thüre und Thore sind, vermittelst derer alle Erudition und Wissenschaft zum Verstande eingebracht wird.“ Cfr. Comenius Method. noviss. c. X.

Johann Raue gab 1635 in Erfurt den Cornelius Nepos heraus als „Autorum primus, qui post Comenii Januam pro inchoando apud Juventutem stylo posthaec edentur“. Comenius hatte diese Ausgabe und den Autor gelobt und ihn zur Mitwirkung an seinen didaktischen Arbeiten aufgefordert. Cfr. Opera didactica omnia I. Pag. 364, 135 Cujus rei nescio an optari debeat alius, aut sperari possit melior artifex, illo, qui sibi publice spartam hanc deposcere, eamque adeo jam ornare orsus est: florentissimus in efflorescente Gedana Academia Eloquentiae & Historiarum Professor, D. Joannes Rave. 136 Qui editum nuper in lucem, notisque illustratum, & Indice pulchro instructum, Cornelium Nepotem, non solum titulo illo, Autorum primus, qui post Comenii Januam, pro inchoando apud Juventutem stylo posthaec edentur, ornare voluit: sed & in praefixa operi de emendatione vitiosae per Germanium eloquentiae Dissertatione, (paragrapho 18) sibi provinciam hanc illis verbis despondit. Dabunt alii in illis operam: ego pro mea, & bono cum Deo, annitar, ut in Latinis Auctoribus adolescentia à me quoque adjuva sit. 137 Macte vero hae promptitudine pietateque in Patriam, Vir optime! Deus Tibi annos & animos addat, ut feliciter, quam professus es operam, compleas.“ Der Gedanke beschäftigte den Raue auch lebhaft, „das von Comenius angespinnene grosse Werk der Pansophie“ fortzusetzen, wozu ihn das 1639 in London erschienene Buch „Pansophiae Prodromus“ anregte.

Die wichtigste Quelle zur Erkenntnis des pädagogischen Systems Raues ist jedoch seine 1653 geschriebene „Wohlgemeinte Deduction Schrift über die allgemeine höchstnötige Schulenverbesserung“¹⁾, in welcher er in vielen Dingen mit Comenianischen Ideen übereinstimmt. Nachdem er in dieser Schrift auf die Hauptschäden des damaligen Schulwesens aufmerksam gemacht, dass es nämlich an guten Schulbüchern und an guter Lehrart fehle, kommt er auch auf Comenius und schreibt von ihm im 2. Teil der „Innerlichen Schulen-

¹⁾ Wohlgemeinte Deduction | Schrift | über | Die allgemeine höchstnötige Schulenver- | besserung, so weit dieselbe auff den | Methodum und Dexteritatem | Docendi beruhet, vnd durch Got- | tes Gnade, ohne einige difficult- | täten sonst mit vertheile- | ten und also weniger vu- | kosten ohnfeilbar kan | erhalten wer- | den | Aufgesetzt | von | Johann Rauem Prof. | Honor. Gedanens. 97 beschrieb. Blätter in folio. Dies Werk ist nur in einigen Abschriften vorhanden; eine neuere besitze ich.

Verbesserung“ § 9: „Diesen Fehlern hatt Johann Amos Comenius mit seiner Janua abhelffen wollen, undt derowegen auff die verbindung der Cognitionis rerum ac verborum gar recht vndt wohl sein absehen gehabt, dabey einen Context der Sachen, welche gleicher Natur vndt Eigenschafft sindt, angeleget, damit selbige in dem ersten Grad der Wissenschaft, vndt also vor sich selbst, zuförderst erkennet vndt verstanden, nachmals das Judicium *συνακριτικόν* darauff mit Nuz vndt bestandt gesezet werden könnte.“

Doch hat Raue an der Janua manches auszusetzen, so die allzugrosse Kürze, die zu schematische Anordnung und hauptsächlich die Latinität, welche ihm nicht rein genug ist. Schliesslich gestattet er doch den Gebrauch der Janua. § 88 des 2. Teiles schreibt er: „Hierauff hatt eine Janua folgen müssen, vndt auch des Comenii können behalten werden, dabey ich aber dieses bedinge, dass nicht eben alles zu urgiren, sondern ein vieles so mit sonderbahren signis gezeichnet werden soll, daselbst vnnöthen gar wohl vorbey gegangen vndt ausgestalt sein können.“

Vorhin teilte ich mit, dass der Danziger Rat Schulreformer berief, um seine Schulen zu verbessern. Auch die Direktoren der städtischen Lehranstalten wurden beauftragt, einen für alle verbindlichen Lehrplan auszuarbeiten. Dieser erschien als amtliche Publikation 1653 unter dem Titel „Kurtzer Begriff, Wie die Jugend künftig im Gymnasio und andern Schulen — sol unterwiesen und gelehret werden.“¹⁾

Auf S. 25 der „General- und Spezial-Nachricht“ heisst es: „Die Autores aber, so der Jugend nach solchen Schulbüchern (Rhenius, Weller, Vossius, Scharf) sollen erkläret werden, sind diese: Vestibulum Comenii, und mit denen, so etwas weiter kommen, dessellen Janua“ etc.

S. 59 „In den Autoribus designandis aber muss man sonderlich der Knaben profectus beobachten, und von dem leichtern zum schweren hinauff steigen, damit die zarte Jugend nicht allzu sehr beschweret, und vom Studieren abgeschreckt werde. Denn, ob man gleich einen vornehmen Autorem mit ihnen nehmen, und denselbigen fleissig expliciren könnte, dass sie auch zugleich mit den Verbis realia im Kopff brüchten, so lest sich doch nicht so wol practiciren, als wenn der Jugend, so die Sprachen lernen soll, die Realia albereit bekand seyn. Vor die kleinen kan man Vestibulum und Portulam Seidelii; bey denen aber, so schon etwas profectus haben, könnte man des Comenii Januam — — und dergleichen, so nicht allzu schwer seyn, nützlich gebrauchen.“ Eine genauere Einsicht in diesen Danziger Methodus lässt uns Comenianische Einflüsse erkennen. Unter den sieben Direktoren, welche diesen amtlichen Bericht unterschrieben, kann ich Jacobus Zetzkius als einen Anhänger des Comenius nachweisen. 1634 widmete er seinem Freunde Mochinger für die 2. Auflage

¹⁾ Siehe Note auf Seite 218.

seiner Januurbearbeitung ein Anagramm, aus dem ich folgende Verse mitteile: „HERR Comenius zuvor bawte diss Lateinsche Thor — — Jugend, wilt du durch diss Thor, lass ja nicht daheim dein ohr: Sonsten mag hie nichts verschlagen. Wer sich in das Schloss wil wagen, Da ihn diese Thür hinführt, Sey mit ohren wol staffiert. Hie sind lauter kunst-gemächer Vnd nach dem viel ehren-fächer, Du komst nie ohn' ohr vnd lehr Jns gemach der kunst vnd ehr: Ihm daneben danck gebühret, Der dich hatt hinein geführet.“

Comenius veröffentlichte ein ihn überschwenglich lobendes Sendschreiben von Peter Colbovus von Gadebusch aus Mecklenburg¹⁾. Aus demselben mögen folgende Stellen hier einen Platz finden: „Sende-Schreiben an den Wol Ehrwürligen, Grossachtbahren, Hochgelärten, vnd vnb die allgemeine Christliche Schul Jugend trefflich verdienten wehrten Mann, Herren Johannem Anosum Comenium, betreffend dessen neueste Lehr Künstlichste gewünschte Schul Bücher etc. Dancke nun dem nach zu förderst Gott in Himmell, durch Vnsern lieben Herrn Jesum Christum, in tieftester Demuth, von grund meines hertzens, für solchen gegebenen edlen Schulschatz E. W. E genandte lang gewünschte Lehr-künstlichste schöne Bücher. Hertzlich bittende, dass wie Er sich nun mehr über das zu grunde verderbte Schulwesen so genädiglich erbarmet, Vnd durch E. W. E Vnd Ihre treue Mitarbeiter zu einer mercklichen hochnötigen besserung, in Wissenschaften, Künsten, Vnd Sprachen, beydes so einen überauss schönen festen grund geleet, vnd auch ferner den gantzen Baw so herrlich hinaus führen will. — — Dann Dancke Ich auch daneben beydes für mich, Vndt in Nahmen der gantzen vnzogezogent, vnverständigen, lieben Jugendt, sehr fleissig vnd dienst-freundtlich E. W. E Vnd allen Ihren trewen Mitarbeitern, für den angewandten treuesten fleiss, vnd die volbrachte sehr sawre, sehr schwere, vnd verdriessliche, aber ja recht hochnötige vndt überaus nützliche vnd herrliche Arbeit.“

1657 gab Comenius in Amsterdam auf Kosten seines Gönners L. v. Geer seine sämtlichen didaktischen Schriften heraus; allen voranf liess er, gleichsam als pädagogisches Programm, die *Didactica magna* gehen. Von der Wirkung der grossen Lehrkunst zeugt die unter dem 14. Oktober 1658 von Hall aus publizierte „Schul-Ordnung, wornach man sich in gantzem Ertz-Stift Magdeburg unveränderlich zu achten und hinführo zu richten hat“²⁾.

Im Abschnitt „Vom Methodo informandi“ lesen wir Caput III. De Objecto Informationis. § 8: „Weil es uber heist, Natura non facit saltum, so muss man einen jungen Menschen 1. in den ersten sechs Jahren, als ein junges zartes Reisslein wohl und fleissig, so

¹⁾ J. A. COMENII | OPERA | DIDACTICA | OMNIA. | Amsterdam 1657. II, 459—62.

²⁾ Vormbaum II, Pag. 486 ff. u. Sämtliche Fürstliche Magdeburgische Ordnungen u. s. w. Leipzig 1673. S. 271—325.

wohl an seiner Gesundheit und Leibe, als an der Seelen in Acht nehmen, damit bey ihm kein Schade, durch unordentliches Leben, oder gegebenes Aergernüss von bösen Leuten, mit welchen er umgeheth, entstehen möge. 2. in den folgenden sechs Jahren, vom sechsten biss zum zwölfften die schönen Blätter und anfangendes Wachstum vorsichtig befördern, damit bey seiner Fortsetzung, in die öffentliche Schule keine Raupen oder böse Gesellschafft das Gute verderben. 3. in den nechsten sechs Jahren, vom zwölfften biss zum achtzehenden die schönen Blüthen, und allbereit hervorblickende Hoffnung zu den künftigen heilsamen Früchten, noch genauer in Acht nehmen, und vor aller Verführung, in Lehr und Leben, fleissig bewahren. 4. Damit endlich vom 18. biss 24. Jahre, derselbe, als ein schöner wohlgerathener Baum, mit seinen Früchten erfüllet, zu einem nützlichen Ampte gebraucht werden könne.

Caput IV. De Officina & Loco Informationis. § 1. Soll nun ein junger Mensch den Zweck seines studirens gewünschter Massen erreichen, so muss ordentlich nach einander

1. die Mutter-Schule, oder Haus-Zucht,
2. die Stadt- und Dorff-Schule,
3. die öffentliche Land-Schule oder Gymnasium,
4. die Hohe Schule oder Academia,

das Ihre dabey thun.

In den folgenden Paragraphen wird in grossen Umrissen jeder Unterrichtsstufe ihr Pensum zugewiesen. Für die Mutter-Schule soll das 1636 zu Nürnberg erschienene Informatorium gründliche Anleitung geben. „Wann solches gebührend verrichtet, alsdenn und nicht ehe, soll man die Geschicklichkeit also befördern, dass alle und jede mit Fleiss angeführet werden 1. im Schreiben, Rechnen und Singen. 2. in der männiglich nöthigen Wissenschaft, durch die zu Gotha zu solchem Zweck hiebevorn aussgefertigte teutsche Büchlein. § 10. Wozu denn auch insonderheit dess Comenii Orbis sensualium pictus anzuwenden, also, dass man zu wenigsten in ieder Schule ein Exemplar desselben habe, und allen und jeden Knaben, ehe sie anheben die lateinische Sprache zu lernen, sie mögen zum studiren tüchtig seyn oder nicht, die generalia auss dem Anfange und Ende, item die Capita von Gott und seinen Wreken, von Tugend und Lastern teutsch zum öfftern vorlese, und diejenigen, so das Buch wegen Armuth selbst nicht kauffen können, die wenigen Blätter so hiervon handeln, an Statt anderer unnöthigen Dinge abschreiben lasse.“ Für den lateinischen Unterricht sollen neben andern Büchern auch gebraucht werden die Janua und das Atrium Comenii samt dem dazu gehörigen Lexico.

Ein treuer Anhänger des Comenius war Jakob Redinger¹⁾,

¹⁾ F. Sander, Jakob Redinger, ein Anhänger des Comenius im 17. Jahrh. Beilagen zur Allg. Zeitung vom 2. u. 3. Sept. 1892. Nr. 205 u. 206. — 1. Latinischer Runn | der | Tütschen Sprachkwäl, | Oder: | Latinisch

welcher als Bearbeiter von Vestibulum und als Übersetzer von Scholudius bekannt geworden ist. Fast vergessen sind seine eigenen, zum Gebrauche für Schüler geschriebenen Bücher, in denen er (wie die damaligen deutschen Sprachgesellschaften) zu erweisen sich bemüht, dass viele lateinische Wörter aus der „uralten teutschen Sprache“ abstammen. Durch diesen „Nachweis“ glaubte er den Schülern das Erlernen der lateinischen Sprache zu erleichtern. In seinem 1659 gedruckten Schulbuche „Verwandschaft der Teutschen und Lateinischen Sprache“ bezieht sich Redinger mehrfach auf sein grosses Vorbild. Pag. 7. „Es hat der weitberühmte Kunstsprachlehrer J. A. Comenius diesen trefflichen, leichten, kurzen weg erfunden die Lateinische und andere Sprachen zu lehren und zu lehren, dass er erstlich die Stammwörter nach Ordnung der natürlichen, Künstlichen, Sittlichen und Göttlichen dingen zertheilet, und die bilde beifüget, dass ein Knab das dingbild sehende und das sachwort lesende und hörende, die Dinge und Wörter, welche ein andere entsprechen, leichtlich begreifen kan. Wann nun jetzt zu den dingbilden und dingwörtern auch noch käme die Wortgleichheit in des Knaben Muttersprach und der überigen, die er lehren soll: so halte ich, dass ihne aber umb vil gehoffen würde, die Wörter noch bildler und steiffer zu behalten. Ich thue hie einen Versuch mit zusammenlesung der verwandten Teutschen und Lateinischen Wörtern aus etlichen Wortbüchern und eigner beobachtung etlicher, welche ich dem Rheinstrom nach von desselben Ursprung bis an das Meer gehöret habe.“ —

Tütshes wort — | büchlin: | In welchem durch einen lichten griff, | mit etlich hundert bispilen gewisen wird, | wie die Lateinische Sprach us der Tütshen | geflossen: | Gegraben, gesaulet, gelaitet, | fon | H. Jakob Redinger. | Getrukt | in Schaffhüsen, | bi | Johann Kaspar Säter. | M DC LVI. 8°. 8 Blätter Vorrede, 72 Seiten Text. — 2. VERWANDTSCHAFT | der Teutschen und Lateinischen Sprache, | Oder: GLEICH STIMENDES | WORT-BÜCHLEIN: | In welchem gezeigt wird: dass etlich hun- | dert Lateinische Wörter, theils aus der uralten | Teutschen Sprache herkommen; theils mit derselben | durch leichte Richtigmachung ihrer Ver- | wirrung zu der Ursprach können | gerechnet werden: | Für die Frankenthalische Schuler, und | andere Teutsche Sprach-lieber gesaulet, | von | JAKOB REDINGER. | Druckerstock. | Getrukt zu Hanaw | Bei JAKOB LASCHE. | Im Jahr M. DC. LIX. 8°. 96 Seiten. — 3. Des Johan Amos Comenius | Spielschule | oder Lebendiger Kuusten-Kreis: | Das ist | Schwawspielige Übung | Der Sprachen- und Sachen-Thür, | Ein anmuthiges Kunststuk darstellende, | Alle dinge mit der Namengebung bekleidet, | den Sinnen nach dem Leben vorzu | tragen. | In Franckfurth bey Thomas Matthias Gözen. | In Verlegung des Uebersetzers. | Mit Churpfälzischer Befreyung. | Gedruckt bei Jacob Lasché, Buchdrucker in Hanaw. | Im Jahr 1659. 8°. 955 Seiten Text. — 4. (Abgekürzter Titel.) Joh. Amos Comeni Erster Teil der Schul-Gelehrtheit, genennet die Vortvhere: Welche begriffet Die Grunlage der Dinge, und unserer Weisheit um die dinge, als auch der Lateinischen Sprache, mit der Muttersprache; zugerichtet nach den Gesetzen der neuesten Lehrart, und mit vielen Bildern erkläret, auf zulassung und billigung des Verfassers, von Jakobo Redinger usw. Amsterdam, Joh. Ravestein. 1673. — Aus dem Jahre 1678 besitze ich ausserdem noch einen Nürnberger Nachdruck.

Dem eigentlichen Wortbüchlein geht ein Schulgespräch voraus zwischen dem Schweizer Kunrad, dem Niederländer Rudolf, dem Pfälzer Heinrich und dem Lehrmeister, einem Alemannen. Kunrad und Rudolf wollen nach Frankenthal, um in der dortigen Redingerschen Lateinschule Sprachen zu lernen „nach dem Lehrweg des hochgelehrten Herrn Komenius“. Sie freuen sich, den Schüler Heinrich aus Frankenthal dicht bei der Stadt zu treffen, und hoffen, von ihm mancherlei für sie Wichtiges zu erfahren. Es entwickelt sich folgendes Gespräch:

K.: Wohin, wohin guter Fründ?

H.: Ich gehe durch dieses Feld an den Rhein, auch ein wenig an und mit den Geschöpfen Gottes zu erlustigen.

K.: Mit was für Geschöpfen?

H.: Mit kräutern, sträuchern, bäumen, vögeln, fischen, vierfüßigen thieren, und dergleichen.

K.: Das hab ich dahain alle tag gesehen, und jez den Rein ab auch ein theil.

H.: Kennestu aber alles, und kanstu es nennen?

K.: Nein, und was nützte es mich, wann ich es könnte?

H.: Ich wolte ein schönes geben, dass ich dise, und andere sachen alle kennete, und nennen könnte.

K.: Lieber myn, warum?

H.: Ich könnte die Lateinische Sprach vil besser lehren, und were bald gelehrt.

K.: Kann man dardurch gelehrt werden?

H.: Ja freilich. Wahrhafftig gelehrt sein ist nicht anders, als die Dinge unterscheiden, und nennen können.

K.: Wer hat dir das gesagt?

H.: Unser Lateinische Lehrmeister, bei welchem ich solte die Lateinische sprach lehren, und sihe erst, dass ich mehr als den halben theil Teütscher wörter, und sachen nicht weiss.

K.: Muss man dann in der Latinischen Sprache alle Wörter lehren?

H.: Fast alle, so man alle Lateinische bücher verstehen will.

K.: Wie vil Zeit muss man wol darzu haben?

H.: Zwei, oder drei Jahr.

K.: Lehrt man neben der Sprach auch etwas anders?

H.: Ja freilich: die Natürliche, Künstliche, Sittliche, Göttliche Sachen.

K.: Was für Bücher muss man haben?

H.: Im ersten Jahr die sichtbare Welt (orbis p.), im andern die Spielschule (schola ludus) mit zugehöriger Sprachlehr und Wortbuch.

K.: Was begreiff die sichtbare Welt?

H.: Aller fürnemsten weltdingen und Lebensverrichtungen vorbildungen, und benahmungen.

K.: Was begreiff die spielschule?

H.: Aller dingen benamung und fürstellung in acht spielen.

K.: Wer spilet dise lustige und nuzliche spiele?

H.: Die Schuler unter einander.

K.: Also glustet mich je länger je mehr in dise Schul: er lieber, führe uns zu einem ehrlichen Kostherren, und hernach in die Schule.

Bald darauf gesellt sich der Lehrmeister zu den drei Schülern und beginnt nach kurzem Zwiesgespräch seine Lektion.

Das Buch schliesst Pag. 95: „L. So ihr Lust zu Griechischer Sprache habt, sollt ihr sie lernen, aber ihr müsst erstlich die Lateinische sprach mit angeleuteten Sachen recht lernen. Darum so überleset hie alle tag ein oder zwei blätlein fleissig, und lasset uns nun zu der Sichtbaren Welt (Orbis pict.) fortschreiten.“

In der Vorrede zu dem in Züricher Mundart geschriebenen Lateinischen Run's (Rinnsal) denkt Redinger offenbar auch an Comenius, wenn er von dem Fleiss und der rühmlichen Arbeit gelehrter Männer spricht, einen kürzeren und leichteren Weg zur Erlernung der Sprachen zu zeigen.

„Liebe Tütshe; Demnach eüwere lobliche begird alerläi sprachen zu lernen, um dersälben im gaist- und wältlichen stand eüch zu bedienen, aler wält bekant: in glichem etlicher gelehrter männeren fliss und rumliche arbäit bewusst, welche sich bemühend ainen kürzeren und lichtereren wäg zur erlernung der sprachen zu zaigen, als aber die zithar in den Schulen gebrecht worden, sonderlich mit ordentlich fügung der sachen und sachbedütender worten: hierin aber noch manglet ain grundlichere untersuchung der änlichkäit und gleichheit der sprachen, näbend dem augenschin in wisung der sachen sälbsten, oder durch mittel der gemaleten bilder: welche baide stuk ainen noch fil kürzeren und lichtereren sprachwäg machen werdend: so understande ich mit Gotes, vnd sprachliebender lüten hilf, die gleichheit der sprachen uf ainen andren srot zu zaigen, als biszar fon etlichen arbeitsamen männeren geschähen“ etc.

Inbezug auf den realen Realismus des Comenius will ich ein Urteil aus dem Jahre 1669 mitteilen. Eccard Leichner stellt in seinem „Apodictischen Prüfe-Spiegel“¹⁾ auf Seite 21 Comenius neben Verulam, Campanella und Cartesius als einen Gelehrten, welcher die übele Philosophie irrig und verführerisch gehluten, welche nicht auf wahrer Betrachtung der Natur und Naturwerke beruhe.

Ich komme nun auf zwei in ihrer Zeit hochgeachtete praktische Schulmänner, von denen wir umfangreiche Anweisungen haben, wie

¹⁾ D. Eccardi Leichneri | Apodictischer | Prüfe-Spiegel | Wissen- und Gewissen-haffter Lieb- | haber des Christlichen Schul- und | allgemeinen Wol-Wesens; | Worinne zugleich eine Summarische | Abbildung | Wahrer und Irriger | Logica, auch Physica, Methaphysica | und Ethica; | Nebst gewichtiger Anzeige, | wie leicht-müglich die Apodictische Emen- | dation seye | Abtritts-Weise | Zu endlichem reiffem Nachdenken Män- | niglich trew-meinend vor Augen gestellet. | Erfurth, In Verlegung des Autoris. 1669.

das Vestibulum und die Janua wohl am vorteilhaftesten in den Schulen anzuwenden wären. Es sind dies Johann Sebastian Mitternacht, Rektor in Gera, und Johann Georg Seybold, Lehrer am Gymnasium in Schwäbisch-Hall. Bei Mitternacht handelt es sich um die 1665 in zweiter Auflage erschienene Schrift „Paedia, das ist: Unvorgreifliches und wolgemeintes Bedenken von der Erziehung und Unterweisung der Kinder“¹⁾. S. 185—187, 217, 222, 224—229 finden wir die betreffenden Stellen.

Folgende kleine Auslese möge zur Kennzeichnung der Stellung genügen, welche Mitternacht den Comenianischen Schulbüchern gegenüber einnahm. „Neben dem Donat, so bald der Discipul die Paradigmata Declinationum & Conjug. etlicher massen gefasset, kan man das Vestibulum Comenii brauchen, und die Nomina und Verba nach dem gelernten paradigmatis flectiren lassen. — — Jetzt ist genug, dass ich Ursach gebe, warum ich das Vestibulum allernechst nach dem Donat gesetzt. Weil nemlich simplicissimae constructiones, dergleichen den Kindern anfänglich gegeben werden müssen, darinnen vorlauffen, und die Wörter gutes Theils in ihrer eigentlichen Bedeutung, dessgleichen die epitheta oder adjectiva, nicht weniger die verba, so rerum propria bedeuten, zu ihren gehörigen Subjectis gesetzt werden. — Im decliniren und conjugiren kan man sich mit Nutz richten, nach dem, was der Auctor Vestibuli in praefat. ad Lect. numer. IV. & V. de Vestibuli usu erinnert.“ —

Seybold veröffentlichte 1663 in Schwäbisch-Hall „Kurtze doch Gründliche Anleitung“²⁾ etc. — S. 155—158, 160—162, 172—180 lesen wir seine praktischen Ratschläge, das Vestibulum und die Janua mit Nutzen bei Kindern zu verwenden. Er ist noch mehr als Mitternacht von der Vortrefflichkeit der Comenianischen Schulbücher eingenommen. Caput XXVIII. Pag. 161 „Das Vestibulum Comenii ist ein fein nützlich Büchlein, darauss die Tirunculi Latinitatis allerley Wort, als Verba und Nomina, Adjectiva und Substantiva, dessgleichen auch allerley andere Partes Orationis, deren man in examinatione

¹⁾ Büttner, Rektor J. S. Mitternacht u. s. Wirksamkeit am Geraer Gymnasium 1646—67. Gera 1888. 4°. — M. JOH. SEBASTIANI | Mitternachts. | PAEDIA, | Das ist: | Unvorgreifliches und | wolgemeintes | Bedenken, | Von | der Erziehung und Un- | terweisung der Kinder, | Auff die Privat-Information, die | bey den Eltern im Hause geschicht, | eingerichtet, | Jetzo auffz neue ausgefertiget, und | mit etlichen absonderlichen Gutachten | das Informations-Werck betref- | fend vermehret. (Gera 1665.) 8°.

²⁾ Praeceptor Methodicus, | sive | METHODUS | INSTITUTIONIS | PUERILIS | Das ist: Kurtze doch Gründliche | Anleitung, wie man einen Kna- | ben, neben guter Zucht und wahrer Got- | tesforcht, vom Alphabet an, durch die Lectio- | nes Classicas ordentlich führen soll, dass er zu | dem Grund der Lateinischen Sprach, und an- | derer darzu nothwendig-gehörigen Stück | schleunnigst gelangen möge; | So wol den Docentibus als Discitentibus | zu lesen nützlich; | Bemerket und beschriben: | von Johann Georg Seybolden, | Gymnasii Halensis Coll. | Schwäbischen Hall | In Verlegung Johan. Christoph Gräters | gedruckt bei Hans Reinhard Laidigen, 1663.

formularum nicht wol entrathen kann, die sie zur Practicirung der Grammatic, und auch in kurtzen formulis loquendi zu gebrauchen, sollen angewehnt werden. Dieses Büchlein muss aber von Anfang biss zu End ansswendig gelernt werden, und damit solches desto füglicher geschehen möge, können sie das Teutsche absonderlich in ein Büchlein, darzu gebunden, abschreiben, und dasselbe im recitiren vorlesen, und dann drauf das Lateinische hersagen. — Caput XXIX. S. 172 „Wann das Vestibulum tractirt und absolvirt worden, so kan man nachgehends die Januam selbstn mit besserm und grösserm Nutzen mit der Jugend vornemen. Wiewol aber diese der Jugend umb etwas zu schwer von etlichen möchte gehalten werden, ist sie doch umb folgender Ursachen willen hoch zu commendiren. 1. Weil es kein gross weiltäufftig Werck, welches in einer Particular-Schul nicht könnte absolvirt, und nach nothdurft repetirt werden. 2. Weil es einen doppelten Indicem, darnuss die Jungen die Wort, so ihnen entfallen, können aufsuchen, welche doch noch weit nutzlicher wären, wann beede Sprachen in den Indicibus wären zusammen gefast worden. 3. Weil die res cognatae in einer feiner Ordnung und Verstand in gewissen Capitibus beysammen. 4. Hat man auch darauss materiam, Etymologiam, & Syntaxin examinandi, wie auch praxin totius Grammaticae exercendae. 5. Finden sich darinnen feine formulae und idiotismi Latinitatis, welche man in solutis & separatis phrasibus nit haben kan. 6. Gibt es den grössern eine feine Manuduction, so wol zu Practicirung der Participiorum, als zu Ergreifung allerhand Disciplinen und Künsten.“ —

In seinem „Compendium Grammaticae, Nürnberg 1698“ — erfahren wir von Seybold über die Janua und das Vestibulum noch folgendes: „Die Herrn Scholarchen haben nach reiffer Erwägung, Januam Latinitatis Johann Amosii Comenii hinfort in unserer Schul zu tractiren erwählt, weil es in einer feinen verständlichen Cohaerentz die vornehmste Wort der gantzen Sprach in 100 Capitibus und 1000 Paragraphis begreiff, so nun auch der Jugend zum besten in kürzere Paragraphos oder Commata resolvirt sind. Darbey ist auch ein Vestibulum, so für die untere Classes zu gebrauchen nützlich.“

Der Verfasser von „Kurtzer und Leichter Kinder-Donat, Magdeburg & Helmst. 1672“ schlägt in seiner Vorrede für die ersten Übungen im lateinischen Sprachunterricht gleichfalls die Benutzung des Vestibulums vor.

„Dabey sollte das Vestibulum, als welches zum Anfange sehr bequemlich, werden Tractiret, und der Knabe angeführet, etwas aus demselben, dass er fein deutlich hergelesen zu exponieren, resolviren und construiren. — — Wann ein fleissiger Praeceptor das Vestibulum zu ein oder mehr mahlen wird durch tractiret haben, ist kein Zweifel, es werde der Discipul, wann er embsig gewesen, durch Hülffe GÖttes so weit gekommen sein, dass er das Lateinische fein wird verstehen, und nach den gemeinen Grund-Regulen zu gebrauchen wissen.“ —

„Wohlgemeyntes, zumahlen wohl überlegt- und Gründliches Bedenken“, Augsburg 1693 ¹⁾. — 17. Abschnitt: „Man hat lang, hin und wieder, in grünigem Eyfer wider dess guten Comenii Januum geschmählet, und zwar gewisser Ursachen halben nicht unbilllich; aber die neueren Tentsch-Lateiner, mit ihren Officinis, und dergleichen Saalbadereyen, machen den Comenium gantz wieder redlich. Dieses seine Janna ist so gross nicht, und setzt zum scopo die Auctores probatos: Aber biss ein ehrlicher Gesell, mit jenem Schneider-Weber-Schuster- Keller- und Küchen-Latein, durch alle Werkstätte sich hindurch beisset, müssen gute Scribenten gar zu lang, ja öftters gänzlich zurück bleiben.“ —

Über den Orbis pietas urteilt Martin Difenbach, evangelischer Prediger in Frankfurt a. M., in seinem Buche „Unterricht von den Pflichten Christlicher Schullehrer“, Frankfurt a. M. 1691 ²⁾ — Pag. 446 „Auff Comenii Orbem Pictum weiss ich wol, dass viele wenig halten, sonderlich nachdem Herr Böeler, Mehovius, Becherus und andere etwas harte Urtheil darüber gefüllt haben, aber ich weiss auch, dass andere viel darauff halten, und gern erkennen, ob wol nicht alles Latein gantz rein darinnen sey (das den Knaben in den untern Classen so nicht eben schaden kan. Und welch Buch wird ihnen ausser den alten Scribenten recommendirt werden, das allerdings pur Latein in sich halte?) so könne es doch mit gutem Nutzen von der Jugend gebraucht werden, sonderlich wegen der darin befindlichen Bilder.“

Ein Anonymus empfiehlt 1691 in seinem Buche „Nöthiger und wolgemeinter Unterricht zur Information“ ³⁾ — Braunschweig“ ebenfalls

¹⁾ Wohlgemeyntes, zumahlen wohl | überlegt- und | Gründliches Bedenken, | Von verschiedenen, theils offenbahren, | theils nicht allerdings bekandten Missbräuchen, so | geraume Zeit hero in die Schulen eingerissen, und überhand | genommen: auch wie die Sach eigentlicher und mit besserer Manier möchte eingerich- tet werden. | Zu mehrerem Nachdenken, kurtz und | einfältig entworfen von einem, der schon lang, | und nun je länger je mehr sich, Ampts- und Gewis- | sens halber, umb den Schaden Josephs | bekümmert. | Augspurg | In Verlag Lorenz Kronigers, und Gottlieb Göbels sel. Erben, | Druckts Anthon Nepperschmid. | Im Jahr 1693. efr. auch Sammlung selten gewordener pädagog. Schriften des 16. u. 17. Jahrh. Herausgeg. v. A. Israel. Heft 3.

²⁾ Gründlicher und Wolgemeynter | Unterricht | Von den | Pflichten | Christlicher Schül- | Lehrer, die an Gymnasiis | stehen. | Worinnen zugleich nächst ei- | nigen Vorschlägen von Verbesse- | rung der Lateinischen Schulen, verschiedene | einflussende Theologische materien wider die | Quäcker und andere Irrglaubige | abgehandelt werden. | Mit Hoch-Ehrw. Theologi- | schen Facultät zu Giessen Approbation | herausgegeben | Von | Martin Difenbach, | Evangelischen Prediger in Franckfurt | am Mayn. | Franckfurt am Main, | Verlegt Joh. David Zunner, | Druckts Martin Jaquet, 1691.

³⁾ Nöthiger und wohlgemein- | ter Unterricht | Zur | INFORMATION | Der zarten und anwachsenden | Jugend von den ersten Jahren an biss | ins sechste, vom sechsten biss zum zwölff- | ten, vom zwölfften biss zum | zwanzigsten. | Zu dieser letzten Zeit, bey je mehr und | mehr einreisenden grossen | Ignorantz, | Zum gemeinen und besondern | Nutzen kürztlich und

den Orbis pictus. Nachdem er dem „ändern Alter vom sechsten bis ins zwölfte Jahr“ für die Aneignung der Anfangsgründe in der lateinischen Sprache ein kleines Vokabelbuch (nämlich das Vestibulum) vorgeschrieben, sagt er Seite 19: „Hierauff müssen nun die Lateinischen Autores selbst angegriffen werden, und kan man den Anfang machen etwan von der Historia Eutropii, oder vom Terentio, oder von den kleinen Epistolis Ciceronis (wobey zur Lust des Comenii Orbis pictus um der Vocabulen willen mag fleissig gelesen werden), denn die Autores selbst machen die beste Lust, auss dem Brunnen trincket sichs am allerfrischesten.“

Dass Leibniz unsern Pädagogen schätzte, ist bereits anderweitig bekannt gegeben¹⁾. 1668 erschien von ihm in Frankfurt a. M. „Nova methodus discendi docendique iuris“; hierin wird der Orbis pictus den Knaben nach ihrem sechsten Jahre zur Erlangung einer Kenntniss der Pflanzen, Bäume, der Minerale, Tiere und mechanischen Instrumente etc. als dienlich empfohlen.

Schliesslich interessiert vielleicht noch die Mitteilung, dass Erhard Weigel in seiner berühmten, auf die Aretologistik gegründeten Tugendsschule in Jena in den sogenannten Schwebeklassen die Sprüche des Vestibulum singen liess, um sie dem Gedächtnisse desto sicherer einzuprägen. In seiner Schrift „Die bereiteste Execution des Allerleichtesten Vorschlags, Jena 1685“²⁾ — teilt er uns folgendes mit: „Unterdessen habe ich noch den Ton die Sprüche Vestibuli zu memoriren hier anfügen, und das übrige dem Willkühr eines jeden der die Kinder liebet heimgestellt seyn lassen wollen.“



Sal-ve-te pu-e-ri, scit gegrüst ihr Knaben.

Nachdem wir die dem Comenius freundlich gesinnten Zeitgenossen vernommen, müssen wir auch seine Gegner auf pädagogischem Gebiete kennen lernen.

Die hervorragendsten sind Becher, Böcler, Mechovius, Scheffer, Christian Weise, und am Ende des Jahrhunderts noch Bayle und Morhof.

insgemein, | doch deutlich und or- | dentlich | Auf Begehren gestellt | Vom | Christlichen Liebhaber Einer | Lobwürdigen Zucht. | Braunschweig, | In Verlegung Caspar Grubers, Buchh. | 1691.

¹⁾ Hülsen, Leibniz als Pädagoge und seine Ansichten über Pädagogik. Charlottenburg 1874. 4°.

²⁾ E. Spiess, Erhard Weigel, der Lehrer von Leibniz und Pufendorf. Leipzig 1881. — A. Israel, Die pädagogischen Bestrebungen Erhard Weigels. Zschopau 1884. — Die bereiteste | EXECVTION | Des | Allerleichtesten Vorschlags, | Wie | Nach der Art der alten Weisen, | Der Grund aller Kunst und Tugenden, nächst dem Latein, | auch den kleinen Kindern, mit Freuden einzuflossen. | Unmassgeblich entworfen | von | ERHARDO WEIGELIO, | Mathem. Prof. P. | JENA, | In Verlegung Johann Bielkens Buchhändlers. | Gedruckt mit Nisischen Schriften. 1685. 4°.

Das in den Comenianischen Schulbüchern auftretende Latein ist es vornehmlich, was keine Gnade bei ihnen finden konnte. Die menschlichen Dinge waren mit dem Aufhören der lateinischen als einer lebenden Sprache in fortlaufender Entwicklung begriffen und fanden in dem Latein der Klassiker keine entsprechenden Benennungen. Comenius konstruierte sich deshalb, um für jedes Ding den rechten Namen zu haben, ein eigenes Latein. Gegen diese sogenannten Barbarismen erhoben die Philologen ihre Angriffe und warneten vor dem Gebrauch der Schulbücher von Comenius. Andern Gegnern erschienen sie wieder in der Schule gefährlich, weil in ihnen ein Abfall von dem Princip der Anschaulichkeit, eine verkehrte Anwendung des Bildes (besonders im *Orbis pictus*) enthalten sei. Wir wissen, dass Comenius ein ausgesprochener Empiriker nicht bloss in der Theorie, sondern auch in der Praxis war. In seiner *Didactica magna* dringt er darauf, alles den Sinnen darzubieten, was nur immer angeht; das Sichtbare dem Gesichte, das Hörbare dem Gehöre, die Gerüche dem Geruchssinn u. s. w.; überhaupt muss man alles durch den Augenschein und den sinnlichen Beweis lehren. In der Vorrede zum *Orbis pictus* sagt er: „Es sollen den Knaben die benannten Sachen nicht allein in der Figur, sondern auch an ihnen selber gezeigt werden, als nämlich die Leibesglieder, die Kleider, Bücher, Hausgeräte. — Wenn etliche Sachen, deren hierin Meldung geschieht, nicht können vor Augen gestellt werden, wäre es den Lehrknaben gar fürträglich, wenn man ihnen dieselben selbst vorzögte; z. B. die Farben, die Geschmacks n. dgl., welche hier mit der Druckerfarbe nicht haben können ausgebildet werden. Es wäre deswegen wohl zu wünschen, dass in einer jeden vornehmen Schul die seltenen, zu Haus nicht gemeinen Sachen beigelegt würden, damit man, so oft man mit den Lehrknaben davon handelt, dieselben vorweisen könnte.“ Comenius will durch das Bild das Ding an sich mit Weglassung alles Nebensächlichen und Zerstreuten zeigen. Das Kind soll gewöhnt werden, durch Vergleichung mit den entsprechenden wirklichen Gegenständen das Wesentliche des Dinges an sich durch das Bild zu erfassen. Durch die *Janua* hatten die Kinder die Dinge äusserlich von einander unterschieden; nun sollten sie auch angeleitet werden, darauf zu achten, was jede Sache ihrem Wesen nach ist. Comenius wollte diese Idee noch weiter ausbauen und zu dem Zwecke eine Vorratskammer der gesamten Weisheit — eine *Philosophie* — schreiben, wozu er aber nicht gekommen ist. Jedenfalls ist er in seiner Zeit mit Unrecht wegen seiner sogen. falschen Anwendung des Bildes angegriffen worden.

Den unruhigsten Gegner erhielt Comenius an Joh. Joach. Becher von Speyer, welcher als Autodidakt sich auf alles legte, alles Wissen verbessern und die Welt durch seine Ideen umändern wollte, der aber griesgrämlich wurde, als sie nicht den gewünschten Erfolg hatten. In seinem Buche „*Methodus didactica* — und dem Appendix dazu

— Frankfurt a. M. 1674⁽¹⁾) — finden wir ihm fortlaufend in der Gegenstellung zu Comenius. Einige Auslassungen von ihm mögen dies bezeugen. S. 77: „Ich weiss wol, dass Docemius, Redlinger, Colbovius, und mein vormals gewester indignus Rector, Weinheimer, auch andere Comenianium Janitores diese meine Censur über einen Mann, den sie so sehr gelobt, ungern hören werden, sed amicus Plato, amicus Seneca, magis amicus veritas. — Was in beyden Sprachen (Lateinisch und Deutsch) von mir gethan ist, mehrer als Comenius in Latein, und Schottelius in Teutsch, das wird die Combination weisen, wann man es wird gegen einander einmal halten können, sage nochmal, ich wünsche von Herzen, beyde Schottel und Comenius hätten mehr gethan, so wäre ich vieler Mühe überhoben, zumalen in den Teutschen Radicibus, doch hat Comenius respectu suae professionis hundertmal mehr, als Schottel und die ganze Teutsche Fruchthringende Gesellschaft in der ihrigen gethan, es ist doch alles gute Beginnen zu loben. — Comenius hat bey dem Herrn von Geer mehr Beförderung gehabt, als mancher König nunmehr einem gibet, derentwegen besagter von Geer sich nach dadurch einen unsterblichen Namen gemacht, solch Glück darff ich nicht hoffen, als der es etwan mit meritis, noch disen Leuten in der Erudition gleich gehe, aber nachdem die Gaben unterschiedlich, so hab ich das meinige und doch dieses gethan, was keiner in hoc genere von vorigen gethan, also vermeinet, ich hätte so viel verdienet, dass ich etwan ein Trüneklein Wein thun, und also die grosse Molestien, so ich in diesen studiis gehabt, durch ein vinum Theologicum verdauen könnte, so aber gönnet man mir nicht einmal das Wasser so ich trincke. — Comenius hat seinen orbem pictum lassen ausgehen, hat Kinder damit informiret, welche ihre eigne Mutter-Sprach noch nicht recht können. Aber je mehr man die Memori in die Enge, und von der Sachen selbst auff die gemähle, oder Bilder, von disen aber auff die Wörter bringen will was thut man anderst, als was M. Bano mit seiner Bilder Grammatic gethan, nemlich man multiplicirt die Entia, und führet die Jugend von lebendigen auf toltte Dinge, von dem Original auff die Copey, und bringet durch diese Kupfferstück und Bildnussen ein drittes neues unnütziges Ens in die Memori der Kinder, das ist an stat des Liechts einen Schatten,

¹⁾ Joannis Joachimi Becheri | Spirensis, | METHODVS | DIDACTICA | Sen | CLAVIS ET PRAXIS | Super novum snum | ORGANON | PHILOLOGICVM, | Das ist: | Gründlicher Beweis, dass die | Weg und Mittel, welche die Schulen biss- | hero ins gemein gebraucht, die Jugend zu Erler- | nung der Sprachen, insonderheit der Lateinischen, zu füh- | ren, nicht gewiss, noch sicher seyen, sondern den Regulen | und Natur der rechten Lehr, und Lern-Kunst schnurstracks | entgegen laufen, derentwegen nicht allein langweilig son- | dern auch gemeinlich unfruchtbar, und vergeb- | lich ablaufen: | Samt Anleitung zu einem besseren. | Zweyte Edition. | Franckfurt, in Verlag Johann David Zimmers, | Druckts Balthasar Christoph Wust, 1674. 8°.

wordurch nur die Einbildung vermehrt, und geschwächt wird, ich hab durch dergleichen Possen meine Memori zimlich verlorben. — Man soll dahin sehen, dass man die Jugend auss dem Fundament lehre, worzu nit allein das Latein lernen auss den Lexicis, sondern auch auss den Nomenclaturu nicht führen noch bringen wird, und was ich bisshero von den Nomenclaturu geredet, das sage ich auch von der Janua Comenii, welche nichts anders ist, als ein zusammen construirtes Werck aller Wörter unter jedem Titel in einer Nomenclatur —, zumalen, da so absonderlich Latein nicht darinnen ist, welches den guten alten Exempeln bewährter Autorum in den Syntax vorgehen solte, ist also mit der Janua nichts weiteres gethan, und der Jugend geholfen, als mit den gemeinen Nomenclaturu auch, ohne dass etwan Comenius in der letzten Edition mehr Wörter hat, als andere, hingegen mehr Weitläuffigkeit und Mühe die Wörter unter den Titeln zu finden, ich will nur eines von seinen Operibus nehmen, die er vor die Kinder gemacht, und also gar einfällig seyn solt, nemlich seinen Orbem pictum sensualium, unter was vor einem Titel meinert der günstige Leser, wolte er am nechsten und füglichsten das Wort Zangen suchen, in der Schmidt, oder in der Kuch? Comenius setzet sie nnter die Malefitz-Straffen, da man die Ubelthäter zwicket, als ob die Zangen proprius hieher, als in die Schmide gehörten, oder nirgends könnten gebraucht werden, als die Ubelthäter mit zu zwicken, dergleichen Dinge hat er viel hundert, dass er also, weder in Partirung der Titeln, noch näherem Vortheil der Erlernung, der Wörter was anders gethan, als alle Nomenclaturu auch gethan. — Ich habe selber in meiner Jugend seine Januam dreymal ausswendig gelernt, aber in der Application nie sehen können, was ich vor Vortheil darinnen hätte, vor einer jeder andern Nomenclatur.“

Joh. Heinrich Boecler bemühte sich auf den ersten 40 Seiten seines Buches „Kurtze Anweisung, Wie man die Authores Classicos hey und mit der Jugend tractiren soll“ — Strassburg 1679 — nachzuweisen, dass Comenius ein barbarisches Latein geschrieben habe. Es würde zu weit führen, aus dem Buche auch nur einige philologische Auseinandersetzungen abzudrucken, da dieselben doch gar zu lang ausgesponnen sind. Ich theile deshalb bloss sein Gesmurturteil mit. „Wie dan eben dem Hr. Comenio die transpositio seines eignen gemachten Textes nicht zum besten gerathen. — Massen dan die Janua und Atrium Comenii mit barbarismis und solocicismis angefüllet sindt, auch die löbliche und kunstgemesse Art eines lateinischen contextes nicht halten.“

Joh. Scheffer, „De generosi nobilisque informatione literaria dissertatio“ — Holmiae 1678 — Pag. 14: „Commendant aliqui Vestibulum & Januam Comenii. Verum sunt non pauca, quae in eis opusculis desideres, alibi à me indicata satis copiose. Itaque nisi plurimum fuerint emendata, non possunt, non damnosa esse Latinitatem incorruptam cupientibus acquirere.“

Das absprechende Urtheil des Zittauer Rektors Christian Weise über den Orbis pictus übergehe ich, da es bereits anderweitig mitgeteilt worden ist.¹⁾

Mechovius schreibt in seiner Hermathene: „Affricuit Johannes Comenius foedam scabitudinem optinisi literis per inficetam Januam suam, tanquam Pseudo tyro quodam in omnes Europaeos intromissam. — Pag. 593: Comenius, inquam, non vulgaria Tropica nobis instituit, cum Januam suam sacram & horribilem portam in via Latina, nescio quo fato, in vita tamen Minerva, discentibus exstruxit, qua hodie magna pars Europae ad barbariem & inscitiam delabitur.“

Christian Fritsch, Antwort-Schreiben an einen guten Freund, Auff die Frage etc., Leipzig 1691.²⁾ — Pag. 6 und 7: „Man versuche meinen Vorschlag mit denen Vocabulis, so der gelehrte Cellarius aus Fürstl. Befehl gedachter deutscher Grammatic in libro memoriali Latinitatis probatae & exercitae fürgesetzt, und dann mit der reinen und guten Phraseologia nebst denen andern Lectionibus auff gedachte Weise, ich versichere ihm, er wird mehr ausrichten als mit der Janua Comenii, darzu ich kein Hertz habe, ob schon andere noch so viel drauff halten.“

J. Abraham à Gehema, Entwurff Einer Vernunftmässigen Kinder-Zucht, Frankfurt u. Leipzig 1691³⁾ — Pag. 46—48: „Man machet heutiges Tages bey den Schülern den Anfang mit auswendigen erlernung der Vocabulen (denn wir nennen einen Schüler, welcher schon im Lesen fertig ist) zu solchem Ende müssen sie gemeiniglich zu Anfanges das bekante Schulbuch, genannt Orbis pictus oder die gemahlte Welt des embsigen Amsterlamschen Schullehrers Johannis Amos Comenii auswendig lernen, als worin alle Geschöpfe, Menschen und Thiere, und was in der gantzen Welt vorhanden und bekant ist, wie auch alle Künste und Handthierungen, auf kleinen in Holtz oder Kupfer geschnitten Figuren abgebildet, und dabey die Kunstwörter und Nahmen, wie ein jedes in Lateinischer und Deutscher Sprachen genennet wird, angefüget sind, damit die Knaben alsobald dasjenige in seiner Gestalt und Wesen abgebildet sehen mögen, was sie nennen sollen. Diese Methode ist nicht wohl zu billigen, denn erstlich, so sind die Figuren dermassen klein, dass man wohl ein Microscopium nötig hette, selbige zu erkennen, wie solte sich dann

¹⁾ R. Hiller, Die Latein-Methode des J. A. Comenins. Zschopau 1883.

²⁾ Christian Fritschens | Antworts-Schreiben, | an einen guten Freund, | Auff die Frage: | Wie, und auff was Weise die Informa- | tion bey der kleinen Jugend wol und glück- | lich anzustellen, | Und | Wie absonderlich die Lateinische Sprache, da- | mit man insgemein so viel Zeit zubringen müsse, | derselben zeitlicher und besser als sonst geschiehet, | beyzubringen? | LEIPZIG, | Bey Johann Heinichen, Buchh. 1691. 4^o.

³⁾ Entwurff | Einer | Vernunftmässigen | Kinder- | Zucht, | Beydes in Sitten und in | Wissenschaften, | vorgestellt | von | JANO ABRAHAMO | à GEHEMA, | Eq. Med. Doct. | Franckfurt und Leipzig, | In Verlegung Jeremias Schreyen, und | Joh. Heinrich Meyers sel. Erben, | Anno 1691. Kl. 8^o.

ein Knabe dasjenige was sie abbilden, imprüiniren können? Fürs andere, wann sie gleich alles darin kennen und begreifen, so stellet man ihnen dennoch dadurch die Wahrheiten, eigentliche Grösse, und Beschaffenheit der Sachen nicht für, wie sie an sich selbst sind, sondern meistentheils Falschheiten; und bin ich versichert, dass wann ihnen dieses oder jenes in seinem Wesen sollte verzeiget werden, sie es gantz anders befinden würden, als sie davon vorhin eine Ideam gefasset: Damit sie nun diesen Betrug der fürgebildeten Dingen entgehen mögen, so were das beste Mittel, dass man den Knaben alles in seinem Wesen zeigte, und nachdem man ihnen dieses oder jenes mit seinem gewöhnlichen Nahmen fürgesaget, sie solches nachsagen liesse, auf solche Weise würden sie alle Dinge mit geringer Mühe, gleichsam spielend, und ohne Bücher nennen können. Solcher Gestalt kan man ihnen erstlich alles was ein Hauswesen ist, und man täglich im Gebrauch hat zeigen und vorbenennen, hernacher mit ihnen hinaus aufs Feld spatziren, und was zum Ackerbau gehörig, sambt den zahmen und wilden Thieren, Gewächsen der Erden etc. vorweisen und benennen, endlich sie zu allen Künstlern und Handwercken führen, und derselben Werkzeug vor Augen stellen, so lernen sie zugleich alle Dinge kennen und nennen. Was ihnen körperlich nicht kan gezeiget werden, entweder weil es Spirituali und Geistlich ist, als Gott, die Engel, die Seele etc.: item frembde Thiere, Gewächse und alles was nur bey andern Nationen, und in weit abgelegenen Ländern zu finden ist, solches muss ihnen, so gut man kan, bedeuten, damit sie so viel immer möglich ist, davon die rechte Ideam concipiren; jedoch könnte dieses letztere durch Bilder und Figuren vorgezeiget und gewiesen werden.“

In dem verdienstlichen Schriftchen Walter Müllers „Comenius: Ein Systematiker in der Pädagogik“ Dresden 1887 — möge man Bayle's und Morhofs Urtheile über Comenius nachlesen; wie Joh. Balth. Schuppe über ihn dachte, findet man bei Curt Henschel, Joh. Balth. Schupp, Döbeln 1876.

Durch vorstehende Sammlung von Urteilen über den Pädagogen Comenius glaube ich den Nachweis geführt zu haben, dass er in seinem Jahrhundert bei der Schulwelt doch mehr Beachtung fund, als man bisher anzunehmen gewohnt war. Für einen zweiten Artikel „Der Pädagoge Comenius in der Beurteilung des 18. Jahrh.“ ist es mir ebenfalls gelungen, ein umfangreiches Material zusammenzutragen.

Das älteste pansophische Werk des Comenius.

Von

Dr. Joh. V. Novák in Prag

(Kgl. Weinberge).

Im Briefe an den Buchdrucker Petrus Montanus, worin bekanntlich eine Aufzählung der Schriften des Comenius enthalten ist, finden wir an zweiter Stelle ein „opus principale“ erwähnt, durch welches der Verfasser seine Muttersprache emporheben und zugleich seinen Landsleuten die Möglichkeit verschaffen wollte, daraus Information über alle möglichen Sachen in der Welt zu schöpfen. Er nennt das Werk „Amphitheatrum universitatis rerum“ und sagt, dass es in 28 Bücher eingeteilt gewesen, wovon das II. Buch, 125 Kapitel enthaltend, durch die Katastrophe in Lissa zu Grunde gegangen sei. Die letzte Korrektur und Herausgabe des Werkes sei durch Verbannung des Verfassers verhindert worden.

Sonst war bis zur letzten Zeit von diesem Werke nichts mehr bekannt. Erst durch den neuen Fund in Ungarn, welcher jetzt für das böhmische Museum gewonnen ist, kam auch eine Handschrift zum Vorschein mit dem Titel:

Theatrum Universitatis Rerum,

To gest Divadlo Světa a wssechněch wssudy předivných wěcý geho, kterež na Nebi, na Zemi, pod Zenj, v Wodách, w Powětří a kdekoli w Swětě gsau aueb se děj a diti budau od Počátku Světa až do skonání geho a až nálezky wěkůw. — Podte, wizte skutky Hospodinowv. Žalm 46, 8, d. h. Theatrum universitatis rerum, das ist das Theater der Welt und ihrer sämtlichen überaus wunderbaren Dinge, welche im Himmel, auf Erden, unter der Erde, in den Gewässern, in der Luft und wo immer auf der Welt sich befinden oder geschehen und geschehen werden vom Anfang der Welt bis zu ihrem Untergange und von Ewigkeit zu Ewigkeit. — Kommet, sehet die Werke des Herrn. Ps. 46, 9.

Die Handschrift rührt gewiss von Comenius her, obzwar nur einige Korrekturen und Randglossen auf seine eigene genug bekannte Handschrift verweisen und unter der Widmung nur die drei Buchstaben J A N sichtbar sind, wovon der dritte durchstrichen und

darauf von einer späteren Hand (des Verfassers?) geschrieben steht: „Comenius in Moravia natus“. Nach der Tendenz und der Zeit der Verfassung dieser Schrift kann man auch darin das bis jetzt vermisste Werk, von dem wir oben Erwähnung gethan, erkennen, wovon freilich nur ein ganz kleiner Teil übrig geblieben ist, wie man aus der Disposition und aus dem ganzen Projekt erkennen kann.

Gewidmet ist das Werk (S. 3) dem „Allerdurchlauchtigsten, allmächtigsten und unüberwindlichsten Fürsten und Herrn, Herrn Jesu Christo“, und der Verfasser wendet sich in dieser Widmung an Christus und sagt, es sei zwar allen Menschen bekannt, dass er in seiner Allmacht und Vollkommenheit nie etwas entbehrt habe, und doch habe er die Schöpfung unternommen, auf dass sie seinen Ruhm erzähle den Menschen, die Gott endlich auch geschaffen habe, und über ihnen noch edlere Geschöpfe, die Engel. Diese erhielten sich in Gnaden aufrecht, die Menschen dagegen wandten sich von Gott ab, und die Schöpfung preist nun auf der Welt allein Gott für die Menschen. Doch trachten auch manche von den Menschen, dass der Ruhm Gottes auf Erden sich mehre, und der Verfasser dankt da Gott dafür, dass er auch einer von denselben sei. Um aber selbst in sich zu mehren, was von Gott in ihm angefangen wurde, will er mit dieser Schrift das Theater seiner Werke vorbereiten für sich und diejenigen, welche seine Thaten zu schauen begierig sind. Zu diesem seinem Unternehmen fleht er Jesum zu Ende seiner Widmung (S. 6) um Hilfe an.

Es folgt eine ausführliche Vorrede (S. 7—30) über das wahre menschliche Wissen und Erleuchtung, worin sie bestehe und wie man zu ihr gelange; auch sind zu Ende die Gründe des Unternehmens zusammengestellt. — Viele Menschen, meint zu Anfang dieser Vorrede der Verfasser, sprechen viel von Weisheit, aber selbst sind sie wenig von ihr erfüllt und trachten auch in gehörigem Masse nicht nach ihr: 1. Weil nur wenige von ihnen wissen, worin sie eigentlich bestehe, 2. weil sie ihren Nutzen nicht kennen, 3. weil ihnen auch die Wege und Hilfsmittel zu ihr unbekannt sind. Darum will der Verfasser von diesen drei Umständen ausführlich sprechen.

Ad. 1. Worin die Weisheit bestehe, erfahren wir von Mäthern, welche sie kannten, so von Aristoteles und Cicero, unter den unsrigen von David, Salomon und Jesus Sirach.

Ad. 2. Der Nutzen der Weisheit ist vielseitig: 1. Sie bringt ein fröhliches Leben mit sich, 2. verschafft Vorsicht in allen Handlungen, 3. macht den Menschen zu einem brauchbaren und geschätzten Mitglied der Kirche und der Welt, 4. bringt Ruhm und Ehre vor den Menschen (fehlt S. 13—14), 5. macht die Menschen zu Gottes Freunden.

Ad. 3. Die Weisheit erlangen wir aus der Welt und aus der hl. Schrift. Auch die Kenntnis der Welt gehört zur Weisheit, obzwar die Vollkommenheit unserer Weisheit aus der Offenbarung und

aus der hl. Schrift uns zukommt, und man soll sich die Bekanntschaft mit den weltlichen Dingen aus folgenden Gründen verschaffen: 1. In der hl. Schrift wird ebenfalls die Erkenntnis der menschlichen Dinge und der Welt anempfohlen. Auch hat Gott die Welt nicht auf einmal, plötzlich, sondern nach und nach erschaffen, auf dass wir auf ähnliche Weise zu deren Kenntnis gelangen; in der Schöpfung ist uns gleichsam die Methode dieses Studiums angezeigt. 2. Auch bringt eine solche Erkenntnis grossen Nutzen mit sich, indem sie a) zur Erkenntnis Gottes führt, wie auch überhaupt alle Sachen zum Vortheile der Menschen geschaffen sind. In allen Sachen erkennt man die Allmacht, Weisheit und Güte Gottes, es erzählt davon der Himmel, die Erde, das Meer, die menschlichen Thaten; b) sie führt den Menschen dazu, vor der Allmacht Gottes sich zu beugen; c) sie ist auch für das Verständnis der hl. Schrift fast unumgänglich nötig. d) Die Vortheile und das Entzücken, welche mit der Kenntnis der Welt verbunden sind, müssen notwendig zur Liebe Gottes führen, da diese Erkenntnis den Menschen Gott näher bringt und die Sterblichen gleichsam dem Unsterblichen ähnlich macht. e) Auch die Pflicht zwingt uns zum Suchen des Wissens, da Gott den Menschen zum Verwalter der Welt gemacht hat. f) Endlich das Streben berühmter und heiliger Männer (wir lesen da Moses, Daniel, Job, Salomon, den hl. Apostel Paulus, Anton den Einsiedler, den hl. Bernard, Aristoteles, Pythagoras, die Römer) zieht uns als leuchtendes Beispiel nach sich. — Der Verfasser will also zuerst die Welt und ihre Dinge in der natürlichen Ordnung auseinandersetzen, dann ein Theater der göttlichen Geheimnisse in der hl. Schrift (*Theatrum scripturae*) zusammenstellen. Diese andere Arbeit passt zwar zu seinem geistlichen Stande mehr, als die gegenwärtige, aber doch will er zuerst die Welt untersuchen, weil auch diese gegenwärtige Arbeit eine Stufe ist zur göttlichen Weisheit, und weil er das Material dazu grösstenteils schon gesammelt hatte, bevor er zum Priesteramt berufen wurde. Er that es in der Art, dass er bei dem Studium der artes liberales alles sich notierte und diese wichtigen Noten dann in eine gewisse Ordnung brachte. Das Material wuchs ihm in einigen Jahren so an, dass er über die ganze Welt und sämtliche Dinge in ihr etwas zusammenzustellen beschloss. Er wollte das in seiner Muttersprache (böhmisches) schreiben, nicht wohl darum, weil er sich dazu für besonders geeignet hielte oder zum Bücherschreiben sehr eilig wäre, denn er weiss, wie gefährlich es sei, vor allen Menschen ans Licht zu treten und sich zu einem solchen allgemeinen Examen herzugeben, wo ein jeder sein Urteil, oft ohne Bedenken ausspricht und den Verfasser schilt, wenn etwas nicht nach seinem Geschmacke ist, ohne zu wissen, warum das so gesagt wird. Vielmehr bewog ihn zum Zusammenstellen dieses Werkes die aufrichtige Liebe zum teuren Vaterlande und der Schmerz über die Nachlässigkeit der Landsleute. Seine Muttersprache liebt er sehr, darum will er sie vielfach ausgebildet und ausgeschmückt wissen. Er will sich darin zuerst selbst

genügend ausbilden und dann auch andern Landsleuten dazu verhelfen. Und wenn er auch durch diese Arbeit nicht das leistet, was er gedenkt, so will er wenigstens dadurch den Weg ebnen und zum weiteren Nachdenken über diese Sache führen, da ihm ja gut bekannt ist, dass es auch in seinem Volke viele solche Männer gebe, die einen gerateneren und der schönen Sachen begierigen Sinn haben. Manchen ist freilich darin alles gleichgiltig, andere befolgen das griechische Sprichwort: *Ὀυφ τις μῦθον ἔλεγεν, ὁ δὲ τὰ ὄντα ἐξίπει*. Für die Wissbegierigen hat er das Werk unternommen, um die Vergänglichkeit aller Dinge der Welt zu zeigen, da nur in Gott alles aufhört, und zur Erkenntnis Gottes zu führen, den Menschen aber dadurch weise und glücklich zu machen.

Das ganze *Theatrum universi* will er nur kurz ausführen und bald zum *Theatrum scripturae* eilen. Was er für dieses Theater gründlich und ausführlich angesammelt hatte, dabei will er es verbleiben lassen, was er noch nicht ausgesucht hat, das will er nicht mehr suchen, nur die Titel und Namen aller Dinge will er in einer gewissen Ordnung zusammenstellen, damit ein jeder Gelehrte, was er sich zur Mehrung und Ergänzung der Weisheit selbst ansammelt, auch unter einen bestimmten Titel stellen könnte. Auch setzt er zu allen Sachen die Namen der Autoren, in welchen man dazu mehr Stoff finden könnte. Übrigens sei es nicht einmal einem Menschen möglich, alles über alle Sachen zu sagen, die Erweiterung des Einzelnen können andere unternehmen und durchführen. Für den Anfang dieser seiner Arbeit erbittet er sich Gottes Hilfe.

Es folgt (S. 30—35) eine lateinische Ansprache „*Ad eruditos gentis meae*“. Er redet sie an, um einem voreiligen, schroffen Urteil über seine Arbeit vorzubeugen und zu einem grösseren Fleisse zum Vortheile des Vaterlandes anzueifern. Niemand habe es bis zu seiner Zeit unternommen, seine Landsleute in verschiedene Wissenszweige einzuführen, und doch vermöge auch seine Muttersprache alles auszudrücken, wenn sie gehörig gebildet werde. Er habe also, aus fremden Sprachen entnehmend, auf seine eigene Muttersprache überall Rücksicht genommen und getrachtet, in ihr alles gut und verständlich auszudrücken. In seinem Streben wolle er sich gern von einem andern den Vorzug entreissen lassen, oder er wolle auch seine Arbeit mit einem andern Gelehrten theilen, aber was er in kurzer Zeit bei Beschränktheit seiner Mittel zu leisten vermochte, das habe er gethan. Auch Tadel und Zurechtweisung wolle er nicht verschmähen, wenn er dieselben verdiene, und er bittet die Gelehrten seines Volkes, ihn auf mögliche Fehler aufmerksam zu machen. Diese seine Schrift solle ja auch eigentlich nur eine *Delineatio* enthalten, worin seine gelehrten Landsleute das Übrige leisten könnten: Einer könnte aus Aristoteles, Plinius, Aelianus, Gesner, Franzius ein specielles Werk über die Natur der Tiere sammeln, ein anderer eine Schrift über den Menschen und seine Thaten verfassen, ein dritter die Astronomie

ausführlicher durchnehmen, ein anderer wieder die Optik, die Geometrie, die Geodesie, die Geographie, besonders von Böhmen und Mähren schreiben, ein anderer die Ereignisse der Welt zusammenstellen. Wegen der Sprache bittet er um Nachsicht, da er sich gezwungen sah, der Sache wegen manches Neue einzuführen. Auch einige hundert böhmische mit Mühe in vielen Jahren gesammelte Sprüche habe er hier benützt; später wolle er sie in einem besonderen Büchlein herausgeben, aber jetzt habe er sie auch gleich hier aufgenommen. Es folgt die Unterschrift: „Vestrum observantiss: J A N (Nivanus?)“.

Das *Theatrum universitatis rerum* wird vier Teile enthalten: 1. *Theatrum naturae*, die Auseinandersetzung, was bei der Schöpfung geschehen und bis jetzt noch fortdauert. 2. *Theatrum vitae humanae*, die Erklärung der menschlichen Dinge. 3. *Theatrum Orbis terrarum*, die Beschreibung der Welt. 4. *Theatrum seculorum*, eine Geschichte der Jahrhunderte und der Zeiten. Ein jeder von diesen vier Teilen hat wieder vier Bücher inne: I. Teil: 1. Buch: Über die Welt überhaupt. 2. Buch: Über den unteren Teil der Welt, wo wir wohnen. 3. Buch: Über den oberen sichtbaren Teil der Welt, das Firmament. 4. Buch: Über die unsichtbaren Teile der Welt, den Himmel und die Hölle. — II. Teil: 1. Buch: Über das Verderben, die Verwirrung und Verworrenheit der Menschen an Leib und Seele. 2. Buch: Über die göttlichen Mittel dagegen. 3. Buch: Über verschiedene wunderbare Dinge, Versätze und Künste, womit sich die Menschen auf der Welt befassen. 4. Buch: Über verschiedene wunderbare Ereignisse, welche auf der Welt vorkommen können. — III. Teil: 1. Buch: *Geographia generalis*. 2. Buch: Über Europa. 3. Buch: Über Asien. 4. Buch: Über Afrika, Amerika und Magellanien. — IV. Teil: 1. Buch: Die Konjekturen über die Länge der bemessenen Zeit und die *opiniones chronologorum*, wie viel Zeit schon von Anfang der Welt verflossen sei. Die Reihe der Ereignisse in der Welt. 2. Buch: Die Geschichte der Welt. 3. Buch: Die Geschichte der Kirche von Anfang bis zur Gegenwart. 4. Buch: Über die künftige Art der Welt und der Kirche bis zum Schluss der Zeiten, sowie auch wann und wie das geschehen werde. — Zu Ende dieser Einteilung (S. 38) findet man den griechischen Spruch: „*Ἡ βοήθεια ἐμοῦ παρὰ κυρίου πούσαντος τὸν οὐρανὸν καὶ τὴν γῆν. Ἀμήν.*“

Es folgt die Ordnung der Kapitel des I. Buches (1—18), welche allein von dem ganzen Werke in der Handschrift erhalten sind.

Kap. I. Über die Welt überhaupt, wo sie herkam, wozu sie erschaffen wurde und auf welche Art. Gott hat die Welt erschaffen und sie in jeder Hinsicht seinem eigenen Wesen ähnlich gemacht, durch ihn wird die Welt erhalten und dient zu seinem Ruhme von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Kap. II. Dass die Welt nur eine einzige sei. Zu Anfang des Kapitels werden die andern folgenden Kapitel aufgezählt,

dann folgt die Beweisführung, dass es nur eine einzige Welt gebe. Viele heidnischen Philosophen glaubten an mehrere Welten, aber Aristoteles sagt: Unus primus motor, unum ergo primum mobile. Die Welt ist in Wirklichkeit des unsichtbaren Gottes sichtbares Bild. Gott könnte zwar in einem Augenblicke Tausende solcher Welten erschaffen, aber er fand dazu keinen Anlass.

Kap. III. Dass die Welt von Gott sei. Über den Ursprung der Welt haben verschiedene weise Menschen verschieden gedacht, haben sie für ewig gehalten oder durch Zufall entstanden gedacht. Dagegen spricht das Wort Gottes: 1. Auch führt uns die Ordnung der ganzen Schöpfung dazu, an Gott zu denken, besonders dass die Sonne und der Mond ihre Bahnen wandeln, dass der Himmel sich so schnell drehe u. s. w. 2. Auch muss bei der Welt ein Ordner und Erhalter dasein, damit die Welt nicht untergehe. 3. Die Vernunft selbst führt uns zur Erkenntnis Gottes, denn bei jeder Sache denkt man an ihren Urheber, so auch hier. Auch müsste ein anderer Schöpfer der Welt, wenn einer da wäre, Gott gleichkommen.

Kap. IV. Dass die Welt nicht von Ewigkeit da sei. Die Schöpfung zeigt auf beständige Veränderlichkeit und hat also auch einen Anfang. Nach Moses ist die Welt noch nicht 6000 Jahre alt. Und doch will man neben dieser Zeitrechnung noch manches Andere wissen, z. B. wo Gott vor der Erschaffung der Welt gewesen sei, was er gethan habe u. s. w. Darauf wird hier geantwortet, dass er in sich gewesen sei. Die Zeit ist grundverschieden von der Ewigkeit, diese ist fortwährende Gegenwart, hat keinen Anfang, also auch kein Ende. Was man Zeit nennt, hat erst zugleich mit der Welt angefangen.

Kap. V. Dass die Welt aus Nichts da sei. Man hat früher an die ewige Materie, an das Chaos als Ursprung der Welt gedacht, aber Gott hat die Welt aus Nichts erschaffen. Zuerst hat er sich dazu die Materie gebildet (hat Himmel und Erde erschaffen), dann erst sie verschönert.

Kap. VI. Welche Werkzeuge Gott bei der Schaffung der Welt benützt habe. Durch sein Wort hat Gott Alles erschaffen, d. h. der Wille Gottes hat die ganze Schöpfung vollbracht.

Kap. VII. In welcher Ordnung das Werk der Schöpfung der Welt vor sich gegangen sei. Zuerst wurde der Himmel und die Erde erschaffen, der Himmel mit seinen Bewohnern, den Engeln, die Erde leer und wüst. Dann geschah die weitere Schöpfung in der Art, wie sie Moses erzählt.¹⁾ Gott hat die Welt in sechs Tagen erschaffen, um den Menschen zu zeigen, dass er mit Vorsicht vorgegangen sei, und um uns auf die Art auch zur Vorsicht bei der Betrachtung der Welt zu führen.

¹⁾ Die Schöpfung der 4 ersten Tage sollte da (S. 65—68) durch Bilder dargestellt werden, aber diese vier Bilder sind nicht ausgeführt, nur die Stelle für sie ist leer gelassen.

Kap. VIII. Dass die Welt rund sei. Bei der Betrachtung der Gestalt der Welt irrt man gewöhnlich, wenn man nicht gut darüber unterrichtet ist, die Erde hält man für flach, den Himmel darüber wie ein Zelt ausgespannt, aber die hl. Schrift selbst zeigt auf die runde Gestalt der Welt. Gott wollte auch dadurch die Unendlichkeit und Vollkommenheit seines eigenen Wesens zeigen.

Kap. IX. Dass die Welt gross, aber doch bestimmt abgegrenzt sei. Die Erde selbst ist sehr gross und noch nicht ganz bekannt, von Jahr zu Jahr werden auf ihr neue Entdeckungen gemacht. Doch noch grösser ist der Umfang der Luft (powěťřj), welche sie umschliesst. Das Firmament aber ist unendlich grösser, da es so viele grosse Sterne umschliesst, und unsere Erde kommt darin einem kleinen Stäubchen gleich. Der Himmel ist aber noch darüber und Gott über alles.

Kap. X. Wie viele unzählige Geschöpfe die Welt bewohnen? Die ganze Welt ist von Geschöpfen erfüllt, der Himmel, das Firmament, die Luft, das Wasser, die Erde. Und wie viele Menschen sind schon auf der Welt gewesen! In der Markgrafschaft Mähren selbst sind gegen 18000 Dörfer. Nehmen wir an, dass in einem jeden Dorfe es an 20 Häuser gebe, in jedem Hause durchschnittlich 5 Personen, so kommt die Summe von 1800000 Menschen heraus. Dazu noch die Hälfte dieser Zahl in den Städten, so bekommt man die Zahl 2700000 Menschen. Wie denn nun in der ganzen Welt! Dazu noch die Sachen, die Tiere, die Teile des menschlichen Körpers u. s. w. Gott aber kennt das alles und regiert alles, man muss also seine Allwissenheit bewundern.

Kap. XI. Dass alles, was Gott auf der Welt erschaffen, gut sei. Gott ist die Güte selbst, also hat er auch alle Dinge gut und zu einem gewissen Ziele erschaffen, wie hier im einzelnen gezeigt wird. Nicht einmal den Teufel hat Gott böse gemacht. Das Gift ist auch nur dadurch böse, dass es meiner Natur zuwider ist, an sich aber ist es gut. Die Giftigkeit der Schlangen rührt von der grossen Bitterkeit ihrer Galle her, welche aus grosser Hitze entstanden ist, so dass sie die menschliche Natur nicht ertragen kann. Der menschliche Speichel ist wieder für die Schlangen sehr giftig; das Blut der Schlangen heilt ihr Gift. Das Feuer ist dem Salamander angenehm und erhält ihn am Leben. Einige Gelehrten (Lamb. Dmaeus, Phys. Chr. c. 42) wollen wissen, dass die Welt erst nach dem Falle der Menschen angefangen habe schlecht zu sein. Wenn wir aber den Nutzen einzelner Dinge nicht kennen, ist daran unsere Beschränktheit schuld.

Kap. XII. Dass die Welt und alles in ihr schön sei. Die Welt ist mit Recht genannt: „*Κόσμος*, Mundus“. Ihre Schönheit beruht in ihrer Mannigfaltigkeit — was für eine Schönheit muss nun erst in Gott enthalten sein! Auch ist eine jede Sache auf der Welt für die Sinne des Menschen schön.

Kap. XIII. Dass die Welt vollkommen sei. Manche Menschen stellen die Frage auf, warum die Welt nicht in allem vollkommen sei! So wollte Alfons X. von Spanien (nach Zwing, Theatr. vitue hum. p. 3196) die Welt viel besser erschaffen haben. Aber man kann die Welt doch als vollkommen anerkennen aus folgenden Gründen: 1. wegen ihrer Fülle, 2. wegen der vollkommenen Mannigfaltigkeit der Geschöpfe, 3. wegen der Verschiedenheit der elementaren Dinge, 4. wegen der Güte einer jeden Sache an sich selbst. Wenn einzelne Geschöpfe über den Menschen durch ihre Sinne hervorragten, so hat sie Gott doch zu seinem Nutzen und Vorteil geschaffen.

Kap. XIV. Über den Ort, wo die Welt steht (zu Ende dieses Buches, Kap. XIX).

Kap. XV. Warum die Welt erschaffen worden. Die Welt ist für die Engel und für die Menschen erschaffen, auf dass sie Gott erkennen, ihn ehren und lieben. Für sie hat er auch die Welt geschaffen, besonders die sichtbare Welt für die Menschen, der Mensch allein ist aber für Gott erschaffen. Wenn nun die Menschen ihre Bestimmung nicht erfüllen wollen, dann sind sie für die Hölle geschaffen. Wir hoffen aber für die Zukunft, dass sich die Zahl der Guten immer mehren werde.

Kap. XVI. Dass die Welt unter der Verwaltung Gottes stehe. Der Handwerker lässt das einmal vollendete Werk stehen und kümmert sich nicht mehr darum, Gott aber sorgt für die Welt, indem er 1. die Sachen bestehen lässt und sie 2. ihrem Ziele zuführt. Man bemerkt das 1. aus dem Fortbestande der Welt, welche sonst in sich selbst leicht zu Grunde gehen würde. Das sieht man aus dem beständigen Kampfe der Elemente, wie er besonders bei der Sintflut hervorbrach. 2. Alle Geschöpfe bestehen fortwährend, und bei dem Schaffen ähnlicher Geschöpfe haben sie auch manchmal kein Ziel. 3. Alles besteht auf der Welt in einer gewissen Ordnung und Gleichgewicht. 4. Auch die Zeugung der Individuen geschieht nicht nach dem Willen des Menschen, und so ist es auch bei anderen Geschöpfen. 5. Die Sachen, welche zur Erhaltung des Lebens nötig sind, kommen immer in genügender Fülle zu. 6. Auch sieht man die Sorge der Vorsehung in der Sorgsamkeit unverständiger Geschöpfe um ihr Leben und ihre Nachkommen. 7. Sogar die Geschöpfe, welche keine Seele besitzen, weisen auf Gottes Verwaltung der Welt. 8. Was Gott eigentlich für den Menschen erschaffen, wendet er freilich manchmal als Mittel zu seiner Bestrafung an. 9. Auch die zufälligen Ereignisse rechnet sich Gott bei. Man muss also stets Gott für seine gütige Vorsehung loben.

Kap. XVII. Dass die Welt nicht ewig bestehen, sondern sicher zu Grunde gehen werde. Man bemerkt, dass manche Menschen an den weltlichen und menschlichen Dingen und Thaten Gefallen finden, aber man kann ihnen wie Christus seinen Jüngern

sagen, dass alles ein Ende nehmen werde, denn 1. Gott hat es verheissen, 2. der Verstand selbst zeigt es an. Wer dagegen sprechen und diese Meinung verlachen wollte, dem kann man 1. die Vergänglichkeit seiner eigenen Natur entgegenstellen, welche bald zu Grunde gehen wird, 2. die Vergänglichkeit anderer weltlichen Dinge.

Kap. XVIII. Warum die Welt zu Grunde gehen werde: 1. Weil sie nicht immer nötig sein wird, 2. wegen ihrer Sündlichkeit.

Kap. XIX. Die Zusammenstellung der Welt. Gott hat sie in drei Seiten eingeteilt. Die unterste die Erde, die mittlere das Firmament, die oberste der Himmel. Die Erde mit allem, was auf ihr lebt, ist veränderlich, das Firmament zwar beständig, aber dreht sich um die Erde, der Himmel ist die unendliche Ruhe, Stille, Ruhm und Schönheit. Auf der Erde sind die Elemente abgesondert, am Firmamente sind einige Sphären, wo die Sterne verteilt sind. Die niedrigsten und der Erde nächsten haben nur je einen Stern (Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter, Saturn), die achte Sphäre ist der Himmel der Sterne, die neunte der noch höhere krystallene Himmel, das primum mobile, darüber erst erhebt sich der eigentliche Himmel.¹⁾

Die kurze Inhaltsübersicht zeigt wohl genügend den Charakter des erhaltenen Bruchstückes an, sowie auch die Zeit, in welcher die Schrift verfasst wurde.

Die Handschrift selbst ist in klein 4^o, mit einer deutlichen Schrift geschrieben, enthält im ganzen 110 Seiten, wovon S. 13—14 fehlt. Anfangs sind die einzelnen Blätter am unteren Rande und an der äusseren Seite etwas beschädigt, die späteren dagegen sind gut erhalten. Auf einigen Seiten findet man einzelne Korrekturen von der Hand des Verfassers, sonst hat das Buch ein Abschreiber geschrieben; die Ähnlichkeit der Schrift mit derjenigen der böhmischen Didaktik müsste noch gründlicher untersucht werden.

Die Abfassung der Schrift kann man bestimmt in den Aufenthalt des Comenius in Mähren setzen, wahrscheinlich in die ruhigen Jahre seiner Wirkung als Priester und Seelsorger in Fulneck. Darauf deutet S. 25 hin, worin sich der Verfasser direkt Priester nennt und von einer seiner Würde mehr angemessenen Arbeit über die hl. Schrift spricht. Auch das Zusammenstellen des vor der Berufung zum Seelsorgeramte angesammelten Materials zeigt den frohen Anfang einer Thätigkeit, wodurch er seinem Vaterlande und seiner Muttersprache besonders zu nützen gedachte. Wenn damals die Gruel des dreissigjährigen Krieges bereits im Zuge waren, so waren

¹⁾ Auf der letzten Seite der Handschrift (S. 110) sehen wir dazu die Abbildung, nämlich in einigen konzentrischen Kreisen die Welt veranschaulicht. In der Mitte die Erde, darauf abgesondert das Wasser und das Festland, darüber zuerst die Luft, dann das Feuer, worauf erst die erste Himmelsphäre mit dem Monde folgt, dann die mit Merkur u. s. f. Da endet die Handschrift.

sie über das Vaterland des Verfassers noch nicht hereingebrochen, und nach dem Prager Fenstersturz erfreuten sich besonders die Evangelischen einer vollständigen Ruhe und Religionsfreiheit; die schwachen Seiten der Regierung des neuerwählten Königs blieben besonders den entfernteren Gegenden der böhmischen Krone verborgen, und die Evangelischen Böhmens und Mährens sahen in dieser Zeit den Anfang einer neuen Blüte der Wissenschaften und des Wohlstandes in Böhmen heraukommen. Diese frohe Zuversicht bestimmte gewiss auch den jungen Gelehrten zum Abfassen einer Schrift, wodurch er seinen Landsleuten gleichsam eine Handhabe zu den verschiedensten Wissenszweigen bieten wollte, da etwas derartiges in seiner Muttersprache noch nicht abgefasst war. Es passte auch gut zu seinem ersten Vorhaben, ein vollständiges Lexikon seiner Muttersprache und der Gelehrtensprache, des Lateins, zusammenzustellen, um so seinen Landsleuten die Pforte zu allen damals gepflegten Wissenschaften zu öffnen. An diesem Werke arbeitete er dann freilich über vierzig Jahre, und als es zum Drucke vollständig fertig war, ging es bei der Verwüstung von Lissa zu Grunde. Das Theatrum dagegen hatte Comenius mitgenommen, als er von Fulnek zu fliehen und die Bibliothek zurückzulassen gezwungen war, und so überlebte es teilweise auch den Brand von Lissa. Freilich finden wir zwischen der Disposition der erhaltenen Handschrift und der Erwähnung in der Epistel an Montanus eine Incongruenz, indem da von einer Schrift von 28 Büchern und in einem Buche von 125 Kapiteln gesprochen wird. Wie dieser Mangel an Übereinstimmung der Disposition zu erklären wäre, kann man jetzt nicht mehr einsehen, indem von dem II. Buche, welches da Comenius speziell als 125 Kapitel enthaltend erwähnt, nicht einmal die Disposition und der Inhalt erhalten ist. Vielleicht wäre dieser Anfang des ganzen Werkes der dem Brande entrissene Teil, nach welchem das II. Buch zu Grunde ging, die folgenden Bücher aber müssen wo anders untergegangen sein.

In dieser Schrift finden wir den jungen Comenius ganz in der Methode seiner beiden vorzüglichsten Lehrer von Herborn arbeitend. Das Universum und die hl. Schrift sind die hauptsächlichsten Gegenstände, womit er sich jetzt beschäftigen will, und das waren auch die Lieblingsgegenstände des Pansophen Joh. H. Alsted und des vorzüglichen Bibelerklärers Joh. Piscator. In der Sammlung des verschiedenen Materials sehen wir da Comenius direkt die Methode des Alsted befolgen, der als junger Mann gleich die Welt mit einer langen Reihe grossartiger Folianten über alle möglichen Wissenszweige überraschte, wozu er sich Stoff mit einer solchen Ausdauer ansammelte, dass man seinen Namen bald mit dieser Tugend (*sedulitas*) zusammenstellte. Auch mit Theologie beschäftigte er sich, doch für diese Seite der Studien war Comenius mehr sein Lehrer Piscator massgebend, wie er später selbst bekannte.

In einer Sache aber bemerkt man doch eine grundverschiedene Anschauung zwischen Comenius und Alsted. Als Mitglied der

Brüderunität, welche besonders für ihr Volk wirken und ihr Wissen dem Volke, welchem sie angehörte, widmen wollte, arbeitete Comenius diese seine Schrift in seiner Muttersprache aus, wie er auch den *Thesaurus Linguae Bohemicae* für sein Volk vorbereitete, wie er die Didaktik zuerst in böhmischer Sprache verfasste; Alsted dagegen schrieb seine grossen Werke in der allgemeinen Gelehrtensprache und für die gelehrte Welt, um darin derselben eine Übersicht des gesamten Wissens der Welt zu bieten. Comenius befolgt darin das löbliche Beispiel seiner Vorgänger, des Peter Chelčický und Johann Blahoslav, der Herausgeber der Kralieer Bibel, welche für ihre Muttersprache so vieles geleistet haben, dass ihre Schriften auf der trocknen Heide der gleichzeitigen Humanistenlitteratur einer lieblichen grünen Oase gleichen. Der weit grössere Teil der Angehörigen dieser Religionsgesellschaft gehörte dem Volke, der breitesten Masse der gemeinen Leute an, und für sie nun wollte man schreiben, sie wollte man zu sich emporheben, ihnen wollte man möglichste Bildung verschaffen. In wie weit das Comenius durch die gegenwärtige Schrift erzielen wollte, bleibt freilich dahingestellt, da von dem ganzen gewiss ausführlichen Werke in der Handschrift nur ein ganz kleiner Teil erhalten ist.

Besprechungen.

Th. Burckhardt-Biedermann, Bonifacius Amerbach und die Reformation. Basel, R. Reich 1894. VIII + 407 S. 8°. Mk. 6,40,

Eine fesselnde Erscheinung in der Baseler Humanistengemeinde bilden die Brüder Amerbach, Bruno, Basilius und Bonifacius, namentlich der letztgenannte, Rechtsgelehrter und Universitätsprofessor, vor allem naher Freund des grossen Erasmus. Die vorliegende schöne Arbeit beschäftigt sich mit der eigentümlichsten Seite der lebenswürdigen Persönlichkeit des Bonifacius, mit seiner Stellung zu den religiösen Parteien, besonders in seiner Vaterstadt. Er gehört zu der seltenen Art von Männern — ein Glück, dass es solche Erscheinungen gibt! — die in keines der von Menschen gezimmerten Fächer passen, die ohne Parteien und über denselben leben. Es entsprach nicht seiner mehr zarten, fast weichen Persönlichkeit, schroff nach allen Seiten mit seinen Ansichten hervorzutreten. So hat er denn auch keine äussere Wirksamkeit geübt; dafür fesselt uns um so mehr der schwere innere Kampf, den er durchkämpfen musste, äusseren Anforderungen gegenüber. Während des heftigen Streites in seiner Vaterstadt stand er einsam, wenn auch nicht kalt ohne Teilnahme; erst in stilleren Zeiten konnte seine Art zur Wirkung kommen. Die Schilderung des Amerbachschen Lebensganges nimmt da den Faden auf, wo ihn der Biograph des jungen Bonifaz, Daniel Albrecht Fechter, hatte fallen lassen; sie greift nur insofern etwas zurück, als es die Zeichnung der reformatorischen Bewegung verlangt. Anfänglich ganz Begeisterung für „unseren Luther“ und seine mächtige That auf dem Reichstage zu Worms! Auch das Auftreten des Baseler Reformators Johannes Oecolompadius fand anfangs die Zustimmung des Freundeskreises der Amerbach, aber bald wurde man über die Folgen stutzig; das leichte Abwerfen der Mönchsgelübde erschreckte unsern Bonifacius und versetzte ihn in Entrüstung; dem widerstrebte die sittliche Strenge seines Charakters. Auch anderes erregte nach und nach sein kopfschüttelndes Befremden. Sein Freund Erasmus zog sich immer ängstlicher und behutsam zurück. Die gute Sache erschien Bonifacius durch den bösen Willen einiger übel zu-

gerichtet. Die ganze Entwicklung des Dramas der Reformation, welche sich nicht nur auf die Abschaffung der Missbräuche der Geistlichen beschränkte, sondern mit vielem andern aufräumte, schoss weit hinaus über das, was ihm zweckdienlich und nötig dünkte. Wiedertäufer, Bauernkrieg u. s. w. regte ihn noch mehr auf. Der ganze Widerstreit der vielerlei Meinungen war ihm widerwärtig. Den Papisten und den Evangelischen gegenüber schlug er mit Erasmus einen Mittelweg ein nach dem Vorbild der alten Kirchenlehrer. Auch sein Freund, der Freiburger Jurist Ulrich Zasius hatte sich nun ganz von Luther abgewendet, den er nicht scharf genug verdammen konnte, und da sollte der von Besorgnissen gequälte Bonifacius gar im Auftrage des Rates ein Urteil abgeben über Oecolompud's Abendmahlschrift, und er war doch selber in seinem Innern so zerrissen und ungewiss! Die Ereignisse in Basel gingen ihren Gang; aus der religiösen Reformation drohte eine politische und sociale Revolution zu werden. Amerbach wurde es immer unbehaglicher; er wollte auswandern, blieb aber doch in der Heimat, trotzdem er den Eid auf die Neuordnung der Dinge nicht geleistet zu haben scheint und als Konfessionsloser den neuen Gottesdienstübungen fern blieb. Aber das „Profanbleiben“ war nicht leicht, eine Mittelstellung erschien unmöglich. Der Kirchenbaum forderte ihn endlich amtlich vor seine Schranken; ein langer äusserer und innerer Kampf entspann sich, der mit einem Ausgliche schloss, welcher Amerbach die Teilnahme an den Heilmitteln der neuen Kirche ermöglichte. Ein weiteres Eingehen auf diese inneren Kämpfe des Mannes ist hier nicht möglich; es muss auf das Buch selbst verwiesen werden, welches nach allen Seiten Schlaglichter wirft auf das religiöse und politische Leben seiner Tage. Es beginnt mit einer zusammenhängenden Schilderung der Schicksale des Bonifacius und seiner kämpfenden Umgebung. Angefügt sind reiche Auszüge aus dem kostbaren Amerbachschen Briefwechsel, der durch den vorzüglichen Stil des Humanisten genussreich gemacht ist und besonders auch zur Gelehrtengeschichte seiner Zeit vielfach wertvolle Mitteilungen bringt, fruchtbar gemacht durch zahlreiche litterarhistorische Anmerkungen des Herausgebers und dem Verständnis nahe gebracht durch einleitende Einführungen in den Inhalt der einzelnen nur teilweise gegebenen und oft durch Zwischenbemerkungen ergänzten Briefe (1519—1562). Des weiteren wird ein Tagebuch Amerbachs aus dem Jahre 1531 zum Abdruck gebracht, veranlasst durch seine Befragung und Massregelung durch Bannherren und Rat wegen seiner Weigerung, das Abendmahl der Evangelischen zu besuchen. Den Schluss bilden einige Aktenstücke, das Edikt gegen die, welche sich vom Abendmahl fernhielten, Amerbachs Eingaben und Glaubensbekenntnis. Eine schöne Wiedergabe des Holbeinschen Bildes Amerbachs gereicht dem Buche zur Zierde.

K. S.

Johann Amos Comenius und seine Beziehungen zu den Sprachgesellschaften. Denkschrift zur Feier des vierteltausendjährigen Bestandes des Pegnesischen Blumenordens zu Nürnberg von **Dr. Joseph Reber**, kgl. Direktor der höheren weibl. Bildungsanstalt zu Aschaffenburg, Leipzig, Verlag von Gustav Fock, 1895.

Der Verfasser sucht in seiner Schrift darzuthun, dass unter vielen mehr oder minder bedeutenden Männern auch Comenius es verdient, „in die Erinnerung der Gründungszeit des Blumenordens verwoben zu werden“. Zum Beweise hierfür dient ihm eine Stelle aus dem 28. Kapitel der *Novissima Linguarum Methodus* des Comenius. Wir ersehen aus ihr, dass er an der auf Schutz und Pflege der Muttersprache gerichteten Bewegung seiner Zeit lebhaften Anteil nimmt und auch überall solchen zu erwecken sucht, indem er auf die Sprachgesellschaft della *Crusca* in Italien und auf die fruchtbringende Gesellschaft in Deutschland als nachahmenswerte Beispiele hinweist, dass er sogar schon die Sammlung heimatlicher Altertümer als eine für vaterländische Geschichte und Sprache nützliche Aufgabe empfiehlt. Auffallend ist nur, obwohl Reber davon schweigt, dass er gerade den Pegnesischen Blumenorden nicht erwähnt. Vielleicht hatte er von ihm noch keine Kenntnis, da er höchstens ein Jahr bestand, als des Comenius Neueste Sprachenmethode der Vollendung nahe war. Wohl aber erwähnt er Philipp Harsdörffer, den Stifter des Blumenordens, aber nur um an ihm zu zeigen, wie man bei der Ableitung und Erklärung von Wörtern irre gehen könne, wenn man keine umfassende Sprachkenntnisse hesitze. Dieses Urteil — so nimmt Reber an — führte zu persönlichen Beziehungen zwischen beiden Männern. Sie traten in brieflichen Verkehr. Doch besitzen wir nur zwei Briefe von Comenius an Harsdörffer, welche uns der Verfasser wörtlich mit nebenstehender Übersetzung mitteilt. Vergebens suchen wir aber in ihnen irgend eine Auslassung des Comenius über Sprachen und Sprachgesellschaften. Dasselbe gilt von den bald teilweise, bald vollständig mitgeteilten Briefen des Valentin Andreæ, eines Mitgliedes der fruchtbringenden Gesellschaft, an Comenius, des Comenius an diesen und an den Tübinger Professor Hesenthaler, des Esslinger Pfarrers Weinheimer an Hesenthaler, des Adlerberger Abtes Hainlin an Comenius. Die Briefe beweisen nur, dass diese Männer alle durch ihre wissenschaftlichen Arbeiten mit einander bekannt und einige von ihnen in Nürnberg Beziehungen hatten, vor allem Comenius durch Harsdörffer und den berühmten Buchdrucker Endter. Für diejenigen, welche Comenius noch wenig kennen, war es notwendig, seine Ansichten über die Muttersprache und die Sprachgesellschaften in Zusammenhang zu bringen mit seiner sprachwissenschaftlichen Bedeutung, und daher schildert ihn uns der Verfasser zuerst als Sprachgelehrten und Sprachforscher, der, selbst vieler Sprachen mächtig, alter wie neuer, ein für seine Zeit ungewöhnliches Verständnis der grammatischen und auch der prosodischen

Eigenart einer jeden bekundet. So zerfällt denn die ganze Schrift in folgende Abschnitte: 1. Des Comenius Sprachkenntnisse, 2. Seine Kenntniss der deutschen Sprache, 3. Seine dichterischen Arbeiten, 4. Sein Urtheil über deutschen Versbau, 5. Die Gründung der Sprachgesellschaften, 6. Der Nürnberger Rathherr Harsdörffer, 7. Des Comenius Urtheil über Harsdörffer und den Palmenorden, 8. Comenius, Harsdörffer und Valentin Andreae, 9. Des Comenius Briefe an Harsdörffer, 10. Comenius, Hesenthaler, Weinheimer und Hainlin. Jeder Abschnitt verrät den gründlichen Kenner der geschichtlichen Verhältnisse, besonders der Schriften des Comenius.

Bötticher-Hagen i. W.

Nachrichten.

Wir haben wiederholt darauf hingewiesen, dass den böhmischen Brüdern wie den alt-evangelischen Gemeinden überhaupt ein ökumenischer, die ganze Menschheit umfassender Zug eigen war, der sie über allen Sektengeist in ihren besseren Männern weit erhob und sie im besten Sinn zu Trägern einer echten Katholicität machte. Diese Eigenschaft beruht auf der Festhaltung der religiösen Grundsätze und Gedanken, wie sie die altchristliche Litteratur und mit ihr übereinstimmend die **altdeutsche Mystik** eines Eckard und Tauler oder des berühmten Būchleins von der „Deutschen Theologie“ vertritt. Über diese altdeutsche Mystik hat Adolf Lasso sich sehr richtig vor einigen Jahren in folgender Weise ausgesprochen: „Auch solche Mystiker“, sagt dieser Philosoph (Preuss. Jahrb. 1891 S. 226), „die der römischen Kirche angehörten, haben sich gerade soweit, als die Gesichtspunkte der Mystik bei ihnen vorwalteten, den Evangelisch-Protestantischen genähert. Andererseits freilich möchten wir keineswegs bestreiten, dass in der Mystik ein Element wahrhaft christlicher Katholicität in der That enthalten ist und dass der Mystiker sich in geistiger Einheit mit der gesamten alten Kirche von der Zeit der Apostel an wissen und fühlen darf. In diesem Sinne ist der Mystiker wirklich ein wahrhaft katholischer Christ.“

Die Beziehungen des Comenius zum Hause der **Grafen von Zierotin** bestimmten die ersten Schritte, die der junge Gelehrte nach der Rückkehr von den Hochschulen that. Graf Karl der Ältere machte den Comenius zum Rektor der Schule in Prerau (1614), wo er bis 1616 blieb. Das berühmte Geschlecht der Zierotin hatte in Übereinstimmung mit der Mehrheit der mährischen Ritterschaft und Stände die Brüder seit alten Zeiten beschützt. Dies gilt keineswegs bloss von den böhmischen, sondern auch von den mährischen Brüdern im engeren Sinne, die in letzterem Lande ein weit wichtigerer Bestandteil der Gesamtbevölkerung waren, als die böhmischen Brüder in Böhmen. Denjenigen, welche mit den Schriften des Comenius genauer vertraut sind, wird der Unterschied nicht unbekannt sein, den er zwischen den böhmischen und den mährischen Brüdern macht (vgl. Comenius, *Admonitio iterata de iterato Sociniano irenico*. Amstel. 1661, p. 36, 46 ff.) und der sachlich ganz begründet ist. Die „mährischen Brüder“ hatten die Glaubenstaufe, die die böhmischen Brüder ebenfalls geübt, im Jahre 1535 aber unter dem Druck der damals herrschenden Verfolgung eingestellt

hatten, beibehalten und trotz schwerer Kämpfe unter dem Schutze mächtiger Geschlechter (z. B. auch der Herren von Lichtenstein, aus deren Hause sich Leonhard von Lichtenstein im Jahre 1526 selbst die Taufe hatte erteilen lassen) durchgeführt. Zu diesen Beschützern gehörten auch die Grafen von Zierotin und im Jahre 1596 ward der Landeshauptmann Friedrich von Zierotin von der Kaiserl. Hofkammer zu Wien deshalb beauftragt, bei den mährischen Brüdern eine Anleihe aufzunehmen, weil man in Wien wusste, dass er viel bei den Brüdern vermochte und bei ihnen besonderes Vertrauen genoss. (Loserth, Zur Gesch. der Wiedertäufer in Mähren. Ztschr. für allg. Gesch. 1884, S. 446.) Auf den Gütern der Zierotins waren die Brüder geru gelittene Verwalter und noch im Jahre 1579 hatte Graf Joh. v. Zierotin, trotz des ihm auferlegten Ausweisungsbefehles, seine schützende Hand über sie gehalten. (Beck, Geschichtsbücher der Wiedertäufer, S. 273. Es ist offenbar derselbe Joh. von Zierotin, welcher auf seinem Schlosse Kralitz während der Jahre 1579—1593 die acht Theologen beherbergte, welche die unter dem Namen der Kralitzer Bibel bekannte tschechische Übersetzung verfertigt haben.) Voll Erbitterung sprach sich im Jahre 1604 Ch. A. Fischer gegen die „Herrschaft“ der Brüder aus, indem er schrieb: „Weil ihr die Herrn in Mähren also habt eingenommen, dass sie Alles thun nach Eurem Rath — heisst das nicht herrschen?“ Es war bei der inneren Verwandtschaft, welche die mährischen und böhmischen Brüder verband — eine Verwandtschaft, die im Laufe der Zeit im Bewusstsein der Brüder selbst freilich deshalb mehr und mehr schwand, weil die böhmischen sich mehr der reformierten Kirche, die mährischen mehr den Taufgesinnten anschlossen —, ganz folgerichtig, dass die Grafen von Zierotin beiden Gemeinschaften in gleicher Weise geneigt blieben, und die böhmischen Brüder bedurften dieses Schutzes um so mehr, weil sie in diesem Lande weit weniger als die mährischen in geschlossener Gemeinschaft aufzutreten im stande waren.

Der Gedanke eines **Religionskongresses**, wie er im Jahre der Weltausstellung 1893 zu Chicago zur Ausführung gekommen ist, ist nicht neu, sondern hat schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Comenius und seinen Freunden einen Vertreter besessen, mit der Massgabe freilich, dass Comenius zunächst alle Christen zu einer grossen ökumenischen Synode berufen wollte, deren Aufgabe die Beseitigung der Glaubenskämpfe sein sollte. Im Jahre 1643 veröffentlichte Comenius eine Schrift: *De dissidentium in rebus fidei Christianorum reconciliatione hypomnemata* (wiederabgedruckt in dem Sammelwerk *Irenica quaedam scripta pro pace ecclesiae J. A. Comenii*; ein Exemplar in der Univ.-Bibl. in Göttingen). Dort heisst es u. a. (p. 18 unten), an der Stelle, wo von der Einigung die Rede ist: *quod non alia ratione fieri posse videtur, quam ut ad generalem Oecumenicam synodum Orbis convocetur Christianus*. Und weiter: *Ergo sollicitandos esse ad unionem et communionem sanctam reintegrandam existimo, Graecos et Romanos, Armenios et Abyssinos, Waldenses et Hussitas, Lutheranos et Calvinianos, Anabaptistas item et Socinianos et quidquid novarum sectarum est christiano sub nomine*. Dass ihm dabei auch die Bekehrung aller Nicht-

christen und deren Anschluss an das Christentum vorschwebte und dass er persönlich eifrig darauf hin wirkte, ist ja bekannt genug.

In dem „Teutschen Palmaum“ (1647) findet sich (S. 17) folgende Stelle: „Drittens sollen auch alle Gesellschafter zu gebührender Dankbezeugung der erwiesenen Ehre sich belieben lassen, ein in Gold geschmeltztes Gemähle, worauf einseitig der Baum und das Wort der Fruchtbringenden Gesellschaft zugeordnet, anderseitig aber des Gesellschafters selbst eigenes Gemähl an einem sittiggrünen Seidenband zu tragen, damit die Gesellschaftsgenossen sich unter einander bei begehenden Zusammenkünften desto leichter erkennen . . .“ Und es ist interessant, die Deutung zu lesen, die dem Seidenband von den Mitgliedern des „Palmbaums“ selbst gegeben ward; Harsdörfer dichtet (a. a. O. S. 65):

„Reichbelobtes Tugendband
Wann Du keine Gleichheit findest
Unter hoch- und schlechtem Stand
Sag, wie Du sie gleich verbindest?
Teutschgesinnter Tugendmut
Ist das reich- und gleichste Gut.“¹⁾

Weder im Symbol des Bandes noch des Palmaums noch in irgend einem andern findet sich eine Hindeutung auf die Pflege der deutschen Sprache — gewiss recht sonderbar für eine Gesellschaft, deren vornehmster Zweck eben diese Sprache gewesen ist. Während die Sprachbestrebungen, die ja unzweifelhaft vorhanden waren, ihre starke Betonung nur den Ausenstehenden gegenüber fanden, tritt innerhalb des Bundes als einer der vornehmsten Zwecke die Pflege des Unionsgedankens deutlich hervor. Der dritte Abschnitt des „Teutschen Palmaums“ handelt „Von der Fruchtbringenden Gesellschaft Vorhaben und Zweck“ und darin heisst es (S. 70), der Gesellschaft „höchstes Vorhaben“ beruhe auf drei Beobachtungen: erstlich in der Weisheit, zweitens in guten Satzungen, drittens in „Teutschem Vertrauen“ und erläutert diese Sätze mit den Worten: „Ob nun wohl unterschiedlichen Glaubensbekenntnissen Zugethane (Männer) in die hochlöbl. Fruchtbringende Gesellschaft eingetreten, sind sie doch alle in diesem Stücke einig, dass Gott fürchten und christlich leben die höchste Weisheit und fast überirdische Glückseligkeit zu nennen sei, welche hundertfältige Frucht bringet in Geduld, versichert, dass hierinnen (d. h. in der Gesellschaft) nicht von den strittigen Glaubenssachen gehandelt werle, sondern von Fortpflan-

¹⁾ Derselbe Harsdörfer veröffentlicht in seinen Gesprächspielen in gleicher Symbolik ein Gedicht von der Kette, deren Glieder, mit Magnet bestrichen, fest verbindet aneinander halten (a. a. O. S. 65):

„Also werden insgemein
Gleichsam durch den Eisenstein
Alle Glieder angehalten
Deren Früchte nicht veralten
Die in der Gesellschaft Schrein
Nun ein Jeder legt ein.

zung der Teutschen Aufrichtigkeit und Frömmigkeit, als den Früchten unsers Christenthums . . .“ Eben in diesem Sinne wird von der Gesellschaft als von der Fried- und Einigkeits-Säule gesprochen.

Kvacsala bezeichnet es in seiner Biographie des Comenius (Belege und Erklärungen S. 24) als eine dankbare Aufgabe, einen allgemeinen Vergleich zwischen **Campanella und Comenius** zu veranstalten. Kvacsala selbst hat einigen Aufschluss über das Verhältnis in seiner Leipziger Dissertation von 1886 „Über J. A. Comenius' Philosophie, insbesondere dessen Physik“ gegeben. Kvacsala weist ferner auf die bezüglichen Äusserungen des Maresius in seinem Antirrheticus 1668 p. 37 hin. Maresius sagt a. a. O. „Quantum ad Campanellam, non miror Comenium ejus lectione delectari Fuit autem Campanella, ut plane monstrosi vultus, sic etiam portentosi ingenii et facile ostenderem, nostrum Prometheum (Comenium) magnam partem suorum ignium fatnorum ex illius coclo suffuratum fuisse“. Es wäre namentlich auf die Verwandtschaft von Comenius pansophischen Schriften mit denen des Campanella zu achten.

Professor **Joh. V. Novák** in Weinberge bei Prag — D.M. der C.G. —, der auf dem Gebiete der Comenius-Forschung sich bereits mehrfach bekannt gemacht hat, wird noch im Jahre 1895 eine Arbeit über des Comenius Labyrinth und seine Bedeutung im Verhältnisse zu denjenigen Philosophen, welche ebenfalls Utopien verfassten (Plato, Th. Morus, Th. Campanella, J. V. Andreae) veröffentlichen. — Derselbe Verfasser ist mit einer historischen Darstellung der pansophischen Gedanken des Comenius beschäftigt.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft.

IV. Band.

↔ 1895. ↔

Heft 9 u. 10.

Ludwig Natorp.

Ein Beitrag zur Geschichte der Einführung Pestalozzischer Grundsätze in die Volksschule Preussens¹⁾.

Von

Dr. Paul Natorp,

Universitätsprofessor in Marburg.

„Thun wir für unsere Zeit, was wir thun können, so wird in der folgenden Zeit manches That und Wahrheit werden, was wir jetzt bloss für Träume halten.“

Ludwig Natorp, einem Freunde ins Stammbuch,
Halle, 1. Aug. 1793.

Eine Mischung von Scham und Stolz will den Patrioten nicht verlassen, der sich in jene Tage zurückversetzt, wo Deutschland unter der geistigen Führung Preussens den Grund zu seinem Volksbildungswesen legte, die Zeit etwa vom Beginn dieses Jahrhunderts bis zu dem verheissungsreichen doch erfolgarmen Süveruschen Entwurf. Eine ehrliche Vergleichung dessen, was damals in kurzer drausalvoller Zeit für die Volkserziehung geleistet worden, mit dem, was heute unter dem Glanze des Reichs, in laugem Frieden und wachsendem Wohlstand auf diesem Felde geschieht und nicht geschieht, führt zu Ergebnissen, die den, der es mit dem Vaterlande gut meint, nicht anders als trüb stimmen können. Damals eine Frische und Allgemeinheit der Begeisterung für die Sache der Nationalerziehung, ein Ernst der wissenschaftlichen Besinnung auf ihre wahren Grundlagen, eine hingebende Treue langwieriger, oft enttäuschter Arbeit, um das als notwendig

¹⁾ Es ist unser Wunsch, zugleich zur Erneuerung des Andenkens Joh. Heinrich Pestalozzis (geb. 12. Janaur 1746) durch die Veröffentlichung des vorstehenden Aufsatzes einen Beitrag zu liefern.

Die Schriftleitung der M.H. der C.G.

Erkannte ins Werk zu setzen, die um so heller hervorleuchtet, wenn man die Verwahrlosung, in der sich das niedere Schulwesen bis dahin befand, wenn man die Zerrüttung der politischen Lage und damit zusammenhängende Erschöpfung der Finanzen mit ihren vielseitig trüben Folgen bedenkt. Und heute — doch ich mag den Satz nicht vollenden, denn nicht auf Klagen und Anklagen ist es hier abgesehen. Bei der bestimmtesten Absicht, auf Gegenwart und Zukunft eine heilvolle Wirkung zu üben, sind diese Hefte doch an erster Stelle der Geschichte gewidmet. Nur ein bescheidener Beitrag zur Geschichte jener Tage ist denn auch hier beabsichtigt.

Man kennt einigermaßen und lernt immer besser kennen und würdigen die Männer, die, sei es als Theoretiker und Experimentatoren der Pädagogik, sei es in der Praxis der Schul-Einrichtung und -Verwaltung, die damalige Bewegung geführt und ihr eine bestimmte Richtung zu geben gestrebt haben. Aber neben diesen, oft in nächster Beziehung zu ihnen entdeckt die genauere Forschung eine erfreulich grosse Zahl solcher, deren Leistung minder auffällig hervortritt und doch zum Gesamterfolg durchaus unentbehrlich war. Nicht zu den Vergessensten unter diesen zählt der Mann, dessen Andenken wir hier erneuern möchten, Ludwig Natorp. Seine westfälische Heimat wenigstens hat ihn auf alle Weise geehrt; durch Diesterwegs und anderer warmes Lob ist ihm in der Erinnerung der Lehrerwelt ein fester Platz gesichert. Doch zählen seine pädagogischen Schriften nicht zu den Gelesenern; man sucht sie auch in grösseren Bibliotheken meist vergeblich. Und von seinem unmittelbar praktischen Verdienst um die Volksschule haben wohl nicht allzu viele selbst unter den Fachleuten eine bestimmtere Vorstellung. Es fehlte bis vor kurzem an einer eingehenden Darstellung seines Wirkens¹⁾. Mit einer solchen hat uns nun einer seiner Enkel, Professor Oskar Natorp in Mülheim a. d. R., beschenkt²⁾. Das glücklich angelegte, schon durch die

¹⁾ Wer sich ein Bild davon machen wollte, sah sich, ausser einigen abgelegenen Broschüren und Zeitschriftsaufsätzen, auf die knappen Artikel von Binder in der Allg. Deutschen Biographie und von Gustav Natorp (einem Enkel des Verewigten) in Schmid's Encyclopädie angewiesen.

²⁾ B. Chr. Ludwig Natorp, Doktor der Theologie, Oberkonsistorialrat und Vize-Generalsuperintendent zu Münster. Ein Lebens- und Zeitbild aus der Geschichte des Niederganges und der Wiederaufrichtung Preussens in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts von O. Natorp. Essen, G. D. Bädeker, 1894. (Ich citire durch O. N.)

Wärme des Tons unmittelbar ansprechende Buch wird dem Manne, dem es ein so würdiges Denkmal setzt, gewiss neue Freunde erwerben. Der Wert seines Lebenswerks tritt in dem von Schritt zu Schritt verfolgten zeitgeschichtlichen Zusammenhang hell ans Licht, durch nichts so wie durch die Schlichtheit überzeugend. Natorp hat einmal das überschwängliche Lob seiner Schullehrer mit der Antwort abgewehrt: „Ich habe ja nur meine amtlichen Obliegenheiten schuldigermassen zu erfüllen mich bemüht. Wer das gethan, von dessen hohen Verdiensten darf nicht die Rede sein.“ In richtigem Gefühl vermeidet auch sein Biograph fast jede Lobpreisung ausser durch einfache Vorführung der Thatsachen und allenfalls Wiedergabe der Urtheile so stimmfähiger Zeitgenossen wie Wilhelm von Humboldt, der ihn im Jahre 1809 auf Vinckes Empfehlung zum geistlichen Rat im Ministerium, zugleich Schul- und Regierungsrat bei der kurmärkischen Regierung berief¹⁾. Auch mir, dem Urenkel, stände es schlecht an, hier ein Loblied anzustimmen; sondern, wie mein Oheim als zugleich theologisch vorgebildeter praktischer Schulmann das ernsteste sachliche Interesse zu seiner Aufgabe mitbrachte, so möchte ich vom Standpunkt meines Fachs, der Philosophie und theoretischen Pädagogik, das Wenige, was ich zur Würdigung Natorps ergänzend beizutragen habe, hier niederlegen. Ich füge nur die nötigsten Angaben über sein Leben bei, indem ich in dieser Hinsicht auf die Biographie verweise.

Die Familie entstammt einem alten Bauernhof bei Unna in der Grafschaft Mark, der noch den Namen führt; doch sind schon seit der Reformationszeit studierte Männer, Prediger wie Juristen, in stattlicher Zahl aus ihr hervorgegangen. So war der Grossvater unseres Ludwig Jurist in Hagen und Boehum, der Vater Bernhard (1741—1819) ein hochangesehener Prediger in Werden, Gemen und Gahlen. Seine Mutter, eine Bürgermeisterstochter aus Werden, die ihm daselbst am 12. November 1774 das Leben gab, war eine Nichte J. J. Heekers, des Begründers der Realschule, das pädagogische Interesse also in der Familie bereits eingewurzelt. Das Gymnasium zu Wesel, welches in alter Weise, von „Überbürdung“ weit entfernt, der persönlichen Ausbildung der nicht zu zahlreichen Schüler freie Bahn liess, entsandte den

¹⁾ Drei aus diesem Anlass an Natorp gerichtete Briefe Humboldts, die auch um des letzteren willen von Interesse sind, teilt O. N. S. 82 ff. mit. Einiges daraus weiter unten.

18jährigen bereits ziemlich weit gefördert zur Universität Halle, die er 1792 als Theologic-Studierender bezog. Neben den Lehrern seines Fachs regten ihn hier Niemeyer als Pädagog, Wolf als Philolog vorzüglich an. Bei einer theologischen Societät, die auch die Pädagogik pflegte, beteiligte er sich eifrig; auf einer pädagogischen Reise durch Thüringen und Sachsen besuchte er Schnepfenthal, lernte Salzmann und Gutsmuths kennen. In seinem Berufsfach blieb er dem massvollen, vorwiegend praktisch gerichteten, dabei warmherzigen Rationalismus, dem schon der Vater anhing, unverändert treu; der in seiner Heimat verbreitete mystische Pietismus Tersteegens wie der nach den Freiheitskriegen überhand nehmende orthodoxe, mit dem er durch freundschaftliche, dann auch verwandtschaftliche Beziehungen zum Krummachersehen Hause in nächste Berührung kam, blieb auf ihn ohne Einfluss. Von der grossen philosophischen und litterarischen Bewegung jener Tage zeigt er sich nicht so tief als man erwarten könnte, berührt. Desto entscheidender ergriff ihn der Sturm und Drang der neuen Pädagogik. Zwar missachtet er auch hier nicht die Alten, namentlich Roehow ist ihm stets ein leuchtendes Vorbild geblieben. Aber mit ungleich wärmerer Liebe doch fühlte er sich zu Pestalozzi hingezogen. Lehnt er die Methodensucht der Pestalozzianer vom Schlage Zellers¹⁾, die ein praktisches Wirken im Geiste des Meisters nur erschwerte, mit allem Recht ab, so bezeichnet er sich doch selbst in theoretischer Hinsicht aufs bestimmteste als Anhänger des Schweizers²⁾. Man kann die Bedeutung dieses Bekenntnisses unterschätzen, weil er, durch eine seltene Gabe der persönlichen Einwirkung und ein

¹⁾ S. die eingehende Darstellung in Diltheys Art. Sövern (Allg. D. Biogr.), und L. W. Seyffarth, Pestalozzi in Preussen. Liegnitz 1894.

²⁾ Nur um eine Schattirung entferne ich mich hier von dem Urtheil O. N.'s, der Natorp bisweilen fast in einen Gegensatz zu Pestalozzi bringt. Nicht ohne Grund, sofern es sich um Einseitigkeiten Pestalozzischer Lehrweise handelt; aber das, was die eigentliche Bedeutung des Mannes doch ausmacht, wodurch er auf die Fichte, Nicolovius, Sövern und Humboldt so bedeutend gewirkt hat: die „Idee“ der Elementarbildung hatte N., wie seine Schriften allenthalben bezeugen, aufs innigste in sich aufgenommen; sein ganzes pädagogisches Denken hat daher seine Richtung erhalten. Das erkennt übrigens im wesentlichen auch O. N. an, wenn er S. 67 sagt: „Die Grundgedanken des grossen Schweizers fanden ja an ihm einen Anhänger; des weiteren aber schlug er vielfach seine eigenen Wege ein.“ Das Letztere versteht sich bei einem selbstdenkenden Manne von selbst.

grosses Organisationstalent ganz auf die Praxis hingewiesen und in diesem Punkte nicht bloss den Pestalozzianern, sondern dem Meister selbst jedenfalls überlegen, auf die Grundfragen der pädagogischen Theorie weniger zu sprechen kommt. Doch lässt sich bei genauerer Nachforschung nirgend verkennen, auf wie durchdachten theoretischen Grundlagen seine vielgestaltige Thätigkeit auch im kleinsten beruhte, und da grade beweist er sich allenthalben als einen der treuesten, verständnisvollsten, nur ebendarum zugleich freisten und selbständigsten Nachfolger des Schweizer Reformators¹⁾.

Das Lehramt selbst hat Natorp nicht bloss als Geistlicher nebenher geübt. Nachdem er die Universität verlassen, trat er, erst zwanzigjährig, in ein tüchtiges Privatinstitut zu Elberfeld als Lehrer ein. Schon nach einem Jahre wurde ihm die Mitleitung des Instituts angetragen; er schlug sie aus, um 1796 eine wenn auch äusserst bescheidene Pfarrstelle zu Hückeswagen anzunehmen. Zwei Jahre später öffnete sich ihm ein grösserer Wirkungskreis, indem er zum Pfarrer an der lutherischen Gemeinde zu Essen berufen wurde. Die dortigen Schulzustände gaben ihm bald Gelegenheit zu eingreifender Bethätigung seines pädagogischen Reformeifers. Es wurde (1802) eine Kommission eingesetzt, zu deren Mitgliedern Natorp zählte, um über die Mängel der bestehenden Schulen Bericht zu erstatten und Vorschläge zur Besserung zu thun. Natorp legte sein Gutachten nieder in der meisterlichen Schrift: „Grundriss zur Organisation allgemeiner Stadtschulen“ (Duisburg und Essen, Bädeker, 1804). Wie schon der Titel verrät, beschränkt sich sein Entwurf nicht auf den besonderen Fall der Essener Schulen; ihm steht ein allgemeiner Organisationsplan vor Augen, gemäss welchem sich diese bestimmte, etwa unserer Realschule entsprechende Schulgattung in ein organisches System der öffentlichen Schulen einreihen sollte (s. bes. S. 20 f.). Daher lädt schon diese Schrift uns zum Verweilen ein; einige Mitteilungen daraus werden um so willkommener sein, da die Schrift vergriffen und auch in Bibliotheken selten zu finden ist²⁾.

¹⁾ Vgl. Note 2 auf Seite 264.

²⁾ Ein Neudruck der Schrift (etwa mit einigen Kürzungen) wäre schon des historischen Interesses wegen um so erwünschter. Auch Lorenz v. Stein (Bildungswesen III 507) hebt sie als „sehr eingehende und höchst verständige Arbeit“ besonders hervor.

Nur zwei Jahre früher war Pestalozzis epochemachendes Werk „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ erschienen; kein Wunder, dass unter Natorps Schriften am fühlbarsten gerade diese, bei übrigens grosser Selbständigkeit, vom Pestalozzischen Geiste erfüllt ist. Schon in der unverzagten Kritik, die wie Ungewitter in die Staub- und Schmutzwinkel des damaligen Schulwesens hineinfährt zum fröhlichen Kehraus; vollends in den positiven Vorschlägen.

Menschenbildung geht der Berufsbildung vor. Er geht (S. 40) „von dem unumstösslich wahren Satze aus: der gebildete Mensch ist auch der geschicktere und brauchbarere Bürger. Die Bürgerbildung betrachte ich also als der Menschenbildung untergeordnet. Den absoluten Wert der Gegenstände des Unterrichts habe ich folglich mehr im Auge als den hypothetischen Wert derselben. Ich frage bei diesen Unterrichtsgegenständen eher: wird durch den Unterricht in diesen Punkten das Menschliche im Menschen ausgebildet? als: was für einen Nutzen für das bürgerliche Leben wird mir derselbe gewähren? Lange genug hat man in den Schulen, wie in zu vielen andern Dingen, mehr für den Staat als für die Menschheit, mehr für den Bürger als für den Menschen, mehr für die politische Ex- und Subsistenz, als für die Veredelung des Geistes, des Herzens und des Lebens gewirkt. Die Erfahrung lehrt es, wie weit man es bringt, wenn bei der Bildung des Menschen die Kultur des Menschlichen in ihm über der Kultur des Bürgerlichen an ihm versäumt wird.“ Eine rechte „Elementarschule“ müsste folglich von den wahren „Elementen der Menschenbildung“ ausgehen (S. 25). Ihre Nichtbeachtung hat eine „Stumpfheit des äusseren und des inneren Sinnes“ verschuldet, die ohne die traurige Beschaffenheit des Elementarunterrichtes „beinahe unerklärlicher“ wäre, „als dass weiland Bileams Esel redete“ (ebenda). Denn an sich ist die menschliche Natur einer gesunden Bildung durchaus fähig (S. 23): „Nein, wahrlich nur der inwendige natürliche Mensch kann uns durch seine göttliche Kraft vor dem Verderben retten, welches uns negativ und positiv in den gewöhnlichen Schulen bereitet wird. Dass wir bei der unvernünftigen Bildung, die man uns zu geben von Amts wegen bemüht ist, nicht an Geist und Herz gänzlich verkrüppelt werden,“ ist ihm „ein untrüglicher Beweis, dass Gottes unvergänglicher Geist in uns wohne“ (Buch der Weisheit 12, 1). — Demge-

mäss ist seine Schule als allgemeine Bildungsanstalt völlig im Geiste des Comenius gedaecht; es soll (S. 20) „durchans jeder Mensch ohne Unterschied des Geschlechts und ohne Unterschied seines künftigen Standes und Berufes zweckmässige Anleitung zu einer wahrhaft edlen und wohlthätigen Bildung stufenweise darin empfangen“; während die Bildung zu einem besondern Stande und Berufe speciellen Instituten überlassen bleibt. Dadurch unterscheidet sich seine „allgemeine Stadtchule“ scharf von der „Realschule“ Heckers, die eigentlich eine Summe von Fachschulen war. Besonders warm nimmt er sich, ebenfalls ganz im Geiste des Comenius, der bis dahin „auf das unerhörteste vernachlässigten“ (29) Bildung des weiblichen Geschlechts an. Wenige der vorhandenen Institute, klagt er (27), „haben echte Weiblichkeit erzeugt; aber echtes weibisches Wesen ist häufig genug aus ihnen entsprungen. Noch geringere haben im Weibe den Menschen gebildet“. Mit Schärfe wendet er sich gegen die Erziehung in Klöstern: „Erziehung zur Humanität und eigentlichen Weiblichkeit ist man nicht berechtigt von Frauenzimmern zu fordern, welche einen wichtigen Teil der weiblichen wie der menschlichen Natur öffentlich und von Amts wegen ausgezogen haben“ (28). Im Hinblick auf die allgemeine Verkürzung des andern Geschlechts an seinem Anspruch auf volle Menschenbildung ruft er aus: „Wahrlich, es gehörte, um in einer Angelegenheit, die vor allen andern mit Vernunft behandelt werden sollte, so unvernünftig zu Werke zu gehen, jener Sklavensinn und jene Geistesverstocktheit dazu, die zur Schande und zum Verderben der Menschheit aus der Hierarchie und den Systemen kirchlicher Theologen hervorgegangen sind“ (30). Auch die Vereinigung von Knaben und Mädchen in Einer Schule findet er ebenso wie Condorcet¹⁾ „für die Sittlichkeit wenigstens bei weitem nicht so gefährlich, als manche neuere Pädagogen behauptet haben“; die absichtliche Trennung kann ebenso gefährlich werden (223 f.). — Der hohen Auffassung der Elementarbildung entspricht die Hochstellung des Berufs des Elementarlehrers. Er nennt es (55) „ein entsetzliches, höchst verderbliches Vorurteil“, wenn man dem Elementarlehrer einen niederen Rang anweist als dem Lehrer einer höheren Schulanstalt. „Wenn ja

¹⁾ Vgl. Monatsh. der C.G. 1894, S. 137.

ein Unterschied statthaben soll, so muss jeder Sachkundige der Meinung sein, dass gerade für den ersten Unterricht und die erste Bildung der Jugend in den untersten Klassen ein geschickterer und fähigerer Lehrer erfordert werde als für die Unterweisung und Bildung der reiferen und selbstthätigeren Jugend in einer höheren Klasse; und dass daher ein Elementarlehrer, der das ist, was er sein soll, ganz vorzüglich unsere Achtung verdiene.“ — Der specielle Teil der Schrift behandelt in trefflicher Ordnung 1. den Stoff des Schulunterrichts, 2. die Schuldiciplin oder den „Schulmethodus“, d. i. die eigentliche innere Organisation des Unterrichts wie der Zucht, 3. die Schulpolizei, d. i. die äussere Schml-Einrichtung und -Verwaltung. Eine systematische Ableitung der Lehrfächer ist wenigstens angestrebt. Die Pestalozzi'sehen „Elementarpunkte“ finden Beachtung, ohne zwar eine beherrschende Stellung einzunehmen; die Abhängigkeit des Schreibens vom Zeichnen wird anerkannt, die „anschauliche“ vor der „symbolischen“ Lehrart grundsätzlich bevorzugt¹⁾; in der Religion ein natürlicher, undogmatischer Lehrgang ohne Katechismus, biblische Historien u. s. w. ganz im Geiste Pestalozzi's vorgeschrieben; denn „es ist nur ein Lampenkrum um alle gelernte Religion und alle gelernte Moral, wie „unser philosophischer Landsmann F. H. Jacobi“ sagt. Im Lesen wird die Lautiermethode dringend empfohlen; übrigens umfasst der Stundenplan eine, erst in Pestalozzi's Sinne elementare, dann wissenschaftliche Geometrie; Naturkunde, Technologie, Bürgerkunde; Denkübungen; besonderes Gewicht wird auf die Gesanglehre gelegt, um deren methodische Bearbeitung sich Natorp nachmals hervorragendes Verdienst erworben hat. In Hinsicht der Zucht teilt er ganz die humanen Grundsätze, in denen, wie er nachdrücklich betont, die besten Pädagogen aller Zeiten einig gewesen sind; er stützt sich besonders auf Charron, aus dem er ausführliche Anszüge giebt. Unter Voraussetzung allerdings von Klassen bis zu höchstens 20 Schülern verwirft er grundsätzlich alles Strafen und Belohnen, alle Spornung des Ehrgeizes; man sollte, wie Pestalozzi das Beispiel gegeben, die Schüler ohne Lob und Tadel, allein nach Massgabe ihres

¹⁾ S. 118: „Denn es ist ausgemacht, dass die anschauliche Erkenntnis vor der symbolischen den Vorzug hat, und dass das leidige Buchstabenwesen die lebendige Kinderseele tötet“. Er beruft sich hier auf das, was „schon der vor 132 Jahren verstorbene berühmte Comenius“ gesagt habe.

Talents unterweisen, und einen jeden nicht mit andern, sondern nur mit sich selbst wetteifern lehren (72). „Der Lehrer soll an den Kindern, die in seiner Schule sind, Elternstelle vertreten; er soll ihnen mit väterlicher Fürsorge die Augen ihres Verstandes aufthun; er soll mit väterlicher Treue die Keime des Guten in ihrem Herzen beleben. Ein Mann, der den rechten Lehrersinn hat, muss sich nirgends lieber befinden, als da, wo sich eine Schaar von Unmündigen um ihn her versammelt. Wer sich aber von solchen Unmündigen belästigt fühlt oder es für zu gering achtet, sich derselben anzunehmen, der mag Sklaven befehlen und Tiere abrichten können, er kann nicht Menschen bilden und ist der Freude nicht wert, so vieler Unmündigen Vater und Erzieher zu sein“ (89 f.).

Diese wenigen und allgemeinen Züge werden hinreichen, von der Richtung des Entwurfs einen Begriff zu geben. Es ist ein Ideal (S. 22), allerdings von keiner gewöhnlichen Schule abstrahiert; doch hat man „die einzelnen Teile dieses Ideals hier und da auch schon in der wirklichen Welt erblickt“. „In der Sache selbst liegt kein Hindernis, welches die Ausführung unmöglich machte; ja, da ich hier fast nur reine Resultate vielfacher eigener Erfahrung niedergeschrieben habe, so möchte ich wohl behaupten, dass selbst nicht einmal einzelne Punkte in der hier vorgeschlagenen Organisation unausführbar seien: die Principien, von welchen ich bei dem Entwerfen dieses Grundrisses ausging, vertragen ja die Prüfung, und in der Anwendung derselben wird man doch wohl die Konsequenz nicht verkennen“ (238 f.). Auf den Einwurf, dass das Unterrichtsziel zu hoch gesteckt sei, antwortet er: 1. jeder nicht ganz verwahrloste Mensch hat aus den meisten der angegebenen Fächer mehr oder weniger Kenntnisse; 2. man kann es darin nicht zu weit bringen; 3. kein einziges dieser Fächer ist überflüssig oder unwichtig; 4. es fehlt der jugendlichen Natur nicht an Kraft zu fassen, zu durchdenken, zu behalten, wie Basedow, Rousseau, Pestalozzi gezeigt haben; und 5. es kann bei guter Methode auch nicht an der Zeit mangeln, wie wiederum Pestalozzi und andere der Methodik kundige Männer praktisch bewiesen haben (216). —

Nicht allzu oft haben erfahrene Praktiker so aus „Principien“ zu folgern verstanden; und nicht allzu oft haben sich Behörden gefunden, die eine so gründliche Kritik bestehender Einrichtungen

nicht bloss vertragen, sondern ermutigten und ihr unverweilt Folge gaben. Der Oberpräsident Freiherr vom Stein liess die Schrift durch den Pfarrer Eylert in Hamm begutachten und das Gutachten, das etwas engherzig theologisch ausfiel, mit der Gegenkritik Natorps in der von diesem herausgegebenen „Quartalschrift für Religionslehrer“ (Jahrg. 1804, 2. Quartal, S. 307—344) veröffentlichen. Auch wurde verfügt, das bisherige Gymnasium zu Essen nach dem von Natorp eingereichten Plane in eine Bürgerschule zu verwandeln (s. das. S. 309). Fernerhin wurde ihm das Amt des Schulkommissars für den Bochumer Schulkreis übertragen, welches ihm weitere Gelegenheit gab, sich mit den Zuständen der Schulen, jetzt auch der ländlichen, vertraut zu machen und allenthalben zu ihrer Besserung Hand anzulegen. Eine von ihm ins Leben gerufene „Gesellschaft von Schulfreunden in der Grafschaft Mark“ diente dem lebendigen Austausch der Erfahrungen unter allen Beteiligten, ganz in der Art, wie es in dem Hauptwerke Natorps, dem bald zu erwähnenden „Briefwechsel“, anschaulich dargestellt wird. Mit welchen Schwierigkeiten da oft zu kämpfen war, welcher ausharrenden Geduld es bedurfte, um die unscheinbarsten, dennoch schliesslich entscheidenden Erfolge zu erringen, darin gewährt besonders lehrreichen Einblick eine in die „Quartalschrift“ (IV, 2, S. 53—118, 1808) eingerückte, nachmals im „Briefwechsel“ (als 18. Brief) wiederholte Epistel.

Die politischen Verwickelungen konnten diese unermüdliche, mehr und mehr von schönem Erfolg gekrönte Thätigkeit wohl für einen Augenblick stören; aber sie gaben ihr zugleich einen neuen Sporn, ja sie sollten dahin führen, ihr ein ungleich weiteres Feld zu eröffnen, sie in einen bedeutenderen Zusammenhang einzufügen und so zu desto höherer Wirksamkeit zu entwickeln.

Das Verhängnis von 1806, von dem auch die Stadt Essen hart betroffen wurde, griff dem warmblütigen Patrioten ans Herz. „Ich habe,“ schreibt er zwei Jahre später (bei O. N. S. 80), „mit tiefer Wehmut das Schicksal unseres deutschen Vaterlandes betrauert und werde es bis an meinen Tod betrauern. Gebe uns Gott nur, che wir scheiden, die Freude, in der deutschen Nation den alten Geist wieder aufleben zu sehen! Hundertmal habe ich schon in meinen akademischen Jahren, als hätte ich die Zukunft, die jetzt Gegenwart ist, geahndet, die olympischen Spiele *cum annexis* herbeigewünscht, und hundertmal ist mir eingefallen, was

Stephani so bedeutungsvoll in seinem „Grundriss“ geschrieben hat: In dem Charakter einer Nation der Erde scheint, bis der ewige Friede geschlossen wird, der militärische Geist ein notwendiges Ingredienz zu sein; er ist ein Ferment zur Hervorbringung des Nationalgeistes, der gegen Stürme und Wetter hart macht.“ Welche Aufgabe für solchen Mann, die Festpredigt zum Namensstag Napoleons zu halten!

Doch ihm war ein besseres Los vorbehalten. Der Freiherr von Vincke, der als Kammerpräsident von Münster und Hamm den Mann und sein Wirken schätzen gelernt hatte, wurde 1809 Präsident der brandenburgischen Regierung; er bewirkte alsbald die oben erwähnte Berufung Natorps nach Potsdam durch v. Humboldt, der um dieselbe Zeit die Leitung der Kultusabteilung im preussischen Ministerium des Innern übernommen hatte. So fand sich der schlichte Stadtpfarrer auf einmal in unmittelbarer Fühlung mit den grossen Weltereignissen versetzt. Er hatte gerade in den Jahren der Demütigung oft vor dem Könige zu predigen; dieser nannte ihn einmal „seinen geistlichen Feldmarschall“, ich denke wegen der fortreissenden Begeisterung seiner Vaterlandsliebe, die sich, wie in die erhaltenen Briefe aus jener Zeit, gewiss auch in seine Predigten ergoss. So schreibt er 1813 dem Bruder, den die betagte Mutter bedenklich machen wollte, ins Heer einzutreten: „Höre, man kann jetzt auf deutschem Grund und Boden nach meiner Meinung nichts Vernünftigeres thun, als Franzosen, die ihn aussaugen, tot zu schlagen oder fortzujagen. Alles andere, was man sonst Vernünftiges treiben kann, ist einstweilen nur Nebensache. Wenn wir wieder reine Bahn haben, dann werfen wir den Feuerbrand bei Seite und kehren mit frohem Mute zu dem alten Tagewerke zurück. Wer brav geholfen hat, der hat dann lebenslängliche Freude darüber und erzählt in den alten Tagen der aufwachsenden Jugend von dieser herrlichen Zeit, da die Tenne gefegt wurde. Ich glaube, ebenso werden alle guten Deutschen urteilen; ich sage, alle guten Deutschen, die den Boden lieb haben, auf dem ihnen und ihren Vorfahren der liebe Gott so oft Frühregen und Spätregen geschenkt hat, und die Tugend und Ehre höher schätzen als ihr Fleisch und Bein . . . Wir leben in einer herrlichen Zeit, mein lieber Bruder! Eine bessere konnten wir nicht erleben. Dieser Freiheitskrieg wird ewig denkwürdig bleiben. Er wird die Deutschen zu einem neuen

und herrlichen Volke machen, und die Schwächlinge, denen bei jedem Winde die Haut zusammenschandert, werden dadurch angereizt und gestärkt werden. Wer in seiner Schlawheit sich gewöhnt hat, den Wert seines Lebens mit der Elle auszumessen, wird einsehen lernen, dass es einen besseren Massstab giebt. Wer seines Lebens in Ruhe geniessen will, der wird durch den Drang der Umstände gezwungen werden, sich zusammenzunehmen, und notgedrungen lernen, dass handeln mehr gilt als geniessen.“ (O. N. S. 130.) Und nach der Leipziger Schlacht (ebend. S. 127): „Was ich hier erlebt habe, ist grösser und herrlicher, als was wir in den Büchern der Griechen oder Römer lesen. Grösseres werde ich nie erleben, und darum könnte ich allenfalls jetzt wohl aus der Welt gehen, wenn ich nicht noch Lust hätte zu sehen, ob in diesem Freiheitskriege nicht auch die Schulmeister ein wohlthätiges hitziges Fieber bekommen würden . . . Ich glaube, dass Kirche und Schule durch diesen Krieg einen starken und wohlthätigen Anstoss bekommen haben . . . Wenn die jetzige Zeit gut benutzt wird, dann wird unser Volksschulwesen von Grund aus eine Umgestaltung erfahren und in eine vernünftige Beziehung zum Staate und Volke gebracht werden. Schon vor Ausbruch des Krieges war unser Departement damit beschäftigt, eine Instruktion über die Einrichtung der Schule zu entwerfen. Wahrscheinlich wird diese in kurzem erlassen und veröffentlicht werden; und sie wird hoffentlich für das Schulwesen in allen deutschen Landen eine wichtige Erscheinung sein.“

Die so bedeutsam angekündigte „Instruktion“ ist nichts anderes als der Süvern'sche Entwurf einer einheitlichen Regelung des gesamten preussischen Schulwesens. Natorp hat an dem die Einrichtung der Elementarschulen betreffenden Teile dieses Entwurfs hervorragenden Anteil. „Am 11. Oktober 1812,“ teilt Dilthey (Art. Süvern, Allg. D. Biogr. XXXVII, 238) aus den Akten mit, „hatte Natorp von Süvern den Auftrag erhalten, eine Instruktion aufzustellen, welche die allgemeinen Grundsätze, nach denen Elementarschulen einzurichten sind, für die administrierende Behörde, die Schulvorstände und Lehrer enthalte; am 5. Dezember lief diese ein und wurde dann von Süvern seinem Entwurfe zu Grunde gelegt.“

Über die Bedeutung des Entwurfs urteilt derselbe Autor

(S. 239): „Zum ersten Male fasste eine deutsche Verwaltung den Plan, das ganze Schulwesen als ein integrierendes Glied des ganzen Staatsorganismus zu ordnen. Eine solche Organisation hatte in revolutionärem Geiste Condoreet¹⁾ 1791/92 entworfen, Napoleon hatte sie im Sinne des französischen Cäsarismus ausgeführt: nun stellte dieser Organisation des französischen Schulwesens Deutschland seine eigene gegenüber. Wie überlegen waren zunächst die Intentionen dieser deutschen Reform der mechanischen Trennung der heutigen Schulen. Damals versuchte man dem Schüler die Möglichkeit zu geben, von einer Anstalt auf eine höhere überzugehen.“ — Der Grundgedanke der einheitlichen Organisation des gesamten nationalen Bildungswesens war Gemeingut der bedeutenden Männer alle, die für die Verbesserung des preussischen Schulwesens damals thätig waren. Der Freiherr vom Stein hatte ihn in seinem berühmten „Abschiedsschreiben“ gleichsam als Vermächtnis hinterlassen: es komme darauf an, „die Disharmonie, die im Volke stattfindet, den Kampf der Stände unter sich, der uns unglücklich machte, zu vernichten, gesetzlich die Möglichkeit aufzustellen, dass jeder im Volke seine Kräfte frei in moralischer Richtung entwickeln könne“; und in dieser Hinsicht sei „am meisten von der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend zu erwarten“. Mit der Forderung aber einer „auf die innere Natur des Menschen gegründeten Methode“, durch die „jede Geisteskraft von innen heraus entwickelt, jedes edle Lebensprinzip angereizt und genährt und so alle einseitige Bildung vermieden“ werde, hatte er sich auf den Boden der Pestalozzischen Grundsätze gestellt. Ganz die gleichen Gesinnungen äussert der Frh. von Vincke in einem kurz vor der Übersiedelung nach Potsdam aufgezeichneten Entwurf. Auch er verlangt „für den öffentlichen Unterricht die planmässige hierarchische Ordnung der verschiedenen Schulanstalten“; auch er beklagt, dass die öffentlichen Bildungsanstalten bisher allein für die höheren Stände zu existieren schienen; für die andern sei bloss geschrieben. Und er verlangt, ganz im Sinne des Natop'schen Grundrisses, „die Verbannung alles Religionsunterschiedes aus den Schulen mit Übertragung des Religionsunterrichtes an die Prediger jedes Glaubens“. Diese

¹⁾ Vgl. M.H. d. C.G. 1894, S. 123—146.

längst gestellte Forderung einer einheitlichen Ordnung des Schulwesens auf Grundlage der allgemeinen Volksschule war der Siverssche Entwurf zu verwirklichen bestimmt. Dem entsprechen seine grundlegenden Paragraphen: Die öffentlichen und allgemeinen Schulanstalten bezwecken die allgemeine Bildung des Menschen an sich, nicht seine unmittelbare Vorbereitung zu besonderen einzelnen Berufsarten; sie bilden, als Stamm und Mittelpunkt für die Jugenderziehung des Volkes, die Grundlage der gesamten Nationalerziehung. Die Erziehung der Jugend für ihre bürgerliche Bestimmung soll auf ihre möglichste allgemeinemenschliche Ausbildung gegründet werden. Zu solehem Zweck sollen diese Anstalten die allgemeine Jugendbildung vom Anfange des Schulunterrichts bis zu der Grenze, wo die Universität sie aufnimmt, durch drei wesentliche Stufen durchführen: allgemeine Elementarschule, allgemeine Stadtschule, Gymnasium. „Alle diese Stufen müssen auf ihren Endzweck so fest gerichtet sein, dass sie zusammen wie eine einzige grosse Anstalt für die National-Jugendbildung betrachtet werden können. Es muss daher ihre ganze Anlage auf einem in sich übereinstimmenden System der letzteren beruhen“, so dass jede Stufe, indem sie ihre eigenen Zwecke verfolgt, zugleich auf die nächste höhere Stufe vorbereiten kann. Im einzelnen beweist die Auswahl der Fächer für die Elementar- und allgemeine Stadtschule, die Verknüpfung des Zeichnens mit der „Form- und Massverhältnislehre“, die Betonung des Gesangunterrichts u. a. nicht bloss den Einfluss des Pestalozzischen Geistes überhaupt, sondern erinnert noch besonders an Natorps „Grundriss“.

Der Entwurf ist, wie man weiss, nicht Gesetz geworden; die damit gestellte Aufgabe harret noch ihrer Lösung, ja die Aussicht auf eine solche ist mit jedem neuen Anlauf leider ferner gerückt. Von dem Geist jener Tage ist in den folgenden Entwürfen immer weniger und bald nichts mehr zu spüren. Doch war es unschätzbar, dass zum wenigsten einzelne Männer, die von solchem Geiste beseelt waren, in der Verwaltung bleiben und so doch im kleinen und besonderen wirken durften, was für ihren Staat im ganzen zu leisten ihnen versagt blieb. Und da war ein Praktiker wie Natorp so recht an seinem Platze.

Bei seinem Amtsantritt hatte Humboldt ihm geschrieben (14. März 1809): „Es ist mir nicht gelungen, mir hier alle Ihre

Schriften zu verschaffen; allein diejenigen, die ich fand, habe ich mit Aufmerksamkeit durchgelesen, und mich auch dadurch überzeugt, wie viel der Staat sich für einen der wichtigsten Teile der Nationalerziehung von einem Manne zu versprechen hat, der so richtige und aufgeklärte Grundsätze, einen so reinen und warmen Eifer für das Gute und eine so reife Erfahrung in sich vereinigt. Seit dem ersten Augenblicke, da ich mich mit dem Gedanken an meinen jetzigen Posten beschäftigte, lag mir die Erziehung des Volkes, d. i. die Einrichtung der Land- und niederen Bürgerschulen, als der wirklich dringendste Teil meines Geschäftes und die Basis aller Erziehung vorzüglich am Herzen, und ich empfinde eine wahre Beruhigung, hierin einen solchen Gehülfen zu erhalten.“ Und am 23. Mai: „Sie und der brave und thätige Herr von Vincke sind gerade die Männer, zu denen ich das sichere Vertrauen hegen kann, dass die Schulen der Kurmark zu einem solchen Grade der Güte und Vollkommenheit gebracht werden können, dass sie denen der anderen Provinzen zum Muster und zur Nachbildung dienen.“ Damit war Natorp seine Aufgabe vorgezeichnet. Das Schulwesen der Kurmark war in schlimmerer Verfassung, als damals bereits das westfälische. Eine allgemeine Reform blieb vorbehalten, bis die Erfolge der in der Provinz Preussen damals durch Zeller unternommenen Versuche mit der Pestalozzisehen Methode sich gezeigt hätten; inzwischen war Natorp in seiner Provinz freie Hand gelassen. Auf unermüdlichen Inspektionsreisen griff er überall persönlich ein; er machte den Schullehrern das Unterrichten selbst vor, indem sie die Schüler spielen mussten; war ein Pensum eingeübt, so machte einer der vorherigen Schüler den Lehrer u. s. f. „So wurde (berichtet er) innerhalb zweier Tage eine Stufe nach der andern erstiegen, und wir standen so weit oben, wie für jetzt die Elementarschule kommen sollte. Nichts von Theorie; alles ein Vor- und Nachmachen!“ (O. N. 109.) Er sorgt für Beschaffung der Schiefertafeln, Fibeln, Wandtafeln, Einrichtung von Lehrerkonferenzen, Lesezirkeln, vor allem für Kenntnis und Einführung der besseren Methoden. Tüchtige Lehrer wurden in Fehrbellin ausgebildet, um dann in der Provinz „hin und wieder Funken zu schlagen“, d. i. durch an verschiedenen Orten eingerichtete Kurse die gewonnenen Vorteile weiter zu verbreiten. Ein Schullehrerseminar wurde in Aussicht genommen,

eine Bürgerschule zu Potsdam nach Natorps Vorschlägen eingerichtet.

Allenthalben war es sein Bestreben, wie er im Vorwort zur 2. Auflage des „Briefwechsels“ sagt, „den Übergang aus der vorigen Periode des Volksschulwesens in die jetzige befördern und an das bisherige Gute das in der neuesten Zeit gewonnene und bewährt gefundene Bessere auf eine nicht stürmische Weise anknüpfen zu helfen.“ Das „Bessere“ sind, wie das ganze Buch beweist, die Pestalozzischen Grundsätze; in der Abwehr der „stürmischen Weise“ der Einführung liegt zugleich eine deutliche Kritik der Art, wie die Pestalozzianer vielfach auftraten; diese allein machte das „Bessere“ ungerechtfertigter Weise zum Feind des „bisherigen Guten“, das ein so besonnener Praktiker unmöglich übersehen oder geringachten konnte. So wendet er sich (ebenda I 36) nicht ohne Schärfe gegen den „neumodischen Schwindel“, die „pädagogische Sektiererei“ der Pestalozzianer; und erkennt doch in demselben Satze wiederum den Anbruch einer „neuen Periode der Pädagogik“ an.

In den drei Bändchen: „Briefwechsel einiger Schullehrer und Schulfreunde“ (1811, 1813 und 1816) findet man annähernd das niedergelegt, was er zur Hebung der Volksschule zunächst angestrebt und durch direktes persönliches Eingreifen in zwei Provinzen durchzuführen sich bemüht hat. Das Werk war ursprünglich nur als veranschaulichende Beigabe eines umfassenden „Grundrisses der Volksschulkunde“ gedacht; die Ausarbeitung des letztern unterblieb vielleicht nur deshalb, weil der „Briefwechsel“ nach und nach so ziemlich das, was der „Grundriss“ behandeln sollte, in sich aufgenommen hatte. Tatsächlich bleibt kaum ein wesentlicher Punkt darin unberührt. Eine Analyse des ganzen Werkes geht über die Absicht dieser Skizze hinaus; doch soll, was irgend von grundsätzlicher Bedeutung ist, hier zusammengetragen werden.

„Ich fange nicht am Ganzen, sondern nach einem das Ganze umfassenden Plane am Einzelnen an; ich suche das vorfindliche Gute zu befestigen und weiter zu fördern.“ So spricht er einmal vorzüglich klar die Eigenheit seines Wirkens aus (II 176). Diesen „das Ganze umfassenden Plan“ haben wir nun darzulegen. Schon das frühere Werk stellte eine ausgezeichnete Disposition auf; diese wird im „Briefwechsel“ in der

Hauptsache festgehalten, doch weiter ausgearbeitet und vertieft (s. den 16., 23. und vorzüglich den 28. Brief). In einem „vollständigen Grundriss zu dem Gebäude des Schulunterrichts“ (III 18) muss die Schule 1. an und für sich selbst, 2. in ihrem Verhältnis zu der Gemeinde betrachtet werden; in ersterer Hinsicht sind die beiden Hauptbestandteile Unterweisung und Zucht (III 175). Hinsichtlich der Unterweisung ist das Erste die Festsetzung der Lehrgegenstände. Da will es ihm nicht genügen, wenn „nach der gemeinen Weise“ Lesen, Schreiben, Rechnen und der Katechismus als das Quadrat der Schulbildung im Unterrichtsplan aufgestellt wird (III 176); Lesen und Schreiben sind gar nicht Hauptunterrichtsgegenstände, sondern nur etwas zu einem Hauptunterrichtsgegenstände gehöriges (19 f.). Seine Fächer sind: 1. aus dem Gebiete der Sprachen die Muttersprache; der Sprachunterricht schliesst in sich Lesen, Rechtschreiben und sog. Denkübungen; 2. aus dem Gebiete der Wissenschaften: Mathematik, ein Inbegriff geminnlicher Kenntnisse aus den Fächern der Naturkunde, der Gewerbkunde, der Erdbeschreibung und der Geschichte (S. 11 als „Realkenntnisse“ zusammengefasst), und Religionslehre; 3. aus dem Gebiete der Kunstgeschicklichkeiten Musik und Zeichnen, einschliessend das Schreiben als blosses richtiges Nachbilden der Schriftzeichen. Endlich wird „in der Hoffnung, dass auch in Hinsicht der Bildung des Körpers den Schulen einmal wieder ihr Recht wiederfahren werde“, die Gymnastik hinzugefügt (176 ff.)¹⁾. Das zweite Hauptstück ist die Abgrenzung der Unterrichts-Kurse für jedes einzelne Lehrfach,

¹⁾ Das warme Interesse für Gymnastik spricht sich oftmals aus (vgl. oben S. 273). So III 16 f. „Lassen Sie mich's kurz sagen: ich halte die Gymnastik für eins der Hauptfächer unter denen, welche den Kreis der Erziehung unsrer Volksjugend bilden, und jede Schule, welche die gymnastischen Übungen ausschliesst, halte ich für eine einseitige Erziehungsanstalt.“ Er weist hin auf den „Wink, der hier durch die grossen Ereignisse der Zeit gegeben wird. Möge das gegenwärtige Zeitalter uns auch in diesem Stücke aus der Verblendung, in welche die neue Welt geraten ist, herausreißen und zu der Weisheit der Gesetzgeber und Erzieher unter den gebildeteren Völkern der alten Welt zurückführen.“ Er „hofft und glaubt (297), dass man in der gegenwärtigen Zeit der politischen und pädagogischen Krise diese vergessenen Übungen endlich wieder hervorrufen und allgemein einführen werde.“ Er weist hin auf die Jahnsche Turnschule, auf Jahn's, Arndt's u. a. Schriften.

und demnächst die Festsetzung des in jedem Lehrfach und jedem Kurs innewahaltenden Stufenganges der Unterweisungen und Übungen, in dessen Befolgung das Wesen der wahren Lehrmethode besteht (181. 185; vgl. 20 unter 2. und 3. Die genauere Ausführung dieses wichtigsten Kapitels weiter unten). Auf dieser Grundlage lässt sich dann drittens der vollständige Lehrplan (Lektionsplan) aufstellen (192 ff. vgl. 21 unter 4. und 5.). Betreffen diese drei Stücke den Unterricht, so ist der andere Hauptteil die Disciplin oder Schulzucht (194. 21 ff.). Es muss endlich das Verhältnis der Schule zu Gemeinde und Staat erwogen werden (198 ff.; weniger scharf ist dieser Teil im 23. Brief abgegrenzt). — Die sonst vorzügliche Disposition lässt allenfalls eines vermissen, was in der Schrift „Bell und Lancaster“ (1817, S. 123) als „Lehrform“ von der „Methode“ unterschieden wird. Gemeint ist, im Unterschied von der Befolgung des Stufenganges in den einzelnen Fächern, dasjenige Allgemeine, was bei allem Unterrichten auf jeder Stufe vorkommt: das Verfahren des Abfragens, der „sokratisierenden“ Unterredung, des Vortrags u. s. f. Hier beschränkt sich Natorp wesentlich darauf, statt des Zwanges einer einzigen Lehrform die Mannigfaltigkeit der Formen, je nach den verschiedenen Zwecken des Unterrichts, die Bewegungsfreiheit des Lehrers und genaue Anpassung des Verfahrens an die Individualität des Schülers zu empfehlen. Hauptsächlich dies hat er im Sinn, wenn er öfter gegen das Mechanisieren des Unterrichts eifert; wenn er allgemein ausspricht (O. N. 67): „In Fesseln kann sich kein Mensch gut bewegen, am wenigsten ein Schulmann.“ Sonst aber hat er den Wert der Methode wahrlich geschätzt, ja einer „weisen Mechanisierung“ des Unterrichts (Brfw. I 100, ähnlich Grundr. 57) öfters das Wort geredet, vollends auf strengste Pünktlichkeit, Ordnung und Zeiteinteilung in der Schule jederzeit gedrungen.

Eine überzeugende Ableitung der Unterrichtsgegenstände aus einer einzigen Wurzel war schon Pestalozzi nicht recht gelungen, so tief und entwicklungsfähig an sich der Hinweis auf die formalen als die Grundbestandteile der menschlichen Bildung war. Es fehlte dazu ihm, und es fehlte auch Natorp zu sehr an eigentlich philosophischer Schulung; so kamen beide über ein äusserliches Nebeneinander eines formalen und eines materialen Einteilungsgrundes nicht hinaus. Prinzipiell weiss dagegen Natorp

schr gut zu sagen, dass es auf Ausbildung der menschlichen Fähigkeiten und Kräfte, nicht auf blosser Entwicklung einer „bestimmten Summe von Wissen, Kenntnis und Geschicklichkeit“ ankomme (I 176). So gilt ihm der Unterricht im Schönschreiben vornehmlich als Übung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens, als Übung der Hand, als Vorübung zum Zeichnen (so wie umgekehrt), und als mathematische Vorübung (ebenda). So vermisst er (I 46) im Rochowschen Lehrsystem den Unterricht in der Formenlehre und dem „darauf gegründeten“ Zeichnen; von diesem sei der Schreibeunterricht nur ein Teil, den Rochow überdies zu gering geachtet und nicht methodisch genug bearbeitet habe. So unterscheidet er allgemein mit Pestalozzi die intensive von der extensiven Bildung (I 64; *Lanc.* 238); auf jener beruht die Weckung des Schülers zur Selbstthätigkeit, die endlich so weit führen muss, dass es nur noch der methodischen Anleitung zum eignen Lernen bedarf (I 63 f.): „Ich helfe dem Schüler auf die Spur, zeige ihm den Weg, aber den Weg muss er selbst gehen, zum Führen habe ich weder Zeit noch Lust.“

In der für seine pädagogische Grundauffassung überhaupt interessanten Vergleichung der Rochowschen und Pestalozzischen Prinzipien (3. Brief, I 37 ff.) wird die Frage wenigstens gestreift, welches wohl die menschlichen Grundkräfte sein möchten. Er entscheidet sich, als echter Rationalist, dahin, dass „das Denkvermögen, im weitern Sinne genommen, die Grundkraft und der Grund aller Thätigkeiten und Regungen des menschlichen Geistes“ sei. Wenn man ausserdem noch ein Gefühlsvermögen und ein Begehrungsvermögen als Grundkräfte anführe, so sei das „eine Zersplitterung des Gemüts, die genau genommen nicht stattfinden darf. Der menschliche Geist ist nur Einer, und nur Eine ist die Grund- oder Urkraft desselben . . . Das was man Gefühlsvermögen und Begehrungsvermögen zu nennen pflegt, wird von selbst gebildet, wenn dem Denken nur die gehörige Richtung gegeben wird auf das, was wahr, schön, recht, gut und edel ist.“ In dieser Richtung sei das Rochowsche System (der Denkübungen) „ganz richtig begründet, und namentlich trifft nun auch Pestalozzi hierin mit Rochow völlig zusammen.“ Es ist immerhin bemerkenswert, dass ein solcher Rationalist die Vielheit der „Vermögen“ zu Gunsten einer einzigen Grundkraft — nicht etwa der Herbartschen „Vorstellungen“ — aufzuheben geneigt ist; aber

freilich bleibt so im Dunkeln, woher die Mehrheit der Bewusstseinsrichtungen, die man mit „Denken, Fühlen, Wollen“ etc. bezeichnen wollte, eigentlich stammt.

Hat also Natorp hier einen Grundmangel des Pestalozzischen Systems nicht zu überwinden gewusst, so hat er sich desto reiner und klarer das zu eigen gemacht, worin dessen vorzügliche Stärke lag: die prinzipielle Forderung eines „nach psychologischen Grundsätzen bestimmt abgemessenen Stufenganges des Unterrichts.“ Das hauptsächlich ist es, was er bei der Rochowschen Methode vermisst; und doch hiess es, dass darin überhaupt das Wesen der Methode enthalten sei (S. I 51; II 230 ff. 235 Bell u. Lanc.; 112 f.). Eine besonders schöne Ausführung über diesen Punkt findet sich im 28sten Brief (III 180 ff.). Das Wesen des „elementarischen Verfahrens“ (II 235) besteht darin: zuerst den Lehrgegenstand in seine Elemente oder Bestandteile zu zerlegen, wodurch man den „naturgemässen Gang kennen lernt, welchen in jedem Lehrfache die Unterweisung nehmen muss“, und demnächst, wenn die Auflöschung vollendet ist, „vom ersten Anfangspunkte an den Gegenstand aus seinen Bestandteilen wieder zusammensetzen“. So wird aus den Bestandteilen eines Lehrgegenstandes ein in sich zusammenhängendes geordnetes Ganzes, indem man sie „in einer seiner Natur entsprechenden Ordnung zusammensetzt und unter einander verbindet“ (180. 185). Und zwar lässt sich ein jeder Lehrgegenstand in gewisse Hauptabteilungen oder Hauptglieder zerlegen. Es gilt daher zunächst in einem jeden der für den Inbegriff des Schulunterrichts aufgestellten Lehrfächer die Haupt- oder Grundteile aufzusuchen; dann lässt sich desto sicherer und leichter die Ordnung und Folge auffinden, in welcher die Elemente eines jeden Hauptteils zusammengesetzt und unter einander verbunden werden müssen; so wie, wer die Hauptstationen einer Strasse kennt, desto leichter den Weg von einer Station zur andern und so bis ans Ziel findet. Daraus ergeben sich denn die beiden oben unterschiedenen Hauptpunkte der Methodik: die Kurse und der Stufengang des Unterrichts (181). Ist dieses beides für ein jedes Lehrfach bestimmt, so ist es eine wahre Freude zu sehen, wie der Lehrer, ohne seine Freiheit und seine natürliche Eigentümlichkeit ungebührlich beschränkt zu fühlen, bei seiner Unterweisung einen durchaus festen und in allen seinen Teilen geregeltten Gang geht; wie er nirgends in Gefahr kommt

vom rechten und sicheren Wege sich zu verirren; wie er auf jedem Schritt seiner Sache gewiss ist, den sichern Erfolg vor Augen sieht; wie der Schüler alles, was er thut, mit deutlichem Bewusstsein thut, von allem Rede und Antwort geben kann, und alle seine Arbeiten, die ersten wie die letzten, das Gepräge einer gewissen Vollkommenheit tragen (186 f.). Solches Gelingen ist das gewisse und unausbleibliche Resultat eines methodischen Verfahrens (188). Schliesslich wird auch das erreicht, dass die geübten Schüler selbst die Methode und den Gang der Unterweisung richtig aufgefasst haben und imstande sind, selbst wieder Kinder methodisch zu unterweisen (I 84). Besonders lehrreich und überzeugend ist die Anwendung, die Natorp von diesen methodologischen Grundsätzen auf sein Lieblingsfach, die Gesangslehre macht (s. den 22sten Brief, II 234 ff., auch III 236 f., und „Anleitung zur Unterweisung im Singen“, zuerst erschienen 1813, dann in einer Reihe von Auflagen). Durch scharfe Auseinanderlegung der „Grundteile“ des Gesangs (Rhythmik, Melodik, Dynamik) bis auf die ersten Anfangspunkte des Unterrichts (Brfw. III 236) erreicht er auch hier ein streng „elementarisches“ Verfahren, die bis dahin auch von den Pestalozzianern (Nägeli-Pfeiffer) verfehlte bestimmte Abgrenzung der Kurse, und damit eine „lückenlose Reihenfolge“ der Unterweisungen und Übungen. Die Natorpsche Gesangslehre ist ein Musterbeispiel Pestalozzischer Methode.

Neben dem „Unterricht“ wird die „Zucht“ nicht vernachlässigt. Wenn die „Grundkraft“ der menschlichen Bildung nur eine ist, nämlich das Denken, so erwartet man fast die Konsequenz, dass das Wesentliche der moralischen Erziehung im Unterricht mitgehalten sei. Natorp vertritt in der That die Auffassung, dass der richtig erteilte Unterricht schon „der bedeutendste Teil der Erziehung“ sei (Grundr. 217, ähnlich Brfw. III 194). Doch verfällt er darnn nicht in die Einseitigkeit der Herbart'schen Theorie des „erziehenden Unterrichts“, als ob der Unterricht geradezu das Ganze der Willensbildung in sich aufnehmen könnte. „Es müssen zum Unterricht auch noch gewisse Veranstaltungen hinzukommen, durch welche man alles, was in der Schule geschieht, geradezu auf die Erziehung hinrichtet, die Schüler als Glieder eines Vereins oder als Bürger eines kleinen Staates aufstellt, in welchem sie auf das praktische

Leben, welches die Schule im kleinen abbildet, vorbereitet werden“ (III 194). Das ist ein Lieblingsgedanke seiner Pädagogik: die Schule eine „Darstellung des bürgerlichen Lebens im Kleinen“ (III 22). Daneben wird auch hier (vgl. oben S. 269) die väterliche Stellung des Lehrers zum Schüler betont (24); in „Bell und Lancaster“ (S. 67) verbindet sich beides: die Schüler sollen in ihrem kleinen Schulstaate das Bild der häuslichen und staatsbürgerlichen Verfassung sehen . . .; was der Hausherr in der Familie und der Landesregent im Staat ist, das ist der Schulmeister in der Schule u. s. f. Auf jede Weise giebt sich als Grundgedanke zu erkennen: das Leben in einer gesetzlich geordneten Gemeinschaft ist es, welches erzieht; die Schule ist erziehend, nicht allein weil und sofern sie unterrichtet, sondern weil und sofern sie eine eigene und bedeutsame Form der Gemeinschaft darstellt. Damit streitet nicht, sondern harmoniert aufs beste, dass als oberstes Prinzip der sittlichen Erziehung die Achtung der Vernunft im Kinde vorausgesetzt wird (so bes. Lane. 267 ff.; Bell u. Lane. 87 ff.). Es ist für ihn „ausgemacht, dass man sich bei den Bestrafungen aller unmenschlichen und entehrenden Strafmittel schlechterdings und ohne alle Ausnahme enthalten müsse und dass die Misshandlung der Unmündigen ein doppeltes Verbrechen, ein Verbrechen gegen den Menschen im Kinde und ein Verbrechen gegen das Kind im Menschen sei“ (Bell u. Lane. 93). „Im Ideal einer guten Schule ist es ein wesentlicher Charakterzug, dass alle positiven Belohnungen und Bestrafungen überflüssig erscheinen und dass jeder Schüler nicht sowohl mit andern als mit sich selbst wetteifere“ (95). Für die Durchführbarkeit dieses Grundsatzes bezieht er sich auch hier auf das Beispiel, das Pestalozzi (nach Horstigs Bericht) gegeben habe (96 f.; Briefw. III 25 führt er Rousseau an).

Stärkere Beweise für den bestimmenden Einfluss Pestalozzis auf Natorp kann man nicht verlangen, stimmt doch das Angeführte Punkt für Punkt, dem Geist und oft dem Buchstaben nach mit Pestalozzi überein. Die volle Wärme der damals so allgemeinen Begeisterung für den Unvergleichlichen bricht dem auch mehrmals¹⁾ durch; so im 8. Brief (I 145 ff.), wo in einer

¹⁾ Einen wahren Hymnus auf den „Propheten“ Pestalozzi stimmt der Schluss der oben erwähnten Epistel (Quartalschr. IV, 2, 1808, S. 117) an. Der fragliche Passus ist indessen im „Briefwechsel“ gestrichen.

geschilderten Zusammenkunft von Schullehrern ein Beteiligter von einem Besuche bei Pestalozzi selbst erzählt: „Da hätten Sie das frohe Staunen und das Herandrängen sehen und das Ausfragen hören sollen . . . Einige wollten mich sofort zur Schule hinreissen, dass ich mit Kindern aus der Nachbarschaft, die sie sogleich beitreiben wollten, auf pestalozzische Weise Schule halten sollte, damit sie, wie sie sich ausdrückten, endlich einmal mit Augen sähen, wie Pestalozzi es mache.“ Einer besonders, der sich mit Pestalozzi schon eingehend beschäftigt hat, ist gar nicht zu ersättigen; er zeigt sich bereits „tief in den Geist der Pestalozzischen Systems eingedrungen“; es beweist sich an ihm, „wie weit es ein Schullehrer von gesunden Fähigkeiten und unverschrobenem Urteil bloss durch einen kräftigen Eifer bringen kann, sobald ihm nur eine bestimmte und helle Ansicht des Wesens der Elementarbildung eröffnet worden“. Besondere Veranlassung gab ihm die Auseinandersetzung über „Bell und Lancaster“, die Überlegenheit des deutschen, durch Pestalozzi auf den rechten Weg geleiteten Elementarunterrichts über das neue, vom Ausland her mit vielem Pomp angepriesene System in helles Licht zu stellen. Der von ihm äusserst geschätzte Vorzug der pünktlichsten Ordnung und damit erreichten Zeitersparnis lässt ihn über den rohen Mechanismus des Bell-Lancasterschen Verfahrens nicht hinwegsehen. Er findet die Behauptung einer Verwandtschaft desselben mit dem Pestalozzischen völlig unbegründet. „In Pestalozzischer Schrift »Wie Gertrud ihre Kinder lehrt« ist freilich auch irgendwo von dem Mechanisieren und von dem Mechanismus des Unterrichts die Rede, aber in einem andern Sinn des Worts, und der Ausdruck, statt dessen man lieber den Ausdruck Organisieren und Organismus des Unterrichts hätte gebrauchen sollen, hat zu vielen Missverständnissen und irrigen Ansichten Veranlassung gegeben. Indess hat Pestalozzi niemals eine Schule als ein Maschinenwerk und die Unterweisung als ein maschinenmässiges Getriebe angesehen und behandelt wissen wollen. Vielmehr geht sein Hauptbemühen dahin, allen geistfählenden Mechanismus aus den Schulen zu verbannen . . . Fast alles, was in der Lancaster-Bellschen Schule in Betreff der Materie und der Form des Unterrichts geschieht, liegt unter dem Gesichtskreise der Pestalozzischen Schule . . . Und anders als so kann man überhaupt nicht darüber urteilen. Bei der höheren Idee, welche wir Deutschen von einer

Volksschule haben, und nach dem, was wir von einem Volksschullehrer zu verlangen gewohnt sind, müssen wir über den uns so laut angepriesenen neuen britischen Unterricht stutzig werden“ (S. 101 f.).

In derselben gehaltreichen Schrift, die eine wichtige Ergänzung zum „Briefwechsel“ bildet, finden sich bedentsame Ausführungen über das Verhältnis der Schule zu Staat und Gesellschaft. Die Lancaster-Methode war ersichtlich hervorgerufen durch das Entstehen der neuen Klasse des industriellen Proletariats. Es ist von socialpsychologischem Interesse, dass sich die Herabwürdigung des Arbeiters zur Maschine, welche die nächste Folge des Wachstums der Grossindustrie war, bis auf die pädagogische Theorie und Praxis erstreckte; verglich doch Lancaster selbst den Schulbetrieb nach seiner Methode unbefangen mit dem Getriebe einer Fabrik, und war doch seine Methode ausdrücklich auf die Kinder des Proletariats berechnet. In Deutschland gab es damals kein industrielles Proletariat; um so weniger war man versucht, ein derart manchesterliches Verfahren der Volksbildung auf deutschen Boden zu übertragen. Man glaubte gegen dergleichen auf immer geschützt zu sein durch die grundsätzliche Anerkennung der Schule als Staatsanstalt. „Unsere Volksschulen,“ erklärt Natorp (a. a. O.), „sind ursprünglich zwar grossenteils aus der Kirche und dem kirchlichen Bedürfnis hervorgegangen; aber sie sind auch sehr bald Angelegenheit des Staats geworden.“ Privatschulen werden nur als augenblicklich notwendige Übel angesehen (58). Überall ist man bemüht, dem öffentlichen Volksschulwesen eine solche Verfassung und einen solchen Umfang zu geben, dass es nicht mehr nötig ist, Privatschulen zu dulden. Durch weitere Ausdehnung der Privatschulen würde das deutsche Volksschulwesen einen bedeutenden Rückschritt thun (59). Es ist „nicht ungewiss, dass eine Verwaltungsart, welche mit der Verfassung und den übrigen Einrichtungen im Lande in einem genauen Zusammenhange steht, ein festeres und kräftigeres Bestehen haben müsse, als eine Verwaltung, welche unter dem zufälligen Drange der Umstände aus einem pädagogischen Enthusiasmus hervorgegangen ist und nur durch die Fortdauer dieses Enthusiasmus . . . aufrecht erhalten werden kann . . . Das Organ für die Begeisterung ist auch in Deutschland noch nicht erstorben. Die Begeisterung hat aber in allen Ländern und unter allen Völkern

das Eigentümliche, dass sie keine bleibende Gemütsstimmung ist, und dass man so wenig Schulhäuser als andere Häuser darauf bauen kann“ (61 f.). Der entscheidendste Vorzug der Öffentlichkeit des Schulwesens aber ist seine Unabhängigkeit von dem Gegensatz der gesellschaftlichen Klassen, die Erhaltung einer gewissen Gleichheit, wenigstens auf dem geheiligten Boden der Menschenbildung. „Ist von Freischulen für die Jugend der armen Volksklassen die Rede,“ sagt Natorp, „so wissen wir solche bei uns gar nicht anzubringen. Wir haben nirgends solche zahlreiche Scharen von armen gedrückten Menschen, die als eine besondere Klasse in der bürgerlichen Gesellschaft anzusehen sind und für deren Kinder besondere Schulen zu errichten nötig ist. Auch können wir es gottlob nicht übers Herz bringen, die Kinder der Armen von den Kindern ihrer vermögenden Mitbürger abzusondern und in besondere Schulen zu verbannen.“ Unsere deutschen Volksschulen stehen als „wirkliche Volksschulen“ da. In ihnen „kennt man ebenso wenig als auf unsern Turnplätzen den Unterschied der Stände . . . Volksschulen heissen sie bei uns, nicht weil sie für die verwaorlose Jugend aus den gemeinsten Klassen der Nation bestimmt sind, sondern weil sie die Jugend aus der Gesamtheit des Volks ohne Unterschied des Standes und des künftigen Berufs in den Elementarunterricht aufnehmen. Diese Einrichtung hat die überaus heilsame Folge gehabt, dass weniger Pöbel unter uns aufwachsen kann, dass die gemeiner erzogene Jugend an der besser erzogenen sich veredelt, und dass kein wirklich Vernünftiger und Gebildeter unter den Vornehmen Anstoss daran nehmen darf, wenn er seine Kinder unter andern Kindern sitzen und lernen sieht, welche müder vornehm sind als die seinigen“ (29 ff.). — Diese Ausführungen bieten gegenwärtig ein besonderes Interesse, wo wir im Widerspruch mit unseren besten nationalen Überlieferungen in eine ausgeprägte Klassenpädagogik hineingeraten sind¹⁾.

¹⁾ Das ist leider nicht bloss meine pessimistische Ansicht. Unbefangene ausländische Berichterstatter haben regelmässig diesen Eindruck erhalten. So der nordamerikanische Rep. of the Commiss. of Ed. 1888/89, I 33 f.: The German school is not a common school There is nowhere in Germany a system of national schools . . . Different strata of society in Germany have different schools. Ebenda XLIII wird als besonders auffällig die Kluft zwischen dem niedern und höhern Schulwesen, die planmässige Erschwerung des Übergangs von der Volks- und Bürgerschule zur

Vielleicht ist jene Ansicht der deutschen Volksschule selbst für damals zu günstig; doch sicher war die verhältnismässig grösste Annäherung an das bezeichnete Ideal damals erreicht und sind seitdem, namentlich in Preussen, nur Rückschritte gemacht worden.

Noch ein besonders wichtiger Punkt bleibt zu erörtern: das Verhältnis der Volksschule zur Religion nach Natorps Begriffen. Diesterweg¹⁾ führt als Zeugen für den interkonfessionellen Religionsunterricht neben Rochow, Dinter, Pestalozzi und Fröbel auch Natorp an. Der „Briefwechsel“ enthält darüber allerdings nur eine leise Andeutung, nämlich im 25. Briefe, wo in einem pädagogischen Reisebericht die günstigen Zustände eines ländlichen Bezirks geschildert werden (III 79 f.): „Bei den Schulen findet keine Verschiedenheit nach dem kirchlichen Glaubensbekenntnisse statt; sie sind allgemeine Erziehungsanstalten für die Jugend . . . Die Schulordnung ist so bestimmt, dass der Konfessionsunterschied weder bei dem Unterricht, noch bei der Wahl der Lehrer in Betracht kommen kann.“ Ausführlich und rückhaltlos dagegen äussert Natorp seine Überzeugung im „Grundriss“ vom Jahre 1804 und in einigen Aufsätzen der „Quartalschrift“ aus demselben Jahre. „Von Kirchentum und Sektentum muss eine allgemeine Schule durchaus frei bleiben“ (Grundr. 173). Der „eigentlich biblische“ Religionsunterricht ist den Religionslehrern der verschiedenen Konfessionen zu überlassen, „wenn nicht ein unglücklicher hierarchischer *esprit du corps* in den Schulen herrschend bleiben soll“ (176). Für die untern Stufen der allgemeinen Stadtschule ist ein besonderer Religionsunterricht in Natorps Entwurf überhaupt nicht vorgesehen; doch bezwecken die „Verstandesübungen“ oder „Unterredungen über wichtige Angelegenheiten des Geistes und Herzens“ hauptsächlich moralisch-religiöse Unterweisung. Was die Art derselben betrifft, erklärt sich Natorp unumwunden gegen den „herztötenden Mechanismus des leidigen Katechismuswesens“, durch den „die moralische Bildung

höheren Schule und Universität bemerkt. Eine organische Verbindung unter den verschiedenen Schulgattungen existiert nicht (vgl. oben S. 273, was Dilthey von der „mechanischen Trennung“ der heutigen Schulen sagt). Der Republikaner weiss sich diesen Zustand nur aus der — monarchischen Verfassung zu erklären, die als Piedestal eine Aristokratie fordere! In Deutschland gab es wenigstens zu Anfang dieses Jahrhunderts eine andere Auffassung der Monarchie.

¹⁾ Ausgew. Schr. IV 203.

nur aufgehalten, verhindert und missleitet werden kann“ (103 f.). Er nennt es (139) ein „verjährtes Vorurteil, dass der Sinn für Tugend und Religion vorzüglich durch das Lesen biblischer Historienbücher, durch das Erlernen der mosaischen Gesetzestafeln, der Busspsalmen und vieler biblischer Sprüche befördert und überhaupt durch biblische Vorstellungen genährt werden müsse: Der Weg zum Tempel der Weisheit, der längs Sinai und Horeb führt, ist, aufs gelindeste gesagt, wenigstens ein Umweg.“ Die Tugend geht auch nicht aus der Kenntnis irgend eines Systems hervor; es ist durchaus nicht nötig, dass die Unmündigen von Geboten und Pflichten etwas zu sagen wissen; sie beruht weit mehr auf Beispiel und Übung (104 f.). Soweit auf höherer Stufe die Lehre etwas dazu thun soll, ist sie rein als Vernunftlehre gedacht: man soll (150) den religiösen Glauben moralisch begründen und demselben durch physikotheologische Betrachtungen und durch genaueres Einblickeulassen in die menschliche Natur Kraft und Lebendigkeit geben. Auf der obersten Stufe soll der Lehrer die allgemein anerkannten praktischen Resultate der Moral- und Religionsphilosophie klar und einfach darlegen (173). Das Leben Jesu mag man dabei benutzen, um das Ideal reiner Moralität und wahrer Religiosität in den jugendlichen Seelen zu begründen (175). — Seinem Rezensenten Eylert, dem diese Auffassung „nicht christlich positiv genug“ schien, antwortet er nicht ohne Schärfe (Quartalschr. 1804, 2, S. 339): „E. will . . . mehr das Historische und Bildliche des Christentums zur Basis der Anerkennung der Autorität Jesu gemacht wissen; ich hingegen mehr den inneren Gehalt der christlichen Religion, ohne jedoch jenes Historische zu beseitigen . . . Er dringt als Volkslehrer auf moralischen Sinn und Wandel mehr aus der Überzeugung, dass der Autoritätsglaube eine zuverlässige Stütze der Volkstugend und der Volkswohlfahrt sei; ich mehr aus der Überzeugung, dass die Anerkennung des durchaus vernunftgemässen Inhalts der Religion Jesu und dieser vernunftgemässen Gebote des Christentums als göttlicher Gebote eine durchaus unumstössliche Basis sei . . . Nach E.'s Meinung soll beim Volke der historische Glaube die Moralität begründen; nach meiner Meinung kann es in einem Menschen nicht mehr Religion als Tugend geben, weil die Religiosität aus der moralischen und ästhetischen Bildung hervorgehen soll.“ Noch be-

stimmter im Kantischen Sinne äussert er sich in einem andern Aufsatz desselben Jahres (Epistel an den Pred. Busch, Quartalschrift 1804, 3, S. 493 ff.). „Wir sind bei unserem Religionsunterrichte vom Wege der Natur¹⁾ dergestalt abgewichen und so lange abgewichen gewesen, dass es schwer hält, aus dem unnatürlichen Gange, der uns zur Gewohnheit geworden ist, wieder zurückzukommen.“ Er verlangt einen solchen Unterricht, der die vorherrschenden eudämonistischen Grundsätze verweise, die Tugendlehre als Pflichtgebot und als Gesetz Gottes, nicht als ein positives statutarisches Landrecht erscheinen lasse. Er tadelt an einem Katechismus, dass dadurch Blick und Herz des Katechumenen auf eine zu gewinnende Glückseligkeit gerichtet werde. „Nehme man diese Ansicht durch Demonstration oder durch Sophistereien in Schutz: es giebt eine edlere der Menschheit und der Gottheit würdigere Ansicht, die sich der natürliche Mensch auch mit grösserer Freude und Teilnahme eröffnen lässt, als der Anhänger des Eudämonismus glaubt.“ Er beruft sich auf Pestalozzi und seine Anhänger, auf Kant, auf Jacobi; und er bringt (498) Herders Unterscheidung der „Religion Jesu“ von der „Religion an Jesum“, d. i. „Anbetung seiner Person und seines Kreuzes“ in Erinnerung.

Ich wüsste diese Reihe schlichter Anführungen nicht besser zu schliessen als mit dem schönen Wort, das uns gleich auf der ersten Seite seiner Biographie empfängt und die Menschenliebe als den tiefsten Grund seiner Religionsauffassung enthüllt: „Uns Menschen alle trägt doch der nämliche Erdboden; wir alle wandeln den nämlichen Weg zum Grabe und zur Ewigkeit: was wären wir denn, wenn wir unter solchen Verhältnissen über verschiedene Meinungen uns entzweien, auf Andersdenkende mit Unwillen und Abneigung herabblicken, unsere Herzen einander entfremden, zwischen unsern Gemütern eine Scheidewand errichten, Genossen anderer Kirchenparteien verketzern, drücken, kränken wollten? Wunderliche Kinder, die dem Willen ihres Vaters widerstreben, die Liebe gegen Bruder und Schwester verleugnen; thörichte Wanderer, die ihren Gefährten ein freundliches Wohlwollen verweigern, weil diese einen andern Gang haben als sie.“ —

¹⁾ So hatten nicht bloss Rousseau und Pestalozzi, sondern ebenfalls Kant gesagt, in der Pädagogik Rosenkr. IX 431.

Mit diesem allen ist das pädagogische Verdienst Natorps keineswegs erschöpft. Auf seinem eigensten Felde ist er erst da, wo es sich um die praktischen und einzelnen Fragen der Schuleinrichtung und -Verwaltung, vorzüglich aber der Lehrerbildung handelt. Da ist er unerschöpflich in Erfindungen und Massnahmen, deren Anwendbarkeit und sichere Wirksamkeit unwiderstehlich einleuchtet. Aber auch da spricht nirgends der kalte Techniker; alles ist bis ins kleinste beseelt und durchwärmt von heiliger Begeisterung für die unermesslich wichtige Aufgabe der Volksbildung, von herzlicher Liebe für die Kinder und Kinderlehrer. Vor allem hatte er begriffen, dass man, um „das Schulleid bei der Wurzel anzugreifen“ (Brfw. I 4), bei der Lehrerbildung einsetzen müsse; denn „eine jede Schule ist eine gute Schule, wenn der Lehrer ein guter Lehrer ist“; sein Augenmerk war daher „auf die Lehrer gerichtet, und fast nur auf diese allein“ (I. Br., vgl. II 121, III 171). Die Lehrer haben es ihm gedankt durch eine seltene persönliche Auhänglichkeit, von der die Biographie rührende Beweise anführt. Doch diese Seite seines Wirkens eignet sich weniger zur Darstellung, und es bedarf auch dessen nicht, denn oben dies ist unnachahmlich dargestellt in seinem „Briefwechsel“. Höchst glücklich hat Natorp die Grundzüge seiner praktischen Pädagogik nicht in einem trockenen System, sondern in der lebendigen Form persönlicher, brieflicher Mitteilungen unter direkt beteiligten „Schullehrern und Schulfreunden“ dargelegt; da gewinnt alles Farbe und Gestalt, wie es in keinem abstrakten „Grundriss der Volksschulkunde“ möglich war. Wie anziehend zumal für den Lehrer, über die ihn sonach angehenden Fragen vorzugsweise Lehrer zu Lehrern sprechen zu hören! Auch ist nicht allzu vieles in diesem Briefwechsel eigentlich veraltet zu nennen. Gar manches zwar, was damals erst neuer Vorschlag war, ist in unserm Volksschulwesen längst eingebürgert; aber vieles andere ist noch heute und immer wieder neu, und auch was wir jetzt wie selbstverständlich hinnehmen, wird neu belebt, indem wir in eine Zeit zurückversetzt werden, wo es noch nicht so selbstverständlich war¹⁾.

¹⁾ Auch dieses Werk mit der ergänzenden Schrift über Bell und Lancaster würde daher einen Neudruck etwa in einer unserer pädagogischen Bibliotheken, nötigenfalls mit einigen Kürzungen, wohl verdienen. Beide sind zwar in Bädekers Verlag noch vorrätig, doch für die Lehrer vielleicht wohl zu kostspielig.

Indem ich daher von dieser Seite der Natorpschen Pädagogik absehe, bleibt mir nur übrig, die wichtigsten Daten seines ferneren Lebensgang mitzuteilen. Der „Briefwechsel“ war noch in Potsdam zum Abschluss gediehen. Nach wiederhergestelltem Frieden verlangten die neugewonnenen westlichen Provinzen besondere Fürsorge. Vincke wurde Oberpräsident von Westfalen; ihm musste daran liegen, die bewährte Kraft Natorps der engeren Heimat wiederzugewinnen. Und er selbst folgte gern dorthin, um auf dem wohlbekanntem Boden die liebgewordene Thätigkeit fortzusetzen. Er kam 1816 als Oberkonsistorial- und Schulrat, zugleich Gemeindeprediger nach Münster. Er wurde, auch von katholischer Seite, mit Wärme aufgenommen, und alle Bedingungen eines erspriesslichen Wirkens fanden sich zusammen, so dass er schreiben konnte: „Zuletzt fühlt sich unter allen versetzten Beantun niemand so wohl wie ich. Mich hat hier bis auf diesen Augenblick noch nichts gequält. Die Zufriedenheit verfolgt mich“ (O. N. 141). Noch dreissig Jahre schöner Arbeit waren ihm vergönnt. Sie betraf indessen fast mehr kirchliche als Schulanangelegenheiten. In ersterer Hinsicht sei nur die ausharrende und erfolgreiche Sorge um die Hebung des Gemeindegesanges hier erwähnt, von der die schöne Schrift „Über den Gesang in den Kirchen der Protestanten“ (1817) und die Mitherausgabe des viel gebrauchten „Natorp-Rinckschen Choralbuchs“ (zuerst 1829) Zeugnis geben. Sein Wirken im Schulfach konnte nicht mehr im gleichen Masse wie früher ein unmittelbar eingreifendes sein, es beschränkte sich mehr auf die Oberleitung; doch fand sein warmherziger Anteil am Ergehen seiner Lehrer auch so noch Gelegenheit genug sich zu bethätigen. Besonderes Verdienst hat er um die Reorganisation des Lehrerseminars zu Soest (1817) und um die Gesangspflege auch unter den Lehrern. Seine im Zusammenhang mit der Durchführung der neuen kirchlichen Verfassung erfolgte Ernennung zum Vice-Generalsuperintendenten der Provinz Westfalen (1836) geschah fast wider seinen Willen. Die Wendung der inneren Politik seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. konnte ihm vollends wenig sympathisch sein, übrigens blieb er in seinem Wirken unbehelligt. Am 8. Februar 1846 setzte ein Nervenschlag seinem thätigen und in Thätigkeit fröhlichen, auch in Familie und Freundschaft reich beglückten Leben ein sanftes Ende. Die Lehrer Westfalens ehrten sein

Andenken durch eine auf seinen Namen gegründete Stiftung zu Gunsten der Lehrer-Witwen und -Waisen. Seine Büste wurde bei einer Nachfeier seines 100. Geburtstages 1875 in der „märkischen Ruhmeshalle“ auf dem Kaisberg bei Herdecke neben der des Frh. von Stein aufgestellt.

Mit einem Worte seiner Essener Abschiedsrede (1809), welches die Grundzüge seines Wesens: Menschenliebe und selbstlose Pflichttreue, rein und warm ausspricht und so den Sinn seines ganzen Wirkens bezeichnet, wollen auch wir von ihm Abschied nehmen:

„Es ist uns ja allen das nämliche Tagewerk aufgegeben: unseres Gottes Werk zu wirken, Gutes zu thun, die Sünde zu meiden, Menschenelend zu mildern, Frömmigkeit und Frieden zu verbreiten, unser Herz zu läutern, unsern Geist zu verklären . . . Die Güter, die wir besitzen, sind nicht unser Eigentum, sie gehören der Menschheit; und was wir davon haben, ist uns von Gott zur Verwaltung anvertraut, damit wir sie wieder zum Besten der Menschheit, zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt verwenden.“

Verzeichnis der Schriften B. C. L. Natorps

in chronologischer Folge ¹⁾.

1. Beiträge in Tellers und Löfflers Magazin für Prediger. (Ich finde in einem unvollständigen Exemplar des Magazins nur eine Predigt, unterzeichnet :rp, Bd. X 1, 171 ff., 1801.)
2. a. Die kleine Bibel. Für Freunde einer zweckmässigen Bibellektüre und zunächst für die erwachsene christliche Jugend bearbeitet von B. C. L. Natorp, Prediger in Essen. 1. u. 2. Tl. Essen, G. D. Bädeker, 1802.
*b. Die kleine Bibel. Herausgegeben von B. C. L. Natorp, 2 Teile. 2. verb. Aufl. Essen, G. D. Bädeker, 1823.
- *3. B. C. L. Natorp Predigers zu Essen Erinnerungen über den Zweck, die Einrichtung und den Gebrauch des von ihm herausgegebenen Bibelauszugs. Den Jugendlehrern, die sich desselben bey der Unterweisung der Schulpjugend bedienen wollen, gewidmet. Essen, G. D. Bädeker, 1802.

¹⁾ Die mit * versehenen Nummern sind bei G. D. Bädeker, Essen, noch käuflich.

4. a. Verzeichnis einiger auserlesenen Schriften zur Anlegung einer Elementarschulbibliothek. Von B. C. L. Natorp. Essen, Bädeker, und Dortmund, Mallinckrodt, 1802.
- b. Dass., 2. Ausg. 1805.
- c. Kleine Schulbibliothek. Ein geordnetes Verzeichnis auserlesener Schriften für Lehrer an Elementar- und niedern Bürgerschulen. Von B. C. L. Natorp. 3. ganz umgearb. Ausg. 1809.
- d. 4. verb. Ausg. 1811.
- *e. Kleine Schulbibliothek. Ein literarischer Wegweiser für Lehrer an Volksschulen. Von B. C. L. Natorp. 5. ganz umgearb. Aufl. Essen, Bädeker, 1820.
5. Predigten über das Buch Ruth. 1803 (citirt Quartalschr. 1804, 3, 480).
6. Grundriss zur Organisation allgemeiner Stadtsschulen. Entworfen von B. C. L. Natorp. Duisburg u. Essen, Bädeker u. Co. 1804. (Ausf. Recension von Eylert, im Auftrag des Frh. vom Stein, mit N.'s Gegenerinnerungen in Quartalschr. 1804, 2, 307—344.)
7. Quartalschrift für Religionslehrer. Bearbeitet von einer Gesellschaft westphälischer Gelehrten und herausgegeben von B. C. L. Natorp, Prediger zu Essen. 4 Jahrgänge (1804, 1805, 1806 je 4 Quartalshefte, 4. Jahrg. 1. Quart. 1807, 2.—4. Quart. 1808), Duisburg u. Essen, Bädeker u. Co.¹⁾

¹⁾ Darin Aufsätze und Recensionen von Natorp, soweit solche in den mir vorliegenden Heften eines unvollständigen Exemplars enthalten oder in andern Schriften N.'s citirt sind: 1804, 1. Über die Erfordernisse eines Gesangbuchs (cit. Üb. d. Ges. 230). 3. Über das Buch Tobias in ascetischer Hinsicht, 480—490. Epistel an H. Pred. Busch, 490—506. Rec. über Niemeyer, Grundr. d. nmm. Vorbereitungswissenschaften zur Führung des christl. Predigtamts, S. 521—533; über Predigten von Eylert 567—582. 4. Über die Bildung der Elementarschullehrer in Seminarien, von Busch und Natorp, S. 630—667. 1805, 1. Über die zweckmässige Einrichtung des Ex. studios. theol. pro matur. ad acad. 1—40. Schluss in H. 3, S. 393—441. Noch ein Mittel zur Beförderung einer zweckmässigen Lectüre der Bibel und der Achtung gegen dieselbe, 488—499. 4. Die Confirmationsfeyer in der ev.-luth. Kirche zu Essen am 26. May 1805. 686—693. 4. Jahrg. 1. Qut. Die Confirmationsfeyer in der ev.-luth. Kirche zu Essen am 10. May 1807. 104—117. Rec. über Predigten von Scheibler 118—122; über Dieterich, Grnds. einer zweckm. Jugendbildung 122—123; über Predigten von Eylert 141—150. Eine pädag. Preisaufgabe (Hasenclever und Natorp; betr. ein prakt. Handbuch zu Denküben) 160—167. 2. Qut. Bericht eines Landpfarrers über seine Pfarrschule (nicht unterzeichnet, aber im Briefw. als 18. Brief wiederholt; vgl. auch Lanc. 260) 53—118. Rec. über Pred. v. Cölln 139—145. Jos. Lancaster in London (mit Selbstanz. seiner Übers.) 169—176. 3. Qut. Rec. v. Zellers Schulmeisterschule und Grundl. einer bess. Zukunft 146—152. 4. Qut. Ein Jahrgang Texte und Themata 117—128. Rec. von Kottmeyer über die extemporane Redekunst 171—178.

8. Beyträge zur Veredelung der kirehlichen und häuslichen Andachten. 1. Slg. Mit einer Vorr. von D. Hufnagel. Crefeld 1805 (cit. Quartalschr. 1805, 4, 692).
9. In Gutenuths Bibliothek 1805, Stück May: Über das Lesen der Bibel und Bibelauszüge (cit. Grundr. 139). — Von „mehreren Aufsätzen“, die in dieser Zeitschrift erschienen seien, spricht O. N. 70.
10. Entwürfe zu Predigten. Eine Beilage zur westphälischen Quartalschrift für Religionslehrer. 1. Bd. a. u. d. T.: Entwürfe zu Predigten über die sonn- u. festtäglichen evangelischen Perikopen. Von B. C. L. Natorp, Pred. zu Essen. Essen, G. D. Bädeker 1806.
2. Bd.: Entwürfe zu Predigten von B. C. L. Natorp, Pr. z. E., 2. Band: Predigtentwürfe über die sonn- u. festtäglichen Episteln des ganzen Jahres. Essen, G. D. Bädeker, 1809.
11. a. Fibel oder Elementarbuch für den ersten Unterricht in deutschen Schulen. Mit Holzschnitten. Schwelm bey Scherz. 1806. Wohlfl. Ausg. eingeb. 2 Ggr. Schönerer Ausg. mit sehr vielen rothgedr. Holzschn. zum Behufe des ersten Unterrichts im Zeichnen, brosch. 8 Ggr. — (Cit. Lanc. 255. Briefw. I 274.)
b. Neue verb. Ausg. (Essen, Bädeker) 1816.
c. Neueste Ausgabe 1820 (erw. Schulbibl. 82).
*d. 8. (Stereotyp-) Ausg.
12. Ein einziger Schulmeister unter tausend Kindern in Einer Schule. Ein Beytrag zur Verbesserung der Lehrmethode und Schuldisciplin in niedern Volksschulen von Joseph Lancaster. Aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt u. mit Anm. begleitet von B. C. L. Natorp. Duisburg u. Essen, Bädeker u. Kürzel 1808.
- *13. Das Confirmations-Fest, mit der ev.-luth. Gemeinde zu Essen am 23sten April 1809 gefeyert von B. C. L. Natorp. Essen, G. D. Bädeker.
- *14. Abschiedspredigt, gehalten vor der ev.-luth. Gemeinde zu Essen am 2. Juli 1809.
15. a. Briefwechsel einiger Schullehrer und Schulfreunde. Herausgegeben von B. C. L. Natorp. 1. Bändchen. Duisb. u. Essen 1811. *2. Bdch. 1813. *3. Bdch. 1816.
*b. 1. Bdchn., 2. verb. Aufl. 1823.
16. a. Anleitung zur Unterweisung im Singen für Lehrer in Volksschulen. I. Leitfaden für den ersten Cursus. Potsdam, Horwath, 1813.
b. 2. umgearb. u. vern. Ausg. Essen u. Duisb. 1816.
c—*c. 3. 4. 5. Aufl. 1818. 1824. 1837.
f. II. Leitfaden für den zweiten Cursus. Essen 1820.
*g. 2. Aufl. 1834. (Auch eine holländische Übersetzung ist erschienen.)
17. a. Lehrbüchlein der Singekunst. Für die Jugend in Volksschulen. I. Cursus. Essen u. Duisb. 1816.
b—g. 2.—7. Aufl. (4. Aufl. 1820, 7. Aufl. 1832.)
h. II. Cursus. 1820.
i. 2. Aufl. 1827.

- *18. Andreas Bell und Joseph Lancaster. Bemerkungen über die von denselben eingeführte Schuleinrichtung, Schulzucht und Lehrart von B. C. L. Natorp. Essen u. Duisburg, G. D. Bädeker, 1817.
- *19. Über den Gesang in den Kirchen der Protestanten. Ein Beytrag zu den Vorarbeiten der Synode für die Veredelung der Liturgie von B. C. L. Natorp. Essen u. Duisburg, G. D. Bädeker 1817.
- *20. Melodienbuch für den Gemeindegang in den evangelischen Kirchen. Her. von B. C. L. Natorp. Essen, Bädeker 1822.
- *21. Über den Zweck, die Einrichtung und den Gebrauch des Melodienbuchs. Ein nöthiges Vorwort zu demselben an die Lehrer. Essen, Bädeker, 1822.
22. a. Choralbuch für evangelische Kirchen. Die Choräle kritisch bearbeitet und geordnet von B. C. L. Natorp und Fr. Kessler, vierstimmig gesetzt und mit Zwischenspielen versehen von C. H. Rink. Essen, G. D. Bädeker, 1829.
- b. 2. verb. Aufl. (angek. 1834 auf d. Umschl. d. Anl. II² und Üb. Rinks Präludien).
- c. 3. verb. u. verm. Aufl. Die Choräle neu geordnet und historisch bestimmt von B. G. A. Natorp, revidirt, mit meist neuen Zwischenspielen und mit Schlüssen versehen von W. Graef. Essen, G. D. Bädeker, 1867.
- *d. 4. Aufl.]
- *23. Über Rinks Präludien. Ein Beytrag zur Verständigung angehender Organisten über kirchliches Orgelspiel. Von B. C. L. Natorp. Essen, G. D. Bädeker, 1834.
24. Choralmelodien in Ziffern, nach Natorps Choralbuch. (O. N. u. J.) Essen, G. D. Bädeker.
-

Der Weg des Lichtes.

Die Via lucis des Comenius

besprochen von

Dr. Karl Dissel in Hamburg.

Im Jahre 1637 veröffentlichte Samuel Hartlib in London, ohne Vorwissen des Verfassers, einen ihm übersandten Entwurf der pansophischen Pläne des Comenius unter dem Titel *Conatuum Comenianorum Praeludia*. Er wollte die Welt auf diese grossartigen Bestrebungen aufmerksam machen und die Urteile der Gelehrten darüber hören. Die Schrift fand Freunde und Gegner in grosser Zahl. Zur Widerlegung der letzteren schrieb Comenius die *Conatuum pansophicorum dilucidatio*, die an Hartlib 1638 gedruckt übersandt, von diesem 1639 zusammen mit der erstgenannten Schrift unter dem Titel *Pansophiae Prodomus et Dilucidatio* herausgegeben wurden. Die Veröffentlichung hatte den gewünschten Erfolg. Die englischen Freunde, vor allen Hartlib, setzten es durch, dass Comenius im Jahre 1641 durch das Parlament nach London berufen wurde, um hier mit staatlicher Unterstützung das grosse Werk zu beginnen, dessen Grundlinien er in den genannten Schriften gezogen hatte. Leider erwiesen sich die politischen Verhältnisse dem Unternehmen wenig günstig. Als Comenius im September 1641 in London ankam, fand er das Parlament auf drei Monate vertagt; und auch, als es wieder zusammentrat, bot sich ihm keine Musse mehr, die Vorschläge des Comenius einer näheren Prüfung zu unterziehen. Man liess ihn nur wissen, dass man die Absicht habe, ihm ein Kollegium mit den entsprechenden Einkünften zu übergeben, das Sabaudium in London oder ausserhalb der Stadt das Winthoniense Kollegium oder das Chelseum, teilte ihm auch deren Inventare und Einkünfte mit, die es ermöglichen sollten, neben ihm noch einigen andern gelehrten

Männern aus verschiedenen Nationen auf einige Jahre oder lebenslänglich Unterhalt zu gewähren.

Es war somit Aussicht vorhanden, dass der Plan, den Baco gehegt hatte, die Gründung eines Kollegiums von Männern, die sich, ungehindert durch die Sorge um den Lebensunterhalt, einzig und allein der Erforschung und Verbreitung der Wissenschaften widmen sollten, auf englischem Boden verwirklicht würde. Da brachen die Unruhen in Irland aus, der König verliess London, und auf lange Zeit hinaus war in England für das grosse Werk, dessen Ausführung lange Jahre des Friedens erfordert hätte, nichts mehr zu hoffen. Obwohl Hartlib ihn zum Bleiben zu bestimmen suchte, verliess Comenius in richtiger Würdigung der Verhältnisse London schon im Frühjahr 1642. Er hoffte an andern Orte seine pansophischen Pläne besser fördern zu können.

Aber die Zeit des Wartens hatte er nicht ungenützt verstreichen lassen. Er hatte sie benutzt, die in ihm gährenden Gedanken in einer neuen Schrift niederzulegen, die aus den Gesprächen hervorgegangen zu sein scheint, welche er in jener Zeit mit seinen Freunden in hoffnungsfroher Erwartung auf baldige Verwirklichung seiner Pläne gehabt hatte, und die also in gewissem Sinne keineswegs bloss eine persönliche Meinungsäusserung des Comenius, sondern ein Programm des Freundeskreises zu sein scheint, der sich damals in London um Comenius gesammelt hatte. Der Titel dieses merkwürdigen Buches lautet: *Via lucis vestigata et vestiganda, h. e. rationabilis disquisitio, quibus modis intellectualis animorum lux, sapientia per omnes omnium hominum mentes et gentes jam tandem sub mundi vesperam feliciter spargi possit.* Es ist im Jahre 1642 geschrieben, aber nach der Angabe des Titels erst 1668 in Amsterdam gedruckt, und der *Regia Londoninensis Societas* gewidmet¹⁾. Die pansophischen Pläne werden in diesem Buche nicht ins einzelne ausgeführt, wie in andern Schriften, sondern nur im allgemeinen entwickelt und mit warmer Be-

¹⁾ Näheres über die Schrift s. in den M.H. der C.G. 1892 S. 34 und 1894 S. 168 f. — Exemplare des Druckes von 1668 sind äusserst selten und bisher nur in drei Bibliotheken ermittelt worden, in der Bodleyana zu Oxford, in der Stadtbibliothek zu Hamburg und im Mus. Boh. zu Prag. Der Auszug, den wir an dieser Stelle mitteilen, wird daher vielen willkommen sein. Die Herstellung eines Neudruckes bleibt vorbehalten. Es wäre erwünscht, wenn sich Freunde fänden, die der C.G. die Mittel zur Verfügung stellten, um schon bald damit vorgehen zu können.

geisterung dem Leser vorgetragen. Jede Zeile verrät, dass es dem Verfasser heiliger Ernst ist mit dem, was er vorschlägt, und dass er von der Durchführbarkeit und Notwendigkeit des Vorgeschlagenen vollständig überzeugt ist.

Die ganze Welt, beginnt er, ist eine Schule der göttlichen Weisheit, die der Mensch durchzumachen hat, bevor er zur „himmlischen Akademie“ zugelassen wird. Drei Lehrbücher hat Gott für diese Schule gegeben, die sichtbare Welt, den nach dem Bilde Gottes geschaffenen Menschen, dessen denkende Seele das Mass aller Dinge bildet, und die heilige Schrift. Aber in dieser Schule ist arge Verwirrung eingetreten. Aus einer Schule der Weisheit ist ein Tummelplatz der Thorheit und Verblendung, eine Synagoge des Satans geworden. Innerhalb und ausserhalb der Kirche herrschen Verwirrung und Streit, Krieg und Mord; Atheismus und Epikureismus suchen grade in der Finsternis das Licht. Es könnte demnach der Welt keine grössere Wohlthat erwiesen werden, als wenn man einen wirklichen Weg fände, die Finsternis zu vertreiben und das Licht der Weisheit über die ganze Welt auszustreuen. Die zu diesem Zwecke bisher versuchten Mittel, wie Philosophie, Gesetze und Strafen haben nichts gefruchtet; auch die Bildung von Sekten vermag nichts zu nützen. Denn selbst, wenn eine von ihnen die Wahrheit wüsste, so wäre der Welt wenig damit geholfen, da ja eben durch ihren Abschluss von der übrigen Welt die Möglichkeit der Verbreitung der Wahrheit gehindert wird. Denn nicht der Allgemeinheit, sondern nur sich selbst nützt, wer sich vor der Welt verschlieset.

Das Heilmittel, durch das die Welt gesunden könnte, muss also erst gefunden werden; es muss ein universales, leicht zu nehmendes und kräftiges Mittel sein. Wie nun in der sichtbaren Welt die Sonne es ist, die alles erfreut, bildet, umbildet und die Finsternis vertreibt, so müsste ein universales Licht auch für die geistige Finsternis gefunden werden, das ähnlich, wie die Sonne auf die Welt der Dinge, so kräftig auf die Geister wirkte, dass nichts sich dem entziehen könnte. Dies Mittel wäre gefunden, wenn man alles, was Gott in seinen Büchern geschrieben und den Menschen enthüllt hat, in dies zusammenfasste und in eine solche Ordnung brächte, dass es nicht nur allen Menschen entgegengebracht, von jedermann deutlich verstanden und aufgefasst werden könnte, sondern auch von jedermann aufgenommen und geliebt werden müsste. Wer hiergegen einwenden wollte, dass ein solches universales Licht nicht wünschens-

wert sei, der könnte kein Freund des Menschengeschlechts sein; eher wäre der Einwand zu verstehen, dass ein solches Unternehmen menschliche Kräfte übersteige und dass es verwegen sei, an seine Ausführbarkeit zu glauben.

Dass aber ein solches Licht noch vor dem Ende der Welt erscheinen wird, folgt zweifellos aus der Natur der Methode, die Gott in allen seinen Werken angewandt hat; es folgt ferner aus der heiligen Schrift, da der in dieser für das Ende der Welt geweisste Zustand sich noch nicht erfüllt hat, denn die Buchdruckerkunst ist, wie manche irrig geglaubt haben, dies universelle Licht nicht. — Nachdem dann etwaige Bedenken, ob es auch dem Menschen erlaubt sei, selbst die Wege der Verbreitung eines solchen Lichtes zu suchen, widerlegt sind, werden die Natur und Beschaffenheit des irdischen Lichtes erörtert, da dessen Gesetze auch für das geistige Licht Geltung haben. Letzteres ist bis jetzt in 6 Stufen zur Erscheinung gekommen, eine siebente, ganz universale ist noch zu erwarten. Die erste Stufe war die Autopsie, vermöge deren der Mensch erkannte, dass ihm eine Lebensgenossin fehle, die zweite das wechselseitige Gespräch, die dritte die Gewohnheit, heilige Zusammenkünfte zu halten, die vierte die Schrift und die öffentlichen Schulen, die fünfte die Buchdruckerkunst, die sechste die Schiffahrt. Die beiden letzteren bilden die Vorstufe zu der siebenten und höchsten, deren baldiges Erscheinen die augenblickliche Gestalt der Welt wahrscheinlich macht. Nachdem durch die Buchdruckerkunst und die Schiffahrt alle Völker der Welt einander nahe gebracht sind, muss aus allen bisher aufgesehenen Lichtern ein grosses, die ganze Welt bestrahlendes Licht zum gemeinsamen Nutzen des ganzen Menschengeschlechtes sich erheben. In diesem Lichte wird, was bisher nur einzelne geschaut und erforscht haben, allen ohne Ausnahme zu leicht erwerbbar gemacht werden, leicht wegen der gemeinsamen in allem erkennbaren Harmonie. Wenn die Menschen diesen breitesten Weg des Lichtes betreten, werden alle alles, was ihnen zur Glückseligkeit notwendig ist, ganz und gar und ohne alle Täuschung erkennen. Dieser siebente Weg des Lichtes ist der letzte irdische, nach ihm folgt als der selbige achte die Autopsie im Himmel.

Bei diesen sieben Wegen ist eine schöne Steigerung zu erkennen, indem immer die nächste Stufe die frühere, ohne sie aufzuheben, in sich begreift und zu ihrer Festigung dient. Die gleiche Steigerung herrscht auch im Unkreise derer, welche sich dieser Stufen bedienen.

Denn die Antopsie betrifft nur einen, das Gespräch zwei, die Predigt wirkt auf viele, die Schrift ebenso, aber zugleich auch auf Abwesende; selbst Tote können in ihr zu Lebenden reden; die Typographie ferner verbindet das Licht der Jahrhunderte, die Schiffahrt endlich mit Hilfe des Kompasses alle Völker.

Nach dieser Betrachtung über die Stufenfolge der Wege des Lichtes wird das dreifache Ziel des universalen Lichtes, dass alles, allen, vollständig gelehrt werde, näher dahin erläutert, dass Ewiges und Zeitliches, Geistiges und Leibliches, Himmlisches und Irdisches, Natur und Kunst, Theologie und Philosophie gelehrt werden solle; auch auf den Unterschied von Gut und Schlecht, ferner auf das Einzelne nicht minder als das Allgemeine habe sich die Lehre zu erstrecken, da die wahre Kenntnis der Dinge auf dem Speziellen, nicht auf dem Generellen beruhe. All dies soll allen gelehrt werden, so dass niemand übergangen werde. Drittens sollen die Dinge vollständig, nicht oberflächlich und bloss der Form wegen, sondern so gelehrt werden, dass was gelehrt wird, auch gewusst werde. Denn nicht das Lernen, sondern das Wissen soll das Ziel dieser Schule sein; das Wissen aber soll nicht um seiner selbst willen erstrebt werden, sondern, um es im Handeln zu üben, üben aber sollen die Schüler nicht um des Übens willen, sondern damit sie das Ziel alles Wirkens, Friede und Glückseligkeit erreichen.

Von einzelnen speziellen Vorschriften, die hier gegeben werden, verdient etwa besondere Erwähnung die, dass das, was die Grundlage bildet, zuerst, das Wichtige vorzugsweise gelehrt werde und zwar durch fortwährende eigene Übung. Von allen menschlichen Autoritäten abgewandt, folge man nur dem, was Gott, Natur, Schrift und Gewissen lehren, ohne sich zu scheuen, auch die menschlichen Erfindungen und Lehren zu betrachten. — Das Ergebnis einer in solcher Weise betriebenen Bildung ist schliesslich die *Panagia* (*splendor universalis*). Um zu ihrem in dem Vorstehenden näher begrenzten Ziele zu kommen, sind vier Mittel erforderlich: 1. universale Bücher, 2. universale Schulen, 3. ein universales Kollegium weiser Männer, 4. eine universale Sprache. Die drei ersteren sind schon jetzt teilweise vorhanden, denn die Welt, die Schrift und das Gewissen sind von Gott gegebene universale Bücher, das Leben ist eine universale Schule, und universale Kollegien sind die der Engel und Heiligen. Dagegen ist eine universale Sprache einst zwar vorhanden gewesen, aber verloren gegangen. Da diese vier Mittel das

universale Licht über den ganzen Kreis des menschlichen Intellekts verbreiten sollen, so können sie heissen:

Libri lucis = Lampades

Scholae lucis = Candelabra

Collegium lucis = Lucis ministri

Lingua lucis = pabulum (Öl).

Die universalen Bücher sollen wahre und bestgeordnete Pandekten von allem Wissenswerten sein mit dem dreifachen Vorzug der Vollständigkeit, der besten Ordnung und der Wahrheit. Es sind drei Hauptbücher auszuarbeiten:

1. Eine Pansophie, welche die Wurzeln und Quellen alles Wissens enthält. Diese sei das universellste Buch, welches alles enthält, was dem Menschen für dieses und das zukünftige Leben zu wissen und zu glauben, zu thun und zu hoffen nötig ist; ferner das regelrechteste, das die Begriffe der Dinge nach der ihnen innewohnenden Harmonie verknüpft; endlich das geordnetste, welches aus den einmal festgestellten und zugestandenen Prinzipien alles so ableitet, dass sich eins aus dem andern ergibt und nichts Zweifelhaftes übrig bleibt. Es soll so leicht sein, dass auch der Beschränkste das Wichtigste davon verstehen kann.
2. Die Panhistorie. Diese soll alle die mannigfaltigen Einzelerscheinungen vom Anfang der Dinge bis auf die Gegenwart enthalten, der natürlichen sowohl als der künstlichen, der sittlichen wie der geistigen, ferner eine politische und eine kirchliche Geschichte.
3. Die Pandogmatia. Diese soll ein Kompendium sein der Meinungen aller Autoren, natürlich nur der bedeutendsten und zwar in chronologischer Ordnung.

Über die universalen Schulen spricht sich Comenius in dieser Schrift nur kurz aus. Er verlangt, dass die Bildung von der zartesten Kindheit an beginne und sich auf alle ohne Ausnahme erstrecke. Wenn die Begüterten, meint er, jeder so viele Kinder erziehen liessen, als sie selbst hätten, so würden nur noch wenige übrigbleiben, für deren Bildung dann der Staat einzutreten habe.

Um nun diese universale Reformation der Litteratur ins Werk zu setzen, bedarf es der Arbeiter, welche mit Gottes Hilfe das Gedachte zu einem erwünschten Ende führen. Es bedarf hierzu unerschulter Männer aus dem ganzen Erdkreise, sowohl weltlicher als

geistlicher, welche begabt, fleissig, fromm und von glühender Liebe zum öffentlichen Wohle erfüllt sind. Diese sollen, gleichsam auf der Warte für das Wohl des Menschengeschlechts stehend, alle möglichen Wege, Weisen und Gelegenheiten suchen, um allen Nützlichendes zu finden, das Gefundene verbreiten und das Verbreitete vor Verunstaltungen bewahren. Denn ein einzelner ist der Grösse und Schwierigkeit einer solchen Aufgabe nicht gewachsen, da ja nicht für ein Volk oder eine Kirche, sondern für die Welt geschaffen werden soll. Auch dürfen es nicht Männer sein, die schon einen Beruf haben, da diese Arbeit den ganzen Mann erfordert. Am besten wäre es, wenn man bei den einzelnen Völkern Ehrenprofessoren (professores honorarii), oder lieber ganze Kollegien einsetzte, die aus öffentlichen Mitteln zu erhalten wären. Mit Recht hat sich schon Baco gewundert, dass unter so vielen vortrefflich ausgestatteten Kollegien keins für die freien und universalen Studien da sei; denn alle die Kollegien, Genossenschaften und Bruderschaften, die bisher, heimlich und öffentlich, bestanden haben, haben zwar einigen Nutzen für Theologie und Philosophie gehabt, aber nur für einen Bruchtheil der Menschheit, keinen für die Gesamtheit. Jetzt aber, da die Zeit da ist, das Zerstreute zu sammeln und „alle Summen mit den Summen der Summen zu vereinen“, ist ein Collegium catholicum unter den Gelehrten des ganzen Erdkreises aufzurichten¹⁾.

Unter diesen Hütern der Weisheit muss eine gewisse kollegiale Verfassung bestehen. Einer unter ihnen soll sein, den die übrigen als ihren Vorstand (praeses) achten. An ihn haben die einzelnen alles Notwendige zu schreiben, damit er es an die anderen übermittele. Zum Sitze dieses Oberhaupts hält Comenius England für das geeignetste Land, theils aus geschichtlichen Gründen, als Heimat von Drako und besonders Baco, der zuerst den Gedanken einer allgemeinen Reformation der Wissenschaften angeregt hat, und zum Danke dafür, dass es zuerst einem so heilsamen Plane hat Förderung angedeihen lassen, indem es ein mit Einkünften ausgestattetes Collegium zur Ernährung so vieler Mitglieder und Gehülfen, als die Sache erforderte, überlassen hat, theils aus dem praktischen Grunde, weil England zu Schiffe von der ganzen Welt aus erreicht werden kann. Neben diesem Oberhaupte könnte dann noch in jedem ein-

¹⁾ An anderer Stelle bezeichnet er die Mitglieder dieser Akademie auch als Makler der allgemeinen Glückseligkeit (proxenetae communis felicitatis).

zeln Lande der besseren Ordnung halber ein Vorstand eingesetzt werden.

Folgende Gesetze sollen für die Mitglieder des universalen Kollegiums bindend sein:

1. sollen sie zum Danke für die hohe Ehre, zu Lehrern des Menschengeschlechts berufen zu sein, allen Fleiß und Eifer auf ihre Thätigkeit verwenden;
2. sollen sie auf den Grundlagen unseres Wissens, die Gott gesetzt, Natur, Schrift, angeborenen Begriffen, beharren;
3. sollen sie die vollständigste Kenntnis der universalen Bücher haben und diese zu verbessern sich bemühen;
4. was jemand an verborgenem Geheimnis entleckt hat, soll er nicht nach eigener Willkür veröffentlichen, sondern den Brüdern mitteilen, damit es in die gemeinsamen Akten (thesauri) eingetragen werde;
5. sollen sie sorgen, dass überall Schulen errichtet werden und die Oberaufsicht über diese Schulen führen;
6. sollen sie, wenn in der Christenheit die universale Reformation durchgeführt ist, dafür sorgen, dass auch den Muhammedanern, Heiden und Juden das neue Licht gebracht werde;
7. soll jeder Kollege einmal im Jahre an das Oberhaupt schreiben und dieser ebenso oft an alle Kollegen des Lichts.

Eine grosse Schwierigkeit steht aber diesem Verkehr der Mitglieder untereinander und mit den Völkern entgegen, die Verschiedenheit der Sprachen. Deshalb müssen die Gelehrten entweder alle Sprachen kennen, oder es ist eine zum allgemeinen Gebrauche festzusetzen. Der erste Weg ist zu schwierig und darum der zweite vorzuziehen. Ludwig Vives wollte als allgemeine Gelehrtensprache die lateinische Sprache beibehalten; dagegen spricht sich aber Comenius aus mehreren Gründen aus. Die Universalsprache, wie er sie sich denkt, muss vor allem leicht, die reichste von allen und zugleich ein Mittel gegen die Verwirrung der Begriffe sein. Sie soll nicht mehr Worte enthalten, als Begriffe vorhanden sind und diese genau so verbinden, wie die Dinge unter einander verbunden sind, endlich soll sie das Wesen der Dinge durch den Klang der Worte ausdrücken, was bisher in keiner der vorhandenen Sprachen geschieht. Die Sprache soll ganz logisch, ganz analogisch, ganz harmonisch sein.

Wie kann eine solche Sprache geschaffen werden? Auf zwei Wegen: 1. an der Hand der schon bekannten Sprachen, in dem man

die Vorzüge aller in einer vereinigt; 2. an der Hand der Dinge. Comenius hält den zweiten Weg für den besten. Wenn die Worte der zu erfindenden Universalsprache auf Grundlage der Pansophie geschaffen werden, so wird der oben ausgesprochenen Forderung der Harmonie zwischen Wort und Begriff am leichtesten entsprochen werden.

Der Zweck dieser so bestimmten Universalsprache soll jedoch nicht der sein, die vorhandenen Sprachen zu verdrängen. Bleiben müssen 1. die drei Sprachen, welche am Kreuz des Herrn gestanden haben, 2. die heimatlichen Sprachen der Völker, deren Ausbildung und Verbesserung besonders anzustreben ist.

Nachdem Comenius so seinen Plan der Schaffung eines universalen Lichts entworfen hat, preist er den Zustand der Welt, der nach Annahme und Ausführung seiner Vorschläge eintreten würde. Die Finsternis würde verschwinden und das Licht der Wahrheit überall siegreich durchdringen. Vermöge der Pansophie würden die Menschen die göttlichen Geheimnisse nicht nur glauben, sondern auch verstehen. Mit diesem Geschenk habe Gott das letzte Jahrhundert zu bereichern beschlossen. Durch die universalen Schulen würde das Licht über alle ausgebreitet, in Folge der Vereinigung der Weisen könne es nie erlöschen und der Finsternis werde der Weg verschlossen, durch die Ausbreitung der universalen Sprachen endlich werde diese Welt allen Einwohnern geebnet werden. Dann würden alle sein ein Stamm, ein Volk, ein Haus, eine Schule Gottes. Alle Länder würden der Herrschaft Christi unterthan sein. „*Sic implebitur Christi de uno avili et uno pastore promissio! convocatis ad gregis unitatem leonibus etiam et lupis et pardalibus eritque Saeculum vere aureum plus quam Salomonium. Hoc erit Sabbathum ecclesiae, septima mundi aetas, in qua post sex mille annorum continuos labores, sudores, luctus, cludes requiescere dabitur, ante quam beatae aeternitatis octava intonet.*“ Solche Hoffnungen gewährt ihm nicht der Rausch oder ein Traum, sondern das Vertrauen auf die göttlichen Verheissungen und die Betrachtung des gegenwärtigen Zustandes der Welt, der die baldige Erfüllung der Verheissungen wahrscheinlich macht. „*Utinam qui sic inebriare parat amicos suos et qui dilecto suo dat sennim (Psalm 127, 10) torrente voluptatum suarum omnes homines sic jam inebriaret.*“

Zuletzt erörtert der Verfasser noch die nächsten Erfordernisse, um diese allgemeine Reformation ins Werk zu setzen. Es sind ihrer sieben:

1. ein Geist voll gewaltiger Zuversicht,
2. heisses Flehen zu Gott,
3. der Fleiss und die unermüdlche Arbeit vieler Weisen,
4. die Gunst der Mächtigen, da ja viele Bücher, Bibliotheken und grosse Hülfsmittel erforderlich sind,
5. Klugheit und bestimmte Ordnung,
6. rasche Einführung des Ausgearbeiteten in die Praxis,
7. allmählicher Übergang von dem einen zum andern bis zur Universalität.

Dabei handle man möglichst im Verborgenen, um nicht die Welt aufmerksam zu machen, nicht einmal diese Schrift über den Weg des Lichts soll andern bekannt werden als denen, die zur Ausführung des Werkes hinzugezogen werden¹⁾. Was die Ordnung betrifft, so ist die Reihenfolge zu beobachten, dass zuerst durch die Wohlthat der Methode die Bücher reformiert werden, dann die Schulen eingerichtet werden, hierauf die universalen Kollegien als Aufseher der Schulen und endlich die Universalsprache begründet werden.

Bei der Ausarbeitung der Bücher könnte man entweder mit den wichtigsten, den pansophischen, anfangen oder mit denen, die für den ersten Gebrauch bestimmt sind. In letzterem Falle ginge der Weg ab eruditione per experientiam ad sapientiam.

Die Universalsprache darf nicht eher geschaffen werden, als bis die Pansophie beendet ist. Sie darf nicht das Werk eines Einzelnen sein, sondern muss von dem ganzen Kollegium der Weisen bearbeitet werden.

Die Hauptsache ist, dass bald vom Erwägen zur That übergegangen werde, die Bücher sollen sogleich in den Gebrauch eingeführt werden, es ist nicht nötig, dass sie von vornherein gleich vollkommen sind. Auch das Kollegium des Lichts kann zuerst von wenigen begründet werden, ein Haus, ein Volk kann den Anfang machen. Dann gehe man über zu den Muhammedanern, von diesen zu den Heiden, zuletzt zu den Juden.

Die paena rerum (sive metaphysica pansophica), nach den wahren Gesetzen der universalen Harmonie geschaffen und in allen Sprachen herausgegeben, wird ein Trichter sein können, durch den jede Sprache und die Grundlage der neuen Sprache gelernt werden kann.

¹⁾ Darauf beruht es, dass die Schrift in den ersten Jahrzehnten lediglich handschriftlich verbreitet ward. Am 18. April 1642 hatte übrigens Comenius „capitum seriem“ bereits an Hotton geschickt.

Mit einem inbrünstigen Gebet an den Vater des Lichts für die letzte Erleuchtung des Menschengeschlechts schliesst die Schrift.

Der hohen Begeisterung, mit der sie abgefasst, dem hoffnungsfrohen Glauben an die endliche Verwirklichung seiner Ideale, haben die 26 Jahre, die bis zu ihrer Drucklegung vergingen, und die mannigfachen Enttäuschungen, die sie dem Verfasser bereiteten, keinen Abbruch gethan. Dies beweist die Widmung an die Regia Londinensis Societas, welche das Vertrauen auf die Wahrheit seiner Gedanken und die Notwendigkeit ihrer Ausführung ungemindert zeigt. Die Gründung der Londoner königlichen Gesellschaft entsprach dem Ideale einer Akademie oder eines Kollegiums, wie es seinem hochfliegenden Geiste vorgeschwebt hatte, keineswegs, und der im Jahre 1668 veröffentlichte Entwurf einer Universalsprache befriedigte Comenius nicht vollständig. In den Widmungsworten zollt er den Zielen der Royal Society, die sich die Erforschung der Natur zur Hauptaufgabe gemacht hatte, zwar volle Anerkennung, doch meint er, die vollständige Erkenntnis der Natur besitzen, hiesse erst das Alphabet der göttlichen Weisheit kennen. — Der Versuch einer Universalsprache, welcher in demselben Jahre, wie die *Via lucis*, von John Wilkins, Mitgliede und Mitgründer der Royal Society, unter dem Titel *An Essay towards a Real Character and a Philosophical Language* mit Unterstützung der königlichen Gesellschaft herausgegeben wurde, konnte den Wünschen des Comenius schon deshalb nicht entsprechen, weil er vor Vollendung der Pansophie entworfen war, trotzdem aber erfüllt dies bedeutsame Werk sonst im wesentlichen die Anforderungen, die er an eine solche Sprache gestellt hatte, dass sie nämlich auf der Harmonie zwischen Wort und Begriff beruhen solle, und die Vermutung scheint schwer abzuweisen, dass Wilkins von den Vorschlägen des Comenius Kenntnis gehabt habe, wenn er auch seinen Namen an keiner Stelle nennt.

Sigismund Evenius.

Von

Dr. Georg Schmid in St. Petersburg.

Wer sich genauer mit der Entwicklung der Gedanken beschäftigt, die der Schulreform des Herzogs Ernst des Frommen zu Grunde liegen, wird bald zu der Einsicht kommen, dass dessen „Kirchenrat“, der Mag. S. Evenius, darauf einen hervorragenden Einfluss geübt hat. Er wird bedauern, dass Eckstein in dem Programme von 1850 und in der Allg. D. Biographie über Andeutungen dieses Einflusses nicht hinausgekommen ist. Um so willkommener wird es ihm sein, dass nunmehr der verdienstvolle Herausgeber der *Raticinna* diese Aufgabe übernommen und im allgemeinen abschliessend gelöst hat¹⁾. Stötzner ist es gelungen, sämtliche Schriften des Evenius, auch solche, die bisher so gut als unbekannt waren, mit Ausnahme einer einzigen, einzusehen; sie sind im dritten Abschnitt S. 28—32 zusammengestellt (nur hätte auch hier die „Formul“ von 1618 aufgenommen werden müssen). Auf Grund dieses reichen Materials hat er ein Bild von Evenius' Lebensgang, seiner Pädagogik und Didaktik entworfen, das im ganzen vollkommen mit dem übereinstimmt, welches Ref. bei seinen Studien über ihn und den Schulmethodus gewonnen hat, die er hoffentlich in nicht allzuferner Zeit im IV. Bande der Geschichte der Erziehung den Lesern vorlegen kann. Im einzelnen glaubt er da und dort etwas berichtigen zu können.

Zu Evenius' Lebensgang bieten Wichtigeres Gotth. von Hmsens „Geschichtsblätter des Revaler Gouvernementsgymnasiums“ (jetzt G. des Kaisers Nikolaj I.) „zu dessen 250jährigem Jubiläum am 6. Juni 1881“ (Reval 1881), obwohl die im Gymnasialarchiv erhaltenen Nachrichten auch recht lückenhaft sind. Danach war das Gymnasium auf Grund einer Vereinbarung Gustav Adolphs mit der Stadt zustande gekommen, und zwei Legaten der letzteren hatten den Auftrag, die Lehrkräfte zu gewinnen. In ihrem Namen trug der schwedische

¹⁾ Paul Stötzner, Sigismund Evenius. Ein Beitrag zur Geschichte des Raticinianismus. Beilage zum Jahresberichte des Gymnasiums zu Zwickau Ostern 1895. 4^o. 32 S.

Feldprediger Fabricius in Wittenberg, wohin Evenius nach der Zerstörung Magdeburgs sich geflüchtet hatte, diesen das Rektorat und die Professur der Theologie an; es waren noch drei andere Professuren errichtet, für Beredsamkeit, Poesie und griechische Sprache — zu lateinischem Unterricht waren alle verpflichtet —, so dass also an ein höheres Gymnasium gedacht war. Evenius nahm den Ruf an, traf aber erst lange nach Eröffnung des Gymnasiums in Reval ein; bei dieser wurde nur der Professor der Beredsamkeit Heinrich Vogelmann eingeführt. Die Zeit seiner Ankunft lässt sich mit Wahrscheinlichkeit aus der Nachricht erschliessen, er habe seinen Schüler David Gallus überredet „mitzureisen“. Dieser ging, wie ausdrücklich erzählt wird, am 7. September zu Schiff von Stralsund ab und kam am 17. in Reval an. Nach derselben Quelle kehrte Evenius noch 1631, nicht erst 1632, wieder nach Deutschland zurück. Wahrscheinlich lag das Motiv nicht im Klima, wie Stötzner annimmt, sondern in den Verhältnissen, die, wie unm aus Angaben über die nächsten Jahre schliessen kann, nicht sehr erfreulich gewesen sein müssen, obwohl Evenius einen zweiten Schüler, Timotheus Polus, ebenfalls nach Reval gezogen hatte, der die Professur der Poesie erhielt; 1632 findet sich noch ein dritter verzeichnet, der Mathematiker Gebh. Hinsel. Gallus kam übrigens nicht an das Gymnasium, sondern musste Hauslehrer werden. Die Angabe von einem Rektorat des Evenius in Riga beruht wohl einfach auf einem geographischen Irrtum.

Bei der Beurteilung des Charakters des Evenius ist sein Verhalten dem Raticius gegenüber massgebend. Stötzner bringt hier Neues bei; so die Angaben, dass Evenius den Didaktiker 1620 in Halle bei sich aufnahm, dass dessen Anhänger, der Magdeburger Prediger Andreas Cramer, in seiner „Anleitung“ (1622) Evenius als einen „fürnehmen wohlbegabeten und wohlgeübten Schul-Rektor zu Halle“ bezeichnete und sein Gymnasium lobte, sowie dass Evenius mit diesem Raticianer, mit dem er allerdings in Magdeburg in einen ziemlich heftigen, erst durch Ratsdekret vom 31. Januar 1625 beendigten Streit geraten war, auf seiner Reise in Lübeck 1631 aussöhnte. Cramer musste doch längst von Evenius' Bedingung bei der Annahme des Magdeburger Rufes („dass die widerwertigen didiectici sampt ihren adhaerenten comesciret würden“) gewusst haben und hatte wohl auch Kunde von dem in moralischer Hinsicht schlimmsten Schritte, den Evenius gegen Ratke gethan hat, seinem Versuche, jenen beim Anhalt-Cöthener Hofe anzuschwärzen, wobei er bat, seinen Namen in dieser Sache zu verschweigen. Söhnte sich nun Cramer mit ihm aus, so konnte es doch nur auf Grund des Eingeständnisses geschehen, für das Stötzner die Stelle aus einem Briefe Kromeyers an den Superintendenten Ewald in Königsberg i. Pr. von 1629 anführt: *neque vero velim te aut alios abstereri denuo ab hoc laudabili instituto nomine Raticii. Non amplius enim Raticianui*

audimus. Dafür muss ohne Zweifel wenigstens zum Teil der Grund in dem Didaktiker gelegen haben, wenn auch dessen herbe Lebensschicksale als mildernder Umstand für ihn gelten. Aber dies kann freilich die Handlungsweise des Evenius, soweit wir über sie unterrichtet sind, nimmermehr als gerechtfertigt erscheinen lassen. Doch muss immerhin mit Stötzner in die Wagschale gelegt werden, dass Herzog Ernst, selbst ein unentwegter Ratichiner, Evenius ein so grosses Vertrauen schenkte, was er sicherlich nicht gethan hätte, wäre dieser ein schlechter Mensch gewesen.

Dass er auch in der *Methodi . . . veritas* nicht gerade heraus bekannte, er verdanke der Hauptsache nach seine Reformideen Ratichius, darf ihm nicht zu hoch angerechnet werden, hatte er doch anderweitig ihn als „den Anfänger“ anerkannt. Wenn er *Thes. IV xxii Helvicius* in der *Delineatio* und *Rhenius* in *paedagogia* als Gewährsmänner anführt, so musste der Kundige sehen, dass die Didaktik Ratkes gemeint war. Seinem Bestreben, ältere Autoritäten für die neue Methode ausfindig zu machen, sind einige wertvolle Notizen zu verdanken. So führt er aus *Augustin Conf. I c. 14 col. 71 a*: *absque grammaticis praeceptionibus se latinam linguam didicisse*, aus *Luther Tom. III de novissimis verbis Davidis fol. 102 b.*: jede Sprache werde richtiger und besser gelernt *ex usu domestico quotidiani colloqui*, aus *Melanchthon* die *Vorr. zur syntaxis* (eine Stelle, die übrigens nicht ganz beweisend ist), aus *Neander* die *epistola* bei der *Dialektik* und *Rhetorik* (nach einer Ausgabe von 1563). Am interessantesten ist vielleicht eine Stelle, die beweist, dass schon weit früher, als *M. Montaigne* die bei ihm von seinem Vater angewandte Methode veröffentlichte (1580), *Paracelsus* eine ähnliche empfohlen hatte, nämlich aus der *Cyclopaedia translata atque edita a. 1583 a Summo Siderocratore* (d. h. von dem Professor und Leibarzt des Markgrafen zu Baden, des Kurfürsten von Köln, der Bischöfe von Strassburg und Speier *S. Eisenmeiger*, geb. 1534, seit 1556 Prof. der *Mathematik* zu Tübingen, 1564 Doktor der *Medizin*, gest. in Brüssel 1585).

In einem anderen Schriftchen, dem auch erst durch Stötzner wieder bekannt gewordenen *Pentaphyllum scholarum pestiferum correctum* (1622), erwähnt Evenius allerdings den Ratichius. In auffallend grosser Schrift gedruckt steht am Schlusse die Frage, ob dieser irgend wem seine Methode mitgeteilt habe, aut saltem tradere valuerit (Druckfehler für *voluerit?*); er fordert alle die zur Beantwortung auf, die dem Schulwesen durch die Ratichianische Methode aufhelfen wollen, damit endlich sich zeige, was unter den dem Rate gemachten Versprechungen enthalten sei, und um dies zum Besten der Schüler zu benutzen. Dies möchte doch schwerlich als Gehässigkeit auszulegen sein, sondern nur als der Ausdruck des auch sonst bezeugten allgemeinen Unwillens über Ratkes Schweigsamkeit in betreff seiner Methode, die für seine Sache verhängnisvoll wurde.

Die Methodi . . . veritas (Ex. in der K. öffentl. Bibliothek in St. Petersburg), welche für die Gelehrten, also lateinisch, geschrieben ist, dient zur Begründung der Schulordnung, der „Formul“, die in ihrem für den Rat und die Bürgerschaft bestimmten Teil deutsch, soweit sie die Lehrer speziell angeht, lateinisch abgefasst ist. Auch hier hält sich Evenius durchaus frei von dem Schein eines Anspruchs, als sei er der Erfinder der neuen Methode. Er will nur über sie und die Gedanken ihrer Anhänger aufklären. Sie stützen sich, sagt er an einer bemerkenswerten Stelle (Thes. XI, LXXII), 1. auf die Beobachtung, dass das Kind die deutsche, so reiche und schwere Sprache in einem Jahre durch häufige Übung so lernt, dass es seine meisten Gedanken ausdrücken kann; warum sollte dies nicht auch beim Lateinischen, Griechischen und Hebräischen der Fall sein, da doch die Erfahrung dadurch bestätigt wird, dass die französische, italienische, spanische und andere Sprachen in kürzester Zeit gelernt werden? 2. Sie sprechen von Jünglingen von achtzehn und mehr Jahren, bei denen die Übung durch die Regeln unterstützt werden kann; Knaben von sieben, zehn oder zwölf Jahren werden ohne Zweifel (bei der Methode durch Regeln zu lehren) langsamer vorwärts kommen. 3. Ist die Rede von lebhaften und zum Studieren von Natur geschickten Köpfen; den langsameren und unbegabten werden die mechanici von ihrer Kunst nicht viel beibringen. 4. Sie unterscheiden zwischen Gewandtheit in der Sprache und Eleganz; erstere erfordert, wie jemand sich ausgedrückt hat, einen Monat oder ein Jahr, letztere Monate und Jahre (diese Unterscheidung spielt später, bei der Ordnung des Gothaer Gymnasiums, wieder eine Rolle). 5. Ebenso zwischen der alten und der neuen Methode, dem „infelix literarum seculum“ und dem „felicis“; bei diesem ist es erreichbar, bei jenem nicht. Dem die Methode hat 6. den Vorteil der Kürze: 1. Die Sprache wird an dem Autor geübt und zwar 2. durch beständige Unterredung, so dass 3. die Wörter nicht einzeln gelernt werden, sondern verbunden in den Sätzen selbst, und so 4. nicht bloss viele zugleich, sondern alle auch in ihrer Anwendung, wobei 5. die Variation in numeri, casus, tempora und personae neue und mannigfaltige Sentenzen bilden lässt, so dass man 6. nicht nötig hat, alle Synonyma zu lernen, da 7. das Meiste durch Periphrase wiedergegeben werden kann. 8. Auch die grammatischen Regeln brauchen nicht gelernt zu werden, sondern werden nur in den kürzesten Zügen oder auf Tabellen gewiesen und durch die Praxis verstanden und gelernt.

In der Begründung ist Evenius nicht selten originell. So begründet er den Satz, der Autor müsse vorgehen, Thes. IV, XVII so: *sensibilia illa sunt, quae autor tradit, in quibus facilius ars traditur atque docetur, quam in mere intelligibilibus (dem Abstrakten), sicut geometrum vidimus facilius figurae cognitionem tradere, quando in visibili aliquo corpore aut in tabula ostendit, quid sit acutus aut obtusus angulus, quid quadratum, circulus, piramis, ein Satz, der nicht*

bloss wegen des Anklanges des *Orbis sensualium pictus* beachtenswert ist, sondern auch wegen der Einsicht in die Wichtigkeit der Anschauung für die Gewinnung des Verständnisses, worin Evenius dem Comenius lange vorangeht. Dass er zum Autor nicht den Terenz wählt, erklärt sich aus dem Gesch. der Erz. III 2 S. 69 Ann. angeführten Grunde. Die Wahl der colloquia geschah im Anschluss an Ratke, der ja auf Terenz „ganz nicht“ bestand.

Jedenfalls hat Evenius durch den von Stötzner angeführten Satz: *fundamenta methodi Ratichianae certissima atque firmissima semper judicavi* sein Verhältnis zu Ratke ziemlich genau formuliert. Der Nachweis, wie er auf diese „fundamenta“ seinen Scholorganismus aufbaute, ist von Stötzner in allen Hauptsachen überzeugend gegeben. Nur ist einmal hervorzuheben, dass schon in der folgerichtigen Durchführung der Ratkeschen Ideen mit Bezug auf den vollständigen Organismus eines Gymnasiums ein bedeutender Fortschritt über Ratke hinaus liegt, und dann, dass sich nun auch Gedanken finden, die ganz unzweifelhaft nicht ratichianisch sind. Dahin ist „die deutsche Kunstschule“ (III Klasse) zu rechnen, in der „diejenigen, welche zu Handwerkern oder anderen weltlichen Händeln schreiten, können geübt werden“. Diese Anordnung ist in ihrer Art epochemachend, denn es ist nicht daran zu zweifeln, dass auf sie der spätere Versuch des Herzogs Ernst am Gothaer Gymnasium, und als dieser nicht gelungen war, die Einführung der Realien in den „Methodus“ und in die Volksschule zurückgeht. Und zwar erscheint Auswahl und Umfang dieses neuen Wissensgebietes im *Methodus* rationeller, als in der späteren Anordnung des Comenius, von dem die Idee der Kunstschule, was schon chronologisch klar liegt, völlig unabhängig ist, so dass man mit Recht sagen kann, als die Vorschläge des Comenius bekannt wurden, habe man in Gotha schon das Bessere gehabt. Jedenfalls ist Comenius aus diesem Entwicklungsstadium der deutschen Volksschule ganz anzumerzen. Auch in der Verwertung des Bildes beim Unterricht ist ihm Evenius vorangegangen, da er es in der christlich gottseligen Bilderschule (1636) zum ersten Mal für den Unterricht in der biblischen Geschichte verwendet hat. Ja, auch für die Methode des Sprachunterrichtes gilt dies, da Evenius schon 1628 eine *Janua Ebraismi et Graecismi* herausgegeben hat, von der Stötzner leider keine genauere Beschreibung giebt (sowenig als von der Bilderschule, von der sich ein im Anfang defektes Ex. der Ausg. von 1670 in der *Bibl. der Akad. d. W. W.* befindet); man kann nur die Vermutung legen, dass sie der von J. Habrecht 1617 in Strassburg erschienenen nachgebildet war, die aber auch so gut als unbekannt ist. (Mit der lateinischen *Janua* (1631) blieb übrigens in Gotha Comenius Sieger; sie wurde am Gymnasium gebraucht.) Vielleicht füllt Stötzner diese Lücke noch aus und fügt dann auch die Beschreibung der „christlich gottseligen Katechismus-schule“ hinzu.

Etwas anders, als Stötzner thut, ist wohl die Schola latina philosophica seu artium perfecta, die VII. Klasse der „Formul“, anzusehen. Sie hatte nicht propädeutischen Charakter im Verhältnis zur Akademie, sondern wollte, für alle zum Studium Bestimmten obligatorisch, dies ganze Wissensgebiet der Akademie abnehmen. Es war ein auch von anderen hervorgehobener Übelstand, dass die Universitäten in diesen dem Fachstudium vorangehenden Wissenschaften nichts Rechtes leisteten. Die akademischen Lehrer, so sagt Evenius Thes. IX xxxviii ff., sind nicht gut in der Lage sie zu lehren, und doch sind sie unentbehrlich. Die jungen Studenten finden ihr Hauptvergnügen in der Freiheit, Ungebundenheit und im Nichtsthun; sie lassen sich durch die zahlreichen schlechten Beispiele sofort auf Abwege reissen; sie lassen sich durch den Ekel an der Weitläufigkeit der Vorlesungen leicht abschrecken; sie sind ohne private Leitung oder auch ohne pekuniäre Mittel; es wird ihnen daher von grösstem Nutzen sein, wenn sie die Fundamente der einzelnen Disziplinen der Philosophie und der Fakultäten unter einer strengeren Zucht (sub rigorosiore ferula) gelernt haben, und also auf die Universität schon mitbringen: *justa et sufficiens ad Academias in Artium Facultatumque initiis praeparatio*, nennt er es im Honor . . . restitutus von 1622.

Einen davon verschiedenen Charakter dagegen tragen, wie ebenfalls abweichend von Stötzner nachzuweisen ist, von den oberen Klassen die IX. und X. Jene, die schola Hebraea, ist nicht für alle bestimmt, sondern nur für die späteren Theologen, wie aus dem Zusatz hervorgeht: „Da man einen Knaben oder wie viel derselben wären, auch in den fontibus hebraeis unterweise.“ Diese, die schola theologiae, hat den Zweck, „in h. göttlicher Schrift und in den Artikeln christlichen Glaubens“ zu unterweisen, so dass die Schüler nicht allein „vor sich den richtigen und wahren Verstand erlangen, sondern auch andern lehren und die wahre seligmachende Lehre verteidigen und die Widrigen widerlegen könnten“. Daraus ergibt sich allerdings, dass die schola theologiae eine abschliessende theoretisch-praktische Bildung für das Pfarramt gewähren sollte; denn die Schüler sollten auch Anleitung und Übung im Predigen erhalten und „summative also ihr Amt verrichten lernen, dass sie es zu verantworten und damit viel Nutzen schafften“. Aber wer theologus werden wollte, musste doch noch auf die Akademie, „wo er das Gelernte der Zeit und sumptuum und Gelegenheit nach supplierte“. „Man würde Theologos haben und erziehen, darauf wir uns zu verlassen, daneben auch pastores in doctrina seu fide integros et in vita inculpatos und also ein wohlbestalltes ministerium ecclesiae.“ Es ist also ein doppelter Charakter, der dieser Klasse zukommt; wie die IX. nur für künftige Geistliche und Theologen bestimmt, tritt sie Einrichtungen an die Seite, wie sie 1616 J. M. Meyfert in Coburg, später Dillherr in Nürnberg u. a. schufen.

Nicht ganz klar ist dagegen der Charakter der zwei weiteren Klassen, die Evenius anzugliedern für möglich hält; über deren wirkliche Errichtung aber nichts bekannt ist, der *Jurisprudentia* und der *Medicina*. Man sollte denken, sie bilden eine Analogie zur theologischen Klasse, so dass auch für diese Berufsarten die Schule dem städtischen Gemeinwesen eigene Kräfte herangebildet hätte. Evenius spricht *Methodi . . . ver. Thes. IX LVIII* und in der „Formul“ von den *fundamentis juris ex decalogo et lege naturae desumptis*, die hier zu lehren seien (wobei übrigens die griechische Sprache als für den Juristen notwendig bezeichnet wird und auch wegen der griechischen Übersetzung der Institutionen von Theophilus, die Gothofredus oft citiret); er empfiehlt die Methode Glaums, über den Stötzner in dankenswerter Weise manches beigebracht hat (er wird auch von Comenius erwähnt). Aber die Begründung der Nützlichkeit beider Klassen lässt darauf schliessen, dass Evenius bei ihnen an allgemeine Beteiligung gedacht hat; es heisst nämlich: die Kenntnis jener Fundamente sei deswegen allen nötig, weil im gemeinen Leben dem Leben, Ruf und Gut eines jeden Gefahren drohen, und die Unkenntnis der allgemeinen Mittel, sie abzuwenden, zu ertragen und zu strafen, für jeden wissenschaftlich Gebildeten nicht bloss schimpflich, sondern zuweilen auch nachteilig sei. Ebenso bei der Medizin: eine allgemeine Kenntnis derselben sei nicht so sehr nützlich für jeden, als notwendig; es wird der Ausspruch des Kaisers Hadrian *turba medicorum Caesarem perdidit* (der bei *Dio C. Epit. 69* als gemeine, vom Kaiser angewandte Redensart erwähnt wird), sowie die Stelle *Cic. de off. II 24* über die Gesundheit angeführt. Übrigens weiss Evenius für die *scholae medicinae* offenbar nicht besonderen Rat, er hofft nur, dass sich ein geeigneter Lehrer finden lasse. Schwerlich würde sich in der Praxis die Sache so gestaltet haben, dass alle oder nur die Mehrzahl der zu anderen Fächern bestimmten Schüler diese beiden Schulen durchgemacht hätten. Berechnet waren sie jedenfalls, dem allgemeinen Grundsatz des Evenius nach, der freilich erst in *Thes. XI* durchgeführt wird, auf die Dauer eines Jahres.

Wenn Evenius dem Rektor, wie Ratke, nur die Inspektion übertragen wissen will, so geschieht dies schwerlich, um die Scholarchen überflüssig zu machen, sondern weil der Rektor, gewöhnlich zu zwei, manchmal zu drei täglichen Stunden verpflichtet, entweder diese vernachlässigen oder jene wichtigste Aufgabe erfüllen könne (*Thes. I IX rectorum modernorum officia sunt imparia, cum illi ordinarius laboribus horarum cujuslibet diei ad minimum duarum, aliquando trium adstricti aut hos negligere aut illis abesse cogantur*).

Eine interessante Charakteristik der Art, wie die von Herzog Ernst gewählten Mitarbeiter zusammenwirkten, führt Stötzner aus Krausens *Antiquitates et Memorabilia Historiae Franconiae* an: „im Hauptwerk hatten sie Einen Zweck, alles nach Raticii Lehrart einzurichten. Ein jeder aber hatte ein besonderes Geschäft: Evenius

arbeitete so zu reden mit dem Herzog im Kabinett und entwarf die verschiedenen Schul-Methoden, Instructiones und Verordnungen . . und präparierte daneben etliche Kandidaten zum Schulwesen; Reyher hatte seine volle Arbeit in der Schul mit Docieren, ausser der Schul mit Verfertigung der Schulbücher nach dem Sinne des Raticii . . . ; der Hofprediger Brunchorst hatte . . vornehmlich mit Besuehung der Schulen zu thun, ob's drinnen recht zugeing nach der neuen Lehrart“. Damit stimmt der Satz überein, den Stötzner aufstellt: Evenius war der geistige Urheber aller Reformpläne des Herzogs. Eine genaue Untersuchung des Thatbestandes führt zu einer Einschränkung des Krauseschen Urteils: Evenius ist in vielen wesentlichen Punkten, so z. B. in seiner immer wiederholten These gegen das mechanische Auswendiglernen des Kutechismus, erheblich über Ratke hinausgegangen und von ihm unabhängig. Sodann ist sicherlich das herkömmliche Urteil über Reyhers Mitarbeit zu ändern, sofern er nichts mehr als der Redaktor des Schul-Methodus ist. Ausserdem bekommt seine Stellung zu der Gothaer Reform einen gänzlich anderen Charakter durch die Thatsache, die freilich seinem Biographen entgangen ist, sich aber aus seiner Palaeomathia ganz sicher ergibt, dass er von Hause aus ein ganz entschiedener Anhänger — Alstedes war, also auf einem dem Raticianismus zum Teil schroff entgegengesetzten Standpunkt stand. Den Nachweis dieser Behauptung hoffe ich ebenfalls in kurzem vorlegen zu können. Endlich muss ohne Zweifel auch L. V. von Seckendorff unter den Beratern des Herzogs gewürdigt werden.

Einen Briefwechsel zwischen Evenius und Reyher erwähnt Dr. Heyne im Programm des Gymnasiums zu Holzminden 1882 (Rektor Mag. A. Reyher, Verfasser des Gothaischen Schulmethodus), S. 16 Anm. 4 als in seinem Besitz befindlich.

Litteraturbericht.

Eine umfangreiche und bemerkenswerte Strassburger Dissertation von **Günther Voigt** über „Bischof Bertram von Metz. 1180 bis 1212“ (Metz, Druckerei der Lothringer Zeitung. 1893) befasst sich im 4. Kapitel bei Aufzählung der religiösen Streitigkeiten, die der gelehrte und thatkräftige Bischof anzufechten gehabt hat, mit den Waldensern, die von des Stifters Wohnsitz Lyon früh nach Lothringen gekommen waren. Wir erfahren bei Voigt, wie schwer es Bertram trotz der Beihülfe des Papstes Innocenz III. geworden ist, ihre Lehren aus seiner Stadt zu verdrängen. Noch im Jahre 1221 waren sie nach dem Bericht des Cäsarius von Heisterbach dort nicht völlig beseitigt. **B.**

In der Zeitschrift für Kirchengeschichte XIV, s. S. 148, findet sich ein Aufsatz H. Haupts über **deutsch-böhmische Waldenser** im Jahre 1340. Die Abhandlung ist bearbeitet auf Grund eines Verhörprotokolls, das Ferd. Menčík jüngst aufgefunden und in den Sitzungsberichten der königl. Böhmisches Gesellschaft der Wissenschaften (Philos.-hist.-philol. Kl. 1891 S. 280—287) veröffentlicht hat. Das Protokoll betrifft Waldenser aus dem Gebiet der süd-böhmischen Herrschaft Neuhaus. **K.**

Im Historischen Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 14, 3 bringt Uebinger zwei Beiträge zur Lebensgeschichte des **Nicolaus von Cusa** (eine autobiographische Nachricht aus 1449 und sein Testament). In derselben Zeitschrift 13, 4 handelt Birek über „Nicolaus von Cusa auf dem Konzil zu Basel“. Nach einem anderen Aufsatz desselben Verfassers in der Theologischen Quartalschrift 74, 4 hat Cusa auch nach seiner Schwenkung denselben Grundsätzen gehuldigt, „die das Papsttum in seinen innersten Grundlagen bedrohen“, wie er sie in der concordantia catholica ausgesprochen hat. **K.**

Über **Johann Pupper von Goch** sind zwei eingehende Untersuchungen erschienen, die zu sehr verschiedenen Ergebnissen kommen. Die eine ist von A. Knaake in den Theologischen Studien und Kritiken 1891, Heft 4, S. 738—774, veröffentlicht worden; sie ergibt, dass sich bei Goch sehr entschiedene reformatorische Ansätze finden; die andere hat J. Niemöller in Wetzer u. Weltes Kirchenlexikon, 2. Aufl. Bd. VI S. 1678—1684, drucken lassen; sie hebt die starken Gegensätze hervor, die zwischen der Lehre des Protestantismus und Gochs vorhanden seien. **K.**

Unter der wertvollen Büchersammlung, die der Stadt-Bibliothek zu Breslau von dem 1536 verstorbenen Breslauer Patricier Thomas Rehdiger vermacht wurde, findet sich eine Handschrift (Cod. Nr. 254), welche eine Reihe von Originalbriefen an Erasmus enthält. A. Horawitz wurde durch den Tod an der beabsichtigten Publikation derselben verhindert. Die wichtigsten sind soeben von Archivar Dr. **Franz Wächter** im 30. Bd. der Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins, Elberfeld 1894, S. 200—212, veröffentlicht worden: „Briefe Niederrheinischer Humanisten an Erasmus (1529—1536)“. Da die meisten kulturhistorisches Interesse haben, geben wir Wächters Regesten hier wieder: 1. Jungherzog Wilhelm von Jülich-Cleve-Berg übersendet Erasmus einen Becher. Büderich, 1529 Nov. 10; 2. Thielmann von Grave wegen der Aufführung seines Sohnes Bernard. Köln, 1530 Aug. 17; 3. Joh. von Vlatten an Erasmus über die kirchliche Lage. Augsburg, 1530 Sept. 17; 4. Joh. von Campen schildert die Gesinnung des Cardinals von Lüttich gegen Erasmus; 5. Georg Wicel über die religiösen Verhältnisse in Deutschland; 6. Joh. Caesarius erwartet die Antwort des Erasmus auf eine Schmäh-schrift des Stephan Doletus, kündigt ihm neue Anfechtungen durch die Karthäuser an und bittet ihn um ein Heilmittel gegen Steinleiden. Köln, 1533 (?) März 29; 7. Jacob Onphalius teilt Erasmus seine Aufnahme in das Juristenkollegium mit. Die Verteidigungsschrift desselben gegen Petrus Cursius hat er mit Vergnügen gelesen und kündigt ihm Briefe hervorragender Gelehrten an. Toulouse, 1536 Febr. 9. **B.**

In demselben Bande der Bergischen Zeitschrift (S. 269—273) teilt **K. Kraft** aus der lange vergeblich gesuchten und endlich vor einigen Jahren in Wolfenbüttel gefundenen Selbstbiographie des Westfälischen Reformators Gerhard Oemiken die Vorrede in neuhochdeutscher Übersetzung mit. Eine neuere vollständige Lebensbeschreibung dieses 1485 zu Camen in der Mark geborenen, in den westfälischen Städten Soest, Lippstadt und Minden mit Eifer für die Reformation eingetretenen, 1562 als Superintendent zu Güstrow in Mecklenburg verstorbenen kernigen Westfalen, der u. a. auch die Schmalkaldischen Artikel mitunterzeichnet haben soll, fehlt bislang noch. **B.**

Alexander Wirth führt uns im Programm der Realschule zu Meerane i. S. von 1894 in „**Die evangelische Schule des 16. und 17. Jahrhunderts**“. Auf Grund von K. Vormbaums evangelischen Schulordnungen schildert er bis in die kleinsten Einzelheiten die Einrichtung und den Studiengang der Lehranstalten jener Zeit und zwar zunächst der nach Melanchthons Vorbild organisierten Latein- oder Gelehrtschulen und sodann der in Knaben- und Mädchen-schulen zerfallenden niederen deutschen Schulen, für die Luther durch seine Bibelübersetzung und den kleinen Katechismus den Boden geschaffen. Als charakteristisch für das durch die Reformation um-

gestaltete Schulwesen kennzeichnet Wirth zunächst den Umstand, dass der öffentliche Unterricht nicht mehr von Privatpersonen, sondern von der städtischen und landesherrlichen Obrigkeit eingerichtet und erhalten wird. Im Gegensatz zu früher giebt es einen selbständigen, besoldeten Lehrerstand, der von einem regelmässig zu zahlenden Schulgeld unterhalten wird. Zum Zwecke einer allgemeinen Volksbildung erhalten auch die kleinsten Dörfer ihre Schulen. Damit tritt der Unterricht in den Elementarfächern, namentlich im Lesen und Schreiben, in den Vordergrund. Ein besonderes Gewicht aber wird, auf den höheren Schulen nicht minder als auf den niederen, auf die Religion gelegt, die als obligatorische Disciplin unter die Unterrichtsfächer aufgenommen wird. **B.**

H. S. Burrage, der schon im Jahre 1881 eine *History of the Anabaptists in Switzerland* (Philadelphia American Baptist. Publ. Society 1420 Chestnut Street) veröffentlicht hat, hat in den *Papers of the American society of Church history* III, 145—164 einen Aufsatz über „*The Anabaptists of the 16. century*“ drucken lassen. **K.**

Die beiden verschiedenen pädagogischen Richtungen seines Zeitalters sah **Christian Thomasius** am vollkommensten in dem Jenenser Mathematik- und Astronomie-Professor Erhard Weigel und dem Kieler Daniel Georg Morhof verkörpert. Morhof: der humanistisch Gebildete, bemüht den Sprachunterricht der Lateinschulen als Hauptbildungsmittel beizubehalten und nur in vernünftiger Weise zu reformieren, Weigel: der praktische Schulmann, eintretend für die vernachlässigten Realien und die Pflege einer frommen und tugendhaften Gesinnung. Thomasius verurteilte beide Bestrebungen für sich als einseitig. Gegen Morhof macht er geltend: „Der Mensch ist nicht auff der Welt der Sprachen halber, und die Sprachen machen für sich keinen gelehrten Mann, sondern die Sprachen sind erfunden, dass die Menschen dadurch ihre Gedanken einander eröffnen sollen, und die Gelehrsamkeit bestehet nicht in zierlich gesetzten Worten, sondern in wahrhaftiger und mit der Sache selbst übereinstimmenden Gedanken.“ Dagegen betont er Weigel gegenüber die Notwendigkeit des Sprachunterrichts, weil viele Bücher, die für die wissenschaftliche wie für die sittliche Erziehung in Betracht kämen, in fremden Sprachen geschrieben seien. Thomasius hielt es für notwendig, die beiden Richtungen, d. h. also Sprach- und praktische Wissenschaft mit einander zu verbinden, in derselben Erkenntnis, die zu Anfang unseres Jahrhunderts Herbart in dem Satze ausgesprochen hat: „Das Gewicht der Gründe auf beiden Seiten und die Hochachtung, welche so manchen Männern gebührt, die mit ihrem Ansehen beide Teile unterstützt haben, lässt wohl kaum zweifeln, dass beide notwendig zugleich Recht haben müssen.“ — Ein Element, das sowohl Morhof, als Weigel übersehen, will Thomasius in das Erziehungssystem nen aufgenommen wissen. Das menschliche Thun und Lassen hat 4 Stücke

der Vollkommenheit, es soll ehrbar, artig, nützlich und belastigend sein. 3 von diesen fördern die früheren Systeme, das zweite aber, „die artige Höflichkeit der Sitten“, „die Manierlichkeit in Thun und Lassen“ hat Thomasius bislang vergeblich gesucht. — Diese Gesichtspunkte erörtert in verdienstlicher Weise Alfred Rausch in einem Aufsätze der Festschrift des Jenaer Gymnasiums zur 350jährigen Jubelfeier des Eisenacher Gymnasiums am 18. Oktober 1894. Er führt den Titel: Christian Thomasius als Gast in Erhard Weigels Schule zu Jena. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik im 17. Jahrhundert. Nachdem Rausch nämlich in der oben gekennzeichneten Weise das Verhältnis des Thomasius zu Morhof und Weigel eingehend charakterisiert hat, geht er dessen persönlichen Beziehungen zu dem letzteren nach und berichtet speciell über den Besuch, den Thomasius der Kunst- und Tugendsschule Weigels in Jena wahrscheinlich bei Gelegenheit ihrer Wiedereröffnung nach dem 3jährigen Probekursus am 10. November 1689 abgestattet hat.

B.

Daniel Georg Morhof ist in jüngster Zeit eine Pariser Dissertation von Alb. Fécamp gewidmet worden: „De D. G. Morhofio Leibnitii in cognoscendis linguis et Germanico sermone reformando praecursore. Mospelii ex typis Ludovici Grollier patris 1894.“ Fécamp nimmt einen guten Teil des Ruhmes, den Leibniz um seiner Sprach-Verdienste willen genießt, für Morhof in Anspruch, der die meisten Leibniz'schen Auseinandersetzungen, nicht nur auf dem Gebiete der neuzubelebenden deutschen Sprache, sondern in der Sprachwissenschaft überhaupt, meist schon klarer und bestimmter dargelegt habe, und nur in der Gewandtheit und Schönheit des Stils von jenem übertroffen werde.

B.

Nicht ohne Interesse auch für unser Forschungsgebiet ist die kleine Schrift von Wilh. Fabricius „Die Studentenorden des 18. Jahrhunderts und ihr Verhältnis zu den gleichzeitigen Landsmannschaften“. Ein kulturgeschichtlicher Versuch (Jena, Döbereiners Nachfolger 1891). Diese Verbindungen waren geheime und die akademischen Behörden hielten sich für verpflichtet, dagegen einzuschreiten; es scheint, dass sie teilweise bei den Freimaurern Anlehnung fanden, doch sind sie nicht zu verwechseln mit den akademischen Logen, welche Professoren, Studenten und Beamte umfassten, die aber im Sinne der obigen Arbeit keine „Studentenorden“ waren. Immerhin weist Fabricius nach, dass die Studentenorden in der Form, wie sie um 1770 bestanden, erst seit dem Aufkommen der Freimaurerei in Deutschland (etwa seit 1740) nachweisbar sind. Sehr beachtenswert scheint auch der Hinweis auf Zusammenhänge mit den älteren „Akademien“, besonders mit dem Blumenorden in Nürnberg (S. 33), dessen 100jähriges Stiftungsfest (1744) ein Ereignis in der gebildeten Welt war.

K.

Preisausschreiben der Comenius-Gesellschaft für 1896.

Der Gesamtvorstand der C.G. hat beschlossen, für das Jahr 1896 eine neue

Preisauflage

anzuschreiben.

Die Errichtung der Universität Berlin hat eine Vorgeschichte, die bis auf die Zeiten Friedrich Wilhelms, des Grossen Kurfürsten, zurückreicht und die mit den Bestrebungen und Plänen des Comenius und der „Akademien“ der Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts zusammenhängt. In neuerer Zeit hat zuerst D. Kleinert in einer Berliner Rektoratsrede von 1885 (wiederabgedruckt in dessen Abhandlungen und Vorträgen zur christlichen Kultus- u. Kulturgesch. 1889 S. 128 ff.) auf die Pläne des Grossen Kurfürsten und auf ihren Zusammenhang mit Ideen des Comenius hingewiesen. Indessen fehlt bis jetzt eine genauere Untersuchung dieses kurz vor seiner Ausführung gescheiterten Unternehmens, über das ein ziemlich vollständiges ungedrucktes Material erhalten ist. In Rücksicht auf die Bedeutung, die das Projekt für die Charakteristik der Bestrebungen des Grossen Kurfürsten auf geistigem Gebiete besitzt, wünscht die C.G. eine Darstellung

der projektierten Universal-Universität des Grossen Kurfürsten.

Die Arbeit soll zugleich den Zusammenhang dieser Pläne mit den Bestrebungen und Ideen der Akademien der Naturphilosophen und des Comenius untersuchen, auf Grund selbständiger Nachforschungen in den Quellen in allgemein verständlicher Form abgefasst und in deutscher Sprache geschrieben sein.

Die Arbeit soll den Umfang von 5—6 mittleren Druckbogen nicht wesentlich überschreiten.

Der Preis beträgt 200 M.

Sie ist bis zum 31. Dezember 1896 unter Beifügung eines mit Sinnspruch versehenen Briefumschlags, der den Namen des Verfassers enthält, bei der Geschäftsstelle der C.G., Berlin-Charlottenburg, Berliner Str. 22, einzureichen.

Die preisgekrönten Arbeiten gehen in das Eigentum der C.G. über. Sie werden von der Gesellschaft unter ihre Publikationen aufgenommen und herausgegeben. Die nicht gekrönten Arbeiten können die Verfasser selbst herausgeben, doch bleiben die eingereichten Handschriften ebenfalls Eigentum der Gesellschaft.

Die Namen der Preisrichter werden im nächsten Heft bekannt gemacht.

Nachrichten.

In den Preuss. Jahrb. (1895 S. 215 ff.) veröffentlicht E. Troeltsch, Professor der Theologie in Heidelberg, einen Aufsatz über „Religion und Kirche“, den wir der Beachtung unserer Leser empfehlen. Wir verweisen hier nur auf die Charakteristik der verschiedenen protest. Kirchen, die aus der Reformationsbewegung hervorgingen. „Auch für Luther war (sagt P.), wie für den Katholizismus, die Kirche eine von Christus gestiftete Anstalt des Heils, auf festem, objektivem Grunde gebaut und von einem göttlich bestellten Amte getragen . . . Nur war diese Autorität für ihn nicht der durch Succession und Gnadenbegabung zu rechtsgiltiger Entscheidung befähigte Bischof, sondern die heilige Schrift, das . . . Wort Gottes. . . Von diesem festen Punkte, von der reinen Schriftlehre aus, werden die neuen Kirchen organisiert. Die Lehre, die durch sich selbst klar und fertig ist, muss in ihrer Reinheit aufrecht erhalten werden, gegenüber allen Trübungen, Häresie und Irrthümern, sie muss in ihrer Wirksamkeit unterstützt werden, durch . . . Unterstützung, Versorgung und Kontrollierung der Beamten, der Ausleger der Schrift. Beides wird als Aufgabe der Landesgewalt bezeichnet Die Folge davon war die Auslieferung der Kirchen an die Landesherren und deren Hoftheologen, die volle Unmündigkeit der Gemeinden Eine weitere Folge der Begründung des Instituts auf die so zu behütende Reinheit der Schriftlehre war ein ungeheurer Doktrinarismus. Die Schrift ist Grundlage der Lehre, des Gottesdienstes, aller Kasualhandlungen, des Unterrichts. Überall muss die reine Lehre ertönen, welche von selbst das Heil wirken wird. Die lutherischen Kirchen predigen ohne Unterlass, ja ihr Idealismus besteht gerade darin, dass nichts gethan wird als gepredigt Diese tief innerliche Frömmigkeit des Herzensglaubens schuf sich eine auf die reine Lehre gebaute Kirche und verwuchs so selbst unlösbar mit der reinen Lehre“ . . .

Sehr richtig bemerkt Troeltsch im Anschluss an diese Ausführungen, dass der moderne Toleranzstaat mit und durch sein Emporkommen diese Kirche und ihre Organisation tief erschüttert hat, ja dass der Gedanke des Toleranzstaates in einem völligen Widerspruch zu den obigen Grundgedanken steht und dass beide nicht vereinbar sind.

Leider ist Troeltsch aber weder auf die Frage, wer die Schöpfer dieses Toleranzstaates waren, noch auf die Schlussfolgerungen, die sich aus dem eingestandenen Widerspruch ergeben, näher eingegangen.

Wir übergehen hier die Schilderung der reformierten Kirchen calvinischer Richtung, in denen Troeltsch sein Ideal nicht erblickt, deren Lehr- und Sittenzucht nach T. leicht ausarten. „Wo aber“, fährt Troeltsch fort (S. 238), „die Lehr- und Sittendisziplin erheblich beschränkt und der individuellen Überzeugung und Lebensgestaltung grösserer Raum gelassen wurde, da gediehen auch keine grossen und schlagkräftigen religiösen Gemeinwesen, wie Independenten, Quäker und Unitarier zeigen. Gleichwohl haben diese kleinen Gemeinwesen sich behauptet und sehr segensreich gewirkt. Es mag daher die Ansicht derjenigen nicht ohne Berechtigung sein, welche in diesen kleinen Gemeindebildungen das Ideal der zukünftigen Form der christlichen Kirchen sehen, das sich in der Zersetzung der Staats- und Landeskirchen, sowie der Kirchen des Lehrzwangs vorbereite.“

Die Bemerkung, dass jene kleineren Gemeinschaften — Troeltsch meint offenbar alle diejenigen Gemeinschaften, die wir unter dem Namen der alt-evangelischen Gemeinden zusammenfassen —, keine grossen Gemeinwesen zu bilden im Stande gewesen sind, ist für den nicht verwunderlich, der die Kirchengeschichte kennt und der weiss, in welcher Art diese auf dem Grundsatz der Freiwilligkeit beruhenden und dadurch naturgemäss zunächst an die besseren Elemente verwiesenen Gemeinschaften von Katholiken und Protestanten bekämpft worden sind. Selbst aber, wenn man jene Thatsache aus inneren Mängeln des Systems herleitet, muss man doch zugeben, dass viele Ideen und Grundsätze jener „kleinen Gemeinschaften“ sich im Lauf der Jahrhunderte einen breiteren Boden erkämpft haben, als die Ideen irgend einer anderen „grossen Kirche“. Und wir stehen ja noch nicht am Ende aller Tage.

Für die Geschichte der religiösen Volksbewegungen des Mittelalters (oder, wie unser Arbeitsplan sagt, der alt-evangelischen Gemeinden) und ihre Nachwirkungen im 16. Jahrhundert ist die Frage des Zusammenhangs **zwischen Luther und den böhmischen Brüdern** nicht ohne Bedeutung. Von jeher haben wir in diesen Heften einen sehr engen Zusammenhang zwischen den Brüdern und Luthers erstem Auftreten (bis 1525) vertreten und angenommen, während sehr viele protestantische Theologen denselben bestreiten oder in seiner Bedeutung abzuschwächen suchen. Neuerdings hat K. Burdach in Halle (D.M. der C.G.), dessen geistvolles Buch „Vom Mittelalter zur Reformation. I. Halle 1893“ unsere Mitglieder kennen werden, sich über diese Frage im Litterarischen Centralbl. (1895 Nr. 30 Sp. 1054) bei Gelegenheit einer Besprechung über Rudolf Wolkans neuestes Werk (Geschichte der deutschen Litteratur in Böhmen bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts) ausgesprochen und wir wollen nicht unterlassen, dies Urteil hier wiederzugeben: „Die Darstellung des 16. Jahrhunderts hat der Verfasser im Wesentlichen aus eigener Kraft geliefert. Überzeugend weist er die Kulturgemeinschaft zwischen Böhmen, Schlesien, Meissen seit der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts und während des 16. Jahrhunderts nach. Auf ihr beruht, wie Ref. sich hier zu bemerken erlauben möchte, die Entwicklung und das allmählich zunehmende Übergewicht der ostmitteldeutschen Bildung und Schriftsprache.“

Auch die Tschechen nahmen damals daran Teil. Die Beziehungen Böhmens zu Luther („böhmische Brüder“) und zu Melancthon, der dort ausgezeichnete Schüler findet, zum Humanismus, verdienen die Beachtung aller derer, die unbefangen nach geschichtlicher Wahrheit streben. Hervorragende Personen, wie Bohuslav Lobkowitz von Hassenstein und andere sind von Wolkan gut beleuchtet, die Bedeutung der reichen Bergstadt Joachimsthal und des böhmischen Erzgebirges für deutsche Dichtung und Bildung nach Gebühr gewürdigt: hier ist die Pflege der Lateinschule und des Humanismus zu Hause, Gedicht, Volkslied, Kirchenlied, Drama gleichermaßen; Namen, wie Nikolaus Hermann, dessen Sonntagsevangelia von 1561 der Verfasser soeben neu herausgegeben hat (Prag und Wien, Tempisky 1894), Matthæsius, Krüginger, sind allbekannt. Böhmen exportiert auch im 16. Jahrhundert noch eine Fülle geistigen Lebens und den Zusammenhang zwischen der reformatorischen Lehre, Schriftstellerei und Liederdichtung und der hussitisch-wiclifitischen kann eine objektive Geschichtsschreibung nicht bestreiten. In dem Versuch Kaweraus (Weimarische Lutherausgabe Bd. 9 S. 677 ff.) z. B. für Luthers „Passional Christi und Antichristi“ diesen Zusammenhang anzuzweifeln oder doch nur als möglich hinzustellen, verminnt Referent mit Bedauern den Nachklang eines eingewurzelten Vorurteils einer konfessionellen Behandlung der deutschen Reformationsgeschichte.“¹⁾

Nichts hat der zum Teil absichtlichen Verdunkelung der Geschichte der anserkirchlichen Christen-Gemeinden, die man Ketzer nannte, grösseren Vorschub geleistet, wie der Gebrauch von **Scheltnamen** oder **Ketzernamen**, die mit der Absicht der Herabsetzung erfunden und in Umlauf gesetzt, schliesslich selbst in wissenschaftlichen Werken und Darstellungen in Gebrauch kamen und vielfach heute noch — ich erinnere z. B. an den Scheltnamen „Wiedertäufer“ — zur Bezeichnung von Religionsgemeinschaften in Gebrauch sind, die sich nicht nur selbst keineswegs so genannt, sondern sogar diese Namen als eine Beschimpfung bezeichnet und zurückgewiesen haben. Auch zur Bezeichnung der böhmischen Brüder waren seit dem 15. Jahrhundert eine Reihe von Scheltnamen — z. B. die Namen Grubenheimer, Waldenser u. s. w. — aufgekommen, allmählich aber wieder stärker zurückgetreten; nur ein Ketzernamen, nämlich die Bezeichnung **Pikarden**, die aus dem Namen **Beharden** entstanden ist, hielt sich mit zäher Dauerhaftigkeit und es ist von Interesse, dass er selbst noch im 17. Jahrhundert vielfach, selbst noch in diplomatischen Korrespondenzen, wiederkehrt (Vgl. Felix Stieve, Briefe u. Akten zur Gesch. des 30j. Kriegs. Bd. IV München 1895 S. 429, 459, 574). Öfters werden sie auch **Hussiten** genannt. Merkwürdig ist, dass in den gegnerischen Berichten aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts zwischen den Reformierten und „Pikarden“ gar kein Unterschied gemacht und dass z. B. Wenzel von Budowec, der Mitglied der Brüdergemeinde war, als „Erzkalvinist“ bezeichnet wird; wohl aber ist den Gegnern klar, dass

¹⁾ Die gesperrten Stellen sind von uns gesperrt worden.

die „Pikarden“ und die Lutherischen verschiedene Gemeinschaften sind. Wenn man sich diese Thatsache vergegenwärtigt, erklärt es sich, wie der Name „Reformierte“ allmählich auch ausserhalb Böhmens vielfach für Personen und Gemeinden in Umlauf kam, die im Grunde den böhmischen Brüdern viel näher standen, als den strengen Calvinisten.

Die neueste und wichtigste Erscheinung auf dem Gebiete der Comenius-Litteratur ist die Ausgabe der **Naturkunde** (Joh. A. Comenii Physicae ad Lumen divinum reformatae Synopsis), die Herr Direktor Dr. **Jos. Reber** in Aeschaffenburg besorgt und im Verlag von Emil Roth in Giessen veröffentlicht hat. Wir werden in Kürze eine eingehende Besprechung dieses Buches aus der Feder eines unserer sachverständigsten Mitglieder — Prof. Kurd Lasswitz in Gotha — bringen und wollen uns heute mit einem Hinweise auf das Buch begnügen. Wir haben in den ersten Heften dieses Jahrgangs auf die Beziehungen des Comenius zu den Naturphilosophen des 16. und 17. Jahrhunderts verwiesen und es ist interessant, in der Einleitung, die Reber zu der Ausgabe geschrieben hat, die Bestätigung unserer Wahrnehmungen zu finden. Reber sagt von der Alchymie, dass sie das ganze Werk des Comenius in allen seinen Teilen durchzieht. Des Comenius Physik ist nach Reber ohne Kenntnis der Alchymie ebensowenig verständlich, wie Bacons „Novum Organon“. Begründer dieser Wissenschaft (der Alchymie) war, wie Reber hervorhebt, Bombastus Theophrastus Paracelsus von Hohenheim, dessen Einfluss wir auch bei der Darstellung der Geschichte jener Akademien und Sodalitäten der „Alchymisten“ hervorgehoben haben. Es wäre sehr erwünscht, wenn einmal festgestellt werden könnte, ob jene „Akademien“ bereits zur Zeit des Paracelsus bestanden und ob er selbst Mitglied einer solchen gewesen ist. Auch die Feststellung des Anteils der Sodalitäten an der Verbreitung und dem Neudruck der Schriften des Paracelsus wäre eine Aufgabe, die in mehrfacher Beziehung Licht verbreiten würde. Wir sind gern bereit, unseren Herren Mitarbeitern für diese Themata entsprechenden Raum in unseren Monatsheften zur Verfügung zu stellen.

Bei Bohuslaus Balbinus, S. J., Bohemia Docta ed. ab R.-Ungar. Pragae 1788 Pars II. S. 314 f. findet sich folgendes Urteil über Comenius:

„Joannes Amos Comenius Moravus natione fuit, sed apud nos in Bohemia educatus, omnes huius Viri lucubrationes ab elegantia sermonis patrii, et recondita eruditione laudantur. Evulgavit Jannam linguarum primus iam ante an. 1616 laetue, germanice, bohemicce, isque liber ita placuit, ut vix ulla hodie Europae lingua nominari possit, qua Comenius non legatur. Post victoriam Pragensem, cum in Bohemia haeretici consistere vetarentur, in Hollandia exulatum abiit, saepe tamen ut peregrinus Patriam et Bohemiam revisebat. Quam plurima edidit, nihil tamen unquam, quod catholicae fidei adversaretur, ac mihi opera legenti semper visus est ita comparatus scripsisse, ut nullam notare, aut damnare religionem vellet. Labyrinthus mundi et Paradisus animae bohemia lingua conscriptus et an 1631 Carolo seniori de Zerotin

dedicatus est. Quantus ille Vir fuerit, satis ostendit elocutione illimi, proprietate verborum, altitudine sensuum, descriptione inauitatis mundi, et eruditione rarissima et intima laudatissimus, et lectu dignissimus.

Eine wärmere Empfehlung kann man von einem grundsätzlichen Gegner wie es Balbinus als Mitglied der Gesellschaft Jesu war, nicht verlangen. Balbinus gehört zu den angeseheneren Schriftstellern der Jesuiten im 17. Jahrhundert.

Das Schicksal der Bibliothek, welche sich **Comenius in Fulnek** und vielleicht auch schon während seiner Studienjahre angeschafft hatte, erfahren wir aus einem Briefe des Kapuzinermönches P. Bonaventura aus Köln an den Kardinal Ludovisi, der damals Präfekt der „Congregatio de propaganda Fide“ war (erhalt. im Archiv der Propag., Germania 1629, I. Nr. 330, Fol. 206—208, gefunden in Rom durch Dr. J. Kollmann). Der P. Bonaventura wurde im Frühjahr 1623 vom Olmützer Guardian nach Fulnek als Missionär geschickt, und bald gelang es ihm, dort viele Evangelische zum Katholizismus zu bekehren. Auch die ehemalige Brüderkirche nahm er ein und predigte daselbst zweimal in der Woche, da sehr viele von den Brüdern die katholische Kirche nicht besuchen wollten. Unter die Kinder verteilte er Rosenkränze und lehrte sie beten mit solchem Erfolge, dass sie lieber die Eltern verläugnen wollten, als dem katholischen Glauben entsagen. Die den Neubekehrten abgenommenen häretischen Bücher wurden am 1. Mai 1623 auf dem Marktplatze verbrannt. Als sie so 5 Stunden brannten, liefen die Kinder, welche zusahen, unaufgefordert auseinander, drangen in verschiedene Häuser, eigene und fremde, ein und brachten von allen Seiten Bücher, deren sie habhaft werden konnten, und warfen sie ins Feuer. Den andern Tag untersuchte der Kapuziner die im Rathause aufbewahrte Bibliothek „des Predigers Amos“ (Comenius), und als die Knaben es erfuhren, kamen sie in grosser Menge herbei, packten die Bücher und verbrannten sie in einer Stunde zu Asche auf dem früher erwähnten Orte mit solchem Eifer und Schnelligkeit, dass sie den Kapuziner beinahe mit zerrissen hätten, und dass sich bei dem Eifer die einen Kleider, die andern Haare mitverbrannten. Es gieng also nach diesem Bericht die Büchersammlung des Comenius nicht allsogleich nach seiner Flucht aus Fulnek zu Grunde, sondern erst nach zwei Jahren. N.

Giordano Bruno und die Akademien. Herr Pastor em. J. H. Maronier in Arnheim (D. M. der C. G.), der sich durch sein Buch über „Das innere Wort“ (Het inwendig Woord. Eenige Bladzyden uit de Geschiedenis der Hervorming, Amsterdam 1890) und die Reformationsgeschichte bekannt gemacht hat, teilt uns folgende Stelle aus Frith, *Life of Bruno* p. 128 in holl. Übersetzung mit: „Toen Giordano Bruno in 1583 van Oxford naar London kwam vond hy daar een kleinen Kring van geleerden en stichtte met hen een Vereeniging in navolging van de Italiaansche akademien. Onder hare leden behoorden: Sidney, Grevelle, Dyer en Temple.“ — Dass Bruno derjenigen Geistesrichtung angehört, die die Akademien vertraten, ist längst

bekannt, dass er aber in aller Form Mitglied und Bruder gewesen ist, ist bisher, so viel ich weiss, nirgends hervorgehoben worden. Wir haben Bruno schon seit 1892 in den Arbeitsplan der C.G. aufgenommen.

Wir haben früher (M.H. der C.G. 1895 S. 18) erwähnt, dass **Peter Wok von Rosenberg** (Schwager des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg) mit dem Fürsten Christian von Anhalt (1568—1630) einen Briefwechsel unterhielt, der unter Formen und Sinnbildern, die der Alchymie entnommen waren, sehr ernste Pläne und Ziele zum Gegenstande hatte. Es wäre sehr wünschenswert, dass von diesem Briefwechsel mehr bekannt würde, als bis jetzt bekannt ist. Vielleicht enthält das **Bernburger Archiv** Aufschlüsse, aus dessen Beständen (Abtl. I, F. 1. 231) M. Ritter, Briefe und Akten zur Gesch. des 30j. Kriegs S. 420 f. einige Stücke abgedruckt hat. Peter Wok, einer der angesehensten und reichsten Magnaten Böhmens, war Mitglied der Gemeinschaft der böhmischen Brüder. Merkwürdig ist (s. Ritter, Die Gründung der Union, 1870 S. 551), dass sich in dem erwähnten Briefwechsel Fürst Christian als „Sohn“ Rosenbergs bezeichnet, ebenso wie sich Comenius „Sohn“ Valentin Andreaes nennt.

Um die Akademie des „Palmbaums“ hat sich seit dem Jahre 1634 kein Fürst grössere Verdienste erworben, als Herzog August von Braunschweig-Lüneburg. Der Briefwechsel dieses Fürsten ist zum grossen Teil erhalten und beruht in 30 Foliobänden in der **Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel**. Da dieser Briefwechsel für die Geschichte der gesamten Geistesbewegung, deren Träger die Akademien waren, sehr viel Material enthält, so wäre es dringend wünschenswert, dass wenigstens die wichtigeren Stücke allmählich bekannt würden. Damit würde diesem merkwürdigen und hochbegabten Fürsten zugleich ein würdiges litterarisches Denkmal gesetzt werden.

Die Geschichte der „Akademien der Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts“, die in den Beiträgen unserer Hefte zum ersten Mal eingehender behandelt worden ist, bedarf natürlich weiterer Aufhellung und Ergänzung. Es ist möglich, dass einige unserer Mitglieder, die sich mit der Naturphilosophie, mit Leibniz, Galilei oder anderen Männern beschäftigen, im Stande sind, neue Aufschlüsse zu geben und wir bitten zutreffenden Falles freundlich darum.

Die Schriftleitung.

Personen- und Orts-Register

zum vierten Bande (1895) der Monatshefte der C.G.

Das Register ist im Hinblick auf die Namen geschichtlicher Personen und Ortsnamen bearbeitet.
Die Buchstaben C und K, F und V, I und J sind verbunden.

A.

Aberle 117. 119.
Achard, L. 67.
Ackermann, E. 62.
Adelung 2.
Albert, E. 48.
Alewein, H. A. v. 72. 88.
Alfons X., König von Spanien 249.
Allendorf 219.
Alsted, A. K., Frau des J. H. 34.
Alsted, J., Bruder 29.
Alsted, J., Vater 29. 30.
Alsted, J. H. 29 ff. 58. 251. 313.
Alsted, K., Schwester 30.
Alsted, R., Mutter 29.
Altdorf 20. 90.
Althaus, F. 154. 158. 161. 162.
Althusius, J. 30.
Amerbach, Basilius 117. 253.
Amerbach, Bonifacius 117. 253.
254.
Amerbach, Bruno 253.
Amoena Amalie, Tochter des
Grafen Arnold von Steinfurt 17.
Amsterdam 73. 94. 95. 130. 131.
141. 143.
Andreae, J. V. 23. 24. 25. 60. 92.
134. 136. 140 ff. 255. 256. 260. 324.
Anna, Gattin Christians I. von An-
halt-Beruburg 14.

Anna Maria, Markgräfin v. Baden
18.
Anna Sophia, Fürstin zu Schwarz-
burg-Rudolstadt 14.
Anton Ulrich, Prinz von Braun-
schweig 78.
Aragosius, W. 202. 207.
Arndianus 149.
Arnd, J. 17. 60. 277.
Arnim, B. v. 192.
Arnim, H. G. v. 17. 19.
Arnold, G. 6.
Aron, R. 217 ff.
Aschaffenburg 62. 65. 177.
August von Braunschweig-Lüne-
burg, Herzog 17. 23. 78. 82. 147.
148. 324.
August, Herzog von Wolfenbüttel
146.
Avé-Lallement 136. 147.
Aven, J. 146.

B.

Bach, J. 57. 58.
Baco, R. 1. 4. 55. 64. 84. 92. 137.
168. 179. 193. 232. 296. 301. 322.
Baehring, B. 185 ff.
Bärholz, D. 73. 81. 82.
Bahr, B. 136.
Balbinus, B. 322. 323.
Ballersbach 29.
Bamberg, v. Dr. 64.

- Banér, schwedischer Feldmarschall 19.
 Barläus, C. 146.
 Barthelmæss, C. 193.
 Barthold 19. 27. 28. 152.
 Basedow, J. B. 56. 125. 269.
 Basel, 30. 116. 117. 201. 202. 207. 208. 212. 213. 253. 254. 314.
 Bathurst, R. 165.
 Bauer, A. 188.
 Bayle 2. 236. 241.
 Bayreuth 218.
 Beale 160. 161.
 Becher, J. J. 218. 235 ff.
 Beck 219. 258.
 Beckmann, C. 36.
 Bell, A. 280. 282. 283. 289. 294.
 Bellin, J. 72.
 Bense du Puis, P. 72.
 Bereton 160.
 Berg, K. v. 138.
 Berlepsch 19.
 Berlin 64. 95. 133. 152. 176. 182. 185. 218. 318.
 Bern 74. 118. 202.
 Bernburg 324.
 Bernegger, M. 4. 6. 20. 21. 22. 24. 75. 92. 147. 149. 150. 177. 179.
 Bernouilli, J. 183.
 Bertram, Bischof von Metz 314.
 Betulius, D. 80.
 Beuthen 21.
 Bever, B. 136.
 Beza, T. 202. 212.
 Bicken 29.
 Biedermann 111.
 Bierling 91.
 Binder 262.
 Birck 314.
 Birken, S. v. 72. 78. 79. 82.
 Bischoff, T. 20. 79. 81. 82.
 Bismarek, Fürst v. 192.
 Bisterfeld, J. H. 32. 34.
 Blahoslav, B. J. 45. 252.
 Blomius, J. 136.
 Blomins, R. 136.
 Blondel, D. 66.
 Bochum 263. 270.
 Bockskay 214.
 Böcler 235. 236. 239.
 Böhm, J. 54. 72.
 Böhmer, H. 72.
 Börne 192.
 Boineburg, v. 137.
 Boiti, C. 33.
 Bonaventura, P. 323.
 Bonnet, N. de 64.
 Borch, von der 18.
 Bosch, M. 201.
 Bossert, G. 59.
 Bosshard, E. 116.
 Boyle, R. 95. 158. 159. 160. 164. 165.
 Brackenhäusen, A. 72.
 Brahé, Tycho 193.
 Brandl, V. 46.
 Braseh, M. 147.
 Braunfels 30.
 Braunschweig 95.
 Braunschweig-Lüneburg (Land) 218. 219.
 Breda 160.
 Bremen 95. 180.
 Breslau 216. 315.
 Brieg 28.
 Brischar 57.
 Brockes, R. H. 181.
 Browning, R. 116.
 Brucker, J. 66.
 Bruder, A. 57.
 Brüder, Böhmisches 20. 45 ff. 59. 61. 67. 124. 153. 154. 168. 173. 195. 198. 210. 257. 320. 321. 322. 324.
 Brüder, Mährische 59. 198. 210. 257.
 Brümmer 218.
 Brüssel 308.
 Brunchorst 313.
 Bruno, G. 44. 323.
 Brunfels, O. 63.
 Buch, Herr v. 19.
 Buchner, A. 146.
 Budowec, W. v., Frhr. v. Budowa 18. 21. 215. 321.
 Bülow 19.

Bänderlin, J. 59.
 Bünker, C. 6. 20. 22. 179.
 Büttner 233.
 Bullinger, H. 44.
 Buncken, C. 136.
 Buno, J. 224. 225. 238.
 Bunsen 192.
 Burekhardt, G. 48.
 Burekhardt - Biedermann, Th.
 253.
 Burdach, K. 320.
 Burgsteinfurt 145.
 Burmeister, A. 81. 83.
 Burmeister, F. J. 83.
 Burrage, H. S. 316.
 Busch, Prod. 288. 292.
 Bushel, T. 161.
 Bussius, G. 135. 149.
 Bythner, Brüder-Pastor 61.

C. K.

Kälin, E. 115.
 Cäsarius, J. 314. 315.
 Kahlbaum, G. W. A. 116. 117.
 Kaisberg 291.
 Calixt, G. 183.
 Calw 147.
 Cambridge 21. 95. 146. 165.
 Camerarius 200.
 Campanella, Th. 21. 22. 136. 159.
 168. 232. 260.
 Campen, J. v. 315.
 Candorin 153.
 Kant 127. 128. 288.
 Capelleu, R. 136.
 Kapp, J. E. 182. 183.
 Caraffa 124.
 Kardorf, Herrn v. 19.
 Karl I., Kaiser 216.
 Karl, König von England 157.
 Karl, Markgraf von Burgau, 215.
 Karl Gustav, Pfalzgraf bei Rhein,
 König von Schweden 17.
 Karl Ludwig, Kurfürst von der
 Pfalz 76.
 Karrel, L. 119.
 Carriere, J. 187.

Carriere, M. 185. 187 ff.
 Cartesius 232.
 Casmann 215.
 Casmern, O. 214.
 Kaspar, L. B. 61.
 Kassel 133. 218. 219.
 Castiglioneus, B. 202. 207.
 Kawerau, W. 182. 321.
 Keckermann 37. 41.
 Celakowsky, J. 47.
 Cellarius 240.
 Keller, L. 1 ff. 62. 69 ff. 133 ff. 194.
 Celtis, K. 58.
 Kemp, M. 83.
 Kempen, M. v. 72.
 Kessel, Herrn v. 19.
 Kessler, F. 294.
 Kessler, G. 116.
 Keudel, Herrn v. 19.
 Chamier, D. 44.
 Charron 268.
 Chelicky, P. 47. 252.
 Chemlius 145.
 Khevenhüller 80.
 Chicago 258.
 Chlumeczký, P. v. 47. 199. 200.
 203. 215. 216.
 Christian, Markgraf von Branden-
 burg 19.
 Christian von Anhalt 18. 166. 197.
 324.
 Christian III., Pfalzgraf bei Rhein
 219.
 Christian V., König von Däne-
 mark 83.
 Christoph von Padua 11.
 Kiesewetter, K. 118.
 King, J. 19.
 Clauberg, J. 130. 131.
 Klausenburg 67.
 Klai, J. 78.
 Klein, J. 135.
 Kleinert, D. 64. 65. 195. 318.
 Kleinert, F. 91. 93.
 Ctenardus 37.
 Kleschen, C. 72.
 Kleschen, D. 72.
 Cleve 175.

Knaake, A. 314.
 Knesebeck, Herm. v. 19.
 Knorr, C. 72.
 Knyphausen 19.
 Coburg 311.
 Kocourka, S. 213.
 Köhler, R. 64.
 König 181.
 Königsberg 180. 181. 307.
 Köpke 218.
 Köthen 27.
 Köhler 116.
 Kohut, A. 118.
 Kolbovius, P. 228. 238.
 Kollmann, J. 323.
 Kottmeyer 292.
 Comenius, D., Sohn des J. A. 73.
 Condorcet 267. 273.
 Kopp, H. 26. 163.
 Kopp, W. 67. 91. 92. 94.
 Corbach, 218.
 Cornelius, P. 192.
 Kospoth, F. 17.
 Coq de, M. 72.
 Covettus, J. 202. 207.
 Kozak, J. S. 167.
 Kracht 18.
 Krafft, K. 315.
 Crailsheim, G. F. 81.
 Cramer, A. 307.
 Krause, B. 72. 74. 128.
 Krause, G. 11. 12. 13. 14. 19. 20.
 23. 25. 27. 28. 57. 70. 194. 195.
 Krause, J. H. 180. 312.
 Kraust, L. 83.
 Kreibitz, M. 72.
 Krell, N. 24.
 Crellius, J. 43.
 Crenius 44.
 Criegern 29.
 Crocius, L. 30. 32.
 Cröger, E. W. 46.
 Kromeyer 307.
 Cromwell, O. 15. 153. 157. 179.
 184. 192.
 Krones, F. v. 58. 197 ff.
 Krosigk, B. v. 12. 15. 183.

Krosigk, C. v. 15.
 Krüginger 321.
 Krüsike, P. G. 73.
 Krug, H. 93.
 Krug, L. 93.
 Krummacher 264.
 Cruske, R. 123.
 Caere, J. A. 67.
 Külpe 97. 100. 105. 110. 111.
 Kuntz, P. 72.
 Cursius, P. 315.
 Curti, F. 116.
 Cusa, N. v. 314.
 Kvacala, J. 29. 61. 174. 178. 260.
 Czernowitz 126.

D.

Dachsberg 80.
 Dalgarno 163.
 Danaeus, L. 248.
 Danckwerth, C. 136.
 Danzel 181.
 Danzig 19. 135. 141. 143. 218. 225.
 Darmstadt 138.
 Dauber, H. 30.
 Dedekind, C. C. 83.
 Delmenhorst, Grafschaft 219.
 Denck, H. 93.
 Dernburg 66.
 Deventer 66.
 Diesterweg, M. 56. 262. 286.
 Dietrichstein, A. v. 209.
 Dietrichstein, C. v. 32.
 Dietrichstein, F. v. 211.
 Dietrichstein, R. v. 25. 80.
 Dietrichstein, S. v. 209. 210. 211.
 Difenbach, M. 235.
 Dilherr, J. M. 24. 25. 79. 81. 90.
 91. 93. 174. 311.
 Dillenburg 30.
 Dilthey, W. 126. 264. 272. 286.
 Dinter 286.
 Dircks, H. 154.
 Diskau, H. v. 17. 18.
 Dissel, K. 22. 69 ff. 295 ff.
 Dieterich, M. 225.
 Ditfurth 19.

Dix, F. [195](#).
 Docemius, J. [217](#) [218](#) [220](#) [238](#).
 Döllinger, J. v. [124](#).
 Dohlhoff, Frhr. v. [118](#).
 Dohna [17](#) [183](#).
 Doletus, S. [315](#).
Doppelmayr [13](#) [93](#) [94](#) [163](#) [176](#)
[183](#).
 Dordrecht [31](#) [32](#).
 Dorna, J. v. [73](#).
 Dornau, C. [21](#).
 Dorothea Maria, Herzogin von
 Weimar [12](#).
 Dorpat [61](#) [135](#) [149](#).
 Drako [301](#).
 Dresden [73](#).
 Dreyfus-Brisac, M. E. [57](#).
 Dudik, B. [47](#) [201](#).
 Dürer, A. [122](#).
 Duisburg [66](#) [130](#).
 Duraeus, J. [61](#) [149](#) [159](#) [161](#) [174](#)
[175](#) [179](#).
 Dvorský, F. [47](#).
 Dyer [323](#).

E.

Eckhart [146](#) [257](#).
 Eckstein [306](#).
 Edzardus, E. [136](#).
 Eggeling, K. [73](#).
 Egloffstein, H. v. [81](#).
 Ehrenberger, J. [45](#).
 Eibenschütz [200](#) [213](#).
 Eimart, G. C. [183](#).
 Einbeck [78](#).
 Eisenach [317](#).
 Eisenmenger, S. [308](#).
 Eisleben [218](#).
 Elberfeld [265](#).
 Elbing [218](#).
 Ellendt [218](#).
 Elver, L. [135](#) [149](#).
 Elvert, de [199](#) [202](#).
 Emmerich [151](#).
 Endter [80](#) [255](#).
 Engelbrecht, S. [135](#).
 Ent, G. [164](#).
 Erasmus, D. [253](#) [254](#) [315](#).

Erbe, J. [83](#).
 Erfurt [73](#) [141](#) [143](#) [226](#).
 Erna [80](#).
 Ernst der Fromme, Herzog von
 Gotha [171](#) [224](#) [306](#) [308](#) [310](#)
[312](#) [313](#).
 Ernst, Markgraf [194](#).
 Eschwege [219](#).
 Essen [265](#) [270](#) [291](#).
 Evenius, S. [217](#) [306](#) ff.
 Ewald, Superintendent [307](#).
 Eyk [80](#).
 Eylert [287](#) [292](#).

F. V.

Fabricius, J. A. [181](#) [183](#) [307](#).
 Fabricius, W. [317](#).
 Vaeha [219](#).
 Vaget, M. B. [73](#).
 Vaquetius, J. [136](#).
 Falkenberg [216](#).
 Varenius, B. [136](#).
 Varrentrapp, C. [64](#) [65](#).
 Vasari [143](#).
 Vaughan, R. [158](#).
 Favaro [22](#).
 Feeamp, A. [317](#).
 Vechner, D. [177](#).
 Vechner, G. [217](#).
 Fechter, D. A. [253](#).
 Fehrbellin [275](#).
 Felbiger [56](#).
 Felin, A. [213](#).
 Felméri, L. [67](#).
 Feifalik, J. [45](#).
 Venedig [79](#) [131](#) [141](#) [143](#).
 Verbezius, Dr. [133](#).
 Ferdinand Albrecht, Prinz von
 Brandenburg [78](#).
 Ferdinand, Erzherzog v. Tyrol [215](#).
 Ferdinand [L](#), Kaiser [210](#) [215](#).
 Ferguson, J. [122](#).
 Vesalius [120](#) [121](#).
 Vetter, G. [208](#).
 Vicentz, A. S. v. [19](#).
 Fichte, H. J. [192](#) [264](#).
 Fiedler [46](#).
 Vignoles, M. de [183](#).

Figulus, P. 88. 163.
Vinecke, Frhr. v. 263. 271. 273. 275.
Finx, P. 73.
Fischer, C. A. 258.
Fischer, D. 136.
Fischer, H. 175.
Viseher, H. 59.
Fischer, H. 77.
Vives, J. L. 57. 58. 67. 301.
Flathe 180.
Vlatten, J. v. 315.
Florenz H. 95. 213.
Förster 143.
Vogel, C. D. 29. 36 ff.
Vogel, M. 136.
Vogelmann, H. 307.
Voigt, G. 314.
Voigtländer, G. 83.
Volkelius, J. 43.
Volckamer, J. G. 81. 91. 94. 163.
Volkersdorf 81.
Vondel, J. van den, 73. 176.
Vornbaum, K. 218. 228. 315.
Formschneider, H. 93.
Vorstinus, J. 136.
Vossius 227.
Foster, S. 164.
Franck, C. 81.
Franck, S. 59. 60. 61. 119. 124.
Franke, M. 55. 83.
Frankenthal 218.
Frankfurt a. M. 30. 31. 125. 133.
218. 235.
Frankfurt a. O. 123. 166.
Freiligrath, F. 192.
Freimaurer 317.
Freinsheim, J. 76.
Freitag, G. 202.
Frick, O. 50. 52.
Friedrich I., König v. Preussen 95.
Friedrich der Weise, Kurfürst von
Sachsen 58.
Friedrich, Kronprinz von Nor-
wegen 41.
Friedrich IV., Kurfürst von der
Pfalz 17. 21.
Friedrich V., Kurfürst von der
Pfalz 17.

Friedrich, Herzog von Schleswig-
Holstein 17. 135. 147. 148.
Friedrich von Weimar 15.
Friedrich Wilhelm, Grosser Kur-
fürst 19. 64. 65. 66. 82. 130. 175.
193. 195. 318.
Friedrich Wilhelm IV., König
von Preussen 290.
Friedrichson, H. 73.
Friesen 19.
Frieth 323.
Fritsch, C. 240.
Fröbel, F. 286.
Frohschammer, J. 126. 127. 128.
188. 192.
Fuchs, H. 81.
Fürer, C. 81.
Fulnek 250. 251. 323.

G.

Gabriel, Graf zu Opeleu, Herzog
von Ratibor 43.
Gabriel, Fürst von Siebenbürgen
33. 34.
Gahlen 263.
Galenus 121.
Galilei I. 4. 21. 22. 136. 176. 324.
Gallen, St. 116. 194. 213.
Gallus, D. 307.
Gansen 62.
Garesse 150.
Garmers, J. 136.
Garmers, V. 136.
Gebert, C. F. 93.
Geer, L. de 62. 228. 238.
Geibel, E. 192.
Gehema, J. Abraham a 240.
Gemen 263.
Genée, R. 64.
Genf 95. 202. 207.
Genthe 218.
Georg, Markgraf von Brandenburg
199.
Georg, Graf von Nassau-Dillenburg
31. 32.
Georg Rudolf, Herzog v. Liegnitz
und Brieg 17. 28.
Georg Wilhelm, Kurfürst von
Brandenburg 19. 195.

Gera 233.
Gersdorf 19.
Gerster, C. 119.
Gesenius 6.
Geuder, H. P. 17.
Geuder, J. P. 81.
Giechel, J. G. 78.
Giessen 145. 149. 152. 185. 186.
192.
Gietzwitzky, M. 19.
Gindely, A. 18. 22. 23. 45. 46. 124
168. 172. 173.
Glasenapp 19.
Glaum 312.
Glisson, Dr. 161.
Glörfeld 218.
Gmelin, J. F. 138.
Gnadenfeld 195.
Goch, J. P. v. 314.
Goclenius, Prediger 214.
Goddard, J. 164. 165.
Goedeke 77. 81. 83.
Görlitz 21. 218.
Goethe, W. 136.
Göttingen 180. 181. 182. 185. 258.
Goll, J. 47. 48.
Goltz, v. d. 19.
Gorgias, J. 83.
Gotha 196. 218. 309. 310. 313.
Gottsched, J. C. 180. 181.
Graevius, J. G. 66.
Grammendorf, L. 147.
Grandamino, Abt 94.
Grave, T. v. 315.
Graz 59.
Greef, W. 294.
Greflinger, G. 83.
Greville 323.
Greyde, J. 44.
Grimm, J. 78.
Grollier, L. 317.
Gronovius, J. F. 21.
Gross-Wilkau-Johnsdorf 216.
Grotius, H. 21. 57. 61.
Grubenheimer 321.
Grüwel, J. 83.
Grunius, M. S. 143.

Grupp 57.
Gruter, J. 21. 146.
Grynäus, J. J. 202. 207 ff.
Gudius, M. 136.
Günther 128. 182.
Guertler, N. 14.
Güstrow 218. 315.
Guetlin, J. 206. 207.
Guhrauer 3. 6. 9. 70. 92. 93. 134 ff.
Gustav Adolf, König v. Schweden
61. 306.
Gutmaan, K. 56.
Gutsmuths 264. 263.
Gutthäter, H. 91.

H.

Haag 94. 141. 143.
Haak, Th. 77. 95. 163. 161. 174.
Haasius, J. 136.
Habichthorst, A. D. 73.
Habrecht, J. 310.
Hacke, H. 73.
Hagen 263.
Hagmeier, J. 136.
Hahnemann 122.
Hainlin, Abt 255. 256.
Hall 228.
Halle 49. 52. 181. 182. 218. 261.
263. 307.
Haller 182.
Hamann, J. G. 181.
Hamburg 69. 71. 91. 95. 111. 143.
146. 152. 180. 181. 218. 296.
Hamm 271.
Hampden 153.
Hampe, T. 130.
Hanau 31. 218.
Hans, Markgraf von Brandenburg
194.
Hansen, T. 79. 306.
Hardenberg, Herr v. 19.
Hardt, H. v. d. 183.
Harsdörffer, G. P. 20. 22. 25. 27.
62. 73 ff. 87. 166. 174. 175. 178.
255. 256. 259.
Hartfelder, K. 58.
Hartlieb, S. 22. 61. 62. 77. 136.
149. 153 ff. 193. 217. 222. 265. 296.

- Hartmann, E. v. 126.
 Hartmann, F. 122.
 Hartmann, N. J. 118.
 Hartmann, R. J. 119. 120.
 Hartrauft, B. 72.
 Haselmaker, A. 150.
 Hasenclever 292.
 Hassenstein, B. L. v. 321.
 Hassfurth, J. C. 180.
 Haupt, H. 314.
 Hecht 76.
 Hecker, J. J. 263. 267.
 Hegenitz, G. 72.
 Heger, H. 121.
 Heidelberg 21. 30. 58. 61. 202.
 319.
 Heiling, C. 91.
 Heilmayer, L. 119.
 Hein, D. 135.
 Hein, S. 135.
 Heinius 149.
 Heinrich IV., König von Frank-
 reich 198.
 Heinsius, D. 146.
 Helmarshausen 219.
 Helmont, J. B. v. 150.
 Helmstädt 95. 182. 183.
 Helvetius, J. F. 94.
 Helvicus 308.
 Helwig, J. 81. 94. 125. 133. 224.
 Hennin, v. 130.
 Henschel, C. 241.
 Hentsche, P. 72.
 Heppe 219.
 Herbart 50. 56. 103. 279. 281. 316.
 Herberstein 80.
 Herborn 29 ff. 130. 251.
 Herdecke 291.
 Herdegen 27. 94.
 Herder, J. G. 288.
 Hermann, N. 321.
 Heroldsberg, J. P. G. v. 81.
 Hersfeld 219.
 Hertefeld 18.
 Herzog, B. 29.
 Hesenthaler, Professor 255. 256.
 Hessel, P. 73.
 Hessen-Darmstadt (Land) 218.
 219.
 Hettner 66.
 Heyden, Herr v. 19.
 Heyleck 80.
 Heyne, Dr. 313.
 Hilgards, U. 34.
 Hille, G. K. v. 14. 16. 27. 86. 88.
 151.
 Hiller, R. 240.
 Himsel, G. 307.
 Hirsch 150. 218.
 Hirschhof, v. 83.
 Hitzfeld, L. v. 72.
 Hoehegger, R. 126.
 Hochhuth, K. W. 5. 145.
 Hodermann, R. 62.
 Höfler 102.
 Hoeft 181.
 Hövel, C. v. 83.
 Hövel, J. v. 84. 85. 88.
 Hoffmann, F. 80. 83. 95. 183.
 Hoffmannswaldau 64.
 Hohenheim siehe Paracelsus.
 Hohenlohe, G. F. v. 17.
 Hohlfeld 128.
 Hokius, J. 136.
 Holbein 254.
 Holzminden 313.
 Holzschuher, S. J. 81.
 Homagius, M. 145.
 Horawitz, A. 315.
 Horn, C. 83.
 Horn, J. 46.
 Horstieg 282.
 Hortleder, F. 17.
 Hostelsberg 80.
 Hotton, G. 61. 304.
 Hoyer, A. 147. 149.
 Hradil, J. 45.
 Huber, J. 192.
 Hübner, G. 181.
 Hübner, J. 77. 156. 174. 175. 181.
 Hübner, T. 15. 16. 18. 20. 156.
 Hückeswagen 265.
 Hülsen 236.
 Hugentotten 66. 67. 183. 202.

Humboldt, W. v. [263](#). [264](#). [271](#).
[274](#)
Hund, S. [81](#)
Huss, J. [129](#)
Hussiten [321](#)

J. L.

Jablonski, D. E. [67](#). [182](#). [183](#)
Jacobi, F. [H](#). [268](#). [288](#)
Jägerndorf, Markgraf v. [191](#)
Jahn [277](#)
Janssen, J. [59](#). [60](#)
Idstein [18](#)
Jena [73](#). [90](#). [94](#). [180](#). [181](#). [218](#).
[236](#). [317](#)
Iglau [218](#)
Jireček, J. [45](#). [46](#). [47](#)
Joachim II., Kurfürst v. Brandenburg [321](#)
Joachimsthal [321](#)
Jörger [80](#)
Johann Christian, Herzog von Brieg [21](#). [72](#)
Johann Ernst von Weimar [12](#). [15](#)
Johann Georg von Anhalt [17](#)
Johann Georg, Markgraf von Jägerndorf [129](#)
Johann Sigismund, Kurfürst von Brandenburg [17](#). [31](#). [129](#)
Johannes der Beständige, Kurfürst [58](#)
John, P. [72](#)
Johnston, J. [166](#). [167](#). [177](#)
Israel, G. [123](#). [236](#)
Itzehoe [218](#)
Jungius, J. [3](#). [6](#). [9](#). [70](#). [78](#). [125](#).
[133](#) ff.
Junius, M. [201](#). [201](#)

L.

Längin, Th. [123](#)
Lambeeus, P. [136](#)
Lamswärde, St. v. [72](#)
Lancaster [280](#). [281](#). [283](#) ff.
Landwehr, H. [64](#)
Lange, A. [67](#)
Lange, S. G. [182](#)
Langejanus, B. [83](#)
Langen, M. v. [72](#)

Lankisch, M. v. [83](#)
Lasson, A. [257](#)
Lasswitz, K. [120](#). [322](#)
Laubanus, Prediger [61](#)
Lauffer, C. T. [93](#)
Lavinheta, B. de [44](#)
Lehndorf, Herr v. [19](#)
Leibniz, A. [127](#)
Leibniz, G. W. [1](#). [7](#). [36](#). [57](#). [58](#).
[63](#). [66](#). [78](#). [91](#) ff. [131](#). [133](#). [136](#).
[137](#). [174](#). [176](#). [179](#). [182](#). [183](#). [236](#).
[317](#). [324](#)
Leibniz, J. F. [127](#)
Leibniz, J. J. [91](#). [92](#)
Leichner, E. [232](#)
Leininger [80](#)
Leipp, B. v. [204](#)
Leipzig [126](#). [180](#). [195](#). [218](#). [272](#)
Lenz [48](#)
Leyden [78](#)
Libavius, A. [170](#)
Lichtenau [219](#)
Lichtenberg [80](#)
Lichtenstein, L. v. [258](#)
Liebenau [219](#)
Liebenau, C. v. [69](#). [72](#). [88](#)
Liebig, A. [186](#)
Liebig, J. [186](#). [192](#)
Lichtenstein, Fürst v. [124](#)
Lienhardt, Dr. [115](#)
Lilienau, W. v. [72](#)
Linde, v. der [29](#). [30](#) ff.
Lingelsheim, G. M. [17](#). [21](#)
Linné [63](#)
Linz [117](#)
Lipa, B. v. [208](#). [209](#). [214](#)
Lippstadt [315](#)
Lissa [125](#). [218](#). [242](#). [251](#)
Lobecius, J. [201](#)
Lobkowitz, Z. A. [211](#)
Lochner, F. [81](#)
Locke [55](#). [57](#). [58](#)
Löffler [296](#)
Loesche, Dr. [59](#)
Löwenhalt s. Rumpfer.
London [22](#). [80](#). [95](#). [146](#). [153](#). [154](#).
[156](#). [157](#). [165](#). [184](#). [295](#). [296](#). [305](#).
[323](#)

- Lopez, F. J. 19.
 Lorenz, H. 125.
 Loserth 258.
 Lotze 49, 50, 51, 52.
 Luck, C. 216.
 Ludowisi, Kardinal 323.
 Ludwig, Fürst von Anhalt-Köthen
 11 ff. 15, 20, 24, 25, 27, 28, 70,
 73, 147, 148, 194, 195, 196.
 Ludwig V., Landgraf von Hessen-
 Darmstadt 145, 149.
 Ludwig Heinrich, Graf v. Nassau-
 Dillenburg 33.
 Ludwig Philipp, Pfalzgraf bei
 Rhein 17.
 Ludwig Philipp von Pfalz-Sim-
 mern 17.
 Lübeck 38, 135, 146, 152, 307.
 Lüneburg 95, 147, 225.
 Lukaszewicz, J. 47.
 Lullius, R. 36.
 Lundenburg 213.
 Luther, M. 55, 60, 119, 120, 123,
 129, 191, 194, 253, 254, 315, 319,
 320, 321.
 Lyon 95, 314.
- M.**
- Magdeburg 66, 218, 219, 228, 367.
 Mainz 218, 219.
 Mauteuffel 19.
 Mantua 141, 143.
 Marburg 145, 261.
 Marcombes 159, 160.
 Marcus 260.
 Markgraf 58.
 Marcus, Esdras 73.
 Maronier, J. H. 323.
 Marschalk, K. C. v. 73.
 Martin, E. 75.
 Martinetz A. H. 73.
 Martinus, M. 30.
 Massen, W. 29.
 Masson 173.
 Mathias, Kaiser 125.
 Matthesius 321.
 Mauritius, T. 136.
 Maximilian II., Kaiser 58, 197,
 210.
 Mecheln 150, 152.
 Mechovins 235, 236, 240.
 Meibom, M. 136.
 Meier, K. 73.
 Meier, S. 135.
 Melanchthon 58, 201, 308, 315,
 321.
 Melsungen 219.
 Melzer, E. 128.
 Menčik, F. 314.
 Mencke, J. B. 180, 181.
 Menéndez, M. 67.
 Merane 315.
 Mercy, C. de 19.
 Mercy, F. de 19.
 Merian, J. 147.
 Merian, M. 16, 82.
 Merret, Dr. 164.
 Meyderlin 133.
 Meyer, G. 183.
 Meyer, J. 126.
 Meyer, M. 192.
 Meyfart 125.
 Meyfert, J. M. 311.
 Mill, J. 101.
 Milton, J. 62, 77, 173.
 Minden 315.
 Mink von Weansheim, S. 224.
 Mislick, J. B. v. 83, 163.
 Misneck, Herr v. 163.
 Mitternacht, J. S. 233.
 Mochinger, J. 21, 217, 219, 221,
 227.
 Mömpelgard 202.
 Moers 218.
 Muersins, J. 145 ff.
 Moller, C. 30.
 Molnar, A. 35.
 Monse 200.
 Montaigne, M. 308.
 Montanus, P. 242, 251.
 Mook 122.
 Mordax 80.
 Morhoff, D. E. 64, 236, 241, 316,
 317.

- Moritz, Landgraf von Hessen 17.
37. 146. 147. 148.
- Moritz, Prinz von Oranien 94.
- Morland, S. 131.
- Morus, T. 161. 193. 260.
- Moscherosch 224.
- Moschkau 80.
- Mosheim, J. L. 182.
- Müller, G. 58.
- Müller, G. P. 81.
- Müller, H. 131.
- Müller, J. 48. 171. 195.
- Müller, W. 241.
- München 127, 166, 186. 192.
- Münster 262. 271. 290.
- Münster, J. v. 17.
- Münz, B. 127. 128.
- Murr 91. 93. 94.
- Mussloe, H. G. v. 81.
- N.**
- Nägeli 281.
- Napoleon I. 271. 273.
- Natorp, B. 263.
- Natorp, B. C. Lud. 261 ff.
- Natorp, O. 262.
- Natorp, P. 261 ff.
- Naturphilosophen 1 ff. 35. 36.
64. 65. 69 ff. 115. 133 ff. 318. 322.
324.
- Nauen 218.
- Neander 308.
- Neapel 95. 185.
- Nebe, A. 29. 34. 36 ff.
- Nebelkrae, Dr. 146.
- Nebesky 45.
- Neuberger, C. 83.
- Neuburger, M. 120. 121.
- Nenkirchen 219.
- Neukrantz, P. 73.
- Nennkirchen 30.
- Niceron 36.
- Niclasson gnt. Klansing, G. 73.
- Nicoladoni, A. 59. 117.
- Nicolai, F. 161.
- Nicolai, G. 83.
- Nicolovius 264.
- Niebling, K. 72.
- Niemeyer 261. 292.
- Niemöller, J. 314.
- Nollius, H. 5. 143. 145. 146.
- Noltenius, J. 83.
- Noski, H. G. 72.
- Nostiz 19.
- Novák, J. V. 48. 242 ff. 260.
- Nürnberg 20. 24. 25. 62. 65. 77.
78. 80. 90 ff. 130. 133. 135. 141.
143. 157. 164. 177. 194. 200. 218.
229. 255. 311.
- O.**
- Ochsenstein, P. J. O. v. 81.
- Oecolampadius, J. 253. 254.
- Oelrichs 193.
- Oemiken, G. 315.
- Oetken, J. C. v. 219.
- Oldenburg, Grafschaft 218. 219.
- Oldenburg, H. 95.
- Omphalius, J. 315.
- Opitz, M. 11. 16. 19. 21. 27. 175.
182.
- Ortenburg, F. C. v. 11.
- Orvins, L. C. 138. 139. 140. 142.
144. 152. 163. 166.
- Osnabrück 126.
- Ottenfeld, W. L. v. 200.
- Otter, C. 72.
- Otto, Graf zu Holstein-Schaenburg 17.
- Overberg, B. 125.
- Oxenstierna 17. 77. 125. 156.
- Oxford 95. 146. 165. 296. 323.
- P.**
- Padua 79. 94. 134. 176.
- Pagel, J. L. 120.
- Palacky, F. 46.
- Palbitzky, D. 72.
- Palbitzky, M. 72.
- Pappenheim 178.
- Paracelsus, Th. 5. 115 ff. 140. 143.
144. 145. 164. 308. 322.
- Paracus, J. 77.
- Parcus, D. 61.
- Paris 95. 156.

Parmentier, J. 57.
 Pascal 136.
 Pasor, G. 31.
 Passaun, Graf zu 19.
 Pastor, L. 59.
 Patera, A. 17. 21. 73. 76. 147. 156.
 168. 174. 175.
 Pauli, D. 83.
 Pauli, S. 135.
 Paulsen, F. 126. 218.
 Pawel, Herr v. 19.
 Pearson, A. 164.
 Pell, J. 77. 95. 158. 160. 161.
 Pelleus 174.
 Pellizer, M. 73.
 Pernaue, F. A. v. 81.
 Perron, J. D. du 214.
 Pesch, H. 52.
 Pestalozzi, J. H. 56. 261 ff.
 Petersburg 306. 309.
 Petersen, H. 149.
 Peterson, D. 69. 73.
 Petter, A. 117.
 Petty, Dr. 165.
 Pfeiffer 281.
 Philipp Moritz, Graf zu Hanau 17.
 Piccolomini, O. 19. 80.
 Pierio, G. B. 210.
 Pikarden 321. 322.
 Pincier, J., Pfarrer 29.
 Pincier, J., Professor 39.
 Pincier, L. 38.
 Piscator, J. 30 ff. 251.
 Piscator, P. L. 33. 34.
 Pischmann, Professor 118.
 Pistor, J. J. 212.
 Placcius, V. 44. 136.
 Platen 192.
 Platter, F. 55. 202. 207.
 Plessis-Mornay, du 214.
 Plitt 46.
 Ploenniss, F. 136.
 Plotin 105.
 Pöhlmann 219.
 Pömer, J. 135. 147. 174.
 Polanus, A. 207. 208. 212. 213. 214.
 Polanus, H. 208. 213. 214.

Poltzius, J. 136.
 Polus, T. 307.
 Pontanus, J. 44.
 Posth, C. 34.
 Postdam 271. 276. 290.
 Praetorius, C. 219.
 Praetorius, J. 83.
 Prag 61. 95. 178. 209. 211. 212.
 215. 216. 296.
 Prank 80.
 Praunfalk 80.
 Prerau 213. 257.
 Pressburg 34.
 Pröck, Herr v. 19.
 Prostiborius, A. 123.
 Prutz, R. 66.
 Pufendorf, S. 65. 236.
 Pym 153.
 Pyra, J. 181.

Q.

Qualen, H. v. 147.

R.

Rab, A. K. 34.
 Rab (Corvinus), C. 33. 34.
 Rachel, J. 136.
 Räknitz, G. v. 80.
 Rákóczy, G. Fürst 67.
 Ramus, M. P. 37.
 Rantzau 19.
 Ratichius (Ratke), W. 12. 14. 55.
 58. 125. 133. 170. 196. 217. 224.
 307. 308. 310. 312. 313.
 Raue, J. 225. 226. 227.
 Rauhfuss, K. 201.
 Rausch, A. 317.
 Ravestein, J. 131.
 Reber, J. 62. 65. 81. 94. 166. 174.
 177. 178. 255. 322.
 Redinger, J. 218. 229. 230. 231.
 232. 238.
 Regal 80.
 Rehmke 97. 100. 101. 111. 112.
 Reichel, J. F. 181.
 Reifferscheid, S. 17. 20. 21. 22.
 77. 133. 177.
 Renan, E. 192.
 Reumont, A. v. 11.

Reval 306. 307.
 Reyher 217. 313.
 Rhediger, T. 315.
 Rhenius 227. 308.
 Riccius, D. 136.
 Richey 181.
 Richter, A. 64. 125.
 Richter von Kornberg, H. G. 81.
 Richter von Kornberg, H. K. 81.
 Riederer, J. F. 81.
 Riga 307.
 Rinck, C. H. 290. 294.
 Rist, J. 25. 26. 76. 79. 81. 82. 83.
 88. 150.
 Ritter, H. 127.
 Ritter, M. 129. 166.
 Robmann, J. M. 215. 216.
 Rochau 19.
 Rochow 56. 264. 279. 286.
 Rolingswert, T. v. 72.
 Rom 95. 185.
 Ropers, N. 136.
 Rose, C. 141.
 Rosenberg, P. W. v. 166. 324.
 Rosenberg, W. v. 18.
 Rosenkranz, O. 147.
 Rosenkreutz, C. 140. 143.
 Rossitz 208. 212. 214. 215.
 Rostock 134. 146.
 Rotenburg 219.
 Roth, F. W. E. 29 ff. 63.
 Rothe, H. 73.
 Rousseau, J. J. 55. 56. 269. 288.
 Ronyer, F. 19.
 Rudolf II., Kaiser 18. 23. 197. 198.
 212.
 Rüdiger, E. v. 200.
 Rümmler, J. 72.
 Rukopis 45.
 Rumpler, J. 72. 75. 76.
 Rupin 218.
 Russworm, H. C. v. 212.
 Rusticus, J. F. 143.

S.

Sacer, G. W. 83.
 Sachs, H. 64. 130.

Sachse, R. 126.
 Sachss, J. 80.
 Sadoletus, D. 44.
 Šafařík, P. J. 46.
 Sager, F. H. 83.
 Sala, A. 134.
 Saluste, G. de 20.
 Salzburg 117. 118.
 Salzmann, C. G. 56. 62. 264.
 Sander, F. 229.
 Sandrart 176.
 Sauter, A. 122.
 Scaliger, J. C. 38.
 Scharf 227.
 Schede, P. 202.
 Scheffer, J. 236. 239.
 Scheibler 292.
 Schelhammer, C. 136.
 Scherfer von Scherfenstein, W. 72.
 Schertling, J. 136.
 Scheurl, J. K. 81.
 Schirmer, D. 72.
 Schleinitz, Herrn v. 19.
 Schlick, J. A. 19.
 Schmid, G. 67. 262. 306.
 Schmidt, A. 78. 79.
 Schmidt, J. P. 72.
 Schneider 217.
 Schnepfenthal 264.
 Schneuber, M. 76.
 Schöbel, G. v. 72.
 Schön, J. A. 180.
 Schönaich, G. v. 18.
 Schönaich, J. v. 37.
 Schöneberg, G. 83.
 Schöttgen, C. 224.
 Schottel, J. G. 78. 81. 136. 238.
 Schubert, E. 116. 122.
 Schürholz, J. K. 81.
 Schulenburg, v. der 19.
 Schulz 62.
 Schultz, H. 14. 28. 70. 149.
 Schuppe, B. 133. 241.
 Schwarz, C. 136.
 Schwarz, J. 118.
 Schwarzenberg, A. 91.
 Schweighart, T. 155.

- Schweinitz 19.
 Schwender 147.
 Schwenkfeld 149.
 Schwerin 19.
 Schwieger, J. 73.
 Scultetus, A. 21.
 Sebottendorf, C. H. v. 181.
 Seckendorf 19.
 Seitz 218.
 Seldener, J. 136.
 Seadmir 61.
 Servet, M. 66.
 Seybold, J. G. 218. 233. 234.
 Seyffarth, L. W. 264.
 Sideroerater, S. 308.
 Sidney 323.
 Siena 78.
 Sigismund, Kurfürst von Brandenburg 194.
 Sigmund, Markgraf 19.
 Simon, Graf von der Lippe 17.
 Skytte, B. 64.
 Skytte, J. 76.
 Slavata, H. v. 208.
 Slavik, K. 46.
 Smaha, J. 47.
 Soest 218. 290. 315.
 Solms, Graf v. 18.
 Sonnenberg, v. 194.
 Sontra 219.
 Sooden 219.
 Sophia, Tochter des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg 18.
 Sorau 218.
 Spalatin, G. 58.
 Spangel, P. 58.
 Spangenberg 219.
 Speidel 80.
 Spencer, H. 126.
 Spener 65.
 Spielmann 218.
 Spiess, E. 236.
 Spirgatis, M. 131.
 Sprat, Th. 158.
 Stabius, J. 58.
 Stade 214.
 Stadius 166.
 Stahrenberg, F. v. 18.
 Stahrenberg, G. v. 18.
 Stahrenberg, R. G. v., Graf 72.
 Stalius, J. 135.
 Stargard 218. 219.
 Starschedel 18.
 Stanpitz, J. v. 142. 170. 194.
 Stein, L. v. 265. 270. 273. 291. 292.
 Steinberg, N. 58.
 Steinfass, M. 73.
 Steinhövel, H. 58.
 Steinmar 58.
 Stephan 218.
 Stephani, S. 146. 271.
 Stieda, W. 123.
 Stieve, F. 321.
 Stockholm 92.
 Stockmar, Dr. 147.
 Stötzner, P. 125. 306 ff.
 Strabo, W. 55.
 Stralsund 218. 219. 307.
 Strassburg 20. 21. 24. 30. 64. 65.
 75. 149. 201 ff. 310. 314.
 Strauch, P. 58.
 Stromberg, H. 32.
 Strube, G. 83.
 Stubritz, M. 83.
 Stübel, B. 180.
 Stücheler 116.
 Stuhlweissenburg 32. 33. 34.
 Sturm, J. 83. 163. 183.
 Sturm, S. 83.
 Stuttgart 218. 219.
 Sudhoff, K. 115 ff.
 Säuern 261. 264. 272. 274.
 Sybilista, W. 147.
 Sylvius, J. 147. 149.
 Szabó 36.
 Szatmáry, K. v. 29.

T.

- Tanne, J. v. der 39. 44.
 Tannhauser 81.
 Tarnovins, P. 134.
 Tassius, A. 134. 136. 149. 162.
 Tauler 124. 146. 257.
 Taut, K. 83.

Tersteegen 261.
 Tesmer, C. S. 72.
 Teuffenbach 81.
 Tentleben, C. v. 12 15.
 Theobald, Z. 155.
 Thiederich, S. 76.
 Thomaes, J. 136.
 Thomasius, C. 64 65 66 92 127.
130 181 317.
 Thomasius, J. 126 127.
 Thurn, H. v., Graf 72.
 Tieftrunk, K. 46 47.
 Tilennus, D. 21.
 Tilsit 218 219.
 Tintoretto 122.
 Tollin, H. 66.
 Tossanus, D. 202.
 Traun 81.
 Treuer, G. 83.
 Triewald 181.
 Troeltseh, E. 319 320.
 Trozendorf 201.
 Troylo, N. 19.
 Tschsch, T. J. v. 72.
 Tschernembl, E. v. 18.
 Tübingen 77 308.
 Tupez, T. Dr. 124.
 Twardowski 97 101 113.
 Tymarchus, J. 131.

U.

Uechteritz 19.
 Ullmann, W. 194.
 Ulrici, H. 192.
 Unger, T. 59.
 Unkel, J. 73.
 Unna 263.
 Uphues, G. K. 52 53 54 97 ff.
 Upsala 64 76.
 Urban, J. C. 180.
 Ursinus, B. 166.
 Utrecht 66.

W.

Wachter, F. 315.
 Waekernagel, P. 46.
 Wagenseil, J. C. 79 94 176.
 Waitz, T. 106.

Waldecappel 219.
 Waldeck (Land) 218 219.
 Waldeneg, J. O. v. 83.
 Waldenser 14 46 66 67 131.
155 168 173 195 314 321.
 Waldstein, Zdenko, Herr v. 204.
 Wallenstein, A. E. v. 204.
 Wallis, J. 95 163 164.
 Wancki 210.
 Ward, Dr. 165.
 Warneck, A. 118.
 Wartenberg, H. G. v. 19.
 Weber, G. 11 83 105 106 218.
 Weckerlin, G. R. 76 77 174 175.
 Weghorst, H. 136.
 Weichmann 181.
 Weigel, E. 155 218 236 316 317.
 Weigel, T. O. 180.
 Weimar 27 28.
 Weinheimer 238 255 256.
 Weise, C. 77 236 240.
 Weisse, N. 46 72.
 Weissenburg 29.
 Weland, W. 136.
 Weller 227.
 Welsler, P. 215.
 Welz 81.
 Werden 263.
 Werder, D. v. dem 11 15 18.
 Werner 218.
 Wernigerode 218 219.
 Wesel 31 263.
 Westermann, C. 136.
 Wicel, G. 315.
 Widmann, Dr. 116.
 Wiedertäufer 59 155 254 258.
321.
 Wien 95 120 121 214 258.
 Wiesbaden 29.
 Wilhelm, Herzog von Sachsen-Weimar 12 15.
 Wilhelm, Jungherzog von Jülich, Cleve, Berg 315.
 Wilhelm Heinrich, Graf v. Bentheim-Steinfurt 17.
 Wilkin, Dr. 157 163 164 165 305.
 Willmann, O. 49 50 51 52.
 Wimmers, Dr. 62.

- Wimpfeling 58.
 Windischgrätz 81.
 Winkler von Winkelers, B. 83.
 Winterthur 116.
 Wirth, A. 315.
 Witkowski, G. 11. 20.
 Wittenberg 200. 213.
 Wladislaw, König von Böhmen
 20. 210.
 Woerdenhoff, E. 136.
 Wohnras, N. 73.
 Wok, P. 18.
 Wolf 131. 264.
 Wolfenbüttel 315. 324.
 Wolfgang Wilhelm, Pfalzgraf
 151. 152.
 Wolframsdorf 19.
 Wolkan, R. 45. 48. 320. 321.
 Wolken, J. 83.
 Wolzogen 136. 174.
 Worms 143. 253.
 Worthington 162.
 Wren, C. 164.
 Wülfer, D. 91. 94. 136. 163. 183.
 Wülfer, G. 95. 176.
 Wülfer, J. 94.
 Wundt, W. 110. 126.
 Würffel, S. 181.
 Wurmbrand 81.
 Wynkelmann, J. J. 222. 223. 224.

Z.
 Zachäus, M. 72.
 Zahn, J. 46.
 Zamehl, F. S. 83.
 Zasius, U. 254.
 Zeller 264. 275. 292.
 Zepper, W. 30.
 Zerbst 20.
 Zesen, Ph. v. 22. 69 ff. 174.
 Zetzkius, J. 227.
 Zezschwitz, G. v. 46.
 Ziegenhain 219.
 Ziehen 97 ff.
 Ziel, A. 225.
 Zierenberg 219.
 Zierotin, D. v. 213.
 Zierotin, F. v. 208. 213. 258.
 Zierotin, Karl v. 18. 37. 47. 198 ff.
 215. 216. 257. 258. 322.
 Zierotin, K. F. v. 205.
 Zierotin, J. v. 208. 258.
 Zierotin, L. v. 213.
 Ziller 56.
 Zinkgraf, J. W. 21. 77.
 Zinzendorf, O. H. v. 81.
 Zirkler, L. 200. 201. 208.
 Zober 219.
 Zöckler 140.
 Zollikofer 213.
 Zoubek, F. 46. 48.
 Zürich 74. 194. 212.
 Zwickau 218. 219. 306.
 Zwing 249.
 Zwinger, F. 202.
 Zwinger, J. 207.
 Zwingli 120.

Monatshefte
der
Comenius-Gesellschaft.

Herausgegeben von Ludwig Keller.



Fünfter Band.

1896.

Berlin und Münster (Westf.).
Verlag der Comenius-Gesellschaft.
Johannes Bredt in Kommission.

1896.

Für die Schriftleitung verantwortlich:
Archiv-Rat Dr. Ludw. Keller in Charlottenburg.

Inhalt des fünften Bandes.

A. Abhandlungen.

	Seite
Dr. W. Tangermann, Selbsterkenntnis, Licht und Leben. Eine philosophische Betrachtung	2
Karl Melchers, Pestalozzi und Comenius. Eine vergleichende Betrachtung ihrer social-politischen und religiös-sittlichen Grundgedanken	24
F. Thudichum, Die „deutsche Theologie“. Ein religiöses Glaubensbekenntnis aus dem 15. Jahrhundert	44
Ludwig Keller, Die Berliner Mittwochs-Gesellschaft. Ein Beitrag zur Geschichte der Geistesentwicklung Preussens am Ausgange des 18. Jahrhunderts	67
— Zur Geschichte des Zunftwesens und der Zunftgebräuche	95
Georg Loesche, Ungedruckte Briefe zur Geschichte des Comenius und der böhmischen Brüder. Aus dem de Geer'schen Familien-Archiv	100
Dr. Franz Scheichl, Zur Geschichte des Toleranzgedankens in der spanischen Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts. Eine Studie	121
J. Müller, Die Gemeinde-Verfassung der böhmischen Brüder in ihren Grundzügen	140
Dr. Bernhard Spiess, Sebastian Castellio. Ein Vorkämpfer der Glaubensfreiheit im 16. Jahrhundert	185
Dr. W. Begemann, Zum Gebrauch des Wortes „Pansophia“ vor Comenius	210
Ludwig Keller, Die Anfänge der Reformation und die Ketzerschulen. Untersuchungen zur Geschichte der Waldenser beim Beginn der Reformation	249

B. Kleinere Mitteilungen.

Neue Arbeiten über Daniel Ernst Jablonsky	108
Ein neues Werk zur Geschichte des sogenannten Anabaptismus	110
Sommerstudien in Jena. Nach dem schwedischen Bericht des Dr. G. Lagerstedt von G. Hamdorff	164
Zur Erinnerung an Daniel Sudermann, geb. 24. Februar 1850, von Ludwig Keller	222
Adolf Hausraths Arbeiten über die Arnoldisten und ihre Vorläufer von K. Mämpel	226
Ein Trauergedicht von Comenius. Mitgeteilt von Prof. Dr. L. Neubaur	230
Zur Haltung Strassburgs in den Religionskämpfen des 16. Jahrhunderts	310

C. Besprechungen.

	Seite
Karl Sudhoff, Versuch einer Kritik der Echtheit der Paracelsischen Schriften. I. Teil (Keller). — Comenii Panegyricus Carolo Gustavo hrg. von Fr. Nescmann (Böttcher). — Des Johann Amos Comenius Glückseligkeit etc. (Lion). — Spielglectum Didacticum etc. v. Mas, J. A. Comenii collectum et editum (Lion)	168
Gesammelte Schriften von F. W. Dörpfeld (A. Nebe). — Friedr. Alb. Lange, Geschichte des Materialismus. 5. Aufl. (O. A. Ellissen). — Encyclopädisches Handbuch der Pädagogik von Dr. W. Rein (A. Nebe)	221
P. Sabatier, Vie de St. François d'Assise (O. Gresven). — Realencyclopädie für protestantische Theologie und Kirche I, 3. Aufl. — Georg Loesche, Joh. Mathesius (L. M.). — Jos. Müller, Die Gefangenschaft des Johann Augusta (L. M.). — Dr. J. Reber, Des Johann Amos Comenius Lebensregeln (L. M.). — Jos. Müller, Über Nicolaus Rütze (L. M.)	314

D. Nachrichten.

Auffassungen der Reformierten am Niederrhein über Alter und Herkunft der Evangelischen. — Über den ersten Historiographen des brandenburgisch-preussischen Staates Joachim Hübner. — Die „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft“. — Die Stellung der geistlichen Ritterorden zur religiösen und kirchlichen Opposition	63
Religiöse Bücher in den Volkssprachen und die Stellungnahme der römischen Kirche. — Valentin Ickelsamers Bedeutung als Pädagoge. — Die Akademien der Naturphilosophen in der Schweiz. — Graf Christoph von Dohna und seine Beziehungen. — Fr. Zollingers Forschungen über Bedinger und Comenius	115
Eine neue Auflage von Herzog u. Plitts Realencyclopädie für protest. Theol. und Kirche (besorgt von Hauck). — Der Anteil der sog. Akademien an der Entwicklung des neuzeitlichen Toleranzstaates. — Die Societät der „Freunde der Wissenschaft“ in Frankfurt a. O. (um 1760). — J. C. Gottscheds „Deutsche Gesellschaften“ und die Freimaurer um 1730. — Zur Begriffsbestimmung der Taufe bei den sog. Täufern im 16. Jahrhundert	176
Zur Beurteilung der religiösen Kämpfe des 17. und 18. Jahrhunderts. — Zur Geschichte der alterang. Glaubens-Anschauungen. — Staat und Kirche in Grossbritannien. — Neues über Joachim Hübner und Comenius. — Neue Ausgaben comenianischer Schriften. — Das tiefergehe Religionsgespräch zu Thorn (1645). — Literaturberichte über „Ketzergeschichte“. — Luthers Zusammenhänge mit den älteren Reformpartei	241
Zur Beurteilung der „Ketzerschulen“ und ihrer Geschichte. — Comenius und die Freimaurer. — Das erste evangelische Buch Westfalens. — Zur Lebensgeschichte Gerdt Omekens. — Die Einwirkung des Humanismus auf die Wiederbelebung gymnastischer Pädagogik. — Litteratur zur Geschichte der Brüdergemeinden und Täufer. — Zur Geschichte der älteren Akademien	319
E. Eingegangene Schriften	180
F. Personen- und Orts-Register	325

Monatshefte
der
Comenius-Gesellschaft.

V. Band.

1896.

Heft 1 u. 2.

Einladung
zur Hauptversammlung der Comenius-Gesellschaft
zu Pfingsten 1896 in Berlin.

Wir beabsichtigen, die nächste Hauptversammlung unserer Gesellschaft, die nach dem Beschluss des Gesamt-Vorstandes in Berlin stattfinden soll, zu Pfingsten und zwar

am Dienstag und Mittwoch, den 25. und 26. Mai 1896
abzuhalten. Wir bringen diesen Entschluss schon jetzt zur Kenntnis unserer Mitglieder und behalten uns vor, das Nähere im März d. J. bekannt zu machen.

Wir laden hiermit zu zahlreicher Teilnahme ein und sind überzeugt, dass das Ausstellungsjahr 1896 manchen Freund unserer Sache ohnedies nach Berlin führen wird. Die nächste Sitzung des Gesamt-Vorstandes wird ebenfalls zu Pfingsten stattfinden.

Im Namen des Gesamt-Vorstandes:

Ludw. Keller.

Selbsterkenntnis, Licht und Leben.

Eine philosophische Betrachtung
von Dr. W. Tangermann in Köln.

In unserer beweglichen und raschlebigen Zeit die Entfaltung und Bereicherung des äussern Lebens mit einer gewissen Selbstgefälligkeit bewundernd, lassen wir uns von den wechselnden Tagesinteressen nur zu sehr in Anspruch nehmen, anstatt reich und rüstig im Gefühle der Unsterblichkeit in unserm Innern Umschau zu halten und die verborgenen Lichtfunken unseres geistigen Wesens zu entdecken, die aus der einengenden Fülle des Weltstaubes nur noch an einzelnen Punkten hervorschimern. Auch da, wo man die Einsicht gewonnen, dass weder in den unerquicklichen Parteikämpfen der Gegenwart, noch in der Vielgeschäftigkeit innerhalb der industriellen und gewerblichen Lebenskreise dauernder Friede für den innern und genügende Sicherheit für den äussern Menschen zu finden, möchte man dennoch gerne von staatlichen Machtmitteln und gesetzlichen Verordnungen das Heil der Welt, die Verbesserung der socialen und wirtschaftlichen Zustände erwarten, um dadurch einen lichtvolleren Ausblick in die Zukunft zu gewinnen. Wer jedoch ohne willenskräftige Erfassung der persönlichsten Lebensaufgabe sich nur ein buntfarbiges Bild der tagtäglichen Erscheinungen zusammenholt, sich gedankenlos den streuenden Eindrücken der Aussenwelt hingiebt und bei sich selbst am allerwenigsten zu Hause ist: der wird den tiefsten und einschneidendsten Gegensatz zwischen Schein und Wesen, Wunsch und Erfüllung, zwischen Wissen und Glauben, dem stets Veränderlichen und ewig Bleibenden, niemals überwinden. Er bleibt ein Sklave der Zeit und vermag sich zu den freien Ideen einer gesunden Fortentwicklung, welche sich an alles knüpfen, was in der Wirklichkeit echten Gehalt und dauernden Wert hat, nicht

zu erheben. Nur aus dem Ideellen kann sich das wirksam Reale gesund und lebenskräftig entwickeln. Wo man den Begriffsformulierungen eines abstrakten Verstandes sich überlässt, nur den Theoremen einer veralteten Überlieferung folgt, wird man die wahren und fruchtbaren Erkenntnisprinzipien auch in Dingen des gewöhnlichen Lebens aus dem Auge verlieren.

Das schöne Goethesche Wort: „das eigentliche Studium des Menschen ist doch der Mensch!“ wird meistens in ziemlich oberflächlicher Weise, nur bezüglich der Naturseite aufgefasst. Die theosophische Vertiefung des Gedankens ist dem grossen Denker und Dichter selbst fremd geblieben, da ungeachtet des intensiven Gemütsbedürfnisses bei ihm die diskursive Denkweise, die Gabe des prüfenden Verstandes stärker entwickelt war als das intuitive divinatorische Erkennen. Letzteres ist aber zunächst nur und vorzüglich geeignet, in die verborgenen Tiefen des Geistes unmittelbar hineinzudringen. Im Fortgange der Studien wird dann die erweiterte Begriffsbildung, die Sorgfalt einer streng logischen Gliederung der wissenschaftlichen Ergebnisse den geschulten Geistesmännern methodischer Denkrichtung überlassen bleiben, um die Ergebnisse gemeinsamer Forschung mit dem Organismus der gesamten Weltordnung in systematischen Zusammenhang zu bringen.

Hat nicht schon Protagoras den einzelnen Menschen als eine kleine Welt für sich, als „das Mass des Weltalls“ betrachtet, weil er die Formen aller Dinge in sich trägt? Hinweisend auf die praktischen Lebensaufgaben, gelten ihm Gesetze, Recht und Gerechtigkeit als unentbehrliche Stützen des Staates und der gesellschaftlichen Ordnung. Zeigen sich nicht auch in dem Lebensbilde und Entwicklungsgange des Comenius einzelne Perioden vorhersehenden Innenlebens, das uns in eine durchgebildete, geistvertiefte Innerlichkeit hineinschauen lässt, bevor es ihn hinausgedrängt in die offene, vielfach verworrene und zerklüftete Welt? Nur bei dieser sorgsamsten Herzens- und Willensbildung ist es ihm möglich geworden, in zahlreichen pädagogischen, sprachwissenschaftlichen und religiösen Schriften so reichhaltige und praktische, unmittelbar ins Leben eingreifende Gedankenreihen zu entwickeln und zu veröffentlichen. Wir brauchen nur auf die „Grosse Unterrichtslehre“, die in viele Sprachen übersetzte „*Janua linguarum reserata*“, und auf seine letzte Schrift

„Eins ist notwendig“ besonders hinzuweisen. Wollen wir uns noch seine unbeugsame Charakterfestigkeit und Überzeugungstreue inmitten der vielen Feindseligkeiten und Verfolgungen vergegenwärtigen, die tiefinnerliche Begründung und unerschrockene Freimütigkeit seines Glaubens uns zum Verständnis bringen, so werden wir zunächst auf die divinatorische Macht der Ideen hingewiesen, die er stillwirkend in sich getragen, jahrelang durchdacht und erforscht hatte. Die einheitliche Erfassung derselben bildete die Grundlage für die fortschreitende universelle Geistesbildung, die ihre wirksame Bethätigung bis in die weitesten Kreise ausgedehnt hat. Nur die im Bewusstsein der innern Ewigkeit wurzelnde Selbsterkenntnis ist es, die mit ihren Lichtstrahlen die dunklen Rätsel des Erdendaseins erhellt und auf stillen Geisteswegen uns für eine höhere Existenzweise herantreibt.

Jeder falschen Weltansicht liegt irgend eine Selbsttäuschung zu Grunde, wie jede wahre Weltansicht auch eine ihr entsprechende Selbsterkenntnis zur notwendigen Grundlage hat. Wie es keine Welt giebt ohne Zusammenhang mit unserm eigenen Selbst, dem sie erscheint, das sie vorstellt und begrifflich zu erfassen sucht, so giebt es auch keine Philosophie, keine Weltweisheit, die unabhängig wäre von der menschlichen Selbsterkenntnis. Keiner betrachtet jedoch die Welt ganz wie der andere; verschiedene Charaktere werden, wie die Erfahrung zeigt, oft einen Grundsatz, den sie sämtlich anerkennen, verschieden anwenden. Ja, der Mensch verändert seine Anschauungen, Urteile und Auffassungen im Verlauf der Jahre mannigfach, so dass in den spätern Überzeugungen sich meistens nur noch einzelne Grundelemente der früheren vorfinden. Nur in dem Masse, als die Erkenntnis seiner selbst im Entwicklungsgange des Lebens eine erweiterte und lichtvollere geworden, wird auch der Gesichtskreis nach aussen erweitert. Dem gewöhnlichen Menschen, der nur dem trügerischen Scheine folgt und nicht zu sondern weiss, was in seinem eigenen Dasein er selbst und was Fremdes ist, erscheint die Aussenwelt als das Grösste und Erste; er weiss nicht, dass er selbst die ewigen Formen der Dinge in sich trägt und befähigt ist, seine eigene Innenwelt dem Reich des Stoffes, der materiellen Dinge, also der Aussenwelt kühn gegenüber zu stellen. Wo es überhaupt noch zu keiner innern

Kultur gekommen und der sinnliche Naturalismus vorherrschend geblieben, da nimmt die äussere Sinnenwelt die erste und höchste Rangstufe ein und das eigene Selbst mit seinem innern Wesen kommt erst an zweiter Stelle in Betracht. Die erforderliche Einsicht in die Notwendigkeit des umgekehrten Verhältnisses muss durch ernstes Nachdenken errungen werden, und so hatte auch die Philosophie, wie dieses ihr geschichtlicher Entwicklungsgang nachweist, eine Reihe von unklaren Voraussetzungen zu durchlaufen, bevor sie die Selbsttäuschung eines falschen Gesichtspunktes überwunden und sich mit ihrer Dialektik nach innen konzentriert hat. Und wie die Geschichte der Philosophie die menschliche Selbsterkenntnis im grossen und ganzen umfasst, die Bildungssysteme der verschiedenen Völker in den verschiedenen Zeitaltern pragmatisch auseinanderlegt und die gesamte Menschheit auf ihren mannigfachen Entwicklungsstufen darstellt, so hat die Philosophie als Dialektik ihrem eigentlichen Begriffe nach die Selbsterkenntnis des menschlichen Geistes als das ihr zunächst gestellte Problem zu betrachten, dessen Lösung sie allein befähigt, auch die geistigen Richtungen und Strebungen, die Erscheinungen und Interessen, die auf dem lebensvollen Schauplatz der Welt in verschiedenartiger oft entgegengesetzter Richtung und widerstrebender Weise drängen und treiben, scharf ins Auge zu fassen und zum Verständnis zu bringen. So unendlich verschiedenartig nun auf dem grossen Weltmarkt die Strebungen und Zielpunkte sind, so verschiedenartig zeigen sich auch die wirksamen Motive und Strebekräfte in dem innern Geistesleben der Menschen. Es ist darum eine ganz naturgemässe Erscheinung, dass sich in einem bestimmten Zeitalter verschiedenartige Richtungen der Natur- und Geistesphilosophie geltend machen, dass die Widersprüche der Zeit in widerstreitenden Systemen hervortreten, von denen jedoch jedes ein berechtigtes Moment der Wahrheit enthält, irgend eine Seite des sich fortentwickelnden Menschengestes und seiner Kulturformen wissenschaftlich erscheinen lässt, so zwar, dass — von einem höheren Gesichtspunkte aus betrachtet — diese verschiedenartigen Richtungen und Strebungen sich gegenseitig ergänzen und nach Ausscheidung der irrthümlichen und unberechtigten Elemente sich zu einer höheren Einheit vermitteln lassen.

Eine geistige Atmosphäre, wie eine äussere, umgibt die Welt und jeden ihrer Teile, umgibt das Jahrhundert und jede

einzelne Zeitperiode, obwohl ihrem sittlichen Werte nach sehr verschieden. In sie verbreiten sich alle lebenskräftigen Wirkungen der Einzelnen zu einem Ganzen, zu einer herrschenden Zeitrichtung, in welcher die geschichtlich wirksamen Kräfte entweder, auf die höchsten Interessen des menschlichen Geistes gerichtet, ideale Zwecke verfolgen und dadurch die Bedürfnisse der gemeinen Wirklichkeit mehr in den Hintergrund drängen, oder die materiellen Interessen des täglichen Lebens mit zeitweiliger Zurückdrängung aller höheren ethischen Bildungsformen in den Vordergrund rücken, wie es in unserer Zeit unleugbar der Fall ist. Umgekehrt wirken aber vermöge dieser geistigen Atmosphäre die herrschenden Zeitmächte auch auf den Einzelnen, ihm unbewusst, zurück. Gedanken, Empfindungen, Vorstellungs- und Anschauungsweisen schweben gleichsam ungesehen in dieser Atmosphäre; wir athmen sie ein im Verkehr mit der Welt, ohne es zu wissen; wir assimilieren sie und teilen sie uns gegenseitig mit, ohne uns dieser Vorgänge und Wechselbeziehungen deutlich bewusst zu werden. Wer vermöchte sich diesen eigentümlichen Einwirkungen ganz zu entziehen? Wird nicht ein hoher Grad von innerer Kultur dazu gehören, sich dieser Einflüsse, wenn man sie als nicht heilsam erkennt, kraftvoll zu erwehren? Wenn wir nun unsern Blick von den Betrachtungen der grossen Welt zurücklenken in die engere Sphäre der kleinen Menschenwelt, so finden wir gewisse Analogien und Parallelen zwischen Natur und Geist, zwischen Denken und Sein in einer oft auffallenden und überraschenden Weise. Wo nun im Gebiete philosophischer Forschung die tiefstinnigste Spekulation in das Innere des Menschengeistes zu dringen keine Anstrengung scheut, da werden ohne Zweifel — wenn auch nur dunkel geahnt und von der Masse unverstanden — sittliche Kräfte in den geheimsten Seelengründen geweckt und zum Bewusstsein gebracht, die ihre Lichtfunken in einzelne reichbegabte und bevorzugte Geister hineinstrahlen, um sie für Ideen und Ideale zu begeistern. In dieser ethischen Begeisterung offenbart sich die Realität und schöpferische Macht der Ideen — ein Durchbrechen der endlichen Schranken, eine Erhebung des Individuums in den ewigen, überzeitlichen Zusammenhang zweier Welten! Wo man aber, den Wünschen der grossen geistlosen Masse sich anbequemend, nur bemüht ist, im Interesse gewöhnlicher Nützlichkeitsprinzipien die Resultate wissen-

schaftlicher Forschung zu popularisieren, da wird man auf eine allmähliche sittlich-geistige Verflachung des nationalen Lebens, auf ein in die niedern Sphären des Erwerbens und Geniessens hineingebanntes Bewusstsein, also auf eine vorherrschend weltförmige und sinnliche Lebensrichtung mit einiger Sicherheit schliessen dürfen. Es wird somit die Philosophie zu dem geschichtlichen Menschengestalt einer bestimmten Zeitperiode genau in demselben Verhältnis stehen, wie die Selbsterkenntnis der Einzelnen, woraus die Masse sich bildet, zu ihrem Leben.

II.

Ist also die Lebensrichtung eine überwiegend äusserliche, auf das Materielle gerichtete, so wird auch das Wissen und Erkennen seine irdisch materielle Beschaffenheit nicht verleugnen können. Weil unsere moderne Zeitrichtung das Übergewicht einer kalt reflektierenden, scharf berechnenden Intelligenz begünstigt, das materielle Wissen über das geistige Denken, die technische Fertigkeit über die produktive Thätigkeit des Geistes und Willens erhebt, darum steht auch die Selbsterkenntnis weniger in Beziehung zu den inneren verborgenen Tiefen des Gemütes; sie ist vielmehr demjenigen Teil des Menschen und der menschlichen Natur zugewendet, der sich mit der äussern materiellen Lebensrichtung in einem wahlverwandten Zusammenhang weiss — sie ist also, wie das Leben selbst, von einer vorwiegend materiellen Beschaffenheit. Wird aber nicht bei dieser masslos begünstigten schulmässigen Dressur das Erkenntnisbedürfnis zur Vielwisserei, bei dieser Menge stofflichen Wissens die geistige Spannkraft der Seele gelähmt und die individuelle Entwicklung des Geistes gehemmt? Wie können die ethischen Begriffe, die höchsten Ideen, deren segensreiche Entfaltung für das wahre Glück des Menschen die einzig sichere Grundlage bilden, noch zu irgend einer lebensfrischen Entwicklung kommen? Gott und Ewigkeit, Freiheit und Unsterblichkeit werden dem Menschen nicht durch die Sinne vermittelt, sondern nur durch die Thätigkeit der Vernunft zum Bewusstsein gebracht, und nicht durch abstrakte Denkhätigkeit dieses Vermögens allein, sondern durch Mitwirkung des in seinen verborgenen Kräften erregten und bewegten Gemütes, das dem belebenden Lichtstrahl von oben seine geheimsten Tiefen zugänglich macht. Es sind ja eben Begriffe höherer Art, die nicht so-

wohl verstandesmässig erkannt, als vielmehr zunächst geahnt und gefühlt, geglaubt und mit Liebe umfasst sein wollen.

Womit beginnt nun die Selbsterkenntnis, oder auf welchem Wege gelangt man zu ihr? Sie hat offenbar die Selbstbetrachtung zu ihrer ersten und notwendigen Voraussetzung. Indem man sich selbst zum Gegenstande der Betrachtung macht, tritt man aus dem Zustande flacher Gedankenlosigkeit heraus, — das geistige Dasein beginnt. Ohne diese erste Stufe ernstlicher Selbstbetrachtung zu betreten, kann man in der Selbsterkenntnis keinen Schritt vorwärts thun, überhaupt zu keiner über das Niveau des Sinnenlebens hinausgehenden höheren Stufe geistigen Lebens gelangen. So nahe diese Selbstbetrachtung zu liegen scheint, so giebt es doch unendlich viele Menschen, sogar nicht wenige Gelehrte und Gebildete, welche — genau betrachtet — zu einer wahren heilbringenden Selbstbetrachtung niemals gelangen. Eine gewisse sittlich-geistige Trägheit ist es meistens, die sie davon abhält, und die nicht ohne Selbstverleugnung überwunden wird. Diese Trägheit der menschlichen Natur wird oft wenig beachtet, weil sie im allgemeinen nicht das Widrige und Zurückstossende zeigt, welches als Folge sündhafter Willensrichtung und unordentlicher Begierden sich kundgiebt; und doch ist dieselbe eine grosse Untugend, ein sittlicher Makel, welcher den innern Menschen entwürdigt und die edelsten Kräfte des Gemütes schon in ihrem Keime erstickt. Sollten wir nicht alle einen lebhaften Abscheu gegen dieselbe empfinden? Und wird nicht diese so allgemein verbreitete Trägheit an allem Elend der Zeit, an dem geistigen Stumpfsinn so vieler und der flachen Gedankenlosigkeit selbst der Besseren einen wenigstens ebenso grossen Anteil haben, wie die materialistischen Tendenzen insgesamt und die leidenschaftlichen Verirrungen einer masslos gesteigerten Genusssucht? Die Trägheit setzt der wahren Selbsterkenntnis und dadurch jeder Begründung, Vermehrung und Ausbreitung des Guten einen sehr mächtigen Widerstand entgegen und zwar einen solchen, der am schwersten zu besiegen ist. Es ist die *vis inertiae*, die so gerne in ihrem Winterschlaf versunken bleibt, so dass es in den grossen gesellschaftlichen Zuständen eines Völkerfrühlings bedarf, um diese passive Kraft aus ihrer behaglichen Ruhe herauszulocken. Und nicht minder bedarf es für den einzelnen eines energischen Willensaktes, um diesen Dämon zu überwinden und aus der Seele heraus-

zuschaffen. Ein vieldenkender Mann des römischen Altertums hat dieses tief empfunden und der innern Wahrheit dieser selbsterrungenen Einsicht in den vielbedeutenden Worten: „*sapere aude!*“ — Ermanne dich, weise zu sein — einen trefflichen Ausdruck gegeben. Eine gewisse Energie des Willens, ein sittlicher Mut gehört dazu, die Hindernisse zu bekämpfen, welche sowohl die Trägheit der Natur als die Feigheit des Herzens der in die Tiefe gehenden Selbstbetrachtung und Selbsterkenntnis entgegengesetzt. Nicht ohne Bedeutung lässt der alte Mythos die Göttin der Weisheit in voller Rüstung aus Jupiters Haupte steigen, denn schon ihre erste Verriethung ist kriegerisch. Schon in ihrer Geburt hat sie einen harten Kampf zu bestehen mit den Sinnen, die, aus ihrer süßen Ruhe nicht aufgeschreckt, im vollen Besitztum ihrer Domäne nicht gestört sein wollen.

Der grossen Masse nun, welche im Kampfe mit der Not des täglichen Lebens schon zu sehr ermüdet und abgespannt wird, darf man freilich nicht zumuten wollen, dass sie zu einem neuen und härteren Kampfe gegen Trägheit und Irrtum sich ans dem Staube emporraffen solle. Zufrieden damit, dass sie selbst der sauern Mühe des Nachdenkens entgeht, lässt sie andere über ihre unklaren Begriffe gerne die Vormundschaft führen, und wenn sich jemals höhere Bedürfnisse in ihr regen, so sucht sie deren Befriedigung doch nur in den bequemen angetretenen Geleisen herkömmlicher Gewohnheit. Wem aber die äussere Sinnenwelt nicht für das Höchste gilt, wer nicht den Dämmerchein dunkler unklarer Begriffe, worin die sinnlich-schwärmerische Einbildungskraft nach eigenem Belieben sich bequeme Gestalten bildet, den Strahlen lichtvoller Erkenntnis vorziehen mag, der hat umso mehr die Verpflichtung, sowohl sich selbst durch denkende Betrachtung über Leben und Zweck des Lebens klar zu werden, als auch der grossen Masse der Nichtdenkenden durch selbsterrungene Einsicht sich nützlich zu machen und ihre verworrenen und nutztreffenden Begriffe zu läutern und zu berichtigen.

Nicht nur durch niedere sinnliche Leidenschaften, welche das physische Dasein bedrohen und die Harmonie auch des äussern Lebens zerstören, wird allmählich der Geist geschwächt und herabgezogen: ein gewisser geistiger Stumpfsinn ist vielmehr der Anteil dessen, der seine Trägheit nicht überwinden, für den sowohl die innere Welt des Geistes und das Wort der Offenbarung ohne

erweckende Belebung und Bildung geblieben, als auch die äussere Welt in der reich entwickelten Breite ihres Lebens und Strebens ohne anregende Belehrung sich erwiesen hat. Nicht nur die Sklaven sinnlicher Lüste verlieren alle Freiheit des Willens und jede Thatkraft zum Handeln, sondern auch diejenigen versinken allmählich in eine nicht minder selbstverschuldete geistige Ohnmacht, welche jeder ernstern Einkehr in das eigene Innere aus dem Wege gegangen und sich selbst immer fremd geblieben sind, weil ihnen jedes intensive Nachdenken lästig gewesen ist, und es viel bequemer für sie war, dem Zufall wechselnder Eindrücke das Scepter über ihr Denk- und Empfindungsvermögen zu überlassen. Durch dieses gedankenlose Sichgehenlassen wird die Seele jeder ernstern Überlegung und Selbstbetrachtung entwöhnt, von jeder besonnenen Selbstprüfung abgelenkt bis zur Unfähigkeit; vor lauter Zerstreuung verliert sie sich selbst und die trüben Nebel des Sinnenlebens umschatten das innere Auge mit grosser Verdunkelung, durch welche kaum noch ein Strahl höheren Lichtes zu dringen vermag. Unbekannt und heimatlos im eigenen Herzen, unkundig der Bedingungen wahren Glückes, gleichgültig gegen das was auch selbst im Irdischen nicht irdisch ist und eine geheime Stufenleiter zum Übersinnlichen bildet, gelte jede Spur von sittlicher Thatkraft, von Willensenergie und Freiheit verloren. Ohne inneres Centrum aber wird der auch zu höheren Dingen befähigte und vermöge seiner Naturanlagen glücklich organisierte Mensch leer und gehaltlos wie andere, nur einer geistig leblosen Masse vergleichbar, die sich bewegt, wohin sie vom Zufall getrieben oder von fremder Macht gestossen wird. Alle Kräfte ersterben, die der Träger unbeachtet und unbenützt gelassen, und wenn von einer scheinbar freien Thätigkeit bei ihm noch die Rede sein kann, so ist es eben nur jenes Spiel müssiger Einbildung, das im Dienste der kleinlichsten Eitelkeit ohne Anstrengung aus sich selbst hervorgeht, und worin weder Ordnung noch Mass zu beobachten ist.

III.

Jedem Menschen ist von der Gottheit ein inneres Gleichmass gegeben, zu dem er sich ausbilden soll; ein bestimmtes Mass und Verhältnis von Kräften, die sich harmonisch entwickeln und in einem abgegrenzten Kreise bewegen sollen. Dieses Mass reeth zu erkennen, ist die Aufgabe jedes denkenden Menschen; es nicht

zu überschreiten und nicht unausgefüllt zu lassen, bestimmt die Integrität des innern und äussern Daseins; es in seinen Wechselbeziehungen zur Welt richtig gemessen zu haben, ist die Krone menschlicher Weisheit — von vielen erstrebt, von wenigen erungen. „Schau in dich und erkenne dich selbst!“ so lautet der Ausspruch des Orakels zu Delphi. Schau in dich und erkenne deines Handelns Mass und Gestalt. Wer dieses Mass seines persönlichen Daseins mit jener echten Bildung anzufüllen weiss, der bleibt innerlich heiter, frisch und gesund. Nur diese echte, durch wahre Selbsterkenntnis vermittelte Bildung bewirkt die Versöhnung und Verschmelzung entgegengesetzter Eigenschaften, Strebungen und Kräfte in der Persönlichkeit des Menschen. Sie allein ist es, welche — von innen nach aussen sich orientierend — das rechte Mass, die rechte Art und den lebendigen Antrieb für alle Lagen, für alle Lebensprozesse und Thätigkeiten in sich trägt, welche dem Charakter mit Bewahrung des festen innern Kernes die Liebenswürdigkeit im gesellschaftlichen Umgange, der Entschiedenheit des Willens die charaktervolle Milde humaner Gesinnung verleiht, indem sie fest und flüssig, intensiv und expansiv, centralisiert und peripherisch zugleich ist und mit der ihr eigentümlichen Spannkraft in die verschiedenartigsten Verhältnisse eingeht. So wird also im Innern des menschlichen Geistes die ganze Welt zwar nicht „zum essentialsten Dasein und zur Wahrheit“, wie dies im Hegelschen Sinne behauptet worden, wohl aber zur Selbstanschauung gebracht.

Was weit zerstreut, sich sammelt im Gemüte,
 Belebend durchs Gefühl das Unbelebte;
 Und was das Leben liebewarm erstrebte,
 Verklärt sich wieder zur Gedankenblüte.

Was also liegt nun, genauer betrachtet, in dem Akte der Selbsterkenntnis und welche weitere Resultate ergeben sich daraus für den philosophischen Denker? Er entzieht sich der Aussenwelt, ohne sich ihr zu entfremden; er beschäftigt sich mit seiner Ideenwelt, ohne deshalb das Interesse für das Allgemeine zu verlieren. Es ist das eigene Leben, das innere Selbst, das wir zum Gegenstande unserer Betrachtung machen, und indem wir unserm eigenen Sein betrachtend gegenüber treten, werden wir uns selbst zur Erscheinung; wir identifizieren uns nicht mehr so ohne weiteres mit unserm Dasein, sondern erheben uns reflektierend

darüber, wie das Auge des Künstlers dasselbe Werk, das unter seinen Händen entstanden, zum Gegenstande kontemplativer und intellektueller Anschauung macht. „Das Auge des Künstlers, das in die Arbeit versenkt war“, sagt ein philosophischer Denker der neuesten Zeit, „sieht anders als das Auge des prüfenden Künstlers, der das Werkzeug niederlegt, von seiner Arbeit zurücktritt und aus einem wohlgelegenen Gesichtspunkt das Ganze überschaut.“ Wird er nicht, sein Ideal im Herzen tragend, manche Mängel entdecken, kleine Missverhältnisse in untergeordneten Einzelheiten, die ihm vorher verborgen und unbemerkt geblieben? In der günstigen Beleuchtung sieht er jetzt mit verschärftem Auge, wo es der Fülle der Formen an Ebenmass und harmonischer Schönheit mangelt, und was stellenweise einer grösseren künstlerischen Vollendung bedarf. Was wird der Künstler nun thun? Wird er etwa, zaghaft und mutlos geworden, dem Werke entsagen, weil es noch nicht zur Vollendung gekommen, weil das eine oder andere unvollkommen geblieben oder gar misslungen erscheint? Wird er nicht vielmehr sein Werkzeug ergreifen und seine besten Kräfte daran setzen, um das Werk nach der ihm zu Grunde liegenden ursprünglichen Idee zu vollenden? Die Anwendung des Bildes ist leicht. Die Künstler sind wir, das Kunstwerk bedeutet unser Leben, der prüfende Blick, der das Werk durchschaut, ist die Selbsterkenntnis, welche das Leben unterbricht, um die Sehkraft des geistigen Auges zu verschärfen. Wir ziehen uns aus dem Verkehr mit der Welt, wie der Künstler von seinem Werke, bis auf einen Punkt zurück, wo uns das eigene Dasein gegenständlich wird, und wir eine deutliche Selbstanschauung, einen klaren lichtvollen Blick in unser Inneres gewinnen. Wir wenden uns also aus dem bisherigen in die äusseren gesellschaftlichen Lebensformen verflochtenen Zustände in unser eigenes Selbst zurück und werden in die seitherige Existenzweise, an welche wir bis dahin gewohnt gewesen, nicht mit derselben Verfassung zurückkehren. Die zerstreuten Elemente menschlichen Wissens, menschlicher Bildung, sinnender Weltbetrachtung und Naturbeobachtung, die wir im Verlauf der Zeit uns zur Aneignung gebracht, vermögen wir nun erst — einkehend in uns selbst — scharfsinnig zu sordern und zu einer harmonischen Einheit zusammenzufassen. Wir finden in unserm eigenen Denk- und Urteilsvermögen ein gesetzliches Regulativ für manche Ergebnisse der

exakten Wissenschaften; wir entdecken gewisse geheimnisvolle Beziehungen derselben zu unserer Natur und werden durch die mannigfachen Berührungspunkte in die Mysterien des individuellen Lebens geführt, wo es gar vieles zu beobachten und zu erkennen giebt. So hat Immanuel Hermann Fichte, vom Thatsächlichen und Wirklichen ausgehend, nicht bloß das sinnliche und empirische Bewusstsein erörtert, das logische und ideale Ich einer scharfen Analyse unterzogen, sondern er sucht die verborgenen Tiefen des Gemütes zu beleuchten, und indem er vornehmlich auf die innere Offenbarungsstimme desselben horcht, hat er jener philosophischen Kühnheit das Wort geredet, welche auch die stillen Ahnungen des Geistes, die Anticipationen eines divininatorischen Herzens zu Elementen ihrer Konstruktion macht, so dass die denkende Betrachtung, entzückt über den tiefen Zusammenhang von Natur und Geist, Physik und Metaphysik, sich wie von selbst in das Gebiet des Ideellen und Ewigen erhoben fühlt. Die Einsicht, welche der Mensch über sich selbst gewinnen kann, ist ihm „das tiefste Ergebnis seines Selbsterkennens“, wodurch zugleich das Rätsel seines Daseins gelöst wird.

So bezeichnet also die Selbsterkenntnis in unserm Dasein jene feine Grenzlinie, wo eine Lebensperiode abschliesst und eine neue sich öffnet; sie bildet eine Krisis in der Entwicklung, indem sie unberechtigte oder wertlose Elemente ausscheidet und dem geläuterten Streben neue Krystallisationspunkte bietet. In wessen Leben hätte nicht die Selbsterkenntnis einen Wendepunkt, eine neue Epoche gebildet? Sie muss notwendig eine Umwandlung unseres ganzen Wesens herbeiführen, unsere Stellung zur Welt und zur menschlichen Gesellschaft wesentlich ändern. Wie das innere Gefühl sowohl der vielen Mängel und Unvollkommenheiten sich bewusst geworden, gar mancherlei Gebrechen und Schäden an der Ausgestaltung und ethischen Ausbildung entdeckt, so wird es auch in anderer Weise sich neuer Gemütskräfte und höherer Ziele bewusst, und wie es dadurch im Wogen- und Wellenschlage der Empfindungen das Denken neu belebt, neue Lebensnahrung ihm zuführt, so wirkt umgekehrt auch der vertiefte und vergeistigte Gedanke wieder bereichernd und erweiternd auf die Gefühlswelt zurück. Die sittliche Bedeutung der Selbsterkenntnis, die Krisis die sie in unserm Leben bewirkt, liegt eben darin, dass wir uns von den des bessern Menschen unwürdigen

Neigungen und leidenschaftlichen Regungen, von allem was unrein und unheilig ist, befreien und durch erhöhte sittliche Strebekraft uns befähigen, grosse und heilige Zwecke ins Auge zu fassen. So forderte auch Plato als eine unabweisbar notwendige Bedingung wahrer Erkenntnis eine ihr entsprechende Reinheit des Herzens, eine Zurückziehung der Seele von sinnlicher Lust und weltlicher Begierde. Wie die Natur ihre herrlichsten Söhne, wie die Dichtkunst ihre bevorzugtesten Lieblinge, so erzieht die ernste Selbstprüfung und Selbsterkenntnis ihre sublimsten Denker und tief Sinnigsten Forscher durch die echte Katharsis. Wer den Einflüssen irgend einer Macht, einer Leidenschaft unterworfen gewesen, der gewinnt dadurch, dass er dieselbe sich als Objekt der Betrachtung und Prüfung gegenüberstellt, schon einen freieren Standpunkt. Er verwandelt seinen bisherigen Zustand dadurch in einen Gegenstand der Reflexion, ist also nicht mehr in diesem Zustand befangen und von seiner Macht beherrscht. Wir sind also schon in den ersten Stadien wahrer Selbsterkenntnis nicht mehr, was wir waren, der Geist fühlt sich freier, indem er sich über die Natur erhebt, sich einen Inhalt giebt, der seinem Wesen, seinem innern Bedürfnis mehr entspricht. In dem Masse nun, als mit der wachsenden Einsicht auch die ethischen Kräfte, durch den Glauben erweckt und belebt, zum Bewusstsein gekommen, wird die Selbsterkenntnis zu einer freihätigen Selbstbestimmung; sie fühlt sich der objektiven Welt und allen ihren buntfarbigen Erscheinungen gegenüber selbständig, das Unzarte und Unschickliche zurückweisend, das Gute und Schöne vergeistigend und idealisierend. So ist also die ernste Selbsterkenntnis jedesmal eine gründliche Befreiung und Erneuerung unseres Lebens; sie ist wirklich die Krisis, in welcher die Gegenwart von der Vergangenheit scheidet und die Zukunft sich mit neuen Hoffnungen anbahnt und vorbereitet. „Die Akte der Selbsterkenntnis“, sagt Kuno Fischer, „sind in unserm Leben, was die Monologe in einem Drama; die Handlung zieht sich aus dem bewegten Schauplatz der Aussenwelt in das innere Gemüt zurück, und hier in der Stille löst und bildet sie ihre Probleme.“

IV.

In keinem geistig bewegten Menschenleben fehlt es an tief eingreifenden Momenten, und wer jemals verständnisinnig in sich

hineinschaut, wird mancherlei Eigenartiges und Rätselhaftes in sich entdecken, das gleich dunkeln Hieroglyphen sein Sinnen und Denken erregt. Ob wir auch alle mehr oder weniger von bestimmten Lebens- und Bildungszuständen beherrscht werden und ihrem Einfluss uns nicht entziehen können, so ist es doch unmöglich, dass wir in ihnen gleichsam ohne Rest aufgehen. Mit den reiferen Jahren wächst auch allmählich das in sich gefestigte Selbstgefühl, das sich nicht in bestimmte Lebens- und Kulturformen für immer hineingebannt wissen will. Das Interesse für mancherlei Dinge erlischt, denen wir früher eine nicht geringe Beachtung und Bedeutung gegeben. Die blendenden Lichter der Welt haben keinen Reiz mehr für das hellblickende Auge, ein Gefühl des Überdrusses und des Nichtbefriedigtseins macht sich immer lebhafter, immer eindringlicher geltend, und zuletzt bleiben wir allein mit uns selbst und ergehen uns in stillen ernstesten Gedanken, die vom Sternenglanz einer ätherischen Welt ungeschimmert und vergoldet, das ahnende Herz vertiefen und erweitern.

Den niedern Dingen fremd und fern,
 Dringt Wahrheitssinn zum Wesenskern,
 Wenn edles Wollen geistgestählt,
 Dem Wissensdrange sich vernählt.
 Aus höhern Welten, gotterfüllt,
 Ein Lichtglanz in die Seele quillt:
 Die Palmen wehn, der Brunnen rauscht
 Musik ins Ohr, das einsam lauscht;
 Die Rosen blühen, benetzt vom Tau,
 Die Sterne glühn durchs Ätherblau,
 Und neues Leben hell und klar
 Durchströmt das Innere wunderbar.

Es geht demjenigen, der sich aus dem Lärm der Welt in die Einsamkeit seines eigenen Herzens zu stiller Selbstbetrachtung zurückzieht, wie jenem Reisenden in Italien, der des Aufenthaltes in Livorno, seines geräuschvollen prosaischen Gewirres von Industrie, Handel und Wandel herzlich müde geworden, sich in die Einsamkeit Pisas flüchtete. Scheint ja doch Pisa selbst, wie er sagt, ermüdet vom Lärm im Hafen und am Molo sich mit seiner künstlerischen Muse ins Einsiedlerleben zurückgezogen zu haben. Nachdem die Stadt früher grossen Lärm in der Geschichte gemacht, mit allen Völkern der Erde Handel getrieben, grosse Hafenketten vor seine Paläste gespannt, Rennbahnspiele gegeben wie Olympia, dann sich mit dem roten Kreuz geschmückt, um das

heilige Grab zu befreien, hat sie sich mit ihren vielhundertjährigen Erinnerungen aus dem Getriebe der Welt in sich selbst zu still kontemplativer Betrachtung versenkt. Aber ihre liebsten Schätze: den berühmten hangenden Turm, den prächtigen Dom, das schöne Baptisterium und den Campo Santo — eine lebendige Kunstgeschichte in Marmor und Erz — nahm sie mit in ihre Einsamkeit. Einst voll wogenden Lebens im Getümmel volkreicher Strassen, eine mächtige Republik und Seehandelsstadt, ist es nun in ihr still und tot, vereinsamt und schweigend geworden. Aber diese Poesie des Todes ist für den ersten tief sinnigen Denker, für das weltflüchtige nach innen gewendete Gemüt, nicht ohne blühendes, sprossendes Leben. Und wie die Erde des heiligen Landes die schlummernden Toten mit einem ewig grünen, blumengeschmückten Leichentuche bedeckt, wie der smaragdene mit lieblichen Feldblumen besäte Grasteppich die geräuschlose Umgebung der alten monumentalen Bauwerke belebt: so sind es die grossen Gedanken von Gott und Welt, von Lieb und Leid, von Zeit und Ewigkeit, welche die Seele des einsamen ernstgesinnten Wanderers beschäftigen und dem idealen Ringen des Geistes eine lichtvolle Perspektive eröffnen.

Durch Selbstbetrachtung und ernstes Nachdenken hat sich also der Mensch dem bisherigen Lebenszustande, aber darum doch nicht dem Leben selbst, entfremdet. Obwohl innerlich von vielen Dingen losgelöst und befreit, hat diese Loslösung und Befreiung das geistige Wesen in ihm nur elastischer und biegsamer gemacht. Zur innerlichen Selbständigkeit gelangt und der Aussenwelt sich selbstbewusst gegenüberstellend, ist das Interesse für die vergänglichen Erscheinungen derselben zurückgedrängt und teilweise verschwunden, wofür er jedoch in anderer Weise reichlich entschädigt wird. Während er viele Dinge der Welt nicht mehr verlangt und begehrt, ist er sich mit erhöhtem Selbstgefühl eines errungenen Besitztums bewusst geworden, das er nicht gegen irgendwelche äussere Güter austauschen möchte. Durch den verblassten Glanz so mancher einst schimmernder Farbentöne hat selbst die Muse dichterischer Begeisterung kein einziges Strahlenblättchen verloren, obschon sie die Reize des irdischen vergänglichlichen Daseins nur dann mit Seeleninnigkeit zu schildern vermag, wenn der idealische Hauch eines himmlischen Gefühls sie verklärt. Fern dem wirren Treiben politischer Parteien wird sie auf ihrer Lyra nur dann die

ehernen Saiten spannen, wenn an den Wendepunkten der Geschichte die stille Glut hoher und heiliger Gedanken im Bunde mit den treibenden Mächten der Zeit das Erz dazu schmiedet. Das ganze Leben ist ja nur eine Spannung, mehr oder minder gewaltsam. Ein tüchtiger Mensch jedoch wird mehr von innen getrieben, und wie er durch Selbsterkenntnis der Spannkraft des Geistes und der Seele sich bewusst geworden, wird er sich irgend eine Aufgabe fürs Leben stellen, die ein Zusammenwirken aller seiner Kräfte verlangt. „Entweder grosse Menschen“, sagt Jean Paul, „oder grosse Zwecke muss man vor sich haben, sonst vergehen die Kräfte, wie dem Magnet die seinige vergeht, wenn er lange nicht nach den rechten Weltecken gerichtet gewesen.“

Was ist das Leben selbst, als die sich bethätigende Kraft des Individuums: das Begegnende einem innern Gesetz der Natur gemäss zu behandeln, das Fremde sich zu unterwerfen oder zu assimilieren, in der steten Bewegung beharrlich zu sein und sich nur in des Zustandes äusserer Erscheinung, nicht aber im Wesen zu ändern? Und diese Kraft in der leiblichen Natur, sollte sie nicht in der geistigen ihre festeste Stütze, ihren eigentlichen Träger finden? Geist und Natur, Seele und Leib stehen in der innigsten Wechselbeziehung, und wir vermögen beide nur in der Einheit der Erscheinung zu fassen. Wie nun das geistige Princip im weitern Sinne des Wortes ordnend und bestimmend in alle Sphären des Lebens eingreift, so kann auch der leibliche Organismus, mit dem es verbunden, sich seinen Einwirkungen nicht entziehen. Je reger nun das geistige Leben, je grösser die Macht des Gedankens und je reicher seine Einwirkungen, desto grösser auch die selbstthätige Strebekraft des Menschen, und je grösser die spontane Selbstbethätigung, desto gesunder und frischer ist auch sein Leben. Nur wo die Selbsterkenntnis eine gediegene, die Geistesbildung eine gesunde und harmonische ist, da wird auch die Entwicklung des natürlichen Menschen eine gesetzmässige sein, entsprechend dem individuellen Mass und Bedürfnis. Ein natürlicher Mensch wächst und bildet sich wie ein Baum. Ring legt sich allmählich um Ring, und mit jedem verdichtet und verharzt sich der innere Kern. Wer nicht im Innern einen festen Herzkern besitzt, der hat auch keine gefestigte Peripherie; wer nicht innerhalb der Sphäre seines eigenen Bewusstseins eine wohlgeordnete persönliche Bewegung kennt und gleichsam um seine

eigene Achse rotiert, der hat auch keine Bewegung um die Centralsonne der Geister; wer nicht natürlich ist, der kann auch nicht übernatürlich sein. Die ganze Natur aber wirft demjenigen, der sie mit dem Auge des Geistes betrachtet, das Bild der Menschheit mit ihrem mannigfachen Vermögen und Streben zurück. „O, es ist eine feine Kunst“, sagt ein feinsinniger Beobachter der Natur, „in Steinen und Metallen, in Pflanzen und Tieren der Menschen Art und Wesen zu erkennen.“ Solche Vergleichung führt uns auf mancherlei neue Wahrheiten, deren typische Bilder nur halb verstanden in unserm Innern gelegen, bis sie uns nun unerwartet verkörpert vor die Sinne treten. So erhält nicht bloss das, was wir schon wissen und verstandesmässig erfasst haben, durch den lebendigen Bezug zur Natur Licht und Leben und Kraft, sondern auch das Halbverstandene und mangelhaft Erfasste findet seine Ergänzung.

Indem also der Mensch mit dem durch Selbstbetrachtung und Selbsterforschung Errungenen sich der Aussenwelt selbständig gegenüberstellt und diese wiederum in allen ihren berechtigten Bildungselementen frei auf sich einwirken lässt, lernt er das Mass seines individuellen eigentümlichen Lebens erkennen und die Einsicht gewinnen: dass jeder Mensch auf eine eigene Art die Menschheit darstellen soll, in eigener Mischung ihrer Elemente, damit auf jede Weise sie sich offenbare, und in der gesamten Menschenwelt sich eine unendliche Mannigfaltigkeit zur Einheit vermittele. Jedoch zum vollen Bewusstsein seiner Eigentümlichkeit gelangt der Mensch nur mühsam und spät, meistens erst in reiferen Jahren und auf mancherlei Umwegen. Oft will es ihm scheinen, als sei es ihm nicht geziemend, sich als eigenes Wesen wieder gewissermassen loszureissen aus der Gemeinschaft, und als könne er sich der Gefahr aussetzen, wieder zurückzusinken in die alte bildungslose Beschränktheit der grossen Masse, angewiesen auf den engen Lebenskreis der äussern haltungslosen Persönlichkeit ohne inneres Centrum, das Sinnliche stets mit dem Geistigen verwechselnd und ohne tiefem Zusammenhang mit Gott und der Welt. Da bleibt das Bewusstsein oft lange schwankend und die Selbsterkenntnis unsicher und schwach. Das eigenste Streben des Geistes wird dann kaum bemerkt, und wo die Gewohnheiten des Lebens ihre Schranken gezogen und die Natur ihre Begrenzungen zeigt, gleitet das Auge nur allzu leicht an den äusseren Umrissen

des Daseins vorbei und hält nur das unbestimmte Allgemeine und Gemeinsame fest, wo eben das Besondere und Individuelle nach eigentümlicher Gestaltung ringt. Hier bedarf es wohl meistens erhöhter Momente, die sich eben nicht willkürlich herbeiführen lassen; einem sittlich-geistigen Streben jedoch fehlen sie niemals.

Die Chemie belehrt uns darüber, dass Wasser- und Sauerstoff nicht eher zu Wasser werden, als bis der elektrische Funke das Wunder der Vereinigung der Elemente vollbringt. Auch in der Ökonomie des geistigen und sittlichen Lebens giebt es Magnetismus und Licht, Wärme und Elektrizität. Es kommt hier nur darauf an, wie der Mensch das Denken über sich und die errungene Selbsterkenntnis bereits in ein Wirken auf sich zu verwandeln gewusst. Denn das geistige Dasein muss ja, worauf wir früher bereits andeutend hingewiesen, durch das Denken sich zum Leben gestalten. Nur so wird dem Willen seine ethische Weihe gegeben und der eigentliche Charakter gebildet. Auf dem Charakter, auf der innern Gesinnung und Bildung der sittlichen Kräfte, beruht allein der menschliche Wert. „Was frommt es“, sagt ein philosophisch gebildeter Arzt, „meinen Kreis bemessen zu haben, wenn ich ihn nicht ausfülle; meine Fehler zu kennen, wenn ich sie nicht bessere.“ Wo aber Glauben und Liebe im Herzen, reines sittliches Streben und innige Begeisterung für alles Wahre, Gute und Schöne, wo Freude am Leben und Interesse an allem, was in der Welt von Wert und Bedeutung, da ist auch geistiges Leben, Licht und Wärme im Herzen; da reifen allmählich die edelsten Eigenschaften im Gemüte, und der Mensch gelangt auf diesem Wege zu jener echten harmonischen Bildung, in welcher die Weisheit des Lebens ihre Vollendung findet. „Denken und Thun“, sagt Goethe, „Thun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, von jeher geübt; nicht eingesehen von einem jedem. Beides muss, wie Aus- und Einathmen, sich im Leben ewig fort hin- und wiederbewegen.“

Was nun in der Entwicklung der Persönlichkeit die ernstbesonnenen Selbstbetrachtungen sind, das sind im Gesamtleben der Menschheit die hervorragenden Systeme der Philosophie, die sich oftmals so sehr zu widersprechen scheinen, wo sie die höchsten Probleme über Gott und Welt, über den Menschen und sein Verhältnis zu beiden behandeln, obwohl dennoch — von einem höheren Gesichtspunkte betrachtet — überall Momente der Wahr-

heit sich finden, die sich zu einem grossen geistigen Tempelbau einigen. Die verschiedenen philosophischen Systeme begleiten nicht blos den fortschreitenden Menschengest, sondern sie greifen selbst still aber mächtig in diesen Fortschritt ein. Sie machen durch ihre denkende Betrachtung dasjenige zum Gegenstande, was bis dahin als herrschender Zustand sich gebildet; indem sie aber, der Menschheit vielfach voraneilend und ihr neue Ziel- und Strebe- punkte zeigend, die Welt von dieser Herrschaft befreien, wirken sie vollendend in Betreff der Vorhandenen, vorbereitend aber und tieferbegründend in Rücksicht einer neuen menschlichen Bildung und lebendigen Fortbewegung der Weltgeschichte. Sie wirken „als weltgeschichtliche Faktoren, in denen die grossen Kultursysteme sich ausleben und die grossen Kulturkrisen von Innen heraus angefaht werden.“ Dadurch aber muss über die Stellung des Menschen zur Welt und über das geheimnisvolle Verhältnis zwischen Geist und Natur immer mehr Licht sich verbreiten.

V.

Für den tiefer dringenden Forscher in das Wesen des Menschen giebt es vielleicht kein merkwürdigeres Phänomen, als die Wechselbeziehung zwischen Natur und Geist und die dadurch bedingte Möglichkeit des Wirkens durch die Macht des Gedankens und die Energie des Willens auf den leiblichen Organismus. Nur das eigene Gefühl und die persönliche Erfahrung vermag uns darüber vollgültigen Aufschluss zu geben. Wer das innere geistige Princip und die verborgenen Kräfte des Gemüts sich durch denkende Betrachtung zur Erkenntnis gebracht, dem ist diese innige Wechselbeziehung eine Thatsache unmittelbaren Bewusstseins, die sich ihm, auch ohne dass er viel darüber nachgrübelt, mit unbestreitbarer Gewissheit herausstellt. Es ist daher, um dieses beiläufig zu erwähnen, eine irrthümliche mit der Starrheit mittelalterlicher Askese zusammenhängende Anschauung, Geist und Körper wie einen gewaltsam in sich verbundenen Widerspruch zu betrachten, so dass man nur in dem Masse zu einer geistigen Freiheit gelangen könne, als man die sinnliche Natur vernichte. Der Geist würde also nur auf Kosten der leiblichen Existenzweise gebildet werden können, und jeder Genuss der sinnlichen Natur, auch der reinste, wäre schon eine Versündigung an der höheren. Die Läuterung und Veredelung des natürlichen Menschen hat aber auch

ihr Mass, ihre Grenze, über die sie nicht hinausgehen darf, ohne zur Unnatur zu werden. Sie darf nicht bis zur Selbstvernichtung des sinnlichen Menschen sich steigern, so sehr auch der Gedanke sich empfindet, jene Abhängigkeit von der Natur auf das Minimum zu reducieren. Forderungen, wie sie z. B. Tauler in völlig consequenter Weise an den durch den Glauben Wiedergeborenen stellte, konnten allerdings in dem reichquellenden Gemüte eines gottbegeisterten Mannes entstehen. Man kann sie bewundern und denjenigen von ferne selig preisen, der mit einer so heroischen Weltentsagung und Selbstverleugnung sich dem Höchsten zum Opfer bringt; aber jene Forderungen beruhen dennoch auf einer Täuschung; sie sind eine kühne Abstraktion von der Erhebung einzelner Momente, wie sie nur selten in erhöhter Seelenstimmung sich bilden, auf ein Leben, welches Gott in die innigste Beziehung zur Welt und zu dem Menschen gesetzt und das von diesen pflichtmässigen Beziehungen sich nicht losreissen darf. Sind wir nicht alle ins Leben hineingestellt, gemäss eigentümlicher Begabung in irgend einer Weise berufen, die Probleme des Lebens lösen zu helfen und unsern Platz in der gesellschaftlichen Ordnung zu behaupten? Und bedarf es nicht auch meistens einer noch ungebrochenen Körperkraft, einer Lebensfrische der sinnlichen Natur, um der nächsten Obliegenheit, durch Pflicht und Gewissen geboten, treu zu genügen? Taulers Gedanke ist gross, aber weder vor der erleuchteten Vernunft gerechtfertigt, noch durch das christliche Princip geheiligt; in seiner folgerechten Durchführung kann er nicht bauen und bilden, sondern nur entmutigen und zerstören.

Es giebt eine zur seligen Vollendung führende Himmelsleiter, deren Fuss Gott in menschliche Neigungen, in zärtliche Gefühle, in die Empfindungen heiliger Liebe gesetzt hat, durch welche die Seele immer höher und höher steigt und sich immer mehr veredelt, bis sie dem bloß Irdischen und rein Menschlichen allmählich entwächst und, zu höheren Idealen sich aufschwingend, in das Ebenbild des Göttlichen übergeht. Auf der äussersten Höhe dieser Leiter, an der Schwelle des Paradieses, glänzt in krystallreiner blendender Schöne jener himmlische Grad, wo die Seele sich selbst nicht mehr kennt und, in die Wonne göttlicher Liebe versenkt, ihre ersuchte Verklärung feiert. Tief unter ihr verdämmert die Erdenwelt mit dem tausendfachen Reichtum ihrer

Gestalten, und durch die geöffneten Pforten der Unermesslichkeit sieht sie die Sternenehöre ferner Welten in ewiger Klarheit wandeln. Diese höchste Stufe, diese heilige Höhe, welche vielleicht nur wenige auserwählte gottbegnadigte Seelen vollkommen erreichen, hat sie nicht die ganze ihr vorangehende Stufenleiter der Vervollkommnung zu einer notwendigen Voraussetzung? Hat nicht die ewige Weisheit zu ihrer glücklichen Erlangung jede reine menschliche Beziehung des irdischen Daseins geheiligt, die innere Welt des Geistes ihr entsprechend organisiert und in dem Saitenspiel des ewig ruhlosen Herzens jedem Accord seine Berechtigung gegeben, weil keiner fehlen darf, wo alle Kräfte, alle Gefühle, alle Ahnungen und Vorempfindungen zu einer seligen Harmonie sich vereinigen sollen? Und hätte alles Schöne und Herrliche, das sich trotz der vielen Missklänge immer noch in der unabschbaren Fülle eines reich entwickelten Lebens jedem scharfblickenden Auge auseinanderlegt, gar keinen Bezug zu dem ewigen Jenseits, keinen Zusammenhang mit jenen höheren Existenzformen, deren ätherische Schönheit wie ein seltenes Glanzgestirn die dunklen Nächte des Glaubens durchstrahlt und wie ein Paradieseszauber die stille Traumwelt liebeseliger Hoffnung verklärt? Es giebt unleugbar eine falsche, eine unberechtigte Verschmähung der Erde, eine überspannte Beschäftigung mit überirdischen Dingen, welche die irdischen Wohlthaten der göttlichen Vorsehung nicht zu genießen, nicht zu benutzen versteht und den unermesslichen Spuren des Göttlichen gleichsam mit geschlossenen Augen aus dem Wege geht, nur nach dem höchsten Ziele blickend und jede Vermittelung verschmähend. Wer diese einseitige Weltanschauung durch Abstraktion in den Begriff einer sittlichen Forderung bringt, der schliesst jede Beziehung zur menschlichen Gesellschaft aus, der vernichtet die sinnlichen Gaben und ertötet die menschliche Natur, wozu doch keiner berechtigt ist. Das Christentum reisst ja den Menschen nicht aus den Verhältnissen heraus, in welchen er sich durch Geburt, Erziehung und göttliche Fügung der Umstände befindet, sondern es lehrt ihm, dieselben aus einem neuen Gesichtspunkte zu betrachten, alle in der menschlichen Natur gegründeten sittlichen Lebensverhältnisse im Geiste einer neuen Gesinnung zu behandeln.

Das von Dampf und Elektrizität getriebene Leben, welches die Erfahrungen und Erlebnisse einer rastlosen Bewegung und

Vielgeschäftigkeit aus allen Ländern und zu jeder Stunde des Tages in sich aufnimmt und weiter entwickelt, drängt so unaufhaltsam zu immer neuen realistischen Gestaltungen, dass nur sehr wenige noch Lust und Neigung verspüren, den idealen Realitäten die notwendige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Eine gesunde Lebensauffassung hält jedoch, ohne den realen Boden unter den Füßen zu verlieren, an jenen Idealen fest, ohne welches es keine sittliche Würde des Menschen, keinen ethischen Adel der Gesinnung giebt. In unserer durch verworrene Begriffe und Thatsachen, durch staats- und kulturfeindliche Agitationen mannigfach bewegten und erregten Zeit, in welcher die Fesselung des weiterstrebenden Gedankens durch die Principien abgelebter Systeme unmöglich geworden, handelt es sich nicht um abstrakte Verstandesbegriffe traditioneller Überlieferung, sondern um Überzeugungen aus Ideen und Vernunft Einsicht, die eine geistvertiefte Selbsterkenntnis zur Voraussetzung haben. Die Entscheidung bezüglich der wichtigsten Zeitfragen kann in letzter Instanz nur eine geistige sein; deshalb bedarf es einer verständnisvollen Zusammenfassung aller intellektuellen und ethischen Kräfte, um in den weitesten Bildungskreisen einen gesicherten Wahrheitsboden für die höheren Interessen zu gewinnen. Wenn energievoll gesinnte Männer der Wissenschaft und charaktervolle Vaterlandsfreunde von echt deutscher Gesinnung sich in grösserer Zahl zu diesem Zwecke vereinigen, im gemeinsamen Wirken und Schaffen sich in selbstloser opferwilliger Hingebung gegenseitig fördern und unterstützen, dann kann Deutschland seine providentielle Mission für die allgemeine Weltkultur und die christliche Religion nicht verlieren. Wir dürfen vielmehr um so glaubensmutiger und zuversichtlicher in der Abenddämmerung des neunzehnten Jahrhunderts einer neuen Weltperiode entgegensehen.

Pestalozzi und Comenius.

Eine vergleichende Betrachtung ihrer sozial-politischen und religiös-sittlichen Grundgedanken.

Von **Karl Melchers**, Reallehrer in Bremen.

Unter den Geistesverwandten des Comenius, deren Andenken zu pflegen unsere Gesellschaft sich zur Aufgabe gemacht hat, steht Johann Heinrich Pestalozzi mit in erster Linie.

Diese Geistesverwandtschaft hat unter anderem darin deutlichen Ausdruck gefunden, dass ersterer häufig der „Comenius des 18. Jahrhunderts“, letzterer, beispielsweise von L. Kellner, der „Pestalozzi seiner Zeit“ genannt worden ist.

Dabei hatte man vorzugsweise, wenn nicht gar ausschliesslich, die epochemachende Schulreformthätigkeit beider im Auge. Und offenbar liegen ja ihre Hauptverdienste auf pädagogischem Gebiete. Comenius und Pestalozzi sind die Begründer des neueren Schul- und Erziehungswesens — in dieser Thatsache gipfelt ihre gemeinsame kulturhistorische Bedeutung. Aber weder der eine noch der andere beschränkte sich einseitig auf seine schulmännische Wirksamkeit. Wie Comenius nicht bloss Pädagoge, sondern auch Theologe, Philosoph und Philologe war, so hat Pestalozzi wie in der Pädagogik, so auch auf dem Felde der Sozialpolitik Hervorragendes geleistet. Dieser weitere Gesichts- und Wirkungskreis beider Männer ist natürlich ihren pädagogischen Bestrebungen zu gute gekommen, insofern diese auf der klaren Erkenntnis beruhen, dass die Entwicklung der Volksbildungsfrage in engster Wechselbeziehung zu allen anderen Verhältnissen des Lebens steht. Was P. Natorp¹⁾ von Pestalozzi sagt, gilt in gleicher Weise von Comenius, nämlich dass er das Problem der Erziehung nicht isoliert auffasste. Die Aufgaben der Volkserziehung erwachsen beiden aus der tiefen Auffassung des Elends des Volks und ihren Nachforschungen über dessen Ursachen, und so vertieft sich ihre Pädagogik zu einer grossen Ansicht des menschlichen individuellen und sozialen Lebens.

Eine Vergleichung der Reformideen unserer Grossmeister auf pädagogischem Gebiete, die wir hier als im wesentlichen bekannt annehmen dürfen, setzt deshalb eine Darlegung ihrer sozial-politischen und religiös-sittlichen Grundanschauungen voraus.

¹⁾ P. Natorp, Pestalozzi's Ideen über Arbeiterbildung und soziale Frage. Deutsche Warte, Aprilheft 1894.

Um zunächst für einen Vergleich in sozial-politischer Beziehung festen Boden zu gewinnen, vergegenwärtigen wir uns den allgemeinen kulturhistorischen Hintergrund, auf dem sich die in Betracht kommenden Persönlichkeiten bewegt haben.

Beide gehören Zeiten an, die durch schwere soziale Übelstände, arge politische Wirren und grosse weltgeschichtliche Kriegsergebnisse gekennzeichnet sind.

Wie Comenius' Laufbahn von den Stürmen des dreissigjährigen Krieges und der schwedisch-polnischen Streitigkeiten bewegt, sowie von der englischen Revolution beeinflusst wurde, so griffen in Pestalozzi's Leben die von Frankreich aus sich fast über das ganze übrige Europa verbreitenden revolutionären Strömungen bedeutungsvoll ein.

Die reformatorischen Bestrebungen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts hatten ihre Aufgabe, die mittelalterlichen Fesseln zu sprengen, die Welt von geistlicher und weltlicher Knechtschaft zu erlösen, nicht vollständig zu erfüllen vermocht. Auf religiösem Gebiete machte sich nach der Gegenreformation auch unter den Protestanten eine engherzige Rechtgläubigkeit breit; wo man die Herrschaft des römischen Papstes gestürzt, setzte nun an ihre Stelle den „papiernen Papst“, vor dem einst Luther selbst gewarnt hatte. In politischer Beziehung aber folgte dem Reformatorenzeitalter die Periode des Absolutismus, in welcher die herrschenden Kreise es verschmähten, den Bedürfnissen und Wünschen des dritten und vierten Standes billiges Gehör zu schenken. Somit ergiebt ein Überblick über den 150jährigen Zeitraum, der Pestalozzi von Comenius trennt, dass alles das zu thun versäumt wurde, was die furchtbare Katastrophe gegen Ende des 18. Jahrhunderts, deren Zeuge ersterer war, hätte abwenden können.

Die weltgeschichtlichen Ereignisse ihrer Zeit spiegeln sich sowohl im persönlichen Lebensgange als auch in den schriftstellerischen Werken beider wieder; sie waren massgebend für die Gestaltung ihrer Welt- und Lebensanschauung, bestimmend für ihre kulturellen Bestrebungen.

Als Comenius in das öffentliche Leben eintrat, herrschte überall Hass und Verfolgung, Verketzerung und Zerstörung. Bald nachdem der dreissigjährige Krieg begonnen hatte, im Jahre 1623, schilderte er im „Labyrinth der Welt und Paradies des Herzens“ die kläglichen Zustände Europas in lebhaften Farben: nichts als Verwirrung und Zerrüttung, Falschheit und Betrug, Angst und Elend. Der Religionskrieg schlug die bisherigen Formen des Staates, der Kirche und der Schule in Trümmer; Deutschland drohte in einen Zustand sittlicher Verwilderung zu verfallen. Aber so entsetzliche Folgen der Krieg auch mit sich geführt hat, in manchen Stücken mag es vorher und nachher doch noch schlimmer als während desselben gewesen sein. Der mächtige Druck, welchen die herrschenden Mächte der ver-

schiedenen Konfessionen auf das geistige Leben ausübten, und ebenso der vor und nach dem Kriege für alle Niederen so demütigende scharfe Unterschied der Stände ist gerade während der Kriegszeit gemildert worden.¹⁾ — Die Verquickung politischer Interessen mit den religiösen führte bekanntlich im Laufe des Krieges endlich dazu, dass jene die Oberhand gewannen: Deutschland zerfiel in ebenso viele Einzelstaaten, als das Jahr Tage zählt, die den Fürsten eingeräumte selbständige Stellung machte eine einheitliche starke Kaisermacht ganz hinfällig, und so trat unser Vaterland, welches im Mittelalter eine beherrschende Stelle behauptet hatte, die Führung in Europa an Frankreich ab.

In Pestalozzis Jünglingsjahren lastete auf grossen Teilen Deutschlands ein schwerer politischer Druck. Hatten die Souveränitätsrechte der Einzelfürsten die oberste Leitung des Ganzen beeinträchtigt, so machte sich auf kirchlichem Boden der Klerikalismus beider Kirchen zum Verbündeten des Feudalsystems. Die dadurch heraufbeschworene Opposition aber lenkte den deutschen Geist auf die Gebiete der Kunst und Wissenschaft, wie auch der Industrie, und die unsterblichen Schöpfungen jener in der Weltgeschichte einzig dastehenden Zeit, wo die Geistesheroen als strahlende Vorbilder für alle Zeiten auf allen Gebieten geistigen Lebens auftraten, trugen wesentlich zu dem geschichtlichen Verlaufe bei, in welchem sich eine Ungestaltung auch der äusseren rechtlichen und politischen Formen in der Gesetzgebung und Verfassung vollzog.²⁾

Was im besonderen das Heimatland Pestalozzis betrifft, so belehren uns seine eigenen Schriften über die traurigen politischen und sozialen Verhältnisse, die dort am Ende des vorigen Jahrhunderts bestanden. War in Comenius' Zeit die Kleinstaateri und Willkürherrschaft bitter zu beklagen, so musste Pestalozzi mit Schmerzen erfahren, wie sein heissgeliebtes Schweizerland in eine Menge kleiner Republiken zersplittert war, in denen der Eigennutz einzelner „den Meister spielte“, während die grosse Masse des arbeitenden Volkes in Not und Elend lebte. Zahlreiche aristokratische Geschlechter übten hier einen ebenso schweren und verderblichen Druck auf die niederen Volksschichten aus, wie in Frankreich und Deutschland der Despotismus der Fürsten. Unter leidenschaftlichen Parteifehden, verworrenen Rechtsverhältnissen und jämmerlichen materiellen Zuständen war das Volk in eine so erschreckliche Unwissenheit und sittliche Roheit versunken, dass die Schilderungen derselben, welche H. Morf in Winterthur³⁾, der gründlichste Forscher und Kenner Pestalozzis und seiner Zeit, mitteilt, fast ungläublich erscheinen.

Die vielgepriesene alte Volksfreiheit der Schweizer gehörte längst der Vergangenheit an. Als einst der junge Pestalozzi seinem

¹⁾ Roscher, Geschichte der Nationalökonomie.

²⁾ L. W. Seyffarth, Pestalozzis sämtliche Werke.

³⁾ H. Morf, Zur Biographie Heinrich Pestalozzis.

Oheim Dr. Hotze von freien Schweizer Bauern sprach, wies dieser ihn mit den Worten zurück: „Sprich nicht von freien Schweizer Bauern; sie sind mehr Leibeigene als in Livland.“ Verschwunden war der in der Tellsage sich offenbarende Freiheitssinn, die Wahrheitsliebe eines Zwingli, die altvaterländische, gute Gesinnung. Die Hütten der Armut drückte der Übermut der Privilegierten, das Landvolk seufzte unter den Gewalthätigkeiten der städtischen Patrizier; selbst den Handel, der von den Landleuten betrieben wurde, versuchten die aristokratischen Kreise auf alle Weise zu beschränken.

Im Kanton Zürich¹⁾ wurde schon das ganze 17. Jahrhundert hindurch in obrigkeitlichen Mandaten bittere Klage geführt über den „unverschämten offenen Gassenbettel“, von dem die Landschaft heimgesucht wurde, und obgleich man mit „mneht und schürpfte“, nämlich durch „Betteljagden“, dieser Landplage zu Leibe ging, dauerte sie in unverminderter Stärke fort.

Dem elenden ökonomischen Zustande des niederen Volkes entsprach der sittlich-religiöse; mit den Klagen über Armut gehen die über den sittlichen Verfall Hand in Hand. Man kämpfte dagegen an, aber nur mit Polizeimassregeln, mit Geldbussen, Züchtigung, Gefangenschaft, öffentlichen Strafreden in der Kirche, Verschicken der starken Mannspersonen, „dem Bettelgesind zum Sehen und Schrecken“, in entfernte Kriegsdienste oder nach Venedig auf die Galeeren, und mit anderen Ehre, Leib und Gut angreifenden Strafen, ja mit der Todesstrafe.

Es ist versucht worden, Comenius im Vergleiche mit dem radikalen Schweizer als einen der konservativen Richtung zugeneigten Politiker hinzustellen. Wohl war Comenius eine besonnene, milde, verständliche Natur, aber nichtsdestoweniger führte er gegen die herrschenden Stände eine sehr geharnischte Sprache, wie er denn überhaupt sozialpolitischen Anschauungen huldigte, die vielen seiner Zeit- und Berufsgenossen geradezu als revolutionär erscheinen mochten.

„Alles ist erfüllt mit Sardapalen“, klagt er, „die sich nicht der Regierung, sondern der Wollust ergeben, mit Nimroden, die ohne Gesetz regieren, oder mit Machiavellisten, die des Gesetzes Kraft mit List vereiteln.“ Er hält es für geboten, dass ein König nur ein Reich und zwar nach dem Grundsätze der durch die Gesetze beschränkten Freiheit regiere, und angesichts der mangelhaften Rechtspflege will er an Stelle des römischen und kanonischen Rechts mit seinen „unendlichen Glossen“ Gerichtsstätten für gütliche Vergleiche eingeführt wissen. Ebenso dringt er auf Anstellung würdiger Beamten, auf geschriebene Gesetze, Erlass einer Armen- und Waisenhausordnung u. s. w. Im „Labyrinth“ geißelt er mit scharfer Satire die Obrigkeiten und den Wehrstand, die Ritter und die Zeitungs-

¹⁾ Dr. H. Morf, Pestalozzi als Begründer unserer Armen-Erziehungs-Anstalten.

schreiber, nicht minder aber auch den Nähr- und Wehrstand und insbesondere die Geistlichkeit und das Gelehrtentum, sofern sie falsche Wege wandelten. Die Tagedieberei und der Kastengeist der Vornehmen, die Üppigkeit der Reichen, die Unnabbarkeit und Herzlosigkeit der Regierenden, „denen ihre Räte räuchern und Augengläser von verschiedener Farbe vorhalten“ — alles das verfällt seinem bitteren Spotte.

Mit der reinsten Vaterlandsliebe hat Comenius einen edlen Weltbürgersinn zu verbinden gewünscht, was überall in dem Denken und Thun des grossen Mannes als vorzüglichster Charakterzug hervortritt. Seine Brüder nennt er alle, die Christi Namen anrufen, „die ganze Nachkommenschaft Adams“, alle, die auf dem weiten Erdkreise wohnen. Sein Lebensziel umfasst die ganze Menschheit: er möchte sie in jedem ihrer Glieder und im ganzen zum Bewusstsein ihrer selbst, ihrer Einheit und Würde bringen und zur dauernden, auf Gottes Willen beruhenden Glückseligkeit führen. „Warum sollten die Menschen sich nicht einigen können?“ fragt er. „Dieselbe Mutter Erde trägt und nährt uns alle, derselbe Himmel deckt uns, dieselbe Sonne mit allen Sternen umleuchtet uns, dieselbe Luft durchweht und belebt, ein Lebenshauch durchglüht uns alle. Wir sind alle Mitglieder einer Welt, — was will uns wehren, in ein Gemeinwesen, unter dieselben Gesetze uns zu sammeln? Und wünschen wir nicht alle eines und dasselbe, nämlich das Beste? Was wehrt uns zu hoffen, dass wir alle ein wohlgeordneter, durch dieselben Bande derselben Wissenschaft, Gesetze und Religion verbundener Verein werden? Hat Gott nicht alle Menschen aus demselben Stoff gebildet, nicht allen das Siegel desselben, nämlich seines Bildes, aufgeprägt? Da die Welt ihrer Natur nach ein Ganzes ist, warum sollte sie es nicht auch geistlich werden? Ist doch allen Menschen ein und dieselbe Natur gemeinsam, finden wir doch überall gleichwirkende Kräfte der Sinne, des vernünftigen Denkens, Wollens und Begehrens, dasselbe Handeln und Leiden, und uns alle beherrscht derselbe Gott! Wie aber dem kränkelnden menschlichen Körper ein allgemeines Heilmittel darzubieten ist, anstatt eine Salbe allein auf den Fuss oder in die Seite zu legen, so sollen auch unsere Wünsche sich richten auf eine geistige Vereinigung des ganzen Menschengeschlechtes!“

Diesem erhabenen Ziele hat Comenius seine besten Kräfte geweiht. Selbst seinen didaktischen und philosophischen Arbeiten schwebten die Friedens- und Einheitsbestrebungen als Endziel vor: durch eine gleichmässig wirkende Methode hoffte er eine gleichmässige Bildung unter den Völkern und auf Grund derselben ein leichteres Verständnis zwischen den verschiedenen Nationen und Religionen, Friede und Seligkeit auf Erden anbahnen zu können. Wie die Politik nur das zu beschliessen habe, was die allgemeine Wohlfahrt fördert, so dürfe in der Philosophie nichts anderes gelehrt werden, als was unbestrittene Wahrheit ist, und in der Anbetung

des einigen Gottes solle die Menschheit das Gefühl einer weltumfassenden Religionsgemeinschaft gewinnen.

Was Pestalozzis politische Anschauungen betrifft, so sind als Zeugnisse dafür zwei Selbstbekenntnisse hervorzuheben. In einem Briefe an seine Brant finden wir die Erklärung, er werde das Unglück des Volkes und seiner Freunde immer wie sein eigenes ansehen, und, um das Volk zu retten, Weib und Kind darob vergessen können, und von seinem Schüler Henning wissen wir, dass Pestalozzi einst äusserte, die Vaterlandsliebe und die Rechte der unterdrückten Partei hätten in seinen Jünglingsjahren seine Brust auf das mächtigste bewegt. Selbst noch als alter Mann, erzählt Henning, sprach Pestalozzi mit Bitterkeit über die „gnädigen Herren“ in Zürich.

Mit scharfer Feder greift Pestalozzi die herrschenden Klassen wegen ihrer Gleichgültigkeit gegen das Wohl und Wehe der unteren Stände an, besonders des Landvolkes. Wie er sich in seinen „Nachforschungen“ gegen den damaligen Despotismus sowie gegen die Selbstsucht der Geistlichen und Gelehrten und nicht weniger gegen die Verirrungen des dritten und vierten Standes wendet, so offenbart er u. a. in der zuerst von L. W. Seyffarth veröffentlichten Schrift „Über die Ursachen der Revolution“, dass die Ideen, welche die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts so lebhaft bewegten, auch seine ganze Seele erfüllten. Was Wunder, dass er sich dem Illuminatenorden anschloss, der Aufklärung und Förderung des Menschenwohls auf seine Fahne geschrieben hatte, und sogar ein Haupt dieses Bundes gewesen ist, bis er, die Kehrseite dieser Bestrebungen erkennend, sich zurückzog. Als er im Jahre 1803 von seinen Mitbürgern zum Abgeordneten gewählt wurde, um in Paris wegen des Sturzes der alten schweizerischen Regierung Vorstellungen zu machen, da wagte er, in einer Audienz dem Consul Bonaparte eine Denkschrift über die Gesetzgebung Helvetiens zu überreichen und frei und offen für Freiheit, Wahrheit und Recht zu sprechen. Auch seine Pläne für Verbesserung der Volkserziehung erlaubte er sich bei dieser Gelegenheit vorzubringen, worauf aber Bonaparte, der eben im Begriffe war, sich die Krone Frankreichs aufzusetzen, ausweichend antwortete, dass er nicht Zeit habe, sich um das Lehren des ABC zu kümmern.

Pestalozzi stand bei allen politischen Bewegungen in seinem Heimatlande treu auf Seiten des Volkes. Das zog ihm den Hass und die Verfolgung der Bevorrechteten zu, welche nicht geneigt waren, von ihren Privilegien zu lassen, und je nach der Parteifärbung zeigten die öffentlichen politischen Blätter seinen Unternehmungen Zuneigung oder Hass. Als es sich 1802 um die Einführung einer neuen Verfassung handelte, streute man gegnerischerseits aus, er sei schuld daran, dass die Franzosen im Lande seien, und sagte öffentlich, man werde ihn bei erster Gelegenheit totschiessen.

Der jakobinischen Richtung, die sich auch in Schweizerlande geltend zu machen suchte, war Pestalozzi entschieden feind. Trotzdem haben ihn aber seine Gegner als einen Revolutionär hinzustellen versucht. „Aber bei Gott,“ sagt der Justizrat von Türk in seinen Briefen aus Münchenbuchsee, „ein Revolutionär war er nicht. Ebenso sehr, als er den Despotismus der Mächtigen hasste, ebenso sehr und noch mehr verabscheute er jenen Zustand der Ordnungs- und Gesetzlosigkeit, den man anderseits unter dem verführerischen, schon oft so schändlich missbrauchten Namen der Freiheit so gerne herbeiführen möchte. Wer die Menschheit in den Menschen liebt und achtet, wem die Rechte der Menschlichkeit heilig und unverletzlich sind, wer den Mut hat, seine Gefühle in dieser Hinsicht laut auszusprechen . . . , wer endlich für sich nichts will, sondern nur für die Brüder, wer sein ganzes Leben nicht seinen eigenen Vorteilen, nicht einer Partei, sondern einzig und allein der Sache der Menschheit widmete, ohne dass er hoffen durfte, dafür etwas anderes als Undank, Missgunst, Verfolgung zu ernten, sollte solch ein Mann wohl Gesetzlosigkeit, Widersetzlichkeit gegen bestehende Verfassungen wollen können? Wird er nicht vielmehr den Menschen Achtung gegen dieselben einzuflössen suchen? Er wünscht den Menschen zum fleissigen, thätigen, rechtschaffenen Staatsbürger zu bilden, der sich seiner Kraft und des dadurch zu erreichenden Wohlstandes, seiner Menschenwürde und seiner Menschenrechte, seiner Ansprüche auf den Schutz der Gesetze, auf Sicherheit seines wohl erworbenen Eigentums — Sicherheit im weitesten Sinne des Wortes — deutlich bewusst ist.“ — Wohl nahm Pestalozzi das ihm von der Assemblée Constituante verliehene französische Ehrenbürgerrecht an, aber grundsätzlich hasste er alle Revolutionen und hat auch bei den grössten Versuchungen dazu in gewissen Zeiten nie einen Schritt dafür thun wollen.¹⁾ „Ich nahm,“ bekennt er, „die ganze Revolution von ihrem Ursprunge an für eine einfache Folge der verwahten Menschennatur und achtete ihr Verderben für eine unausweichliche Nothwendigkeit, um die verwilderten Menschen zur Besonnenheit in ihren wesentlichen Angelegenheiten zurückzulenken. — Ohne Glauben an das Äussere der politischen Form, die sich die Masse solcher Menschen selber würde geben können, hielt ich einige durch sie zur Tagesordnung gebrachte Begriffe und rege gemachte Interessen für schieklich, nie und da für die Menschheit etwas wahrhaft Gutes anzuknüpfen.“ „Aber bei allen Revolutionen — so lässt Pestalozzi den Junker „Arner“ in seinem „Lienhard und Gertrud“ sagen, wird das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Man hat Recht, den Tempel des Herrn zu reinigen, aber man fühlt jetzt schon, dass man im Eifer seine Mauern zerstossen hat, und man wird zurückkommen und die Mauern wieder aufbauen.“

Seine Jugendzeit hatte ihm eine aussergewöhnliche Vorschule für den Kampf gegen verderbliche Faktoren des öffentlichen Lebens

¹⁾ Ewald, Geist der Pestalozzianischen Bildungsmethode. Bremen 1804.

dargeboten. In Zürich gab es damals vielfache Gelegenheit zu politischer Schulung. Unter seinen Lehrern übte namentlich Bodmer, für Freiheit und Recht des Volkes begeistert, eine nachhaltige Wirkung auf Pestalozzi aus. Noch mehr beeinflusste ihn die Lektüre von Rousseaus „Emil“, dem „Evangelium der Natur“. Sein im höchsten Grade „unpraktischer Traumsinn“, so sagt Pestalozzi selbst, wurde von diesem ebenso im höchsten Grade „unpraktischen Traumbuche“ enthusiastisch ergriffen, denn er verglich die Erziehung, die er „im Winkel“ seiner mütterlichen Wohnstube und auch in der Schulstube genossen hatte, mit dem, was Rousseau für die Erziehung seines Emil aussprach und forderte, und die Hauserziehung, sowie die öffentliche Erziehung aller Welt und aller Stände erschien ihm unbedingt als eine verkrüppelte Gestalt, die in Rousseaus hohen Ideen ein allgemeines Heilmittel gegen die Erbärmlichkeit ihres wirklichen Zustandes finden könne und zu suchen habe. Er verehrte Rousseau als den begeisterten Anwalt der heiligen Menschenrechte, und das von demselben neubelebte, idealistisch begründete Freiheitssystem erhöhte in ihm das Streben nach einem grösseren segensreichen Wirkungskreise für das Volk. Schon während seiner Studienzeit versuchte Pestalozzi dem allgemeinen Volkswohle zu dienen, indem er sich mit gleichgesinnten Genossen, Lavater an der Spitze, zur Bekämpfung von Ungerechtigkeiten vereinigte, deren man Beamte in der Ausübung ihres Berufes beschuldigte. Man legte aber den jungen Patrioten, die als Mitglieder der von Bodmer gegründeten „helvetischen Gesellschaft zur Gerwe“ ihre Absichten in einem moralischen Wochenblatte, dem „Erinnerer“, kundgaben, zur Last, dass sie bliesen, was sie nicht brenne, und Pestalozzi musste seine Beteiligung an solch modernem Fehmgerichte mit drei Tagen Arrest büssen.

In der neuen Verfassung der Schweiz vom Jahre 1798 war die Aufklärung als eine der wichtigsten Grundlagen des öffentlichen Wohles und die moralische Veredelung der menschlichen Gesellschaft als eine Hauptaufgabe hingestellt. Stapfer, der Minister für Kunst und Wissenschaften, richtete sein Hauptaugenmerk darauf, die Presse in den Dienst der Volksaufklärung zu stellen, und versprach sich von derselben eine bedeutende ethische und politische Wirkung. Durch seinen „Zuruf an die Bewohner der vormaligen demokratischen Kantone“ und sein „Wort an die gesetzgebenden Räte“ machte sich Pestalozzi gleich beim Beginn der neuen Ordnung der Dinge zum Wortführer dieser Bestrebungen und war bis zu seiner Übersiedelung nach Stanz Redakteur des helvetischen Volksblattes, als welcher er die Versuche unterstützte, durch gesetzgeberische Massnahmen und national-ökonomische Verbesserungen eine Reform der Gesellschaft im grossen herbeizuführen. Hinsichtlich der volkswirtschaftlichen Reformpläne ging Pestalozzi, wie Mann¹⁾ in seiner Biographie bemerkt, von den physiokratischen Ideen des Franzosen Quesnay aus. Dass er in

¹⁾ Fr. Mann, J. H. Pestalozzis ausgewählte Werke. 1893.

politischen Dingen Gleichberechtigung aller Stände forderte', braucht kaum ausdrücklich vermerkt zu werden. Wenn er von höheren und niederen Ständen redet, so bequemt er sich einfach dem Sprachgebrauch an, ohne damit feudale oder reaktionäre Vorstellungen zu verbinden. Er dringt freilich entschieden darauf, wie weiterhin des Näheren dargelegt werden wird, dass das junge Geschlecht durch den ganzen Ton und Zuschnitt der Erziehung in die gegebenen Formen des menschlichen Daseins hineingebildet werde, aber er erkennt keine Rangordnung der Stände im öffentlichen Leben an.¹⁾ So notwendig ihm eine Sonderung der Gesellschaftskreise in der Erziehung zur Entstehung kräftiger, in beruflichen Neigungen und Fähigkeiten stark ausgeprägter Individualitäten erscheint, für so wünschenswert hält er ein Zusammengehen und Zusammenwirken der fertigen Individualitäten, und um so nachdrücklicher tadelt er „eine harte und unnatürliche Sonderung der wissenschaftlich gebildeten und der ohne wissenschaftliche Kultur durchs Leben gebildeten Menschen“. . . . „Die wissenschaftlichen Weisen sollen mit den Weisen des Lebens Hand in Hand schlagen Denn die Gebildeten von beiden Klassen gehören der Natur und der bürgerlichen Ordnung gemäss zusammen.“ Der Stand ist ihm nur das „äusserliche Kleid“ der Menschlichkeit und bedingt nach seinem Dafürhalten weder den Wert, noch — das Glück der Menschen. Eben darum beklagt er auch den „Studentenmelé“ seines Zeitalters, welcher viele Menschen ohne inneren Beruf aus ihrer angestammten Lebenssphäre hinaustreibe.

So haben Comenius und Pestalozzi die unter sich ähnlichen politischen und sozialen Schäden ihrer Zeit in aller Schärfe erkannt, bitter beklagt, mit edlem Freimuth gerügt, und sind in gleich volksfreundlichem Sinne für die Beseitigung der bestehenden gesellschaftlichen Missstände thätig gewesen.

Beide hatten ein warmes Herz für des Volkes Wohl und Wehe; ihre Handlungen tragen den Charakter des Wohlwollens gegen die Menschheit im allgemeinen und gegen die einzelnen, ganz besonders gegen die Armen und Niedrigen. Es ist die altruistische, d. h. die nicht auf das eigene, sondern auf das fremde Wohl gerichtete Lebensauffassung, welche bei dem einen wie bei dem andern sowohl den Grundgedanken für die persönliche Wirksamkeit wie die Grundlage ihrer Pädagogik bildet.

Bei einem Manne mit so tiefem Geistes- und Gemütsleben wie Comenius erscheint es selbstverständlich, dass er sich angesichts der Not seiner Zeit ernstlich mit der Lösung der sozialen Frage als Volksbildungsfrage beschäftigte. Ebenso wie Pestalozzi hat er mit klarem Blick die Wurzel des sozialen Elends erkannt: nur durch eine gute Schulbildung, an welcher die ganze Jugend der Nation

¹⁾ Dr. Theodor Wiget, Pestalozzi und Herbart, Inauguraldissertation 1891.

teilnehme, könne solehem Zustande abgeholfen werden. Comenius tritt in die Fusstapfen des grossen Sozialisten Sebastian Franck, der, gleich ihm eine tief religiös angelegte Natur, die Liebe und Milthätigkeit gegen alle Mitmenschen predigte und sich, alle persönlichen Rücksichten ausser acht lassend, in den Dienst des Ganzen stellte.

„Wer als Mensch geboren ist,“ so hören wir weiter von Comenius, „der ist zu demselben Hauptzweck geboren, dass er ein Mensch sein soll, d. h. ein vernünftiges Geschöpf, das über die andern Geschöpfe herrscht, dem das Bild des Schöpfers aufgeprägt ist.“ Dass bei Gott kein Ansehen der Person gilt, hat er selbst wiederholt bezeugt. Alle Menschen sollen denselben Zielen der Weisheit, Sittlichkeit und Frömmigkeit entgegengeführt werden. Hierin einen Unterschied zu machen, verbietet schon der Umstand, dass wir nicht wissen können, für welche Lebensstellung die göttliche Vorsehung diesen oder jenen Menschen bestimmt hat.

Seine in Patak gegründete Schule beherrschte das Prinzip der Gleichberechtigung. Viele Eltern waren ungehalten über Einrichtungen, nach denen die Kinder der Reichen denen der Armen gleich gestellt waren, gleichwie manchen Herren der demokratische Charakter der Pestalozzischen Anstalt in Iferten bedenklich erschien. Dem Fürsten von Siebenbürgen, Georg Rakoczy, widmete Comenius eine Schrift über Volkswohlfahrt. Wie er die Arbeit ehrte, bewies er u. a. dadurch, dass er in Fulnek seinen Brüdern Anleitung zur Bienenzucht gab und ihnen bei Verbesserungen in der Landwirtschaft mit Rat und That hülfreich zur Seite stand. Gindely sagt von ihm: „Comenius hatte etwas wahrhaftig Patriarchalisches an sich; eine tiefe sittliche Würde, eine Einfachheit ohnegleichen, eine stete Dienstfertigkeit und ein gutes, das Elend der Armen mitfühlendes Herz.“ Liebe deinen Nächsten wie dich selbst; lass dich herab zu den Nächsten, so tief du kannst, weich bei fremder Not, hart bei der eigenen — diese Mahnung des Comenius hat er selbst in erhabenster vorbildlicher Weise erfüllt.

Mehr noch als Comenius richtete Pestalozzi seinen Blick auf die unteren Stände. Ihn jammerte des Volks. „Schon lange, ach! seit meinen Jünglingsjahren,“ so äussert Pestalozzi selbst, „wollte mein Herz wie ein mächtiger Strom einzig und einzig dem Ziele zu, diese Quelle des Elends zu stopfen, in das ich das Volk um mich her versunken sah.“ Einen bedeutenden Einfluss auf seine menschenfreundlichen Bestrebungen hat man ohne Zweifel auch seinem Grossvater, dem ehrwürdigen Pfarrer von Höngg, zuzuschreiben. Dort auf dem Lande sah das Züricher Stadtkind das Elend der Fabrikbevölkerung, ihre Armut, ihre leibliche und geistige Verkommenheit, ihr sittliches Verderben. Frische muntere Kinder mit roten Wangen und kräftigen Gliedern fand Pestalozzi ein Jahr nach ihrem Eintritte in die Fabrik kraftlos, bleich und hager. Schon damals fasste er den Vorsatz, den Armen ein Retter zu werden, und schon damals

sog er auch jene Bitterkeit gegen die höheren Schichten der Gesellschaft und besonders gegen die Begüterten ein, die in allen seinen Schriften hervortritt.¹⁾

Nachdem Pestalozzi auf seinem Gut Neuhof den „ganz vollen Becher“ des Elends hatte leeren müssen, schrieb er 1781 nach dem Vorbilde von Marmontels „Contes moraux“ das Meisterwerk seines Lebens: „Lienhard und Gertrud“, und bis 1798 flossen ausserdem aus seiner Feder folgende Schriften: Abendstunden eines Einsiedlers; über die Aufwandgesetze; ein Schweizerblatt; Christoph und Else; über Gesetzgebung und Kindermord; Figuren zum ABC-Buch; Fabeln; Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts.

Soziale Missstände sind es gewesen, die Pestalozzi zum Pädagogen gemacht haben. In „Lienhard und Gertrud“ stellt er den Zustand des Volkes dar, so wie er ihn aus unmittelbarer Erfahrung kennen gelernt hatte, und es ergeben sich für ihn aus dieser Darstellung von selbst die Mittel, durch welche eine wahrhafte Verbesserung möglich erscheint. Das Werk, für welches ihm die Königin Luise „im Namen der Menschheit“ dankte, schildert in trefflichster Weise, wie Segen und innerer Friede wesentlich der Lohn treuer Arbeit und tugendhaften Lebenswandels, innerer und äusserer Verfall aber die notwendige Folge des Müssiggangs und der Unsittlichkeit sind, und dass ein edles Familienleben die Grundlage für bessere Zustände in Schule und Gemeinde, Staat und Gesellschaft bildet.

Aber die Erziehung ist nicht das einzige Mittel zur Erreichung seines Zweckes, eine völlige Erneuerung des Volkslebens auf sittlicher Grundlage herbeizuführen. Wie vielumfassend seine Bestrebungen für Volkswohl und Volksbildung waren, wie weit sie in das Gebiet des sozialen Lebens überhaupt, in die Politik und Nationalökonomie hineinreichten, davon giebt „Lienhard und Gertrud“ das beste Zeugnis. „Es ist eine falsche Voraussetzung, wenn man den Ruhm, den Pestalozzi aus „Lienhard und Gertrud“ geerntet hat, einseitig seinen dort niedergelegten Gedanken über Jugenderziehung zuschreibt. Es waren vielmehr seine volkswirtschaftlichen Pläne, welche vorzugsweise die Aufmerksamkeit auf ihn lenkten, während seine pädagogischen Vorschläge zunächst weit weniger beachtet wurden. Aber doch waren jene unumfassenden Bestrebungen auch für Pestalozzis späteres pädagogisches Denken bedeutsam; sie verliehen seiner Pädagogik Charakter und Richtung.“²⁾ „Lienhard und Gertrud“ und die „Nachforschungen“ sind unmittelbar vor und nach dem Ausbruche der französischen Revolution, die ja im Grunde eine soziale war, entstanden und spiegeln den Eindruck dieser grossen Zeit auf das empfängliche Gemüt Pestalozzis getreu wieder. Sein „Schweizerblatt“ ist ebenfalls nicht sowohl eine pädagogische, als vielmehr eine sozialpolitische Wochenschrift mit der

¹⁾ Dr. Schneider, Pestalozzi und Rousseau.

²⁾ H. Morf.

vorwiegenden Tendenz, für eine bessere Lage des Volkes zu wirken. Frei und offen sagt er den höheren Ständen die Wahrheit. Mit allem Eifer ging er gegen das Finanzsystem, insofern es dem armen Manne die Staatslasten aufbürdete, vor. — Pestalozzi schrieb Abhandlungen über die Gefahren, welche in dem „trügerischen Flor des Geld- und Gewaltspiels“ der damaligen Industrie offen zutage traten, über den Bauernstand, den Bodenzins, den Zehnten u. s. w. „Die schlüpfrige Sittlichkeit reicher, behaglicher Menschen,“ sagt er, „vereinigt sich mit den Ansprüchen der Macht, die erwerbenden Stände in dem Falle, wo sie den Annassungen des Reichtums und der Gewalt im Wege stehen, allemal für Gesindel zu taxieren, und in dem Fall, wo sie den Annassungen nicht im Wege stehen, sie als Maschinen zu gebrauchen.“ — In seinen Fabeln kleidete er die selbstsüchtigen Ansprüche der Reichen in Erzählungen aus dem Tierreiche; seine Schrift über „Gesetzgebung und Kindermord“ gestaltete sich zu einer erschütternden Anklage gegen die schreienden Ungerechtigkeiten der damaligen Gesellschaft.¹⁾

In den „Nachforschungen“ richtet Pestalozzi in einem Gespräche voll ätzender Schürfe seine Angriffe gegen die Untreuen am gesellschaftlichen Recht nach links und rechts, nach oben und unten, gegen solche bei Herrscher und Volk, Beamten und Kaufleuten, Gelehrten und Künstlern. Es erinnert diese Satire lebhaft an Comenius' „Labyrinth“. Was gewisse Gelehrte ihren Eifer für Wahrheit und Recht heißen, meint Pestalozzi, ist thatsächlich nichts anderes als Zank und Streit, ihr „Geistesprodukt“ das Hungergewüch ihrer unbehülflichen Seelen. Ebenso scharf geht er mit den Geistlichen ins Gericht; ihre Schlafsucht nennen sie „Ruhe in Gott“, ihre Herrschaftsucht „königliches Priestertum“, ihre Einnischung in Dinge, die sie nicht angehen, „heilige Pflichttöne“ und ihre „allerunterthänigste Unterthänigkeit“ Nachfolge eines Mannes, der freilich der Ordnung der Welt bis in den Tod unterthänig war, aber seinen Rücken dennoch nie vor Unrecht, Annassung und Heuchelei bog.

Natorp²⁾ nennt Pestalozzi's „Nachforschungen“ ein Werk, das in Wahrheit an radikaler Schürfe Rousseau mindestens gleich, an Höhe der Auffassung, an Abstraktionskraft, an philosophischem Blick über ihm steht; bei aller Kunstwürdigkeit der Anlage ist es in einzelnen von einer glühenden, oft hoch dichterischen, besonders an packenden Bildern reichen Sprache; ein merkwürdiges Zeugnis vom Geist jener Tage.

Indem Pestalozzi den gesellschaftlichen Ursachen der bestehenden Missstände nachforschte, fand er, wie Pluto und Morus, die entscheidende Ursache des Verderbens in dem Einfluss grosser Besitzungleichheit. Von seinem gekennzeichneten sittlichen Standpunkte aus erfährt u. a. nach der Begriff des Eigentums eine Umgestaltung. „Gehört diesen unsern Mitmenschen“, sagt er, „die, mit gleichen Naturrechten

¹⁾ P. Natorp.

²⁾ cf. „Deutsche Warte“.

wie wir geboren, uns, den Besitzern der Erde, mit gleichen Ansprüchen ins Angesicht sehen, — gehört diesen Staatsbürgern, die jede Last der gesellschaftlichen Vereinigung siebenfach tragen, keine ihre Natur befriedigende Stellung in unserer Mitte?“ Der Menschenanspruch an Nahrung und Decke, d. h. an ein die Menschennatur in ihrem ganzen Umfang befriedigendes Dasein, ist von Gottes und des Christentums wegen höher als alles Eigentums- und alles Herrscherrecht.“ „Es ist immer eine Thorheit“, meint er, „dass wir die Noteinrichtungen unseres tierischen Verderbens an sich selbst ein Recht nennen. Wir müssen den Besitzstand „respektieren“, weil er ist, und grösstenteils wie er ist, oder unsere Bande alle auflösen. Allein, sittlich angesehen, soll mir mein Besitzstand soviel als nicht Besitzstand sein, sondern vielmehr ein Mittel, auch auf Gefahr meines Rechts und meiner Benützung mich selbst zu veredeln und mein Geschlecht zu beglücken. Im sittlichen Stande zweifele ich nicht, wie im natürlichen, das Recht des Eigentums an, noch, wie im gesellschaftlichen, das Unrecht seines Gebrauchs, sondern ich suche den Zweck des Eigentums auch mitten im Chaos seines gesetzlosen, ungesellschaftlichen, unrechtmässigen Gebrauchs mir selbst und meinem Geschlechte durch Weisheit und Mässigung sicherzustellen.“ In diesem Sinne achtete er seinen eigenen Besitz nicht als eigentliches Recht, sondern als eine ihm anvertraute göttliche Gabe, zu heiliger Verwaltung im Dienste der Liebe in seine Hand gelegt. „Wie gross und welcher Art das Eigentum des Christen auch sein mag“, behauptet er, „es ist verpflichtet, dem armen, eigentumslosen Manne, den die Vorsehung ihm nahe gestellt, mit der Gabe, die er empfangen hat, auf eine Weise zu dienen, wie er, wenn er selbst arm und eigentumslos wäre, besonders in Rücksicht auf die Ausbildung der Anlagen und Kräfte, die er zu seiner Selbsthilfe von Gott empfangen, wünschen würde und wünschen müsste, dass ihm gedient würde.“

Die Pflicht gegen die Eigentumslosen ist für Pestalozzi nicht erschöpft in der gewöhnlichen Fürsorge für Arme und Kranke. „Es ist hierin“, sagt er, „wahrhaft mehr um Grundsätze, als um Almosen, mehr um Rechtsgefühl, als um Spitäler, mehr um Selbständigkeit, als um Gnade zu thun; ein andermal nennt er die Regierungsweise der „gnädigen Herren“ ein „Verscharren des Rechts in die Mistgrube der Gnade“. Und wie gegen die ungerechte Wohlthätigkeit der Almosen und Spitäler, eifert er gegen die „Galgen-, Rad- und Galeeren-Gerechtigkeit, die Galgen und Rad darum brauchen muss, weil sie das Volk verwarlost und selber zu dem werden lässt, wofür sie es hintenach bestraft.“¹⁾

„Lienhard und Gertrud“ lässt anfangs noch den Einfluss des Jahrhunderts darin stark empfinden, dass die Aufgabe der Volkserziehung scheinbar ganz der landesväterlichen Fürsorge anheimgestellt wird. Aber mehr und mehr dringt die Überzeugung durch, dass dem

¹⁾ Natorp.

Volke nur durch das Volk selbst geholfen werden kann, aber Hilfe von oben herab nur Hilfe zur Selbsthilfe sein kann und darf. „Es ist wie wenn es nicht sein sollte, dass Menschen durch ihre Mitmenschen versorgt würden; die ganze Natur und die ganze Geschichte ruft dem Menschengeschlechte zu, es solle ein jeder sich selbst versorgen, es versorge ihn niemand und könne ihn niemand versorgen, und das Beste, das man den Menschen thun könne, sei, dass man ihn lehre, es selber zu thun.“ — In der erläuterten Schrift „Christoph und Elise“ ist geradezu ausgesprochen, dass ein „Armer“, wie sein Roman ihn geliebt, nach der Natur der Dinge kann möglich sei; „denn es ist leichter, dass ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als dass ein Mensch ein Volk regiere“, wie es regiert sein sollte.

Auch Comenius hat eindringlich auf den Weg der Selbsthilfe hingewiesen, u. n. in seiner Schrift *Faber fortunae*. Jeder ist seines Glückes Schmied — „der beste Schmied des Glücks wird der werden, der in nichts vom Glücke, vielmehr ganz von Gott und der Vernunft abhängt.“

Wie die sozialpolitischen, so sind auch die religiösen Anschauungen der beiden Männer von weitgehendem Einflusse auf ihre pädagogische Wirksamkeit gewesen. Die Religion war ihnen Herzenssache, eine persönliche Angelegenheit des inneren Lebens und zugleich die höchste Angelegenheit der Menschheit. Sie erstreben ein Christentum, das sich in der weltumfassenden Liebe zu den Mitmenschen kräftig und wirksam erweise. Als das Ideal für die Zukunft der Menschheit erscheint ihnen ein allumfassender sittlicher Weltbund, in welchem die Ehrfurcht vor dem Göttlichen, Glauben und thatkräftige Liebe ihre volle Verwirklichung gefunden hat, aus einem Christentum des Glaubens und des Wortes ein Christentum der Gesinnung und der That geworden ist.

In Comenius eigenartiger Sinnesart ist es begründet, dass er bei aller Betonung des Christlichen doch das allgemein Menschliche mit Nachdruck hervorzuheben verstand. Das unmittelbare Nebeneinander des Biblischen, Christlichen und des Philosophischen, Allgemein-Religiösen und Allgemein-Menschlichen ist der merkwürdigste Zug in seinem Lebensbilde. „Die apostolische Gestalt des Bischofs der böhmisch-nährischen Brüder war nicht katholisch, nicht protestantisch, nicht lutherisch, nicht reformiert, sondern einfach christlich.“ (Dr. Lindner.)

Zu den thatsächlichen Verhältnissen seiner Zeit musste Comenius von diesem Standpunkte aus in entschiedene Gegnerschaft treten. Das Trennende der einzelnen christlichen Konfessionen durchdrang und durchsetzte alle Beziehungen des Lebens, und dabei war man bisher noch so sehr mit übersinnlichen Dingen beschäftigt gewesen, dass dadurch die Teilnahme für die irdische Welt, für rein menschliche Beziehungen und die Natur in den Hintergrund gedrängt worden war.

An der Verwirklichung der christlichen Idee des Gottesreiches hat Comenius, getreu seiner ökumenischen Richtung, unablässig ge-

arbeitet. Der Unionsgedanke trieb ihn an, an dem seiner Zeit in Thorn tagenden Kolloquium teilzunehmen, wo man den freilich fehlgeschlagenen Versuch machte, eine Einigung unter den verschiedenen Konfessionen zustande zu bringen und veranlasste ihn, an Fürsten und Kirchen den Ruf „zur Versöhnung der Geister in dem Versöhner Christus“ zu richten. Als im Jahre 1643 die Gesandten der verschiedenen Mächte zu den Friedensunterhandlungen nach Osnabrück berufen wurden, gab Comenius' Optimismus sich der Hoffnung hin, dort könne am Ende noch der unselige Zwiespalt unter den Evangelischen gehoben werden.

Immer den Blick auf das Ganze gerichtet, möchte er, ebenso wie er ein universales Konzil zur Schlichtung der Kriege wünschte, auch die Erledigung interkonfessioneller Fragen einem europäischen Aecopag unterbreiten, „um die Sekten, die durch Spannungen entstanden sind, sich vergrössert und befestigt haben, mit dem milden Strahl der Liebe zu lösen und zu schmelzen.“ Einigkeit, Schlichtheit, Freiwilligkeit ist der Dreiklang, der aus aller Verwirrung heraus zur grossen Völkerharmonie hinübergeleiten soll. Die Entscheidung über die Wahrheit des Glaubens ist allein bei Gott; gleichwohl herrschen Zank und Hass am ärgsten unter den Christen, die sich des meisten Lichts erfreuen oder doch zu erfreuen vermeinen.

Auf dem Grunde der einfachsten, allgemeinen Religionswahrheiten, wie sie die heilige Schrift lehrt, wünscht er sein Versöhnungswerk zu bauen. Was als ursprüngliche religiöse Regung in jeder Menschenbrust lebendig ist, das natürliche Gefühl der Abhängigkeit vom Unendlichen, sollte für alle der vereinigende Mittelpunkt, das Sammelzeichen werden. „Möchten doch alle Sekten mit ihren Gönnern und Beförderern zu Grund gehen! Christo allein habe ich mich geweiht, den der Vater als Licht den Völkern gab, damit er das Heil Gottes auf der ganzen Erde sei; er kennt keine Sekten, sondern er hasst sie, er gab den Seinigen Frieden und gegenseitige Liebe zum Erbe. Wenn alle wahrhaft die echte Gottesverehrung suchten, so würde die traurige Dissonanz der Religionsparteien verschwinden. Aber jeder bleibt an dem Religionsbegriffe hängen, worin ihm Geburt oder irgend ein Zufall versetzt hat. Manche bekennen sich zu diesem oder jenem Bekenntnis, das von hunderten nicht einer sein Lobtag gesehen, geschweige denn gelesen, geschweige denn gründlich verstanden hat. . . . Wenn die Kinder die Worte der Katechismuslehre stückweise herplappern können, so fragt niemand nach dem Sinn und Verständnis derselben und giebt ihnen keinen Anlass, darüber nachzudenken. . . . Warum die Alten diese Lehre und dieses Bekenntnis haben, und warum sie ein anderes nicht haben, das wüsste der grösste Teil nicht zu sagen, ausser, weil sie darin geboren sind, oder weil ihre Vorfahren dabei waren.“ So heisst es in Comenius' *Haggæus redivivus*.

Das Charakterbild Pestalozzis zeigt in der angegebenen Richtung sehr verwandte Züge.

Das 18. Jahrhundert hatte ein doppeltes Gepräge; wie im staatlichen und sozialen Leben, so bestanden auch in der Kirche altergebrachte Formen, die hier wie auf den übrigen Gebieten dem Fortschritt des Geistes sich mächtig entgegenstellten, während anderseits aus den von England aus verbreiteten Ideen die Aufklärung hervorging, die jene Formen zu stürzen beflissen war. In diesem Kampfe hat sich Pestalozzi als ein wackerer Streiter und als Prophet einer neuen Zeit bewiesen.

Das Wesen des Christentums war ihm mehr als die Form, der Geist mehr als der Buchstabe. Aber ebenso wie Comenius war er von tieferlicher Frömmigkeit besetzt; ein festes Gottvertrauen hat beider Männer Irrsinn wie ein goldener Faden durchzogen. Sie strebten, wenn auch auf verschiedenen Wegen, gemeinsamen Ziele zu. Ebensovienig wie Comenius wollte Pestalozzi teilhaben an den Streitereien der Menschen über allerlei unwesentliche Wortlehren; auch ihm galt die Verschiedenheit der menschlichen Meinungen über Religionssachen nicht als das Wesen, sondern nur als die Schale der Religion. „Es ist ein grosses Unglück,“ sagte er, „dass Menschen sich über diese Schale ereifern und einander deswegen verflammen.“ Er legt auf Glauben und Liebe das grösste Gewicht. Das Christentum ist ihm das höchste Ziel des Strebens, aber nicht das, was nur in Meinungen besteht und um Meinungen sich streitet, Andersdenkende verketzert; kein heuchlerisches „Maulechristentum“, sondern ein thätiges, das in Kraft und Wahrheit besteht. „Ich nehme keinen Teil an allem Streit der Menschen über ihre Meinungen; aber das, was sie fromm, brav, tren und bieder macht, was Liebe zu Gott und Liebe zu den Menschen in ihr Herz, und Glück und Segen in ihr Haus bringen kann, das, meine ich, sei unserm allem Streit.“

In diesem Sinne geisselt Pestalozzi in „Lienhard und Gertrud“ lebenswahr die verrotteten Zustände in seiner nächsten Umgebung.¹⁾ Nur dasjenige Herz kennt Gott recht, sagt Pestalozzi, das der Sorge für eigenes, eingeschränktes Dasein entstieg, die Menschheit umfasst, sei es ihr Ganzes oder nur einen Teil. Nicht mir, sondern den Brüdern! Nicht der eigenen Ichheit, sondern dem Geschlechte! Dies ist der unbedingte Ausspruch der göttlichen Stimme im Innern; in deren Vernehmen und Befolgen liegt der einzige Adel der menschlichen Natur. Der Mensch ist nicht um seiner selbst willen in der Welt, sondern dass er selbst nur durch die Vollendung seiner Brüder vollende. — Die Quelle der Gerechtigkeit und alles Weltsegens, die Quelle der Liebe und des Brudersinns der Menschheit aber beruht auf dem grossen Gedanken der Religion, dass wir Kinder Gottes sind und dass der Glaube an diese Wahrheit der sichere Grund alles Weltsegens sei.“

Gleichwohl hat man Pestalozzi die positive Christlichkeit abgesprochen. Die Orthodoxie erhob gegen ihn den Vorwurf, er habe

¹⁾ Christian Melchers, Die pädagogischen Grundgedanken in „Lienhard und Gertrud“. 1895.

sich „am Dogma veründigt, weil er Christus wohl als den Weisen und Tugendhaften, aber nicht in kirchlichem Sinne als Erlöser chre“; aber niemand hat zu leugnen gewagt, dass er in seiner unbedingten Menschenliebe und in seinem einfachen, kindlichen Gottesglauben ein wahrhaft christliches Leben geführt hat. Weil seine Grundanschauung auf wahrer christlicher Gottes- und Menschenliebe beruhte, waren Religion und Leben bei ihm eins: seine Religion war lebendig, sein Leben religiös. Katholischen Waisenkindern ist er ein barmherziger Samariter gewesen; wie ein Bettler hat er unter Bettlern gelebt, um sie zu lehren, wie Menschen zu leben. Gleichwie von Comenius gerühmt wird, dass sein wahrhaft patriarchalisches Wesen eine tiefe sittliche Würde bekundete, so lautet das Urteil eines Verehrers Pestalozzis: „Wer in Pestalozzis Nähe kam, wurde besser.“ Selbst sein Schüler Ramsamer, der sich später zu einem Mitarbeiter der Hengstenbergischen Kirchenzeitung bekehrte und behauptete, Pestalozzi sei kein „positiver Christ“ gewesen, muss doch in der Skizze seines pädagogischen Lebens gestehen, dass alle Zuhörer jedesmal aufs mächtigste ergriffen wurden, wenn Vater Pestalozzi in den Schulandaachtsübungen frei aus dem Herzen heraus betete.

Dass Pestalozzi in der That eine tief angelegte religiös-sittliche Natur war, bedarf für den, der seine Schriften kennt, keines ausführlichen Beweises. Unendlich viele köstliche Stellen legen ein unzweideutiges Zeugnis dafür ab. Mit welcher Würde spricht er von Gott, Christus und Unsterblichkeit in seinen „Neujahrsreden an das Haus“, in den „Abendstunden eines Einsiedlers“ u. s. w.! „In ferne Weiten,“ heisst es, „waltet die irrende Menschheit. Gott ist die nächste Beziehung der Menschheit. Mensch, dein innerer Sinn ist der sichere Leitstern der Wahrheit und deiner Pflicht, und du zweifelst, da dieser Sinn so mächtig Unsterblichkeit dir zuruft? Glaube an dich selbst, Mensch, glaube an den inneren Sinn deines Wesens, so glaubst du an Gott und an die Unsterblichkeit. Gott ist der Vater der Menschheit, Kinder Gottes sind unsterblich. Glaube an Gott, du bist der Menschheit in ihrem Wesen eingegraben; wie der Sinn vom Guten und Bösen, wie das unauslöschliche Gefühl von Recht und Unrecht, so unwandelbar fest liegst du als Grundlage der Menschenbildung im Inneren unserer Natur.“ Christus nennt er in den „Abendstunden“ den Erlöser der Welt, den geopfertem Priester des Herrn, den Mittler zwischen Gott und der gottvergebenen Menschheit. „Die Lehre von der Nachfolge des Gekreuzigten,“ sagt er, „darf aber nicht zu einem Beleg der vis inertiae herabgewürdigt werden“ — es ist das ein Wortspiel, bemerkt Seyffarth, denn der lateinische Ausdruck bezeichnet sowohl eine Kraft, bei welcher der Mensch, wie die göttliche Wirksamkeit von einer gewissen theologischen Richtung aufgefasst wird, gar nichts zu thun hätte, als auch die Kraft der Trägheit.

Als Pestalozzi tiefgebeugt am Sarge seiner Frau stand, legte er der Entseelten die Bibel auf die Brust mit den Worten: „Wir waren

von allen geflohen und verspottet, Krankheit und Armut drückten uns nieder, und wir assen unser trockenes Brot mit Thränen, aber dieses Buch gab uns die Kraft, auszuharren und unser Vertrauen nicht wegzwerfen; aus der Bibel schöpften du und ich Mut, Stärke und Frieden“ — ein Beweis, wie sehr Pestalozzi die heilige Schrift verehrte, wenngleich er nicht in dem Sinne ein Bibelgläubiger gewesen ist, wie Comenius, der am Abend seines Lebens schrieb: „Meine Theologie ist die, dass ich, wie der sterbende Thomas von Aquino, sterbend die Bibel an mein Herz drücke und sage: Ich glaube, was in diesem Buche geschrieben steht.“ Wenn K. v. Rümmer bei der Beurteilung von Pestalozzi's Schriften zu dem Schlusse kommt, dass in den frühesten und spätesten derselben das religiöse Gefühl den skeptischen Verstand überflügelte, so gilt das gewissermassen auch von Comenius.

Im Hinblick auf die radikale Freigeisterei seiner Zeit sagt Pestalozzi dagegen: „Die Veredelung des Volkes kann nur durch seine Hinlenkung zum wahren, lebendigen Glauben an Gott erzielt werden. Die stolze Aufklärung spottet der Tempel und Heiligthümer; sie raubt dem Volke den Stab, an dem es still und fromm zur Ewigkeit hinwuhelt; raubt ihm die Grundsätze, worauf bisher sein gutes Herz, sein Hausglück, alle Freuden des Lebens und alle Hoffnungen des Todtбетtes gegründet waren — und was giebt sie ihm dafür? Nichts als Leicht-sinn und Unruhe und einen verhärteten Sinn.“

Pestalozzi bekennt selbst, dass es seinem religiösen Gemüthe widerstrebe, des grossen Allvaters Wesen und Thun in systematische Worte zu kleiden, die ihren irdischen Ursprung nicht verleugnen können. „Das Wort Gottes,“ sagt er, „sollen wir nicht immer in den Mund nehmen, sondern nur zum Allerheiligsten sparen und brauchen. Es muss der Schatz unseres Herzens sein, den wir ebensowenig spiegeln als verleugnen sollen.“

Ein „Ungläubiger“ ist Pestalozzi niemals gewesen. Wer überhaupt seine Stellung zur Religion richten zu dürfen glaubt, der möge — hat einer seiner Biographen gesagt — das Recht seiner Richterstellung prüfen „an dem Wärmegrade der selbstlosen Menschlichkeit dieses Mannes!“

Der Einfluss seiner religiösen Stellung auf die Grundsätze seiner Erziehungslehre geht aus folgenden Aussprüchen hervor: „Der Christ weiss es und es liegt tief im Grunde der Fundamentalsicht seiner Religion, dass Gott, der die erhabenen Anlagen der Menschennatur allem Volk gegeben und keinen Stand davon ausgeschlossen, nicht will, dass sie irgend einem Stand verloren gehe, sondern allem Volk das Leben erhalte. — Wir glauben, die erhabenen Anlagen der Menschennatur finden sich in jedem Stand und in jeder Lage des Menschen. Wir glauben, so wie jeder, der recht thut, angenehm ist vor Gott, seinem Schöpfer, so soll auch jeder, dem Gott selbst hohe Kräfte des Geistes und des Herzens gegeben, angenehm sein vor der

Menschen Augen und in ihrer Mitte Handbietung finden zur Entfaltung der Anlagen, die Gott ihm selber gegeben. — Jede Gabe, die Gott einem Menschen gegeben, liegt in ihm wie ein göttlicher Schatz, den die Welt in ihm anerkennen und ihm helfen soll, aus den Tiefen seines Innern, wie das Gold aus den Tiefen der Berge, herauszuholen und zutage zu fördern . . .“

Schliesslich möge noch Pestalozzis Ansicht über das Verhältnis zwischen Religion und Sittlichkeit kurz dargelegt werden.

Die Religion gilt ihm als Spiegel der Sittlichkeit. „Die Religion muss die Sache der Sittlichkeit sein; als Sache der Macht ist sie in ihrem Wesen nicht Religion. Das Geschrei der durch ihre philosophischen Irrtümer und durch ihre politischen Gewalthätigkeiten bankerott gewordenen Staatskünstler wird uns, so wie es ist, weder zur Religion, noch zur Sittlichkeit, noch irgend wohin bringen. Das Christentum ist ganz Sittlichkeit, darum auch ganz die Sache der Individualität des einzelnen Menschen. Die Nationalreligion, die den Fischerring und das Kreuz zu ihrer Staats- und zu ihrer Standesfarbe erwählt hat, dieses Christentum ist nicht die Lehre Jesu. Der Mann Gottes, der mit Leiden und Sterben der Menschheit das allgemein verlorene Gefühl des Kindersinns gegen Gott wieder hergestellt hat, ist der Erlöser der Menschen. Seine Lehre ist reine Gerechtigkeit, bildende Volksphilosophie, sie ist Offenbarung Gottes des Vaters an das verlorene Geschlecht seiner Kinder.“

Gleich Kant setzt Pestalozzi die Sittlichkeit allein in den guten Willen der Menschen. Sie ist daher „nichts weniger als an reine Begriffe von Wahrheit und Recht gebunden“ . . ., sondern sie besteht in dem „reinen Willen, . . . recht zu thun“ nach dem „Masse meiner Erkenntnis“. Daher Pestalozzis Skepsis in der Beurteilung der Menschen nach ihren guten Werken, da man diesen nicht absehen kann, ob sie moralisch oder nur legal sind. Daher namentlich auch die strenge Unterscheidung zwischen dem „tierischen Wohlwollen“, d. h. der blossen Sympathie, welche in die Förderung fremden Wohles die Rücksicht auf das eigne einfließen lässt, und dem „gereinigten Wohlwollen“.¹⁾

Als wichtigstes Ergebnis unserer Betrachtung stellt sich heraus, dass Comenius sich in seinen religiösen Anschauungen über die grosse Mehrzahl seiner Zeit- und Berufsgenossen erhob, aber vielfach in der damals herrschenden Denkweise gefangen blieb, während Pestalozzi als Kind des Aufklärungszeitalters eine weit freiere Stellung in religiösen Fragen einnahm, aber ohne sich der Oberflächlichkeit eines solchen Rationalismus schuldig zu machen. Den gemeinsamen Grundgedanken beider finden wir darin, dass sie ein thatkräftiges religiöses Leben höher stellten als das Fürwahrhalten bestimmter dogmatischer Lehren. Edle, auf christliche Gottes- und Menschenliebe

¹⁾ Dr. Wiget.

sich gründende Humanität war der Quell ihrer gesamten Lebens-
thätigkeit.

Alle ihre Bestrebungen waren von einem idealen Hauche beherrscht. Humanität gegen die ganze Welt, gegen alles, was Mensch heisst, und vorzugsweise gegen die, welche mühselig und beladen sind, war der Wahlspruch ihres Denkens und Thuns. Die Nachwelt preist und verehrt sie als Bildner und Wohlthäter der Menschheit. Immer den Blick über die Enge des Eigenebens, die Wechselfälle des individuellen Schicksals hinausgehoben auf das Wohl und Wehe des Ganzen, offenbarten sie in ihrer Lebenswirksamkeit eine Uneigennützigkeit, Beharrlichkeit und Aufopferungsfähigkeit, die in der Geschichte der Pädagogik nicht ihresgleichen finden.

Die „deutsche Theologie“.

Ein religiöses Glaubensbekenntnis aus dem 15. Jahrhundert.

Im Jahre 1516 kamen Dr. Martin Luthern, der damals noch auf dem Boden der römischen Kirche stand, zwei Schriften in die Hände, welche seinen Kirchenglauben aufs Tiefste erschüttern sollten und ihn ganz wesentlich zur thätigen Bekämpfung des Ablasses ermunterten: es waren dies die deutschen Predigten des Dominikaners Johann Tauler († 1361), welche seit 1498 bereits in mehreren Drucken Verbreitung gefunden hatten, und ein kleines handschriftliches Werk, ebenfalls in deutscher Sprache, welches ihm vielleicht von unbekannter Hand zugegangen war, und das ihm so wichtig erschien, dass er es selbst zu Wittenberg bei Johann Grünenberg im Druck herausgab (14 Blätter in 4^o, am 4. Dezember 1516 beendet), und zwar unter dem Titel:

„Ein geistlich edles Büchlein von rechter Unterscheidung und Verstand, was der alte und neue Mensch sei, was Adams und was Gottes Kind sei, und wie Adam in uns sterben und Christus ersehen soll“.

Eine kurze Vorrede mit der Unterschrift: „F. Martinus Luder“ besagt: „Zuvoran vernahmet dies Büchlein alle die das lesen und verstehn wollen, sonderlich die von heller Vernunft und sinnreichen Verstandes sind, dass sie zunächst nicht sich selbst mit geschwindem Urtheil übereilen, da es in etlichen Worten untüchtig oder anserhalb der Weise gewöhnlicher Prediger und Lehrer zu reden scheint; ja, es schwebt nicht oben, wie Schaum auf dem Wasser, sondern es ist aus dem Grund des Jordans von einem wahrhaftigen Israeliten erlesen, welches Namen Gott weiß und wen er es wissen lassen will; denn diesmal ist das Büchlein ohne Titel und Namen gefunden worden. Aber nach möglichem Gedenken zu schätzen ist die Materie fast nach der Art des erleuchteten Doktors Tauler, Predigerordens. Nun wie dem Allen sei, das ist wahr, gründliche Lehre der heiligen Schrift muss Narren machen, oder Narr werden, wie der Apostel

Paulus berührt 1. Cor. 1: Wir predigen Christum, eine Thorheit den Heiden, aber eine Weisheit Gottes den Heiligen.“¹⁾

Noch entschiedener als in der eben mitgetheilten Vorrede spricht sich Luther über den hohen Wert, den er Tauler und dem kleinen Büchlein zuschrieb, in einem Brief an Spalatin vom 14. Dezember 1516 aus, worin es heisst: „Wenn du gerne eine reine, gründliche, der alten sehr ähnelnde Theologie in deutscher Sprache lesen willst, so magst du dir die Predigten des Johann Tauler, Predigerordens kaufen, aus dessen Ganzem ich dir hier etwas wie einen Auszug übersende. Denn ich habe weder in lateinischer noch in unserer Sprache eine heilsamere und mit dem Evangelium mehr übereinstimmende Theologie gesehen.“²⁾

Welche Theologie Luther unter der alten (antiqua) vor Augen hatte, die der Kirchenväter der ersten Jahrhunderte, namentlich Augustins oder eine spätere, mögen andere entscheiden.

Am 31. März 1518 schrieb Luther an Staupitz, dass, wenn er lehre, dass die Menschen auf nichts anderes als auf Jesum Christum, und nicht auf Beten und Verdienste oder Werke ihr Vertrauen setzen sollten, er damit nur der Theologie Taulers und des Büchleins folge, welches Staupitz kürzlich dem Goldschmied Schütze zum Drucken gegeben habe (wahrscheinlich Staupitzens Schrift „von der Liebe Gottes“).³⁾

Im Jahre 1518 erschien zu Leipzig bei Wolfgang Stöckel ein Nachdruck der Wittenberger Ausgabe von 1516 samt der Vorrede Luthers.

Diese erste Ausgabe enthielt das Werk nur unvollständig, nämlich nur die Kapitel 7—26; es fehlten also Kapitel 1—6 und 27—54.⁴⁾

Im Jahre 1518 gab Luther das Buch wiederum bei Joh. Grünenberg in Wittenberg und nunmehr vollständig heraus. Der Titel lautete jetzt:

„**Eyn Deutsch Theologia**“, das ist ein edles Büchlein von rechtem Verstand, was Adam und Christus sey, und wie Adam in uns sterben und Christus erstehn soll.“ 4^o.

¹⁾ Von diesem ersten Abdruck sind nur 2 Exemplare übrig geblieben, eines auf der Berliner Bibliothek und eines auf der Seminar-Bibliothek zu Wittenberg. Die Vorrede Luthers findet sich nach dem Original abgedruckt in Luthers Werken, herausgegeben von Knaake 1, 153. 1883.

²⁾ Si te delectat puram, solidam, antiquae simillimam theologiam legere in Germanica lingua effusam, sermones Johannis Tauleri, praedicatoriae professionis, tibi comparare potes: cuius totius velut epitomen ecce hic tibi mitto. Neque enim ego vel in latina vel in nostra lingua theologiam vidi salubriorem et cum Euangelio consonantiorem. De Wette, W. M. L., Luthers Briefe 1, 46. Nr. 25.

³⁾ De Wette, Luthers Briefe 1, 102. Köstlin, Jul., Luthers Theologie 1, 112. Kolde, Augustiner-Kongr. 313 Anm. 2.

⁴⁾ Eine Vergleichung giebt Plitt, G. L., in d. Zeitschr. f. d. luther. Theologie und Kirche 1865. S. 59—62.

Der Druck war am 4. Juni 1518 vollendet.

Wie den Titel, so hat Luther jetzt auch die Vorrede geändert; sie lautet nun folgendermassen: ¹⁾

„Man liest, dass Sankt Paulus, geringer und verächtlicher Person, doch gewaltige und tapfere Briefe schreibt und er selbst von sich rühmt, dass seine Rede nicht mit geschmückten und verblühten Worten geziert doch voller Reichthums aller Kunst der Weisheit erfunden (sei). Auch so man Gottes Wunder ansieht, ist's klar, dass allezeit zu seinen Worten nicht erwähnt sind prächtige und hervorscheinende Prediger, sondern als geschrieben steht: *Ex ore infantium*, durch den Mund der Unberedten und Säuglinge hast du auf's Beste verkündet dein Lob. Item, die Weisheit Gottes macht die Zungen der Unberedten auf das allerberedteste, wiederum straft er die hochdünkenden Menschen, die sich über dieselben Einfältigen stossen und ärgern: *Consilium inopis* etc., Ihr habt vernehret guten Rath und Lehre, darum dass sie auch ²⁾ durch arme und unansehnliche Menschen gegeben sind.“

„Das sag ich darum, dass ich verwarnt haben will einen Jeglichen, der diess Büchlein liest, dass er seinen Schaden nicht bewirke und sich ärgere an dem schlechten Deutsch oder ungefrünzten ungekränzten Worten, denn dies edle Büchlein, so arm und ungeschmückt es ist in Worten und menschlicher Weisheit, so viel mehr reicher und überköstlich ist es in Kunst und göttlicher Weisheit. Und dass ich nach meinem alten Narren rühme, ist mir nächst der Bibel und St. Augustin nicht vorgekommen ein Buch, daraus ich mehr erlernt hab und will, was Gott, Christus, Mensch und alle Dinge seien. Und befinde nun allererst, dass es wahr sei, dass etliche Hochgelehrte von uns Wittenbergischen Theologen schimpflich reden, als wollten wir neue Dinge fürnehmen, gleich als wären nicht vorhin und anderswo auch Leute gewesen. Ja freilich sind sie gewesen, aber Gottes Zorn, durch unsere Sünde bewirkt, hat uns nicht lassen würdig sein dieselben zu sehen oder zu hören, denn es ist am Tag, dass an den Universitäten eine lange Zeit hindurch Solches nicht gehandelt, (und es) dahin gebracht worden ist, dass das heilige Wort Gottes nicht allein unter der Bank gelegen, sondern von Staub und Motten beinahe verwest ist. Les das Büchlein, wer da will, und sag dann, ob die Theologie bei uns neu oder alt sei, denn dieses Buch ist ja nicht neu; sie werden aber vielleicht wie vormals sagen, wir seien

¹⁾ Abgedruckt in Luthers Werken v. Knaake 1, 378—379. In Luthers Werken I, 376 hat Knaake eine neue Ausgabe der „Deutschen Theologie“ nach dem lutherischen Text angekündigt. Thatsächlich ist sie auch bis zum 4. Bogen gesetzt worden, dann aber wurde der Druck eingestellt. Es wäre interessant, die Gründe dieser nachträglichen Änderung, die angesichts des bereits begonnenen Satzes schwerwiegender Art gewesen sein müssen, kennen zu lernen.

²⁾ Andere Drucke lesen „auch“, schwerlich mit Recht.

deutsche Theologen; das lassen wir so sein. Ich danke Gott, dass ich in deutscher Zunge meinen Gott also höre und finde, wie ich und sie mit mir (ihn) bisher nicht gefunden haben, weder in lateinischer, griechischer noch hebräischer Zunge. Gott gebe, dass dieser Büchlein mehr an den Tag kommen, so werden wir finden, dass die deutschen Theologen ohne Zweifel die besten Theologen sind. Amen.

Doktor Martinus Luther,
Augustiner zu Wittenberg.¹⁾

Eine Handschrift des Büchleins war bis 1851 niemals zu Tage gekommen. Im Jahre 1843 gab nun Professor und Universitätsbibliothekar Dr. Reuss zu Würzburg in Haupts Zeitschrift für deutsches Altertum Bd. 3, S. 437 Nachricht von einer in der fürstlich Löwenstein-Wertheim-Freudenbergischen Bibliothek zu Bronnbach bei Wertheim am Main (jetzt zu Klein-Heubach) befindlichen Sammelhandschrift in Papier, Quart, welche ausser anderen Schriften gleicher Richtung auf Blatt 85—153 eine Schrift enthält mit der Überschrift „Hic hebt sich an der Franckforter“ u. s. w. Als Zeit der Vollendung seiner Abschrift hat der Schreiber das Jahr 1497 beigesetzt. Franz Pfeiffer erkannte darin eine Handschrift der „Deutschen Theologie“ und gab dieselbe zuerst im Jahre 1851, dann verbessert wieder 1854 und 1875 im Druck heraus, leider unter Veränderung der Orthographie und sogar Veränderung einiger Worte nach der lutherischen Ausgabe, ohne nähere Angabe dieser veränderten Stellen. (Vgl. Vorrede S. XIX—XX.) Pfeiffer fügte auch eine neudeutsche Übersetzung bei, welche an mehreren Stellen undeutlich, an anderen fehlerhaft ist, so dass der Wunsch nach einem buchstäblich genauen Abdruck und nach einer besseren Übersetzung gerechtfertigt erscheint.²⁾

¹⁾ Neue Ausgaben, die nächsten alle mit Luthers Vorrede, erschienen: 1518, 23. Sept., Augsburg bei Silvanus Otmar, dessen Vater Hans auch schon 1508 Taulers Predigten gedruckt hatte; 1518 Leipzig (bei Stöckel?); 1519 Leipzig; 1519 Strassburg bei Joh. Knoblauch; 1520 Strassburg dto; 1520, 26. Sept., Augsburg bei Silvanus Otmar; 1520, 29. Sept., Wittenberg bei Joh. Grüenberg; 1523 Basel bei Adam Petri; 1526 Augsburg bei Silv. Otmar; 1526 Nürnberg; 1528 Nürnberg bei Georg Waechter; 1528 (Worms?) bei Peter Schöffler (ohne die Vorrede Luthers); 1531, 1534 ohne Druckort; 1538 Rostock bei Ludw. Dietz; 1541 (Ort?) durch Kaspar von Schwencfeld. (Knaake in Luthers Werken I, 376. 1883. Pfeiffer, Franz, Theologia deutsch. 1875. Vorrede S. XII—XIV. Hier auch eine Übersicht der späteren Ausgaben und der Übersetzungen in das Plattdeutsche, ins Englische, Französische, Lateinische. Die Zahl der Ausgaben übersteigt 70. Wie der Name Schwencfelds und andere Thatsachen beweisen, sahen die Brüdergemeinden des 16. Jahrh. das Werk als aus ihrem Kreise hervorgegangen an, weshalb denn auch die Verleger grösstenteils zu denen gehörten, die den Brüdergemeinden nahe standen.

²⁾ Mit schweren Ungenauigkeiten behaftet, wenn auch von der evang. theol. Fakultät zu Bonn mit dem Preise gekrönt, ist Reifenrath, F. Die Deutsche Theologie des Frankfurter Gottesfreundes, aufs Neue betrachtet und empfohlen. Mit Vorwort von Tholuck. 1863. Verfehlt Mauff, Bernh.

Ich citire im folgenden die Kapitel und Seitenzahlen nach Pfeiffers Ausgaben von 1854 und 1875, die wörtlich übereinstimmen und zugleich in Klammern die Kapitel der lutherischen Ausgabe enthalten.

Pfeiffer hat seiner Ausgabe den Titel „Theologia deutsch“ gegeben, wie ihn die Augsburger Ausgabe von 1518 enthält; in der Handschrift fehlt derselbe ganz; letztere hat vielmehr nur folgende Überschrift:

„Hier hebt sich an der Franckforter und seit gar hohe und gar schöne Dink von einem volkomen Leben.“

Die Vorrede lautet: „Dies Büchlein hat der allmächtige Gott ausgesprochen durch einen weisen, verständigen, wahrhaftigen, gerechten Menschen, seinen Freund, der da vor Zeiten gewesen ist ein Deutscher Herr, ein Priester und ein Custos in der Deutschen Herren Haus zu Frankfurt, und lehret gar manchen lieblichen Bescheid göttlicher Wahrheit, und besonders, wie und woran man erkennen möge die wahrhaftigen gerechten Gottesfreunde und auch die ungerechten falschen freien Geister, die der heiligen Kirche gar schädlich sind.“ Die Sprache der Handschrift ist fränkisch wie am Main und weist auf den Anfang des 15. Jahrhunderts zurück.

Die Vorrede war Luthern unbekannt und findet sich überhaupt in keinem Druck vor 1851; sie rührt, wie der Ausdruck „Gottesfreunde“ beweist, von einem Angehörigen der Brüdergemeinden oder doch einem denselben Nähestehenden her, und es liegt kein Grund vor, ihren Angaben zu misstrauen.

Auch die Thatsache, dass die Handschrift sich in der Bibliothek der Grafen von Wertheim vorfindet, stimmt zu ihrer Herkunft aus Brüder-Kreisen, da der frühzeitige Übertritt des Grafen Georg II. von Wertheim zur Reformation auf eine Vorbereitung dazu durch Schriften der Brüder hinweist.

Wenn man die Anordnung und den Inhalt der Schrift im ganzen überblickt, so ergicht sich klar, dass sie in keiner Weise ein System von theologischen Lehrsätzen, eine Dogmatik enthält, sondern sich viel eher ausnimmt wie eine Sammlung von geistlichen Vorträgen, die zwar zum Teil in ein gelehrtes, philosophisches Gewand gekleidet sind, aber fast durchweg so schlicht und einfach bleiben, dass sie Jedermann verstehen kann. Sie wenden sich nicht an Theologen, sondern an alle Christen, sie wollen zu Gott erheben, die Liebe Gottes und des Nächsten als die oberste Aufgabe des Christen

Max, Der religionsphilosophische Standpunkt der sog. Deutschen Theologie, dargestellt mit vornehmlicher Berücksichtigung von Meister Eckhart, 1890; denn ausgehend von der völlig willkürlichen Annahme, dass die deutsche Theologie wesentlich auf Meister Eckhart beruhe, trägt er aus diesem alles Mögliche hinein, was nicht darin steht.

einprägen. Dafür, dass es eine Sammlung von Vorträgen ist, die zu verschiedenen Zeiten, vielleicht auch an verschiedenen Orten gehalten wurden, spricht der Umstand, dass gewisse Gedanken und Begründungen samt den in Bezug genommenen Bibelstellen in der zweiten Hälfte des Buches in wenig veränderter Weise wiederkehren, so dass diese zweite Hälfte des Neuen weniger bietet als die erste. Es wäre möglich, dass Luther aus diesem Grunde bei der ersten Ausgabe im Jahre 1516 diese zweite Hälfte (samt den Eingangskapiteln) weggelassen hat, obwohl allerdings mehr dafür spricht, dass er damals noch keine vollständige Handschrift besass.

Mit den Lehrsätzen der römischen Kirche hat die Schrift nichts gemein; nur der Name „heilige christliche Kirche“ kommt darin vor (S. 91), nicht der der „katholischen“ oder „römischen“ Kirche; von Papst und Bischöfen ist ein einzigesmal und zwar in ironischer Weise die Rede (S. 129), von Konzilien und Priestern niemals. Allen Ausführungen werden Stellen aus dem Neuen Testament, Aussprüche Christi oder der Apostel zu Grunde gelegt und aus dem Alten Testament lediglich zweimal Stellen aus dem Propheten Jesaias angezogen (S. 13 u. 167), im übrigen vielfach wiederholt, dass das „Gesetz“ nur für die Anfänger, nicht für die Vollkommenen sei. Auf die eigentlichen Kirchenväter ist niemals Bezug genommen, sondern nur auf eine Erklärung des „heiligen“ Dionysius zum Briefe Pauli an Thimotheus (S. 27)¹⁾; nasserden einmal auf den Meister Boethius († 524) (S. 19).²⁾ Kein Wort von der Mutter Gottes, kein Wort von Kirchen-Heiligen, von Wundern, von Dreieinigkeit, von Erbsünde, von „Opferung“ des Gottessohnes zum Zweck der Erlösung der Welt, von Weltgericht.

Die Schrift ruht hiernach in jeder Hinsicht auf den Anschauungen der Brüdergemeinden (Waldenser, Begharden); aber diese Anschauungen werden in vorsichtig verhüllter Form (mystisch) vorgetragen,³⁾ wie es nach den blutigen Verfolgungen im 13. und 14. Jahrhundert rätlich erschien. Den Brüdern blieb dennoch alles

¹⁾ Dionysius, Areopagita genannt als Mitglied des obersten Gerichtshofs (Areopags) zu Athen, wurde nach Apostelgeschichte 17, 34 vom Apostel Paulus zum Christentum bekehrt. Ihm sind seit dem 6. Jahrhundert verschiedene Schriften und Briefe zugeschrieben worden, die den Zweck verfolgen, die christliche Priesterherrschaft als etwas zur Zeit der Apostel Emgerichtetes hinzustellen. Vgl. K. Vogt und Müller in Herzogs Realencyclopädie. 1878. Die hier angezogene Stelle soll in des Dionysius Schrift de mystica theologia cap. 1, § 1 stehen. Plitt, in d. Zeitschr. f. d. g. lutherische Theologie u. Kirche 1865. S. 57.

²⁾ Boethius war ein angesehener und gelehrter Römer, geb. 480 n. Chr., Verfasser philosophischer Schriften, 525 von König Theoderich hingerichtet. Vgl. F. Nitzsch in Herzogs Realencyclopädie.

³⁾ Auch Luther hat für Tauler und die „Deutsche Theologie“ den Ausdruck „Mystiker“ gebraucht, indem er am 31. März 1518 an Staupitz schrieb: er ziehe den scholastischen Lehrern die Mystiker und die Bibel (Mysticos et Biblia) vor. De Wette, Briefe Luthers 1, 102. Nr. 60.

verständlich; die wenigen Punkte, welche uns Jetztlebenden vorläufig noch wirklich dunkel sind, mögen sich in Zukunft noch unserem Verständnis erschliessen, wenn die Lehrsätze und Beweisgründe der römischen Gegner besser ermittelt sind, denen der Verfasser entgegen-treten will.

Immerhin lief der Besitzer des Buches Gefahr in den Verdacht der Ketzerei zu fallen, wenn ein Inquisitor davon erfuhr und sich die Mühe nahm es zu lesen, und sicherlich hat man es streng geheim gehalten. Der Schreiber, welcher die Abschrift von 1497 besorgte, scheint das auch gemerkt und Furcht gehabt zu haben, und fügte wohl darum am Schlusse folgende, seine Rechtgläubigkeit andeutende Bemerkung bei: „Hier endet sich der Frankfurter. Gott dem Herrn sei Lob und Ehre und der edelen Königin und Jungfrau Maria, Gottes Mutter. Amen.“

Wir gehen nunmehr zu den Sätzen, Wahrheiten, Beweisgründen über, welche der Verfasser als die richtigen vorträgt, also auf den positiven Inhalt seiner Schrift, glauben aber die Warnung wieder-holen zu müssen, in seinen Sätzen ein geschlossenes philosophisches oder theologisches System suchen zu wollen; denn wenn der Verfasser auch von gewissen allgemeinen Grundbegriffen ausgeht, so sind dieselben doch als allgemeine Wahrheiten mehr nur hingestellt, als philosophisch begründet, indem die Begründung mehr auf Stellen der Bibel beruhen bleibt. Der Zweck des Buches ist eine Wirkung auf das Gemüt des Menschen, auf die Seite des menschlichen Geistes, die jedermann, auch dem Einfältigsten die verständlichste ist.

Wenn Luther sagt, das Buch lehre in trefflicher Weise, „was Gott, Christus, Mensch und alle Dinge seien“, so trifft er damit ganz das Richtige. Der Verfasser beginnt mit einer Betrachtung über das Wesen Gottes und der Welt, das Verhältnis des Menschen zu Gott, die daraus sich ergebenden Pflichten des Menschen, die Abwege, auf welche der Mensch zu gehen stets in Gefahr ist und wie er auf den richtigen Weg zurückgelangen könne.

I.

An die Spitze des ersten Kapitels ist ein Wort des Apostels Paulus (1. Korintherbrief 13, 10) gestellt: „Wenn das Vollkommene kommt, so vernichtet man das Unvollkommene und Geteilte“, ein Wort, welches dann in Kap. 18 S. 67 in der anderen Form wiederholt wird: „Wenn das Vollkommene und das Ganze kommt, so wird alle Teilung und Unvollkommenheit zu nichte“, ebenso wieder in Kap. 53 S. 227. Im Anschluss hieran untersucht der Verfasser, was das Vollkommene und das Geteilte sei, und sagt: „Das Vollkommene ist ein Wesen, das in sich und in seinem Wesen alle

Wesen begriffen und beschlossen hat und ohne das und ausser dem kein wahres Wesen ist und in den alle Dinge ihr Wesen haben: denn es ist aller Dinge Wesen und ist in sich selber unwandelbar und unbeweglich, und verwandelt und bewegt alle anderen Dinge.“ Es ist Gott, „das unwandelbar Gute“, der Schöpfer, Creator. Alle Dinge (welche der Mensch wahrnehmen, begreifen kann) sind von Gott geschaffen, werden von ihm bewegt, sind Erschaffenes, „Kreatur“ (creatura), folglich „Geteiltes“, „Unvollkommenes“; auch die menschliche Seele ist eine Kreatur (S. 5; auch Kap. 7 S. 21 u. 25). Die menschliche Seele ist nun vermöge der Schöpfung Gottes ausgestattet einmal mit Erkenntnis oder Vernunft und sodann mit Willen, die zusammen gehören, und dadurch unterscheidet sich der Mensch vom Tier. (Kap. 51 S. 207.) Zum Begriff des Willens gehört, dass er wollen soll, und er ist von Gott in die Kreatur gelegt, mit der Fähigkeit, „sein eigenes Werk zu haben“ (also mit der Fähigkeit, sowohl das Gute als das Böse zu wollen). S. 209. Neben dem Willen ist die Erkenntnis gestellt, dass sie den Willen leite, so wie der Wille die Erkenntnis antreibt. (S. 207.)

Die oberste Aufgabe, die sich der Mensch stellen muss, ist die, sich selbst als von Gott geschaffenes Wesen, Gott aber als Schöpfer, als das Gute und Vollkommene zu erkennen, und seinen Willen nach dem Willen Gottes zu richten. Dazu fehlen dem Menschen die Fähigkeiten nicht. „Gott, der das höchste Gut ist, will sich vor Niemand verbergen“; wenn wir ihn nicht erkennen, „so liegt der Mangel gänzlich an uns, nicht an ihm“. (Kap. 1 S. 3 u. 5.) Der Mensch muss also selber dazu thun, seine Augen öffnen, seinen Willen reinigen. Es ist ähnlich, wie mit der Sonne; sie erleuchtet die ganze Welt, ist dem einen ebenso nahe wie dem andern; aber der Blinde sieht sie nicht, und man sieht sie nicht, wenn der Himmel nicht geläutert und gereinigt ist. (S. 5.)

Je mehr der Mensch sich selbst und Gott erkennt, um so mehr wird er sich bewusst, dass Gott das „Vollkommene“, „das höchste Gut“ sei (S. 5), welches er darum, weil es das Vollkommene, das Gute ist, notwendig lieben muss (Kap. 18 S. 69 oben), und dass, wenn etwas in ihm, dem Menschen gut sein solle, es von Gott ausstrahlen müsse. Hierfür werden S. 15 mehrere Aussprüche Christi und des Apostels Paulus angeführt, und S. 21 als die Eigenschaften, die man Gott zuzueignen pflege, aufgezählt: Weisheit, Wahrheit, Güte, Friede, Liebe, Gerechtigkeit und dergleichen. Umgekehrt wird der Mensch um so unvollkommener, je mehr er sich von Gott abwendet, und sein eigenes Ich liebt und hochhält, und seiner eigenen Lust und Begierde Spielraum giebt, und sich selbst für gut und für das Gute hält. Er greife damit Gott an seine Ehre, während doch Gott spricht: „Ich will meine Ehre Niemandem geben“. Jesaias 42, 8. Kap. 4 S. 13. (Vgl. hierüber auch die unten S. 57 folgenden Ausführungen.) In Kap. 6 S. 19 heisst es: „Unter den Kreaturen ist

Eines besser denn das Andere, je nachdem das ewige Gut in Einem mehr oder minder scheint und wirkt denn in dem Anderen.“

In Kap. 22 S. 77 wird die Frage von der Anlage des Menschen zu Gut und Böse nochmals untersucht. „Man spricht, der Teufel und sein Geist habe zuweilen einen Menschen besessen und behaftet, also dass der Mensch nicht weiss, was er thut oder lässt;“ man spricht auch, „ich bin zum Guten nicht bereit (bereitet, zugerichtet), darum mag es in mir nicht geschehen, und sucht sich so zu entschuldigen“; darauf müsse man antworten: es sei dies wahr in einem gewissen Sinne, nämlich dass gegen Einem Menschen, der wahrlich mit dem Geiste Gottes besessen ist, hunderttausende oder unzählige kommen, die mit dem bösen Geiste besessen sind, duss also die Menschen mehr Gleichheit haben mit dem bösen Geiste denn mit Gott; aber dieser böse Geist sei eben nichts anderes als das Böse im Menschen selbst, seine Ichheit, Selbstheit. „Dass der Mensch nicht bereit ist oder bereit wird, das ist wahrlich nur seine Schuld. Denn hätte der Mensch anderes nicht zu achten und zu schaffen, denn dass er allein der Bereitung wahrnehme in allen Dingen und dächte mit ganzem Fleisse darauf, wie er dazu bereit werden möchte, in Wahrheit, Gott würde ihn wohl bereiten.“ Vgl. auch Kap. 51 S. 217.

Diese Auffassung stimmt mit der der Brüder durchaus überein.¹⁾

II.

Die Bereitung zum Guten für die Aufnahme Gottes erfordert, wie die Erlernung jeder Kunst, die man nicht kann, etliche Werke, nämlich vier Dinge: das erste allernötigste ist grosse Begierde und Fleiss und steter Ernst, wie man diese Kunst lernen möge; das andere ist, dass man ein Vorbild habe, daran man lernen könne; das dritte, dass man dem Lehrmeister mit ganzem Fleiss genau und wohl zusehe und mit Ernst auf ihn achte und merke und ihm in allen Dingen gehorsam sei und ihm glaube und nachfolge. Das vierte Stück ist, dass man es selbst angreife und mit Fleiss übe. (Kap. 22 S. 79. 81.)

III.

Das Vorbild, daran man lernt zu Gott zu kommen, ist Christus. Zunächst wird in Kap. 3 S. 9 von dem Fall Adams geredet und die Bemerkung daran angeknüpft: „ich bin hundertmal öfter

¹⁾ Die Brüder betrachteten jeden Menschen als der Entwicklung zum Guten fähig und bedürftig; in jedem Menschenherzen schlummere ein Funken des ewigen Lichts, das, wie sehr es auch durch Sünde verschüttet sein möge, zur reinen Flamme, zur inneren Erleuchtung entzündet werden könne. Sie legten daher allezeit höchstes Gewicht auf Erziehung und gutes Beispiel. Keller, L., in den Monatsheften der Comenius-Gesellschaft 3, 208. 1894.

und tiefer gefallen und weiter (von Gott) abgekehrt, denn Adam“. Adams Fall würde mit Gott gebessert. „Der Mensch vermöchte Nichts ohne Gott, und Gott sollte Nichts ohne Menschen. Darum nahm Gott menschliche Natur oder die Menschheit an sich und ward vermenschet und der Mensch ward vergottet. Da geschah die Besserung. Also muss auch mein Fall gebessert werden. Ich vermag es nicht ohne Gott und Gott soll oder will nicht ohne mich: denn soll es geschehen, so muss Gott auch in mir vermenschet werden“.

In Kap. 15 S. 51 wird abermals von Adams Fall ausgegangen und gesagt: Alles, was in Adam unterging und starb (wahrer Gehorsam nämlich), das stund in Christo wieder auf und ward lebendig; wahrer Gehorsam aber ist, wenn der Mensch also ganz frei ohne sich selbst steht und ist, d. h. ohne Selbstheit, ohne das Seine zu suchen, und auch von allen Kreaturen Nichts hält (?), sondern allein von Gott; und so war die Menschheit Christi; sie stand ganz ohne sich selber und so ledig von allen Kreaturen, wie nie ein Mensch, und war nichts Anderes als ein Haus und eine Wohnung Gottes; und die Menschheit Christi legte sich das, was Gott zugehört und was die Gottheit mit ihr wollte, nicht als etwas Eigenes zu („sie nahm sich dessen nicht an“¹⁾). „Von diesem Sinn kann man hier nicht mehr schreiben und sprechen, denn er ist unaussprechlich und er ward noch nie von Grund ausgesprochen und wird es auch nimmer, denn er will sich weder sprechen noch schreiben lassen nasser allein von dem, der es ist und weiss: das ist Gott selber, der alle Dinge gar wohl vermag.“

In Kap. 16 S. 55 wird abermals von Adam und den Adams-Kindern, von Gott und den Gotteskindern gehandelt und S. 63 heisst es: „Sieh, wie wohl das ist, dass kein Mensch also gar luterlich und vollkommen sein kann als Christus war, so ist es doch einem jeglichen Menschen möglich, so nahe dazu und herbei zu kommen, dass er göttlich und vergottet heisst und ist.“ In Kap. 10 S. 37 hatte es schon geheissen: Lautere Unterthänigkeit und Gehorsam gegen die ewige Güte und ganze Freiheit inbrünstiger Liebe ist in Christo gewesen in Vollkommenheit und auch in seinen Nachfolgern, in dem einen mehr und in dem andern minder. Ferner heisst es Kap. 40 S. 161: „Sieh, wer ist nun der, der sich unschuldig weiss, denn allein Christus und sonst kaum Jemand mehr?“

Kap. 24 S. 85 beschreibt wiederum das „liebliche Leben Christi“ als die vollkommene Vereinigung des Menschen und Gottes in dunklen Wendungen. Kap. 7 S. 21: „Man liest und spricht, die Seele Christi hätte zwei Augen, ein rechtes und ein linkes Auge. Im An-

¹⁾ Vgl. Kapitel 17 S. 65: Der Mensch soll sich des Guten nicht annehmen, aber das Böse und die Schuld des Bösen nicht dem bösen Geiste zuschieben.

fang, da sie geschaffen ward(!), da kehrte sie das rechte Auge in die Ewigkeit und in die Gottheit, aber mit dem linken Auge sah sie in die Kreaturen“, — was dann weiter ausgeführt wird. „Die geschaffene Seele des Menschen hat auch zwei Augen; aber diese mögen nicht zugleich mit einander ihr Werk üben, sondern soll die Seele mit dem rechten Auge in die Ewigkeit sehen, so muss sich das linke Auge aller seiner Werke entziehen und ent schlagen und muss sich halten gleich als ob es todt sei.“

IV.

In Kap. 13 u. 14 S. 47—51 wird ausgeführt, niemand könne an Einem Tage vollkommen werden, sondern es geschehe dies in drei Graden; anfangs mit der „Reinigung“ oder wahren Reue um die Sünde; dann mit der „Erleuchtung“, welche in Verschmähung der Sünde und im Wirken der Tugend und guter Werke und im willigen Leiden aller Widerwärtigkeit besteht, und endlich mit der „Vereinigung“, d. i. die Reinheit und Lauterkeit des Herzens, göttliche Liebe und Betrachtung Gottes des Schöpfers.¹⁾

Der erste Grad, die wahre Reue um die Sünde, wird an verschiedenen Stellen als die „Hölle“ bezeichnet, und Befreiung von der Sünde als das „Himmelreich“. Kap. 11 S. 39 lautet: „Christi Seele musste in die Hölle, ehe denn sie zum Himmel kam. Also muss auch des Menschen Seele. Aber wie das geschehe, das merket. Wenn sich der Mensch in Wahrheit erkennt und merket, wer und was er ist, und findet sich selber als gar schnöde, böß und unwürdig alles des Trostes und Gutes, das ihm von Gott und von Kreaturen je geschehen ist oder mag, so kommt er also in eine so tiefe Demut und Verschmähung seiner selbst, dass er sich unwürdig dünkt, dass ihn das Erdreich tragen soll; auch lässt er sich bedünken, dass er ewiglich verloren und verdammt solle sein und auch ein Fusschemel aller bösen Geister in der Hölle, und verschmätzt allen Trost. Aber Gott lässt den Menschen nicht in dieser Hölle, sondern er nimmt ihn zu sich, d. h. er macht, dass der Mensch Nichts sucht und will als allein das ewige Gut und die Ehre Gottes, und dann kehrt Freude, Friede, Wonne, Ruhe und Trost bei ihm ein, und dann ist der Mensch im Himmelreich, und kann ihn dann Nichts betrüben, Niemand ihn je beleidigen oder betrüben.“

Auch kommt dem Menschen oft diese Hölle und dies Himmelreich, dass er nicht weiss, woher es kommt; er kann sich davon keines geben oder nehmen, sondern es geht wie geschrieben steht (Joh. 3, 8): „Der Geist geistet wo er will und du hörst seine Stimme, aber du weisst nicht, woher er kommt und wohin er geht.“

¹⁾ Diese Vorstellung von den Graden oder Wegen ist den Brüdern oder Waldensern geläufig. Vgl. L. Keller, in den Monatsheften der Comenius-Ges. 3, 206. 1894.

Und dieweilen der Mensch in dieser Zeit ist, so kann er gar oft aus Einem in das Andere fallen, ja unter Tag und Nacht oftmals, und Alles ohne sich selber. Diese Hölle und dieses Himmelreich sind zwei gute sichere Wege für den Menschen in dieser Zeit, und wohl ihm, der sie findet; wenn aber der Mensch in keinem derselben ist, so schwankt er hin und her.“

Der Satz „Christi Seele musste in die Hölle“ ist insofern der Aedeutung im 1. Brief Petri 3, 19 u. 4, 6 entsprechend, als Christi Leib ja an der Fahrt in die Unterwelt nicht teil nahm; die Vergleichung, wie andere Menschen in die Hölle kommen, mit Christi Höllenfahrt, kann nur eine äusserliche Nutzenwendung sein; im andern Fall würde sie besagen, dass auch Christus durch eine tiefe Reue und Zerknirschung über seine Sünden zur Vollkommenheit aufgestiegen sei.

Von Hölle und Himmelreich ist auch an anderen Stellen, namentlich schon in Kap. 8 S. 29, Kap. 10 S. 35, Kap. 49 S. 201, Kap. 51 S. 217 u. s. w. die Rede; in den letzteren Kapiteln wird „Paradies“ als gleichbedeutend mit Himmelreich gebraucht.

Von ewiger Verdammnis ist im ganzen Buch nicht die Rede; vielmehr heisst es in Kap. 16 S. 59: „Möchte der böse Geist (d. h. der Teufel) zum Gehorsam kommen, er würde wieder ein Engel und alle seine Sünde und Bosheit wäre gebessert und gebüsst und wäre zugleich vergeben“.

Der Mensch, der seinen Willen und seinen Geist ganz zu Gott gekehrt hat, bei dem die wahrste Vereinigung mit Gott ist, die in dieser Zeit immer sein kann, „der fragt nicht weiter, denn er hat gefunden das Himmelreich und das ewige Leben auf Erden“. (Kap. 8 S. 29.) Damit ist angedeutet, dass er keiner Hülfe, keiner Wehungen und Lossprechungen, Absolutionen seitens anderer Menschen bedürfe.

Umgekehrt kann ihm auch Kreaturenwerk nichts helfen, sondern „er muss es selbst angreifen“. (Vgl. oben S. 52.) Die Hauptausführung hierüber findet sich in Kap. 9 S. 31 u. 33. So wenig wie das Dasein Gottes, der das ewige Gute ist, den Menschen selig macht, wenn der Mensch sich nicht selbst erkennt und gewissermassen ausserhalb seiner Seele bewegt, so wenig macht ihn auch alle Tugend und Güte von Menschen selig. Wiewohl es also nützlich und gut ist, dass man fragt und erfährt, was gute und heilige Menschen gethan und gelitten haben und auch was Gott in ihnen und durch sie gewirkt habe und gewollt, so wäre es doch tausendmal besser, dass der Mensch in sich selbst erfähre, lernte und erkannte, wer er ist, wie und was sein eigenes Leben ist und auch was Gott in ihm ist und in ihm wirkt und was er von ihm haben will und wozu Gott ihn benutzen will oder nicht. Seligkeit liegt, kurz gesagt, an keiner Kreatur oder an Kreaturen-Werk, sondern es liegt allein an Gott und an seinen Werken.

Derselbe Grundgedanke bewährt sich auch hinsichtlich der in Kap. 45 S. 191. 193 vorgetragene geistigen Auffassung „des heiligen Sakraments“ (von Sakramenten in der Mehrzahl ist nur einmal in Kap. 25 S. 91 flüchtig die Rede), die in folgender Form sich darthut: Christus erkennen und an ihn glauben heisst: Christi Leben erkennen, dass es das alleredelste und beste Leben sei, da Gott selber und alles Gute lebt; und wieviel von Christi Leben in einem Menschen ist, also viel ist auch Christus in ihm; denn wo Christi Leben ist, da ist auch Christus, und wo sein Leben nicht ist, da ist Christus auch nicht. Und womit man dieses Leben, dies wahre Licht und die wahre Liebe erlangen möchte, dass es geboren und lebendig würde in einem Menschen, dem sollte man mit allem Fleiss anhaften, und nichts anderem. „Und wer das empfängt in dem heiligen Sakrament, der hat Christum wahrlich und wohl empfangen, und je mehr man dessen empfängt, so mehr Christus, und je weniger dessen, so weniger Christus.“

V.

Kap. 25 S. 89 und Kap. 26 S. 93 setzen die geistliche Hochfuhr und falsche Freiheit der geistlichen Armut gegenüber, und gehören zu den wichtigsten des ganzen Werkes.

„Aus dem Samen des bösen Geistes wachsen zwei Früchte: der geistliche Reichtum oder die geistliche Hochfuhr und die ungeordnete falsche Freiheit. Das sind zwei Schwestern, die oft und gern bei einander sind. Siehe, dies trägt sich also zu. Der böse Geist bläst dem Menschen ein, dass dieser meint, er sei nun auf das Höchste gekommen und bedürfe weder Schrift noch Lehre mehr und er sei zumal unbedürftig geworden (er bedürfe also der heiligen Schrift nicht und auch keiner Busse). Und davon steht dann in ihm ein falscher Friede auf und ein Wohlgefallen seiner selbst, so dass er spricht und denkt: ja, nun bin ich über alle Menschen und weiss und verstehe mehr denn alle diese Welt: darum ist es wohl billig und recht, dass ich aller Kreaturen Herr und Gebieter sei und dass mir alle Kreaturen und besonders alle Menschen dienen und mir unterthänig seien, und — — — hält alle Menschen als das Vieh, und alles dessen, das seinem Leib und Leben zu Freud und Lust und Ergötzlichkeit geschehen kann, dünkt er sich alles würdig und sieht und nimmt das, wo es ihm werden kann. Die Menschen freilich, die ihm dienen und unterthänig sind, ob sie hult Diebe oder Mörder seien, erklärt er doch für edele getrene Herzen, die auch Liebe und Treue zu der Wahrheit und zu frommen Menschen hätten; und er lobt sie und suchet sie. Aber wer diesen hochfärtigen Menschen (jetzt wird die Mehrzahl gebraucht) nicht nach ihrem Willen thut und ihnen nicht

unterthänig ist, der ist auch ungesucht von ihnen und gar leicht gescholten, ob er gleich so heilig wäre als Sankt Peter.“

Wenn diese Schilderung in vielen Beziehungen auch auf weltliche Tyrannen und Schwelger passt, so passt sie doch noch mehr auf geistliche Weltherrscher, welche Gebieter über alle Menschen des Erdkreises sein wollen; darauf deutet auch der Umstand hin, dass solchen geistlichen Weltherrschern schliesslich die Heiligkeit Sankt Peters entgegengesetzt wird, ebenso der Schlusssatz des Kapitels, wo von dieser reichen und „geistlichen“ Hochfahrt gesagt wird, sie verlange, ihr Wort und Rede solle allein geachtet und gehört werden, und erkläre aller anderen Menschen Wort und Rede für ein Unrecht, einen Spott und eine Thorheit.

In Kap. 40 S. 149 wird noch einmal derselbe Gedanke wie in Kap. 25 ausgeführt unter dem Bilde des „falschen Lichtes“. Dasselbe ist selbst betrogen und betrügt andere Leute, es sucht nur seinen Vorteil, was ihm am gemächlichsten und angenehmsten ist, und erklärt diejenigen für die besten und weisesten Lehrer, die ihm dazu verhelfen; es wähnt erhaben zu sein über alle Werke, Gesetze und Ordnung, auch „über das leibliche Leben Christi, das er in seiner heiligen Menschheit hatte“ (es brauche sich nicht an das Vorbild Christi zu halten, der arm und schlicht einherging, sondern dürfe in fürstlicher Pracht und Üppigkeit leben). Auch spricht das falsche Licht, es sei über Gewissen und Conscienz hinausgekommen, und was es thue, das sei wohlgethan (Sündlosigkeit!). Ja es wird gesprochen von einem falschen freien Geiste, der auch in dieser Irrung war: tötete er zehn Menschen, er machte sich ein so kleines Gewissen daraus, als ob er einen Hund tötete. Ja, dieses falsche Licht wähnt, es sei Gott und sitze bei Gott; darum kann es nimmer bekehrt oder auf den rechten Weg gewiesen werden. Insofern dies Licht wähnt, es sei Gott und sich die Eigenschaft Gottes anmasse, so ist es Luzifer, der böse Geist; aber insofern es Christi Leben verwirft und andere Dinge, die Christus gelehrt und vollbracht hat, so ist es der Antichrist, denn es lehrt wider Christum.

Auch in Kap. 42 S. 173 und Kap. 43 S. 183 kehren ähnliche Gedanken wieder. Endlich ist auch noch an Kap. 4 S. 13 zu erinnern, wo bereits ein Wort des Jesaja 42, 8 angeführt wird: „Gott spricht, ich will meine Ehre Niemandem geben“.

In engem Zusammenhang hiemit steht die beachtenswerte Stelle in Kap. 34 S. 129: „Nun möchte man sprechen: weil nun Gott einem Jeglichen das Beste will, begehrt und thut, so sollte er auch einem Jeglichen helfen und ihm thun, dass ihm all' sein Wille in Erfüllung ginge (volgienge) und geschähe, also dem einen zu Papst, dem andern zu Bischof und desgleichen. Das soll man wissen: wer dem Menschen zu seinem eigenen Willen hilft, der hilft ihm zu dem Allerbösesten. Denn je mehr der Mensch nachfolgt und zunimmt in seinem eigenen Willen, um so ferner ist

er von Gott dem wahren Gut; denn es brennt nichts in der Hölle als eigener Wille. Darum spricht man: thu ab den eigenen Willen, so wird keine Hölle.“

Den Gegensatz zu der geistlichen Hochfahrt bildet die geistliche Armut und Demütigkeit, die Erkenntnis, dass der Mensch von sich selber nichts ist noch vermag, sondern allein Gehrechen, Untugend und Bosheit ihm eigen sind, dass er daher eigentlich unwürdig ist alles dessen, was ihm von Gott und von Kreaturen je geschehen ist oder geschehen mag, und dass er ihnen vielmehr verpflichtet ist zu dienen und zu helfen. Ein Mensch von dieser Erkenntnis weiss, dass er nichts bitten oder begehren dürfe ausser allein die blosse Notdurft und dies alles mit Furcht und aus Gnaden, nicht aus Recht; er redet auch wenig und nimmt sich nicht heraus, jemand zu lehren oder zu strafen, es treibe ihn denn göttliche Liebe und Treue dazu; und er thut das alles mit Furcht und in so wenigem als er vermag. So lehrte Christus, da er sagte: „lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und eines demütigen Herzens“ (Matth. 11, 29) und „selig sind die, die des Geistes arm sind (das sind die wahren Demütigen), denn Gottes Reich ist ihrer“ (Matth. 5, 3).

Wo die geistliche Armut und Demütigkeit ist, hält man es für nötig und nützlich, dass Ordnung und Weise, Gesetze und Gebot seien, auf dass die Blindheit und der Unverstand der Menschen dadurch gelehrt, die Untugend und Bosheit unterdrückt und zur Ordnung gezwungen werde. Nur wenige Menschen sind zu der rechten Wahrheit gekommen, sie haben denn zuvor Weise und Ordnung angefaßen und sich darin geübt, weil sie nichts anderes noch besseres wussten. Also zur Unterweisung der Einfältigen sind sie da, und nur zur Unterweisung, und alles in wahrer Demütigkeit. „Die aber da vollkommen sind, die sind unter keinem Gesetze.“ Dies wird nun vom Verfasser nach Massgabe von Matthäus 5, 8—25 näher begründet: „Christus hat das Gesetz nicht versäumt oder verschmäht oder die Menschen in dem Gesetz. Er spricht: „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz zu brechen, sondern zu erfüllen“ (Matth. 5, 17)¹⁾. Aber er spricht, es sei damit nicht genug: man solle für-

¹⁾ Während der Verfasser der „Deutschen Theologie“ gewöhnlich von „Ordnung, Gesetzen, Geboten“ spricht (z. B. Kap. 25 S. 90, Kap. 26 S. 96), so gebraucht er bei der Mitteilung etlicher Schriftstellen statt Gesetz das alte Wort *è*, namentlich Kap. 26 S. 98 u. Kap. 30 S. 112, höchst wahrscheinlich darum, weil er eine alte Bibelübersetzung vor sich hatte, welche *lex* mit *è* übersetzte. Das Wort war aber zur Zeit, wo er schrieb, bereits nicht mehr ganz geläufig, und darum teilt er das Wort Christi Matth. 5, 17 in folgender Gestalt mit: „ich bin nicht komen die *è* oder das gesetz zu brechen, sunder zu erfüllen“, er fügt also die Worte „oder das gesetz“ als Erklärung hinzu, da der lateinische Text nur hat: „*nolite putare, quoniam veni solvere legem, aut Prophetas*“. Im Anschluss an diese von ihm angeführten Stellen gebraucht der Verfasser selbst denn auch einige wenige

bass zu einem Höheren und Besseren kommen, wie es in der Wahrheit also ist. Er spricht: „es sei denn, dass enere Gerechtigkeit mehr und vollkommener sei denn der Schreiber und Gleisner, so mögt ihr nicht eingehn in das Reich der Himmel“ (Matth. 5, 20). Denn das Gesetz verbietet die bösen Werke, aber Christus verdammt auch die bösen Gedanken. Das Gesetz erlaubt auch, dass man sich an den Feinden rächen mag, aber Christus gebietet die Feinde zu lieben. Das Gesetz erlaubt das zeitliche Gut, aber er rät, man solle es als¹⁾ verschmähen, und das hat er alles bewährt mit seinem heiligen Leben: denn er hat nichts gelehret, er habe es denn zuvor vollbracht mit den Werken, und hat doch das Gesetz gehalten und ist ihm nützlich gewesen bis in den leiblichen Tod.

Der Verfasser führt auch zwei Aussprüche des Apostels Paulus hierfür an, Kap. 26 S. 99, zunächst aus Galaterbrief 4, 4 und 5: „Christus nahm das Gesetz an sich, auf dass er die, die unter dem Gesetz waren, erlösete.“ Damit meint er, dass er sie zu einem Nähern und Bessern möchte bringen. Sodann in Kap. 30 S. 113, wie schon früher in Kap. 22 S. 77, aus Pauli Brief an die Römer 8, 14: „Die von Gottes Geiste geweisert und gewirkt und geleitet werden, die sind Gottes Kinder und sie sind nicht unter dem Gesetz.“ Das in dem Sinn: Man braucht (bedarf) sie nicht zu lehren, was sie thun oder lassen sollen, denn ihr Meister, das ist der Geist Gottes, soll sie wohl lehren, was ihnen Not ist zu wissen. Auch braucht (bedarf) man ihnen nicht zu gebieten oder zu heissen, wohl zu thun oder übel zu lassen und desgleichen, denn derselbe edle Meister, der sie lehret, was gut oder ungut ist oder sei das Beste oder nicht, und sie kürzlich lehret alle Wahrheit, derselbige gebet ihnen auch und heisset sie bleiben bei dem Besten und das Andere zu lassen, und dem sind sie auch gehorsam. Sieh, in diesen Sinne bedürfen sie keiner Gesetzwächter (ewarten), weder zu lehren noch zu gebieten.²⁾ Auch in einem andern Sinne bedürfen sie keines Gesetzes: dass sie für sich damit etwas erlangen oder gewinnen oder sich selber irgend zum Nutzen seien. Denn was nun mit diesem und auch mit aller Kreaturen Hülfe oder Rede, Worten und Werken erlangen oder fertig bringen kann auf dem ewigen Wege und zu ewigem

Male das Wort ê. Da das Wort ê, Ehe, dem heutigen Leser in seiner Bedeutung als Gesetz oder Recht unbekannt ist, so kann man es in einer neudeutschen Übersetzung nicht beibehalten, sondern muss dafür „Gesetz“ sagen. Pfeiffer ist hierin inkonsequent; S. 77 und 113 übersetzt er ê mit „Gesetz“, S. 99 aber steht statt dessen „Ehe“.

¹⁾ „Als“ darf man nicht mit Pfeiffer „Alles“ übersetzen, zumal gleich darauf Alles (omnia) steht; es ist vielmehr nach unterfränkischer Mundart in dem Akkusativ gebraucht, der adverbiale Bedeutung annimmt, und bedeutet „zuweilen“, oder auch „eben“ und hat auch oft einen wenig nachdrücklichen Sinn wie das bayerische „halt“. (Grimm, D. Wörterbuch I, 247. 1854).

²⁾ Wenn Pfeiffer S. 115 êwart mit „Gesetzlehrer“ übersetzt, so ist das unrichtig; er hat eben einfach die lutherische Fassung herübergenommen.

Leben, das haben sie alles bereits zum Voraus. Sich in diesem Sinne ist es wahr, dass man über alles Gesetz und Tugend kommen mag und auch über aller Kreaturen Werk und Wissen und Vermögen.

Die Nutzenwendung ist: der Vollkommene steht weder unter den Gesetzen Mosis noch unter den Gesetzen der Konzilien und römischen Päpste, die Kreaturen-Werk sind; er braucht daher auch keine Gesetzes-Wächter, die das Gesetz gegen ihn erzwingen. Gesetze, Worte, Werke von Kreaturen, also von Heiligen und von Priestern, können ihm auch nichts helfen zum ewigen Heil.

Diese Ausführungen bilden die Unterlage für den vom Verfasser an verschiedenen Stellen verfochtenen Satz, dass jede Verfolgung, jede Gewalt um des Glaubens willen unzulässig sei.

Schon in Kap. 23 S. 81—85 war es als das Vollkommene hingestellt worden, alle Schickungen Gottes, auch alle Widerwärtigkeiten, die uns von Mitmenschen (Kreaturen) angethan werden, gehorsam, gelassen, geduldig zu tragen und dagegen keinen Behelf und keine Rächung zu thun oder zu begehen, sondern allezeit in einer lieblichen wahren Demütigkeit zu sprechen: „Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun“ (Lukas 23, 34). In Kap. 33 S. 127 wird dasselbe Wort Christi wiederholt und Christi Vorbild auch insofern angerufen, als er dem Petrus, der den Feinden mit Gewalt wehren wollte, befahl, sein Schwert einzustecken (Joh. 18, 11), und als er zu Judas, da er ihn verriet, sagte: „Freund, warum bist kommen?“, als ob er spräche: „du hassst mich und bist mein Feind, so habe ich dich lieb und bin dein Freund; du begehrt und gönnest und thust mir das Allerböseste, das du kannst und magst, so will ich und begehre und gönne dir das Allerbeste, und gebe und thue es dir gern, möchtest du es nur nehmen und empfangen“. Der Grund für solche Denkart ist das Wesen Gottes selbst, welches das Gute schlechthin ist. Würde Gott menschlich sprechen, so würde er sagen: ich bin ein lauterer einfältiges Gut, darum kann ich auch nicht wollen, begehren, gönnen, thun und geben denn Gut; soll ich dir dein Übel und deine Bosheit lohnen, das muss ich mit Gut thun, denn ich bin und habe anderes nichts. Darum muss auch der fromme, der vergottete Mensch ebenso denken und kann nicht anders denken.

Man bemerke, wie weit abgekehrt der Verfasser ist von dem ratheschmaubenden Gott des jüdischen Alten Testaments, der in Ägypten alle Erstgeburt schlug, schreckliche Seuchen sendete, Sodom und Gomorra mit Pech und Schwefel verbrannte.

Im engsten Zusammenhang hiermit stehen die Ausführungen über Erkenntnis Gottes, Glaube und Liebe. Kap. 41 S. 163 ff.

Es giebt viele, die sich ihres Wissens rühmen und sich darin so hoch versteigen, dass sie Gott selbst sein wollen (S. 173); aber ihre Erkenntnis ist wertlos und falsch, weil ihr die wahre Liebe

fehlt; denn wenn es auch richtig ist, „dass Liebe von Erkenntnis geleitet und gelehrt werden muss“, so ist es doch ebenso wahr, „dass wenn Liebe der Erkenntnis nicht nachfolgt, auch nichts daraus wird“ (S. 167). Die wahre Liebe aber ist diejenige, welche alles thut und leidet lediglich um des Guten an sich willen, nicht um Lohn für sich zu erlangen, während die falsche Liebe aus Selbstsucht entspringt.

In Kap. 48 S. 99 bespricht der Verfasser noch das Wort Christi Markus 16, 16: „wer nicht glaubt oder nicht glauben will oder kann, der ist und wird verdammt und verloren“, offenbar um den Einwand zu bekämpfen, der aus dieser Stelle gegen die Forderung liebender Duldung hergeleitet werden könnte. Bemerkenswert ist, dass er die Worte „und verloren“ hinzufügt, um das „verdammt“ abzuschwächen. Das Wort Christi — sagt er nun — entspreche der Wahrheit. „Denn ein Mensch, der in die Welt gekommen ist, der hat nicht Wissen und kann zu Wissen nicht kommen, er muss zuvor glauben. Und wer wissen will, ehe denn er glaubt, der kommt nimmer zu wahren Wissen. Und man meint hier nicht die Artikel des christlichen Glaubens, denn die glaubt jedermann und ein jeglicher Christenmensch gemeinhin, sündig und selig, böse und gut. Und man soll eh' glauben und mag eher nicht zu Wissen kommen. Man meinet hier etwas von der Wahrheit: was möglich ist zu wissen und auszufinden (zu befinden), das muss man glauben, ehe denn man es wisse oder befinde, sonst kommt es nimmer zu wahren Wissen, und diesen Glauben meint Christus“.

Der Verfasser setzt dem Glauben das Wissen gegenüber und rechnet ziemlich deutlich auch das Bekennen zu den Artikeln des christlichen Glaubensbekenntnisses, die äussere Unterwerfung unter dieselben zum Wissen, da auch die Sündigen und die Bösen hierin nicht zurückstehen. Dieser Artikel-Glaube hat nach dem Verfasser keinen Wert und ist von Christus nicht gemeint.

Wir wissen aus Luthers eigenem Mund, dass neben Taulers Predigten die „Deutsche Theologie“ auf ihn den tiefsten Eindruck machte; er hatte zwar längst sich mit der Bibel vertraut gemacht, aber doch noch das alte Testament, namentlich die Psalmen bevorzugt, und stand noch im wesentlichen befangen in den Lehren der römischen Kirche. Nun trat eine Theologie vor seine Augen, die ausserhalb der römischen Kirche stand und deren sittlicher Gehalt ihn überwältigte. Dass die „Deutsche Theologie“ viel weiter ging als Tauler, blieb ihm verborgen, wohl darum, weil er sich dieselbe aus Tauler ergänzte, da er sie ja wie eine Art Auszug aus demselben beurteilte; ihren Zusammenhang mit den Lehren ausserkirchlicher Christen-Gemeinden konnte er nicht ahnen, weil ihm diese bis dahin völlig unbekannt geblieben waren; er legte ohne Zweifel viele Stellen so aus, wie es ihm geläufig war, wie sich schon daraus erkennen lässt, dass er neben der „Deutschen Theologie“ an seinem Augustin, der das gerade Gegenteil lehrt, festhielt.

Ob ihm später ein anderes Licht aufgegangen ist, lässt sich nicht beurteilen; einen Abdruck der „Deutschen Theologie“ haben die Wittenberger Drucker nach dem Jahre 1520 nicht mehr veranstaltet, sondern es nahmen diejenigen Kreise die Verbreitung in die Hand, aus welchen die Schrift einst hervorgegangen war.

Calvin erkannte scharf den Grundunterschied der „Deutschen Theologie“ von seinen eigenen Auffassungen und schrieb daher im Jahre 1559 an die reformierte Gemeinde zu Frankfurt a. M.¹⁾ sie möchten sich vor der Schrift wohl hüten, denn sie enthalte ein heimliches und tödliches Gift, um die Kirche zu verderben.²⁾ Freilich wird sie den Richter Servets tief im Innersten betroffen haben.

¹⁾ Der Brief vom 23. Februar 1559 fährt, nachdem er des zwischen den beiden Geistlichen der Gemeinde ausgebrochenen Streites gedacht hat, fort: „Cependant je ne juge point de la cause, sinon d'autant qu'on parle de quelques livres qu'on a voulu introduire ou bien qu'on a voulu approuver, à sçavoir la Théologie germanique, et de l'homme nouveau. Quant à cela si jamais j'ay rien cogné ou gousté en la parole de Dieu, je voudrois bien que les auteurs s'en fussent abstennus. Car encores qu'il n'y ait point d'erreurs notables, ce sont badinages forçéz par l'astuce de Satan pour embrouiller toute la simplicité de l'Evangile. Mais si vous regardez de plus près, vous trouverez qu'il y a du venin caché et mortel; c'est empoisonner l'Eglise. Parquoy, mes frères, devant toutes choses je vous prie et exhorte au nom de Dieu de fuir comme peste tous ceux qui tascheront de vous infecter de telles ordures.“ Bonnet, Jul., Lettres de Jean Calvin 2, 259. Henry, Calvin 3, 420.

²⁾ Es mögen hier noch die Urteile einiger Neueren angeführt werden. Plitt, G. L., in der Zeitschr. f. d. ges. luther. Theologie u. Kirche 1865, S. 51—52, lässt sich dahin aus: „Der Verfasser ist in ähnlichem Sinne wie Tauler Pantheist, und als solcher kann er nicht zugeben, dass der Mensch eine für alle Dauer berechnete Einzelseinzelheit habe.“ — „Ein Mensch, der im Grunde seines Wesens gut geblieben ist, braucht (nach dem Verfasser) keinen Erlöser, sondern nur ein Vorbild des rechten Verhaltens; und eine weitere Bedeutung hat denn auch Christus für unseren Verfasser nicht.“ — „Christus ist der Normalmensch, der alles, das geschrieben ist, mit Worten gelehrt hat und hat es auch vollbracht mit den Worten wohl viertelhalb und dreissig Jahre und er lehrt uns das mit kurzen Worten, da er spricht: folge mir nach.“ — „Er ist der Erstgeborene unter vielen Brüdern.“ „Diesen Irrtum hat der Verfasser mit den übrigen deutschen Mystikern gemein.“

Ullmann, C., Reformatoren vor der Reformation, 2. Aufl., 2, 211 1866: „Es ist wahr, die deutsche Theologie hat pantheistische Elemente aber ihr Pantheismus ist nicht ein Pantheismus der Spekulation, sondern der innigsten, tiefsten Frömmigkeit, die sich Gott nur recht lebendig nahe bringen will, Geist zu Geist, Herz zu Herz, aber dabei doch die Persönlichkeit Gottes im vollen Sinn anerkennt, den Unterschied zwischen Gott und Kreatur aufs schärfste festhält und sich in kindlichster Demut Gott unterwirft.“

Tübingen 12. Oktober 1895.

F. Thudichum.

Nachrichten.

Wir haben schon früher (M.H. der C.G. 1895 S. 129) auf die innerhalb der lutherischen Kirche des 17. Jahrhunderts herrschende Überlieferung hingewiesen, wonach das Licht des Evangeliums, wie man sagte, erst im Jahre 1517 aufgegangen sei und zugleich bemerkt, dass die Evangelischen in Mähren (ebenso wie in Böhmen) ganz anderer Ansicht waren. Da ist es nur merkwürdig, dass auch unter den Reformierten am Niederrhein im 17. Jahrhundert ganz allgemein der obigen Annahme der strengeren Lutheraner widersprochen wurde und dass unter ihnen die gleiche Überlieferung wie in den österreichischen Ländern herrschte; sie vertraten entschieden die Überzeugung, dass die evangelische Lehre nicht erst mit Luther in die Welt gekommen sei. Zum Beweise möge Folgendes dienen.

Im Jahre 1664 richteten die Deputierten der clevischen Synode („Deputati Synodi der Clevischen Kirchen“) eine Eingabe an den Grossen Kurfürsten, in der sie etwa Folgendes anführten: ¹⁾

Die Deputierten der Synode sähen sich genötigt, umständlich darzulegen, „welchergestalt nicht nur bei und vor hochgl. Hertzog Wilhelm Zeiten und Regierung, sondern auch vor etlichen hundert Jahren ehe Dr. Luther sel. sich herfürgethan die Evangelische Lehr und deren Ceremonien, besonders auch das h. Abendmahl als ein Kennzeichen solcher Lehre nach der Einsetzung und Ordnung unsers Herrn und Heilands Jesu Christi sub utraque sei in diesen Landen bekannt gewest und von vielen Christen also und auf diese Weise gehalten und celebrirt worden“.

„Gott der Herr, der das Licht aus der Finsterniss heisset herfürscheinen, hat jeder Zeit gewisse Leute und Werkzeuge mit dem Licht seines Evangelii erleuchtet und erwecket“ Es haben sich „zu allen Zeiten solche Christen gefunden, welche allerlei neue Lehre so wider und ausser dem Wort Gottes eingeföhret, verworfen“

Darunter sei auch einer mit Namen Petrus Waldo, ein Bürger zu Lyon in Frankreich Anno 1160 gewesen, der den neuen Lehren getrost widersprochen, „nun so mehr, da die Apostel und uralte wahre Christen

¹⁾ Die Eingabe ist gedruckt unter dem Titel: „Anhang oder näherer Bericht über dem Religionswesen im Hertzogthumb Gulich, Cleve und Berg etc. aufgerichter Reversalen und derselben Infraction etc. In Amsterdam etc. 1664.“

nichts von der Transsubstantion und anderen Lehren gewusst, auch Bertramus Abailard und Berengarius u. A.“ derselben Ansicht gewesen.

Da man nun gegen Waldus und die Seinen als Ketzler verfuhr und sie austrieb, so verbreitete sich ihre Lehre hin und wieder über die Länder.

„Weil sie aber allerends, da sie hinkamen, nicht allein solche Christen gefunden, die ihnen zugestimmt, sondern auch daseibst verfolgt, sind sie je länger je weiter ausgebreitet worden, und haben daher fürnehme Kirchen und Gemeinen durch gantz Europam gehabt, als in Frankreich, in Arragonien, Catalonien, in Hispanien, in Engelland, Niederland, Teutschland, Böhmen, Polen, Littauen, Österreich, Hungarn, Bulgarien, Croatien, Dalmatien, in Italia, Sicilia etc., wie dieses aus den Constitutionibus Frederici II Imperat., aus den Bullen der Päpste und aus vielen römischen Scribenten genugsam erscheinet. Daher, ob zwar sie in den Glaubens- Articulen und Fundament der Seligkeit (wie die Jesuiten Johannes Mariana in praefatione in Lucam Tudensem und Jacobus Gretserus in Prolegomenis ad Reinerium bekennen müssen) sonst einig gewesen sind, mit mancherlei Namen bald nach ihren Lehrern, die eifrig, bald nach den Landen und Orten, da sie wohnten, bald nach andern Zufällen wie dann in Engelland Lollarden nach dem fürtrefflichen Lehrer Lollard, in Frankreich Waldenser nach Waldo, Albigenser von der Stadt und Landschaft Albi, Tholosaner von Tholosa, Lombarder, Lionisten, weil sie von Lion, da sie gewohnet als auch dass sie durch den Bannstrahl des Pabsts mit Verlust aller ihrer Haab vertrieben zum Gespöt Pauperes de Lugduno, die Armen von Lyon genannt worden.“

Ausser diesen und anderen Namen habe man auch die alten Ketzernamen Katharer, Manichäer, Arrianer u. s. w. wieder in Unlauf gesetzt und sie aus Hass aller möglichen Verbrechen bezichtigt. Zum Gebrauch jener alten Ketzernamen hätten die Gegner keine Ursache gehabt, „es sei denn, dass sie wegen der Reinigkeit des Lebens Cathari, Reine, wegen dess, dass sie nicht glauben, dass Christus in der Oblaten sei, Arrianer, dass kein Pabst über die Kaiser und Könige zu gebieten, Manichäer genannt werden.“

Man könne aus den eignen Zeugnissen römischer Schriftsteller die jetzige Behauptung römischer Gegner widerlegen, wonach angeblich „unsere evangelische Lehre nicht vor Luther und Calvino gewesen sei“. Sie sei vielmehr nicht bloss vor etlichen Hundert Jahren, sondern von uralten Zeiten her gewesen.

Wir haben früher (s. M.H. der C.G. 1895 S. 174) den Wunsch ausgesprochen, nähere Nachrichten über den dort als Freund des Comenius und Mitglied der Akademie der Naturphilosophen genannten **Joachim Hübner** bringen zu können. Durch die Güte der Herren Professoren Dr. Koser in Bonn und Dr. Hirsch in Berlin sind wir der Spur des merkwürdigen Mannes näher gekommen. J. Hübner war der erste Historiograph des brandenburgisch-preussischen Staates und also der Vorgänger so berühmter Nachfolger wie Pufendorf u. A. (Vgl. Ernst Fischer, die offizielle branden-

burgische Geschichtschreibung zur Zeit Friedrich Wilhelms, des Grossen Kurfürsten [1640—1688] in d. Zts. f. Preuss. Gesch. u. Landeskunde Bd. XV [1878] S. 377 ff.). Er trat im Jahre 1646 zunächst als Sekretär in die Dienste des Kurfürsten und wurde am 6. Juli 1650 zum Historiographen ernannt. Er hat dann über ein Jahrzehnt lang in brandenburgischen Diensten gestanden, bis seine religiösen Ansichten ihn in schwere Kämpfe verwickelten und ihn zwingen, seine Entlassung zu nehmen. Seine Geschichte ist so merkwürdig, dass wir uns vorbehalten, einmal näher darauf zurückzukommen. Heute sei nur auf die folgende Stelle eines Briefes Hübners an Comenius d. d. Cleve 22. Okt. 1661 verwiesen. Hübner hatte damals dem in Cleve anwesenden Grossen Kurfürsten in Comenius' Anfrage eine Schrift des letzteren überreicht. Er fährt dann fort: „Für das Büchlein *De bono unitatis et ordinis* thue ich mich dienstlich bedanken. Es ist mir dasselbe sehr angenehm zu lesen gewesen, sintemal ich es früher noch nicht gesehen gehabt und finde viel Dinges darin, welches mich nicht wenig afficiret. Es wäre meines Erachtens gut, dass noch alle Schreiber fürnehmer Leute und andere briefliche Documente, so sich annoch einiger Weise bei der Societät finden, in Druck gegeben würden, umb desto besser darzuthun, was für eine Beschaffenheit es in vorigen Zeiten mit der Societät gehabt“ . . . (Patera, *Corresp. des C. S.* 229.) — Es wäre von besonderem Interesse, wenn der Nachweis zu erbringen wäre, dass wie Crieger (Comenius als Theologe S. 46) annimmt, der von Comenius oft genannte Fundanius — es ist dies offenbar ein Brudernamen, wie sie in den Societäten und Akademien üblich waren — und Joachim Hübner dieselbe Person gewesen sind. Wir wären für jeden Hinweis dankbar. (Vgl. Kvcusala, *Comenius*, Anmerkungen S. 35.)

In den „Jahresberichten der Geschichtswissenschaft“, im Auftrage der Histor. Gesellschaft zu Berlin hrsg. von J. Jastrow (Berlin 1877 ff.), die durch ihre Vollständigkeit rühmlich bekannt sind und die, wie die Historiker wissen, jährlich viele Tausende historischer Persönlichkeiten in ihren Registern zusammentragen, kannten bis zum Jahre 1892 den Namen des Comenius nicht. Vielleicht waren Herausgeber und Mitarbeiter bis zum Jahre 1892 der Ansicht, dass dieser Mann lediglich der Pädagogik, nicht aber der „Geschichte“ angehört. Um so erfreulicher ist es, dass seit der Jahrhundertfeier ein Wechsel der Anschauungen eingetreten zu sein scheint, wenigstens insofern, als Comenius jetzt als interessante Persönlichkeit der Lokalgeschichte Mährens anerkannt wird. Denn nicht in der Abteilung „Allgemeine Geschichte“, wohin Comenius gehört, sondern unter der Geschichte Mährens findet sich seit 1893 die Litteratur über Comenius zusammengestellt. Verfasser ist Oberlehrer M. Grolig in Prag. — Wir wollen bei dieser Gelegenheit bemerken, dass im Jahresbericht für Schulwesen vom schulgesehichtlichen Standpunkte aus H. Bender, im Jahresbericht für Litteraturgeschichte K. Kehrbach über die neuere Comenius-Litteratur Bericht erstattet.

Wir haben wiederholt Gelegenheit gehabt, auf die eigenartige Stellung hinzuweisen, die viele Mitglieder der geistlichen Ritterorden, der **Johanniter** und des **Deutschen Ordens**, zu den religiösen Volksbewegungen vor und während der Reformation eingenommen haben. Meist ist selbstverständlich diese Stellungnahme, sofern sie sich gegen die Vertreter der Kirche richteten, deren Glied die Ritterorden waren, absichtlich verschleiert worden und wir können daher die Ansichten der Ordens-Mitglieder vielfach nur aus vertraulichen Äusserungen kennen lernen; auch ist die innere und geitige Geschichte der Orden (die leider sehr frühzeitig geistig stark in Verfall gerieten und deren Glieder ohne jede geistigen Interessen lediglich ihren Pfünden lebten) leider im Ganzen wenig erforscht, so dass abschliessende Urteile erschwert sind. Immerhin ist es wichtig, festzustellen, dass die geistig regsameren Elemente der Orden in den grossen Parteikämpfen vielfach auf der Seite der religiösen und kirchlichen Opposition gestanden und merkwürdigerweise zu der nachmaligen lutherischen Rechtgläubigkeit im engeren Sinne sich ebenfalls ablehnend verhalten haben. Neuerdings hat Oberbibliothekar Dr. Heiner Meisner in Berlin in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins N. F. Bd. X Heft 4 S. 565 ff. „deutsche Johannerbriefe aus dem 16. Jahrhundert“ mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben. Die Briefschreiber sind Peter von Englisberg, Komthur zu Buchsee und zu Basel, bezw. Thunstetten und Hohenraun († 1545), und Georg Schilling von Camstadt, der Grossballi von Deutschland wurde und 1554 starb. Letzterer war lediglich Soldat und konnte selbstverständlich an der Spitze des Ordens in den damaligen Religionskriegen nicht auf der Seite der Lutheraner stehen, ohne den Orden selbst in die schwersten Verwicklungen zu führen; über Peter v. Englisberg ist wenig bekannt. Der Empfänger der Briefe dagegen, Joh. v. Hattstein, der seit 1512 Grossprior von Deutschland war, stand, obwohl er selbstverständlich die praktischen Folgerungen daraus nicht ziehen konnte, entschieden auf Seite der religiösen Opposition. Meisner sagt darüber (S. 569): „In Glaubenssachen war Hattstein durchaus aufgeklärt, so dass er sogar, wahrscheinlich beeinflusst durch seinen langen Aufenthalt auf Rhodus, mohamedanische Dogmen und Sittenlehren verteidigte. Dem Glauben an eine ewige Verdammnis widersprach er mit gewichtigen Gründen“ . . . Leider gibt Meisner seine bezüglichen Quellen nicht an; Hinneigung zu mohamedanischen Lehren ist von kirchlichen Gegnern auch oft dort behauptet worden, wo sie nicht vorhanden war. Die angebliche Gegnerschaft H.'s gegen die Lutheraner wegen der Lehre vom Fegfeuer bedürfte auch der Klarstellung. Jedenfalls aber steht fest, dass H. religiösen Abweichungen huldigte, ebenso wie viele seiner Ordensbrüder (vgl. M. H. der C. G. 1895 S. 142.).

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft.

V. Band.

1896.

Heft 3 u. 4.

Die Berliner Mittwochs-Gesellschaft.

Ein Beitrag zur Geschichte der Geistesentwicklung Preussens
am Ausgang des 18. Jahrhunderts.

Von

Ludwig Keller.

Wir haben früher wichtige Beiträge zur Geschichte der Societäten der Naturphilosophen im 17. Jahrhundert veröffentlicht¹⁾ und den Nachweis erbracht, dass diese im Stillen wirkenden Vereinigungen von Gelehrten, Dichtern und Menschenfreunden für die Entwicklung des geistigen Lebens viel mehr beigetragen haben als bisher bekannt war. Diese freien „Akademien“, denen Männer wie Baco, Boyle, Galilei, Leibniz, Comenius u. a. angehörten, deren Mitglieder der Grosse Kurfürst, Cromwell, Oxenstierna und andere Staatsmänner waren, sind die Träger allgemeiner philosophischer und religiöser Gedanken gewesen, die sie unter schweren Kämpfen allmählich zum Gemeingut der öffentlichen Meinung gemacht haben.

Es trifft sich glücklich, dass wir heute in der Lage sind, unseren Lesern von einer Gesellschaft Kenntnis zu geben, deren innere Verwandtschaft mit jenen Societäten trotz der Verschiedenheit der Zeiten und mancher dadurch bedingten Eigentümlichkeiten denjenigen sofort einleuchten wird, die beide Vereinigungen und ihre Ziele genauer kennen. Wenn auch, wie es dem Zeitalter der Aufklärung entsprach, die Seite religiöser Denkens und Empfindens in den Bestrebungen des Berliner Freundeskreises stärker in den

¹⁾ M.H. der C.G. 1895 S. 1 ff.

Hintergrund tritt, so sind im letzten Grunde die Ziele wie die Mittel nahezu die gleichen: beide beabsichtigen, die Menschheit auf eine höhere Stufe geistiger und sittlicher Bildung zu heben und sich hierfür des Mittels der Volkserziehung zu bedienen; beide beruhen auf einem innigen Zusammenwirken geistesverwandter Männer, und beide wünschen im Stillen zu existieren und ungekannt zum Wohle ihrer Mitmenschen zu wirken.

Das Verdienst, in neuerer und neuester Zeit wichtige Nachrichten über die Mittwochs-Gesellschaft beigebracht zu haben, gebührt Adolf Stölzel und Heinrich Meisner. Der erstere war bei seinen Forschungen über Carl Gottlieb Svarez auf die Thatsache aufmerksam geworden, dass der damalige Geheime Rat in der Gesetzkommission Svarez Mitglied der Mittwochs-Gesellschaft gewesen war, und dies veranlasste ihn, der Geschichte der Gesellschaft zuerst im Jahre 1885 Beachtung zu widmen¹⁾.

Stölzel hatte ganz richtig erkannt, dass die Gesellschaft und die Anregungen, die Svarez dort erhalten hatte, für die Geistesentwicklung des hervorragenden Mannes von grosser Bedeutung geworden waren. Auch schienen die Vorträge, die Svarez in der Gesellschaft gehalten hatte — Stölzel fand ungedruckte Arbeiten in den Akten des Justiz-Ministeriums — aller Beachtung wert zu sein²⁾.

Einige Jahre später fügte es sich, dass Stölzel einen Teil des Nachlasses Nicolais durchsehen und hierin einen weiteren Teil der Verhandlungen der Mittwochs-Gesellschaft ans Licht ziehen konnte³⁾.

¹⁾ Carl Gottlieb Svarez, Ein Zeitbild aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Von Adolf Stölzel. 1885. S. 178 ff.

²⁾ Es sind die Aufsätze: 1. Inwiefern müssen Gesetze kurz sein? (am 11. Juni 1788 gehalten); 2. Über den Einfluss der Gesetzgebung in die Aufklärung (1. April 1789); 3. Über den Zweck des Staates (19. Januar 1791). Stölzel a. O. S. 183. — Diese Vorträge sind nicht, wie Wippermann A. D. B. Bd. 37 S. 250 meint, in der Berliner Montags-Gesellschaft, sondern in der Mittwochs-Gesellschaft gehalten worden.

³⁾ Die Materialien wurden ihm durch Frau Stadtgerichtsrat Parthey, deren Gatte ein Urenkel Nicolais war, zur Verfügung gestellt. Vgl. Stölzel, die Berliner Mittwochs-gesellschaft über Aufhebung oder Reform der Universitäten (1795). Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte 1889 S. 201 ff.

Aber am eingehendsten hat sich Dr. Heinrich Meisner, Oberbibliothekar an der Königl. Bibliothek zu Berlin, mit der Societät beschäftigt. Meisner hatte das Glück, in einem Bande von Schriften, die jetzt der Handschriften-Sammlung der Königl. Bibliothek angehören, weitere Akten der Gesellschaft anzufinden. Er nahm dann Gelegenheit, unter dem Titel „Die Freunde der Aufklärung“ einen Beitrag zur Geschichte der Gesellschaft zu veröffentlichen¹⁾ und stellte schliesslich der Schriftleitung dieser Hefte einen Teil der Aufsätze, die er aufgefunden hatte, behufs Abdrucks zur Verfügung. Ehe wir eine Probe daraus folgen lassen, mögen einige Erörterungen über die Gesellschaft selbst vorausgeschickt sein.

Man ist heute geneigt, die Bedeutung solcher Organisationen, wie sie sich in den Societäten des 17. und in den Gesellschaften des 18. Jahrhunderts darstellen, minder hoch zu schätzen. Zweifellos war manche von diesen Societäten, denen es an geistig bedeutenden Männern und an den sonstigen Vorbedingungen für eine grössere Wirksamkeit fehlte, lediglich eine Spielerei müssiger Geister; aber es wäre durchaus falsch, dies Urtheil auf alle derartigen Vereinigungen und Versuche zu übertragen. Man braucht durchaus nicht mit den Prinzipien und der Richtung, sei es der Naturphilosophen des 17. oder der „Freunde der Aufklärung“ im 18. Jahrhundert, übereinzustimmen und kann auch jeden inneren oder äusseren Zusammenhang derselben leugnen, ohne dass man doch verkennen darf, dass sie ihrer Zeit in vieler Beziehung den geistigen Stempel aufgedrückt und in einzelnen Ländern sogar eine führende Stellung gewonnen haben. Sowohl die älteren „Akademien“ wie die gelehrten „Gesellschaften“ des 18. Jahrhunderts gewährten ihren Mitgliedern eine grosse Freiheit der persönlichen Ansichten und der Überzeugungen; aber indem sie sich von der übrigen Umgebung abschlossen, feste Formen und Organisationen besaßen und einen regen geistigen Meinungs-austausch planmässig pflegten, ergab sich allmählich eine grosse innere Annäherung in allen Grundfragen des religiösen, politischen und litterarischen Daseins und, wenn man will, eine Disziplinierung der Mitglieder, welche diesem Bunde eine Aktionskraft verlieh, die ihm auch dann eine

¹⁾ Heinrich Meisner, Die Freunde der Aufklärung. Geschichte der Berliner Mittwochsgesellschaft. In der Festschrift zur 50-jährigen Doktorjubelfeier Karl Weinholds. Am 14. Januar 1896. Strassburg, Trübner 1896.

gewisse Bedeutung sicherte, wenn die Zahl der Mitglieder sich in bescheidenen Schranken hielt. Fügte es der Zufall, dass hervorragende Köpfe sich an einem Orte zusammenfanden, der wie damals Berlin im Mittelpunkt grosser Entwicklungen stand, so mussten die Wirkungen des gemeinsamen Handelns sich vervielfältigen und zwar um so mehr, je mehr die stille Thätigkeit die Gegenwirkung anderer Kreise erschwerte.

Der Urheber der Berliner Gesellschaft war, wie es scheint, der Leibarzt Friedrichs des Grossen Johann Karl Wilhelm Moehsen, der im Jahre 1722 zu Berlin, wo sein Grossvater Leibarzt Friedrich Wilhelms I. war, geboren und mithin an Jahren wohl eins der ältesten Mitglieder war.

Moehsen hatte in Halle und Jena studiert, und es ist möglich, dass er hier einer sog. deutschen Gesellschaft angehörte. Jedenfalls war er ein Schüler des berühmten „Medicus und Chymicus“ Friedrich Hoffmann (1660—1742), den unsere Leser aus der Abhandlung über die „Akademien der Naturphilosophen“ als Freund von Leibniz und Mitglied sowohl der älteren freien Societäten wie der späteren Königlich Preussischen Societät der Wissenschaften kennen¹⁾. Es kann daher als sehr wahrscheinlich bezeichnet werden, dass Hoffmann den begabten Schüler mit den Bestrebungen und Formen der älteren Gesellschaften bekannt gemacht hat, und dass die innere Verwandtschaft, auf die wir hingewiesen haben, auf unmittelbaren äusseren Zusammenhängen beruht.

Wie dem auch sei, so steht fest, dass Moehsen das thätigste, wissenschaftlich fruchtbarste und jedenfalls auch eines der begabtesten Mitglieder der Mittwochs-Gesellschaft war. Er hatte sich schon 1742 in Berlin als Arzt niedergelassen, wurde dann Arzt am Joachimsthalschen Gymnasium, später (1766) Arzt am Kadetten-Korps und der Ritter-Akademie und 1778 Leibarzt des Königs, den er auf dem Feldzuge im bairischen Erbfolgekriege begleitete. Seine wissenschaftlichen Arbeiten²⁾ verschafften ihm die Mitgliedschaft der Leopoldinischen Akademie der Natur-

¹⁾ M.H. der C.G. 1895 S. 95 und 183. — Über Hoffmann siehe die A. D. B. Bd. 12, S. 584 ff. und die dort angeführten Quellen.

²⁾ Ein genaues Verzeichnis derselben findet sich bei V. H. Schmidt und D. G. G. Mehring, Neuestes Gelehrtes Berlin u. s. w. Berlin 1795 II, S. 37—43.

forscher, der Berliner Akademie der Wissenschaften und der medizinischen Gesellschaft zu Paris.

„Mit einer seltenen Allgemeinbildung in Künsten und Wissenschaften ausgestattet — sagt sein neuester Biograph A. Hirsch¹⁾ — verband er einen philosophisch geschulten Geist und ein volles Verständnis von dem Werte historischer Forschungen für die wissenschaftliche Ausbildung der Medizin.“ Besonders zog ihn die Geschichte der Alchymie an, und er verrät auch hierin seinen Zusammenhang mit den verwandten Neigungen der älteren Akademien. Eben um die Zeit, wo die Mittwochs-Gesellschaft ins Leben trat, erschienen seine „Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg“, welche das Leben Leonhard Thurneisers zum Thurm als Beitrag zur Geschichte der Alchymie behandelte. Moehsen starb am 22. September 1795, allgemein betrauert von seinen Freunden und Mitbürgern. Der Aufsatz, den wir unten von ihm abdrucken, liefert einen erwünschten Beitrag zur Charakteristik des merkwürdigen Mannes.

Neben Moehsen war Carl Gottlieb Svarez²⁾ (geb. 1746 zu Schweidnitz) ein besonders eifriges und thätiges Mitglied der Gesellschaft, und was wir bei ersterem einstweilen nur vermuten können, lässt sich bei diesem beweisen: Svarez war bereits als Student in Frankfurt a. O. Mitglied einer Societät oder eines „Kollegiums“, das nach dem Vorbild der von Gottsched geleiteten Gesellschaft³⁾ in Leipzig gegründet und organisiert war, wie sie damals auch in Halle, Jena und Leipzig bestanden.

Dieses „Kollegium“ bestand zu der Zeit, wo Svarez nach Frankfurt kam, um die Rechte zu studieren (1762), als eine freie Organisation, deren Leitung in der Hand des Professor Darjes lag. Sie besass in sich mehrere „Ordnungen“ oder Grade, und die Mitglieder blieben auch nach dem Abgang von der Hochschule noch mit ihr in Verbindung. So wurde Svarez, als

¹⁾ S. Allg. d. B. Bd. 22, S. 80.

²⁾ Die Litteratur s. bei Stölzel a. a. O. Vergl. auch den Artikel Wippermanns in d. A. D. B. 37, 248 ff. — S. war der Sohn des Advokaten Gottlieb und der Enkel des Buchdruckers Matthias Svarez in Schweidnitz.

³⁾ Ueber diese Gesellschaft Gottscheds s. M. H. der C. G. 1895 S. 180 ff. Dass die Frankfurter Societät, der Svarez angehörte, nach dem Gottschedschen Mnster erstanden war, bestätigt das Gutachten des Kammergerichtsrats Steck vom 8. Januar 1765 ausdrücklich.

er die Universität schon verlassen hatte (1766), nachdem die Gesellschaft sich soben eine obrigkeitliche Bestätigung und Anerkennung hatte geben lassen¹⁾, zum Mitgliede „zweiter Ordnung“ befördert, und es ist nicht zu bezweifeln, dass die Beziehung zu den Freunden auch später fortdauerte. Der Kammergerichtsrat Steck zu Berlin, der von König Friedrich II. mit der Begutachtung des Antrags auf königliche Bestätigung beauftragt war, bemerkte zur Charakteristik der Societät, dass sie alles äusserliche einer Akademie sich angeeignet habe, was eigentlich nur für Kaiserliche und Königliche Akademien zu passen scheine. Von den älteren freien Akademien hatte Steck offenbar keine Kenntnis.

Wenn man die Verwandtschaft zwischen der nachmaligen Mittwochs-Gesellschaft mit der Frankfurter Societät, wie sie vor 1766 bestand, ins Auge fasst, ist man allerdings versucht, der Vermutung Stölzels beizupflichten, dass Svarez (nicht Moehsen) der Begründer der ersteren war. Wie dem auch sei, so war für Svarez die Bethätigung in einer derartigen Gesellschaft nichts Neues, und sie musste ihm, als er nach Berlin kam, als eine erwünschte Förderung seiner Studien und Absichten erscheinen.

Seit 1780 war Svarez zur Unterstützung des Grosskanzlers Carmer nach Berlin berufen worden, und seitdem lag die Hauptlast der damals im Gang befindlichen grossen Justiz-Reform Preussens auf seinen und seines Fremdes C. F. Klein Schultern²⁾. Letzterer schloss sich späterhin ebenfalls der Mittwochs-Gesellschaft an, und er glaubte es nachmals in seiner Selbstbiographie das grösste Glück seines Lebens nennen zu müssen, dass er Männer zu Freunden gewonnen habe, „welche eine Gesellschaft bildeten, die vielleicht nie ihres Gleichen gehabt hat noch haben wird.“

Es ist überflüssig, hier auf die Bedeutung von Svarez näher einzugehen; kurz vor seinem Tode († 14. Mai 1798) erhielt er einen Brief König Friedrich Wilhelm III., der als Kronprinz sein Schüler gewesen war, worin es hiess: „Ich kenne den ganzen

¹⁾ Die amtlichen Verhandlungen über diese durch Darjes nachgesuchte königliche Bestätigung sind erhalten und geben ein interessantes Bild der Verfassung und der Bestrebungen dieser Societäten. Es konnte nicht ausbleiben, dass mit der Aufgabe der bisherigen freien Stellung der Charakter der Sache sich einigermassen änderte.

²⁾ Wippermann a. O. S. 248 ff.

Umfang Eurer Verdienste um den Staat, für den allein Ihr 33 Dienstjahre gelebt und in denselben mit einer beispiellosen Anstrengung Eure seltenen Talente und allumfassenden Kenntnisse lediglich dazu angewendet habt, meinen Staaten die Segnungen einer so vollkommenen Justiz-Verfassung zu verschaffen als solche noch nie ein Staat besessen hat.“

Ob solche Männer, wie J. G. Zimmermann im Jahre 1788 behauptete, sich heimlich versammelten, um Aufruhr und Komplotte wider Staat und König zu schmieden, mag dem Urtheile der Geschichte überlassen bleiben.

Es trägt nicht viel aus, ob Moehsen oder Svarez der grössere Anteil in der Stiftung der Gesellschaft zufällt; sicher ist, dass man den Geist, der die Gesamtheit beseelte, am ehesten aus den Schriften und Aufsätzen der beiden genannten Männer erkennen kann und es wird den Mitgliedern und Freunden der C.G. erwünscht sein, die Arbeit der Societät aus der nachfolgenden Abhandlung kennen zu lernen, die hier zum ersten Male gedruckt erscheint.

I.

Was ist zu thun zur Aufklärung der Mitbürger?

Ein Aufsatz von J. K. W. Möhsen.¹⁾

Vorgelesen in der Mittwochgesellschaft den 17. Dezember 1783.

Wie ich in der letzten Versammlung²⁾ etwas von alten brandenburgischen Brakteaten, ausser der Ordnung vorzulesen die Ehre hatte, so habe ich die Ursache meiner Auswahl angezeigt; ich versprach die Raueschen Kupfertafeln nebst einiger Nachricht von den dahin gehörigen Schriften heute nachzuliefern, werde aber daran gehindert, weil ich noch einige von diesen Tafeln durch Herrn Direktor Merian³⁾ erwarte, die verlegt worden oder sich vergriffen haben. Deshalb bitte mir für heute die Erlaubnis aus, gegenwärtigen Aufsatz vorzulesen, oder wenn die Zeit zu kurz ist, solchen in die Kapsel legen zu dürfen,

¹⁾ Die Anmerkungen zu dem Aufsätze Moehsens stammen von Herrn Oberbibliothekar Dr. Meisner, der denselben aufgefunden und uns zur Veröffentlichung übergeben hat.

²⁾ Möhsen hatte kurz vorher in der Gesellschaft einen Aufsatz über die älteren brandenburgischen Münzen vorgelesen.

³⁾ Joh. Bernh. Merian, seit 1770 Direktor der Abteilung für die schönen Wissenschaften bei der Berliner Akademie.

damit folgende Vorschläge durch das Mitwirken meiner hochzuverehrenden Herren zu besserer Reife gedeihen mögen. Unsere Ansicht ist, uns und unsere hiesige Mithürger aufzuklären; die Aufklärung einer so grossen Stadt wie Berlin, hat Schwierigkeiten; sind sie aber gehoben, so verbreitet sich das Licht nicht allein in der Provinz, sondern im ganzen Lande, und wie glücklich würden wir nicht sein, wenn auch nur einige Funken, hier angezündet, mit der Zeit ein Licht über ganz Deutschland, unser allgemeines Vaterland, verbreiteten.

Um unsern Zweck zu erreichen, wäre der

1. Vorschlag, genau zu bestimmen, was ist Aufklärung?
und dass wir
2. die Mängel und Gebrechen in der Richtung des Verstandes, in der Denkungsart, in den Vorurteilen, und in den Sitten unserer Nation, oder auch nur des hiesigen Publikums bestimmen und aufsuchen, wodurch sie hisher befördert worden.
3. dass wir diejenigen Vorurteile und Irrtümer, welche am schädlichsten sind, zuerst angreifen und ausrotten, und diejenigen Wahrheiten, deren allgemeine Erkenntnis am notwendigsten ist, mehr entwickeln und ausbreiten.
Es wäre auch
4. der Untersuchung wert, warum die Aufklärung bei unserm Publico noch nicht sehr weit gediehen, ohnerachtet seit mehr als vierzig Jahren hier die Freiheit zu denken, zu sprechen, allenfalls auch drucken zu lassen, dem Anschein nach mehr geherrscht als in andern Ländern, auch selbst der Unterricht der Jugend sich nach und nach verbessert hat.

Es ist bekant, dass unser grosser Monarch sich in neuern Zeiten die Mühe gegeben, in der Abhandlung über die deutsche Litteratur, die Mängel, die man ihr vorwerfen kann, die Ursachen derselben, und die Mittel, sie zu verbessern, anzuzeigen. Er hat gelegentlich den Mangel der Aufklärung dem fehlerhaften Unterricht in den Schulen und auf Universitäten Schuld gegeben, darüber wird bereits sehr viel geschrieben.

Wenn er aber unsere Sprache der Unvollkommenheit beschuldiget, die richtigsten, stärksten und glänzendesten Ideen darinn verständlich auszudrücken, so wäre es vielleicht

5. ein Gegenstand unserer Beschäftigung, auch auf Verbesserung unserer Sprache zu sehen, und zu untersuchen, in wieweit sie diese Vorwürfe wirklich verdient.

Es ist wohl nicht zu läugnen, dass unserem Monarchen mehr die Aufklärung der Nation, als der deutschen Litteratur am Herzen gelegen. Es scheint aber, dass er diesen Schritt noch zur Zeit sehr bedenklich hält.

Ehe die Abhandlung über die deutsche Litteratur herauskam, so wurde bei der Akademie 1778 die Preisfrage aufgeworfen:

Ist es dem gemeinen Haufen der Menschen nützlich, getäuscht zu werden, indem man ihn entweder zu neuen Irrtümern verleitet oder bei den gewohnten Irrtümern erhält?

Man sieht aus der Austeilung des Preises¹⁾, da derselbe geteilt und die Hälfte der bejahenden Preisschrift, und die andere Hälfte der verneinenden zuerkannt wurde, dass eine so erleuchtete königliche Akademie diesen Answeg erwählte, um nicht durch ein entscheidendes Urteil anzustossen. In der bald darauf 1780 herausgekommenen königl. Abhandlung²⁾ bemerkt nun, dass der Monarch, ohnerachtet er allen Fakultäten und Wissenschaften, die Art ihres Vortrags und dessen Ordnung vorschreibt, und ohnerachtet ihm gar nicht unbekannt sein konnte, dass durch den Vortrag der Gottesgelehrten an ihre Gemeinden, und durch den Einfluss auf die Gemüter der Menschen, viele hundert Personen in kurzer Zeit eher können aufgeklärt und viele Irrtümer ausgerottet werden, besser als durch alle Schriften, so übergeht er solches gänzlich und entschuldigt sich damit:

dass er in Absicht der Theologie ein ehrerbietiges Stillschweigen beobachtet wolle, weil man sagte, dass sie eine göttliche Wissenschaft sei, in deren Heiligtum sich die Laien nicht wagen dürfen.

Es entsteht also der

6. Vorschlag: ob nicht eine nähere Untersuchung der beiden entgegengesetzten Preisschriften, und derer die mit dem Accessit beehrt worden, zu veranstalten wäre, um beiderseitige Gründe gegen einander zu halten und zu überlegen, ob unsere Bemühungen, ausser dem Publiko, auch dem Staate und der Regierung nützlich oder schädlich sind?

Wir können über den letzten Vorschlag sicher nach unsern Einsichten entscheiden, weil wir unter dem Siegel der Verschwiegenheit, unserm vorzüglichsten Gesetze, die Pflichten gutmüthiger Patrioten erfüllen. Wir haben keinen August zum Protektor und keine Mäzene und Mäzenaten unter uns, bei denen wir durch gegenseitige Äusserungen anzustossen befürchten dürfen, wir harren auch

¹⁾ Den Preis erhielten der Gouverneur des Baron von Dachröden in Erfurt, Rud. Zach. Becker, der die Frage mit „Nein“, und der Professor der Mathematik Friedrich von Castillon, der die Frage mit „Ja“ beantwortete. Ausserdem erhielten neun Arbeiten, drei, welche die Frage verneinten, und sechs, welche die Frage bejahten, das Accessit. Beckers Arbeit erschien französisch in Berlin 1780, deutsch in Leipzig 1781; Castillons Abhandlung wurde 1780 in Berlin gedruckt. Von den Arbeiten, welche das Accessit erhielten, erschienen die von Joh. Friedrich Gillet, Joh. Georg Gebhard und Joh. Leb. Münnich im Buchhandel. Eine Prüfung von Castillons Preisschrift gab M. A. von Winterfeld 1788 in Berlin heraus.

²⁾ De la littérature allemande. Berlin 1780.

nicht auf die Belohnungen eines Hauses Este, oder Medizi, oder Franz des ersten und Ludwigs des vierzehnten, die der Monarch anführt, auch nicht der Durst nach Ruhm oder Lob kann unser Urteil leiten, da wir unerkannt bleiben, und ist die innere Überzeugung, das Beste unserer Mitbürger und unserer Nachkommen ohne alle äusserliche Absicht nach unsern Kräften zu befördern, die vorzüglichste und einzige Belohnung.

Alle diese Vorschläge zu Ausarbeitungen und Vorlesungen übergebe ich meinen hochzuehrenden Herren zur nähern Prüfung, um diejenigen hinzuzufügen, die ihnen ebenso wichtig und noch wichtiger scheinen, damit wir Materialien zu unsern Vorlesungen sammeln, die wir alle für gemeinnützig halten und die wir aussuchen können, wenn wir über deren Wahl verlegen sind, jedoch mit der völligen Freiheit, dass jeder unter uns eine von diesen oder eine andere Materie zur Vorlesung erwählen darf.

Zusatz des Verfassers ¹⁾.

Wie der Herr Ober-Kons.-Rat Gedike neulich in unserer Gesellschaft eine Betrachtung über den Mangel der Aufklärung unter dem grossen Haufen der Stadt Berlin vorlas und wünschte, dass man den vielfältig noch herrschenden dummen Aberglauben so viel als möglich wegschaffen und allenfalls lächerlich machen möchte; so trugen mir verschiedene von den gegenwärtigen Herren Mitgliedern auf, über diese Materie eine Abhandlung mit Spott und Laune aufzusetzen, die in der Berlinischen Monatsschrift, zum Besten des hiesigen Publikums eingerückt werden könnte. Ich fühle zu gut, dass ich dazu nicht genügsame Fähigkeit besitze und während der Überlegung, dass ein Autor bei einer so kitzlichen Sache, wie die Vorurteile der Grossen und eines grossen zusammen verbundenen Haufens sind, sich in Gefahr setze; so kamen mir einige Briefe des Herrn Xaverius Grossinger aus Wien in die Hände, welcher wünschte, dass sie in gedachte Monatsschrift möchten eingerückt werden. Ich nehme mir die Freiheit, den ersten davon in seiner Wiener Schreibart vorzulesen

¹⁾ Dieser Zusatz Moehsens muss in einer späteren Zeit, im Juli oder August 1784, gemacht sein. Aus dieser Zeit nämlich stammt Gedikes Aufsatz über die heutige Schwärmerei. Die Grossingerschen Briefe sind in der Berlinischen Monatsschrift datiert vom 22. Juli 1784; ihr Verfasser scheint Moehsen selbst gewesen zu sein. In einem bei den Akten der Mittwochsgesellschaft befindlichen Briefe Gedikes vom 1. September 1784 an Moehsen bittet jeuer diesen, auch ferner die Monatsschrift mit seinen vortrefflichen Beiträgen zu zieren, und sagt dann weiter: „Herr Grossinger wird dann im Oktober fortfahren?“ Ein Joseph Grossinger gab 1784 ein Buch heraus „Berlin und Wien“; diesen nennt der fingierte Verfasser der Briefe seinen Vetter.

und ihn gänzlich der Beurteilung und Verbesserung der Herren Herausgeber zu unterwerfen, ohne den geringsten Anteil daran zu nehmen; ich hoffe mich, dass vermöge der Hauptregel unserer Gesellschaft, niemand erfahren werde, dass diese Briefe durch mich mitgeteilt worden, indem ich mich niemals dazu bekennen werde; ob sie gleich nichts als Wahrheiten enthalten, für die ich einstehe. Wenn der Briefschreiber einige Titulatur und Familiennachrichten, die überflüssig scheinen möchten, hier vorschickt, so kann es sein, dass er künftig sich darauf beziehende Bemerkungen anbringen will. Ebenso geht er zuweilen zu sehr ins Detail, vermutlich weil seine Absicht nicht ist, bloss zu tadeln, sondern auch zu Verbesserungen Anleitung zu geben.

Besprechungen der Mitglieder.

Den zweiten Aufsatz gab mir gestern Herr Möhsen als Nachtrag zu seinem letzt vorgelesenen Aufsatz und trug mir auf, weil es doch an Zeit ihn vorzulesen fehle, denselben kursieren zu lassen. Die Herren erhalten also hier beide Aufsätze; der letzte enthält, meinem Bedünken nach, ungemein wichtige Punkte, die einer Beherzigung, genauen Votierung und weitem Ausführung wohl höchst würdig sind.

Biester
den 18. Dez.

Beide Aufsätze des Herrn Leib-Medicus Möhsen habe ich mit grossem Vergnügen gelesen. Über erstern habe ich bereits mündlich meine Bemerkungen geäussert und bedaure, dass ich als Fremdling sowohl in Absicht auf den Ort des Aufenthalts als den Gegenstand der Abhandlung, dem Herrn Verfasser keine Hilfe leisten kann. Aber nicht immer ist der Ignorant auch ein Feind der Kunst; wenigstens ich bin jetzt überzeugt, dass auch die Münzkenntnis, wenn sie von einem Möhsen behandelt wird, vieles zur Aufklärung beitragen könne und zwar aus dem von Herrn Möhsen beim Anfange seiner Abhandlung angeführten Grunde.

Der zweite Aufsatz enthält Fragen, welche der sorgfältigsten Erwägung würdig sind. Aber eben deswegen können sie auch nur mich und nach beantwortet werden. Ich will also in diesem Circulare nichts weiter thun, als bemerken, dass die Frage, worinnen die Aufklärung bestehe, auf die Frage, inwieweit die Pressfreiheit stattfinde, grossen Einfluss habe. Meines Erachtens besteht die Aufklärung in der Ausbreitung solcher Kenntnisse, wodurch wir in den Stand gesetzt werden, den wahren Wert der Dinge richtig zu schätzen, und in diesem Verstande genommen, muss sie allemal Tugend und Glückseligkeit zu Begleiterinnen haben. Hiernach folgt ferner, dass in gewisser Absicht jede Wahrheit nützlich und jeder Irrtum schädlich sei. Es sind aber dabei folgende Kantelen zu bemerken. Isolierte Wahrheiten, welche nicht an die Ideenreihe eines gewissen Menschen angeknüpft

werden können, überzeugen nicht und bleiben ohne Wirkung. Wenn also bisher bei einer gewissen Klasse von Menschen ein gewisser Irrtum dazu diente, ihnen von Sachen, die ihrer vorzüglichen Achtung wert sind, einen hohen Begriff beizubringen, so muss der Menschenfreund ihnen diesen Irrtum nicht benehmen, so lange er nicht im Stande ist, die Wahrheit, worauf eigentlich der hohe Wert einer dergleichen Sache beruht, an die Stelle des nützlichen Irrtums zu setzen.

Diese Betrachtung muss den Schriftsteller behutsam machen, kann aber den Bücher-Censor nur berechtigen, die Lektüre des grossen Haufens zu sichten. Über die Wahrheit der vorgetragenen Sätze kann er sich keine Entscheidung anmassen. Aber Kalender, Katechismen, Wochenblätter und andere für den grossen Haufen bestimmten Bücher stehen unter der Censur, aber doch auch nur inwiefern sie Sätze vortragen, nicht insofern sie solche anlassen. Es wäre grobe Tyrannei, einen Schriftsteller zu Behauptung gewisser Sätze zu zwingen. Wer da glaubt, dass der ausgelassene Satz nötig sei, trage Sorge, dass er auf andere Art unter den grossen Haufen komme. Z. B. Wenn ich eine Moral für den gemeinen Mann schreibe, so kann der Censor mein Buch nicht verwerfen, weil ich von der Pflicht, Eidschwüre zu halten, nichts gesagt habe. Wenn ich aber sagte, der Soldat werde durch den Eid zu nichts verpflichtet, wozu er nicht ohnedem als Bürger des Staates oder vermöge des eingegangenen Vertrags verbunden sei: So muss der Censor den Druck des Buches verbieten, wenn er auch selbst dieser Meinung wäre. Ganz etwas anders ist es, wenn ich diesen Satz in einer philosophischen Abhandlung vortrage. Von dergleichen Schriften kann ich voraussetzen, dass sie nicht in die Hände der Soldaten fallen werden. Ist der Satz falsch, so wird er widerlegt werden, und die Wahrheit wird siegen; ist er wahr, so ist er nützlich ohne zu sagen, damit die Fürsten des gemeinen Wohls auf einem sichern Grund zu bauen suchen. (sic!)

Klein
den 20. Dez. 1783.

Ich schätze die Münzwissenschaft als eine nützliche Gehilfin der Geschichtskunde, durch deren zweckmässige Kultur die Aufklärung gewiss so sehr als durch irgend eine andere Wissenschaft befördert werden kann. In dieser Rücksicht bin auch ich vollkommen überzeugt, dass die Bemühungen des Herrn L. M. Möhsen in diesem Fache ebenso viel Beifall als thätige Unterstützung verdienen. Nur befinde ich mich leider in eben dem Falle, dass ich dazu durch nichts als durch lehrbegierige Aufmerksamkeit etwas beitragen kann.

Der zweite Aufsatz ist von der grössten Wichtigkeit. Ich kenne keine Frage, die für das Wohl der Menschheit überhaupt und für die Bedürfnisse unserer Zeit insbesondere angelegentlicher wäre als die:

Was ist Aufklärung? und welche Stufe derselben ist für jede Klasse der Nation wünschenswert?

Wäre es möglich, dass jede Klasse des Volkes zum höchsten Grade der Aufklärung empor gehoben werden könnte, so würde die Beantwortung sehr leicht sein. Da aber dies niemals zu hoffen ist, so bleibt es immer eben so schwer als wichtig, zu bestimmen, welchen Grad der Aufklärung den Fassungskräften, der Denk- und Handlungsweise und der äussern Lage dieser und jener Klasse der Staatsbürger angemessen sei.

Weder das Mass meiner Kräfte, noch meiner Zeit erlaubt es mir in diese Materie hineinzugehen. Ich kann weiter nichts als dem Wunsche des Herrn Möhsen in seinem 6. Vorschlage von ganzem Herzen beitreten. Nur eine einzelne Bemerkung hier beizufügen sei mir erlaubt:

Der Schriftsteller, welcher für das grosse lesende Publikum schreibt, sei äusserst behutsam, wenn es auf Prüfung und Würdigung gewisser Grundsätze und Meinungen ankommt, aus welchen der gemeine Mann Motive seiner Handlungen herzuziehen gewohnt ist.

Sind dergleichen Meinungen den Sitten günstig, so hüte man sich ja, sie geradehin dem Volke verdächtig und gar verächtlich zu machen; gesetzt auch, dass sie an sich ungewiss, zweifelhaft oder gar unrichtig wären.

Nimmt man dem Volke diese Motive sittlich guter Handlungen und substituirt keine andere, so befördert man statt Aufklärung Sitten-Verderbnis. Will man andere substituieren, so erfordert es gewiss genaue Prüfung und wiederholte Versuche, ehe man sich versichert halten kann, dass diese neuen Motive, in Ansehung des Eindrucks in die Gemüther des Volks, die Stelle der alten vollkommen ersetzen werden.

Man lasse lieber dergleichen allgemein angenommene Meinungen (und wenn sie auch Vorurteile wären) vorderhand unangestastet. Man bemühe sich, nur nach und nach und ganz unmerklich, den Bewegungsgründen, welche das Volk aus ihnen bisher entlehnte, richtigere und edlere beizufügen. Steht das neue Lehrgebäude einmal fest und ist das Volk von der ersten Erziehung an daran gewöhnt, so wird es noch immer Zeit sein, jenes Vorurteil zu bekämpfen und wegzuschaffen.

Der Schriftsteller, welcher die edlen grossen Bewegungsgründe einer gereinigten Sittenlehre und Religion zur Ausübung der Tugend und Vermeidung des Lasters dem grossen Haufen der Nation fasslich und eindringend vorträgt, hat meine ganze Verehrung und Liebe. Aber Hölle und Teufel in dem gewöhnlichen Sinne dieser Wörter muss er mir aus dem Gemüthe des gemeinen Mannes noch nicht ganz exegieren und wegemonstrieren wollen.

Nur dann müssen dergleichen allgemein angenommene Vorurteile geradezu und ohne Schonung angegriffen werden, wenn es bis zu einer gewissen Evidenz gebracht ist, dass die Summe der daraus

entstehenden schädlichen Folgen die Summe des dadurch etwa zufälliger Weise hervorgebrachten Guten übersteige.

Aus alledem folgt auch, dass Censur und Pressfreiheit sich mit ganz allgemeinen Grundsätzen nicht beurteilen lassen. Für Schriften, die nur von dem schon aufgeklärten Teile der Nation gelesen werden können und sollen, wünschte ich die uneingeschränkteste Druck- und Pressfreiheit. Bei gewöhnlichen Volkslesereien hingegen ist meines Erachtens eine sehr aufmerksame Censur höchst nötig.

Svarez
den 23. Dez. 83.

Über die erste Abhandlung des Herrn L. M. Möhsen habe ich bereits meine völlige Unwissenheit gestanden; so sehr ich übrigens mich freue, den Fleiss eines gelehrten und geschmackvollen Mitglieds unserer Gesellschaft auf diesen Zweig nützlicher Wissenschaften verwendet zu sehen.

Was die zweite Abhandlung betrifft, so hatte ich mir bereits vorgenommen, über den Punkt, was Aufklärung sei, der Gesellschaft meine Gedanken vorzulegen; als ich in der Abhandlung über die Sanktion der Ehen (in der Berl. Monatsschrift)¹⁾ in einer Anmerkung fragte: Was ist Aufklärung? und will also anjetzt die Cirkulare nicht aufhalten.

Zöllner
den 23. Dez. 1783.

Jede Bemühung, die von Herrn L. M. Möhsen vorgelegten Fragen zu beantworten, wird gewiss zu ausgebreiteten und richtigen Kenntnissen förderlich werden.

24. Dez. Schmied.²⁾

Der zweite Aufsatz gehet unmittelbar den Gegenstand und den Endzweck der Gesellschaft an und verdient derselben gemeinschaftliche Beherzigung. Die wichtigsten Punkte, die bei dieser Untersuchung in Betrachtung kommen, sind teils von dem Herrn Dr. M. selbst, teils von den Mitgliedern, die mir vorgehen, in Erwägung gezogen worden. Man erlaube mir nur noch folgendes anzumerken:

1. Ich wünschte, dass die Beispiele aus der Geschichte aufgesucht würden, wo entweder Aufklärung überhaupt, oder insbesondere, eine ungebundene Freiheit seine Meinung zu äussern, der öffentlichen Glückseligkeit wirklich geschadet hat.

¹⁾ „Ist es ratsam, das Ehebündnis nicht ferner durch Religion zu sancieren.“ In der Berlinischen Monatsschrift II. 508.

²⁾ Die kurzen Bemerkungen der Mitglieder zu diesem ersten Aufsatz werden mitgeteilt, um die Art der Besprechung zu zeigen.

2. Bei Erwägung des Nutzens und Schadens, den die Aufklärung und die zuweilen daraus entstandenen Revolutionen gebracht haben, unterscheide man die ersten Jahre der Krisis von den darauf folgenden Zeiten. Jene sind zuweilen dem Ansehen nach gefährlich, im Grunde aber Vorboten der Verbesserung.
3. Wenn es auch wahr ist, (wie ich im Grunde nicht zweifle), dass gewisse Vorurteile, die national geworden, den Umständen nach von jedem rechtschaffenen Menschen verschont werden müssen; so ist noch die Frage: Sollen die Grenzen derselben durch Gesetze und Censores bestimmt, oder, wie die Grenzen des Wohlstandes, der Erkenntlichkeit und Aufrichtigkeit der Überzeugung eines jeden Einzelnen überlassen werden? Da sie ihrer Natur nach variabel sein müssen, so können ihnen fortdauernde Gesetze nicht Mass und Ziel bestimmen, und sie dem Gutfinden der Censoren zu überlassen, scheint mir in allen Fällen schädlicher, als die ungebundenste Freiheit.
4. Montgolfiers Entdeckung führt wahrscheinlicher Weise zu grossen Umwälzungen. Ob zum Besten der menschlichen Gesellschaft? wagt wohl noch Niemand zu entscheiden. Man wird aber deswegen ihren Fortgang zu befördern Anstand nehmen? Die Entdeckung ewiger Wahrheiten ist an und für sich gut; die Lenkung derselben ist die Sache der Vorsehung.

D. 26. Dez. 1783.

Moses Mendelssohn.

Bei den zirkulierenden Aufsätzen des Herrn L. M. Möhsen wiederhole ich in Ansehung des Ersteren das Bekenntnis meiner Unwissenheit in der Münzkennntnis, jedoch mit eben der Äusserung, welche dabei von (denen), die vor mir schon in diesem Umlauf ein ähnliches Bekenntnis gethan, gesehen ist.

In Ansehung des zweiten Aufsatzes scheint mir die Benntwortung der Frage: Was ist Aufklärung? und der damit verbundenen, um so nötiger, je gewöhnlicher es wird, dass diejenigen, die in dem Reiche der Wahrheit alles, was ihnen nicht ansteht, gleichsam vor der Faust wegbrennen, sich damit zu rechtfertigen suchen, dass sie die Welt aufklären wollen. Da Herr Prediger Zöllner eine Abhandlung darüber der Gesellschaft vorzulegen versprochen, so will ich jetzt nichts weiter davon anführen.

Nur kann ich mich nicht enthalten von der Pressfreiheit, davon in einigen Anmerkungen der Mitglieder, die vor mir sind, die Rede ist, ein paar Gedanken hinzuwerfen.

Soll sie ungebunden sein, so muss dem Schriftsteller freistehen, alles zu sagen, was er für Wahrheit hält, oder zu halten scheint, es betreffe den Staat, die Sitten oder was es wolle. Es muss ihm freistehen, die Mängel des Staats zu rügen, seine Gesetze

zu tadeln, das Laster in allen seinen feinen und groben Unordnungen zu empfehlen, die Tugend schwarz und lächerlich zu machen u. s. w.

Und da ist die Frage, ob der daraus entstehende unausbleibliche Schaden durch die Vorteile einer uneingeschränkten Pressfreiheit jemals überwogen werden könne.

Soll aber diese Freiheit eingeschränkt sein, so ist wieder die Frage: wie weit soll diese Einschränkung gehen? und wer soll sie bestimmen? Ich nehme z. E., es sei der Grundsatz festgesetzt: was wider Moralität und gute Sitten läuft, soll nicht gedruckt werden. Was ist damit ausgerichtet? Es kommt doch nur bei der Beurteilung dieser und jener Schrift immer darauf an, was der Censor für Begriffe von der Moralität hat; und wenn dieser nun unrichtige, zu weite oder zu eingeschränkte Vorstellungen davon hat, was wird damit gewonnen? Ich wünsche daher wohl, dass Jemand sich finden möchte, der in der Kürze den Schaden und die Vorteile von beiden Seiten darstellte, sie gegen einander abwöge und dann daraus das Resultat für oder wider die ungebundene Pressfreiheit zöge.

Diterich
d. 26. Dez. 1783.

Über den ersten Aufsatz des Herrn L. M. Moehsen weiss ich freilich auch in meinem Teile nichts anders zu sagen, als was bereits in dem, was vor mir hier beigelegt ist, gesagt worden. Desto mehr ist mir der Anlass zu Untersuchungen, den der zweite enthält, willkommen gewesen.

Mit Beiseitsetzung dessen, was die Politik bei der Aufklärung zu thun habe, oder wie weit die Rechte der Censur gehen, mag es hier nur bei der Frage bleiben: Wozu verpflichtet die Moral den Aufklärer selbst? Und da würde es zuvörderst eine genaue Erörterung verdienen: Ob derselbe auf die Wahrheit allein oder zugleich auf ihre Nützlichkeit und Schädlichkeit Rücksicht zu nehmen habe? Glückseligkeit der Menschen im einzelnen und in der Gesellschaft liegt natürlicher Weise einem jeden Gutenkenden eben so nahe am Herzen, als Richtigkeit oder Erkenntnis. Dagegen aber bin ich auch vollkommen der Meinung, dass in abstracto alle Wahrheit nützlich und aller Irrtum schädlich sei. Nur weil fast alle unsere Gewissheit von der Wahrheit sowohl als von der Nützlichkeit bloss subjektivisch und relativisch ist, so wird es wieder eine Frage: von welcher unter beiden kann man nun zuverlässigsten auf die andere schliessen? Ist die Folgerung richtig: diese von mir als wahr erkannte Meinung wird, dann wird sie wohl nicht Wahrheit sein, und ich muss sie also zurückhalten; oder umgekehrt: Dies ist mir einleuchtende Wahrheit; darum muss sie am Ende dem Ganzen nützen; darum muss ich sie sagen und schreiben! Ferner: Nach welchem Massstabe und Gewichte soll die Nützlichkeit oder Schädlichkeit einer für Wahrheit

gehaltenen Meinung in der moralischen Waagschale geschützt werden? Bei blosser ungewisser Möglichkeit der einen oder andern heben sich beide gegen einander auf; die Meinung ist bis dahin anzusehen, als wenn sie weder nützlich noch schädlich wäre, und die geglaubte Wahrheit gehet dann mit ihrem eigentümlichen Rechte, welches hier mit den Forderungen der schonenden Menschenliebe in keine Kollision kommt, unbesorgt in die Welt. Aber darf sie das auch, wenn z. B. Fehler der Staatsverfassung und der Staatsverwalter so gerüget werden, dass davon eine wahrscheinliche grosse Verbesserung in einer fernern Zukunft, aber ein gewisseres Unglück für manche in der Nähe zu erwarten ist? Darf sie es, wenn sie bisherige, durch Erfahrung bewährte moralische Motive, die keine andere, von allen Seiten eingestandene, beeinträchtigen und schwächen, bestreiten ohne einige neue gleich starke an ihre Stelle zu setzen? Das Weglassen und Übergehen scheint mir allerdings Freiheiten zu haben, die das Bestreiten nicht hat.

Jene Fragen wünsche ich sehr genau untersucht und bestimmt beantwortet zu sehen, und ohne Zweifel wird das auch von der Abhandlung, die Herr Pr. Zöllner versprochen hat, zu erwarten sein.

Spalding, 27. Dez. 83.

Alles Vorstehende ist so wichtig, dass ich mir vorbehalte, über einiges davon in meiner künftigen Vorlesung meine Gedanken vorzutragen.

Selle, den 29. Dezbr.

Der Aufsatz des Herrn L. M. Mochsen soll die Gesellschaft nur auf die wichtigsten Fragen, die sie ihrem Zwecke nach zu untersuchen hat, aufmerksam machen. Sie auf einmal zu beantworten, ist unmöglich; aber die Gelegenheiten, die ich mit Vergnügen sehe, sind viele, wo wir uns über jede einzelne werden erklären können.

D. 30. Dez. 1783.

Engel.

Ich glaube auch, dass die vorgetragene zweite Frage so reichhaltig sei, dass sie ein nützlicher Stoff zu Unterredungen mehrerer Sitzungen werden kann. Übrigens scheint es mir, dass in Absicht auf Pressfreiheit in ganz Deutschland die Unterdrückung im ganzen noch so sehr gross ist, dass man eher von der kleinsten Einschränkung, als von der grössten Ausdehnung einigen Nachteil für Wahrheit und Glückseligkeit zu befürchten hat.

Was thut ein Schriftsteller? Er legt einige Sätze, die er für Wahrheit hält, seinen Lesern zur Betrachtung vor. Also wird sich die Frage darauf reduzieren: Ist es nötig, gewisse Sätze (Wahrheit oder nicht, ist einerlei) gar nicht zur Betrachtung vorzulegen. Ich trame mich nicht, dies fast in irgend einem Falle zu behaupten. Wir

wollen das Schlimmste annehmen. Es soll jemand Blutschande, Vaternord und Hochverrat empfehlen wollen. Wenn darauf jeder rechtschaffene Mann seinen Abscheu bezeugt, ist die Entdeckung dieser edlen Gesinnungen nicht mehr wert, als wenn man den schlechten Schriftsteller genötigt hätte, seine Gedanken in Schriften zu verbergen, die er denn doch mündlich fortgepflanzt hätte, wo er nicht könnte widerlegt werden. Und dies Schlimmste, wo man nämlich offenbare Laster anpreiset, wird nicht so leicht geschehen, denn bürgerliche Ehre ist einem Schriftsteller auch etwas wert. Wo es aber auf mehr und weniger ankommt, sollte man nicht zu ängstlich sein. Es ist nicht zwölf Jahre her, wo man gewisse Meinungen für die Ruhe in der Gesellschaft schädlich hielt, die man jetzt als unschädlich achtet, nachdem man gewagt sie zu sagen. Der § 2 und 3 in Herrn Moses Mendelssohns Votum, ist mir aus dem Herzen geschrieben.

Nicolai.

Berlin, d. 30. Dez. 1783, weiter gesendet
cod. die.

Ich denke gleichfalls mit Herrn Engel, dass die mit zum Umlauf gebrachten Vorschläge des Herrn Leibmedikus Mochsen nur vorläufig die Aufmerksamkeit der Gesellschaft darauf erwecken sollen und darüber also in einer künftigen Konferenz das Weitere zu verhandeln sei. — Der Vorlesung eines solchen Meisters in einer Wissenschaft kann auch ich, der ich noch nicht einmal einen Versuch daran zu stümpfern gemacht, nichts entgegen setzen. Ich müsste denn als Theolog etwas in die Citation aus den *Discursi di Enea Vico* S. 4¹⁾ etwas hineinpfuschen und sagen, dass er 1. nicht von gottlosen Menschen überhaupt rede, sondern nur von einigen Calvinischen, 2. nicht einmal so eigentlich von gottlosen, sondern nur etwas läderlichen Menschen von *inhonesti costumi*; 3. nicht behaupte, sie wären zu frommen Christen geworden, sondern sie wären zurückgebracht zu äusserlicher Ehrbarkeit *a vita honorata e gentile*. — Aber im Ernst will ich nur hiedurch beweisen, dass ich alles in dieser Vorlesung geprüft habe, was für mich noch einigermaßen untersuchbar war.

Teller

2. Jun. 84.

Dies hatte ich wirklich am 2. geschrieben, sogleich wieder in die Kapsel zum Weitersenden geschlossen, und weil mein Bedienter nicht gleich bei der Hand war, diese indes in einer Schublade meines Schreibtisches verwahrt, da ist sie mir denn aus dem Andenken und bis heut aus dem Gesicht gekommen, dass ich nun 1000 Mal um

¹⁾ *Discorsi di M. Enea Vico sopra le medaglie degli antichi. Vinegia 1555.*

Verzeihung bitten muss und fürs künftige um so sorgsamere Vermeidung eines dergl. Aufenthalts verspreche.

Teller

15. dies.

Aufklärung ist, wie mich dünkt, ein ebenso relativer Begriff als Wahrheit. Sie ist verschieden und muss es sein nach Verschiedenheit des Orts, der Zeit, des Standes, Geschlechts und mehrerer andern nicht nur subjektiven, sondern auch objektiven Verhältnisse. Durchgängige Gleichheit der Aufklärung ist wohl eben so wenig wünschenswert, als völlige Gleichheit der Stände und zum Glück ebenso unmöglich als diese. Demohingachtet lässt sich eine gewisse National-Aufklärung denken, die das Produkt der zusammen summierten verschiedenen Grade der Aufklärung unter den verschiedenen Ständen ist. Ein ganzes Volk auf einmal aufzuklären ist indessen nicht die Suche eines Mannes, am wenigsten eines Schriftstellers. Der eigentliche Punkt, von wo die Aufklärung anfangen muss, ist der Mittelstand als das Zentrum der Nation, von wo die Strahlen der Aufklärung sich nur allmählich zu den beiden Extremen, den höheren und niederen Ständen hin verbreiten. Wir dürfen indessen schwerlich hoffen oder fürchten, dass beide im ganzen genommen jeden Grad der Aufklärung erreichen werden, dessen der Mittelstand fähig ist. Und auf diesen wirkt doch nur eigentlich und zunächst der Schriftsteller. Hier die Grenzlinien zu ziehen ist schwer, ja unmöglich, ob ich gleich überzeugt bin, dass es Wahrheiten geben kann, die in den Händen des noch nicht genug aufgeklärten Menschen oder Standes schädlich werden können. Was ich sonst hierüber noch zu sagen habe, verspreche ich bis zu den in kurzem zu erwartenden Gelegenheiten, da diese Materien in der Gesellschaft selbst umständlicher besprochen und überlegt werden sollen, welches sie allerdings sehr verdienen.

Friedr. Gedike, d. 16. Januar 1784.

Mancherlei Geschäfte, die sich vor meiner Abreise häuften, halten mich ab, einige Bemerkungen beizufügen. Vielleicht findet sich bei einer andern Gelegenheit einiger Raum dazu.

Berlin, d. 27. Jan. 1784.

Struensee.

Ich muss sehr um Verzeihung bitten, dass ich wegen überhäufte Geschäfte den Unlauf so lange aufgehalten. Ohne Zweifel ist Hrn. L. M. Möhsens Meinung nur gewesen, der Gesellschaft wichtigen Stoff zu ihren Untersuchungen vorzulegen, und derjenige, den er gewählt, gehört unstreitig zu dem wesentlichsten Zweck derselben.

Die Frage: Was ist Aufklärung? ist eine schon in einer Versammlung der Gesellschaft vorgekommene, und aus mehreren

Gesichtspunkten betrachtet worden. Die folgenden Vorschläge des Hrn. Möhsen scheinen mir nun nicht weniger der Beherzigung und Unterscheidung der Gesellschaft wert, vorzüglich Nr. 3, um unseren Beschäftigungen noch mehr Plan und Ordnung zu geben. Nr. 5 scheint mir der entbehrlichste Gegenstand zu sein, so wichtig wie auch die Verbesserung unserer Sprache ist, so dünket mich doch, haben wir noch wichtigeres zu thun. Bei dem 6. Punkt halte ich es für einen Umweg, wenn wir uns wegen der Volksaufklärung an die von der hiesigen Akademie publizierten Schriften halten wollten. Eine freiere eigene Untersuchung dürfte vermutlich etwas besseres liefern. Und meiner Meinung nach ist es keine so schwere Sache, anzunehmen, dass man das Volk nicht betrügen müsse und dass Wahrheit und Aufklärung immer das Glück der Menschen machen und alle Künsteleien hierin nichts taugen. Ich wünsche nur mit Hrn. Mendelssohn, dass man einmal aus der Geschichte Beispiele anführte, wo Aufklärung und Freiheit wirklich der öffentlichen Glückseligkeit geschadet hätten? Sicher wird man keinen Fall citieren können, wo nicht momentanes Übel der Krisis (oder gar die mit Sturz von Despotismus und Aberglauben verbundenen Unruhen) sich in grösseres Gute aufgelöset hätten. Es bedarf kaum auch meines Voti, dass die Art, wie Hr. M. die Münzwissenschaft behandelt, vorzüglich verdienstlich ist.

Dohm
d. 9. Febr. 1784.

Bei der Abhandlung aus der Münzwissenschaft befinde ich mich in gleichem Falle mit den mehresten Herren Mitgliedern.

Die Arbeiten zu eigener und Anderer Aufklärung können nach dem grossen Grundsatz: *Perfice te ipsum et alios* als ein Hauptzweck der Gesellschaft wohl nicht anders als allgemein gebilliget werden, und da die Vorlesung des Herrn Zöllner¹⁾ darauf eigentlich gerichtet ist, des Herrn Klein Frage über die Pressfreiheit mit dahin einschlägt, auch von andern Mitgliedern Aufsätze über diesen Gegenstand zu hoffen sind, so wird in der Folge mehr Gelegenheit werden, sich einander hierin zu erbauen. Vorläufig bekenne ich mein überwiegendes Gefühl für die jetzt geäusserte Gedanken einiger Herren Mitglieder, dass in mündlichen und gedruckten Äusserungen für das Volk nützliche, auch blos unschädliche Vorurteile, wonach dasselbe im Ganzen handelt, so lange zu verschonen sind, bis Wahrheiten als gleich wirksame Motiven so substituieret worden, dass die Irrtümer von selbst verschwinden, damit nicht gewissermassen eine Anarchie in Absicht der Grundsätze, welche bis dahin regieret haben, entstehe. Vielleicht können sogar Wahrheiten möglich sein, (dieses ist nicht die Sprache eines Philosophen, ich bin es aber auch nicht,

¹⁾ Zöllner hatte indessen eine Vorlesung über Aufklären gehalten.

und vermag nicht, in eine weitere Erörterung dieses: „Es kann sein“ hineinzugehen, sondern will es nur hingeworfen haben) deren Glaube oder Wissenschaft jedem Menschen in seinem irdischen Zustande absolut nachtheilig sein muss. Die Wünsche des Herrn M. Mendelssohn n^o 1 et 2 verdienen alle Aufmerksamkeit. Ich glaube, die Geschichte der Griechen und Römer, welche ihre Perioden geendigt haben, und von deren Aufklärung wir noch die vollständigste Nachricht haben, dürfte sich am besten zum Aufsuchen der verlangten Beispiele schicken. An solchen, die eine harte Krisis verursacht haben, zweifle ich beinahe nicht, und auch diese allein müssen wohl zur äussersten Vorsicht beim Aufklärungsgeschäfte raten, indem es Pflicht ist, selbst temporäre Übel existirender Menschen, der gewiss zu hoffenden Glückseligkeit künftiger Geschlechter ungenachtet, zu vermeiden, auch das der bösen Krise nachgefolgte Gute durch hinzugekommene nicht vorher zu sehen gewesene Ursachen hauptsächlich erzeugt sein kann. Die Vorsehung lenkt sicher im ganzen alles zum Besten. Den Menschen aber halte ich für schuldig, das, wovon er ein gegenwärtiges Übel wie einen unausbleiblichen Erfolg sieht, zu unterlassen, wenn ihm gleich dabei auch eine hintennach entstehende gute Wirkung einleuchten sollte.

Wlaoemer, d. 17. Febr. 1784.

Die kenntnisvolle und angenehme Art, wie der Herr Leibmedikus Möhsen in dem ersten Aufsatz Dinge behandelt, die zur Aufklärung in der Münzwissenschaft gereichen, lässt mich wünschen, ihm auch über Sachen ausführlicher sich ausbreiten zu sehen, die auf eine noch nähere Weise mit den Zwecken unserer Gesellschaft verknüpft sind. Die Vorschläge, die derselbe selbst in dem zweiten Aufsätze dazu thut, verdienen alle Aufmerksamkeit. Ich wünsche auch mit Herrn Dohn, dass diese Vorschläge mit dazu gereichen mögen, unseren Beschäftigungen mehr Plan und Ordnung zu geben.

So lange uns noch in Absicht der individuellen menschlichen Angelegenheiten hier und da das charakteristische Kennzeichen fehlt, um die wahre Güte der Sache an sich selbst zu beurtheilen, so lange müssen wir auf Erfahrungen sehen und aus der Geschichte Fakta sammeln. Ich wünsche deshalb mit Herrn Mendelssohn, dass Beweise aus der Geschichte gesammelt werden mögen, ob und inwiefern die Freiheit zu denken, je wirklich geschadet oder gevortheilt habe, und sage mit ihm: Die Entdeckung ewiger Wahrheiten ist an und für sich gut; die Lenkung derselben ist die Sache der Vorsehung. Alle Einschränkungen und Regeln der Vorsichtigkeit, welche dabei zu beobachten sind, fliessen, wie mir dünkt, aus der Betrachtung, dass jede öffentliche Bekanntmachung dessen, was ich für richtig oder unrichtig, gut oder böse halte, als eine Unterhandlung angesehen werden kann, die ich mit andern Menschen habe. Was nun in allen andern Unterhandlungen mir die Gesetze des Staats und der Moral

nuflegen, das muss ich auch hier beobachten. Ich muss Niemanden beleidigen und beschneiden und nachsichtig sein, ich mag Wahrheiten vorzutragen oder Vorurtheile anzugreifen glauben. Und dass ein Schriftsteller in diesem Gang bleiben muss, dafür sorgt, wann er selbst nicht dazu geneigt wäre, auf der einen Seite die Wachsamkeit der Politik, die in den Censoren wirksam ist, auf der andern Seite die Gesetze des Staats, welche das Eigenthum der äusserlichen Ehre einem Jeden sichern. Andere Einschränkungen scheinen für die Freiheit und das Wohl der Menschen höchst gefährlich.

Wer gar zu ängstlich alle doch immer ungewisse Stürme, welche durch die Aufklärung im Anfange vielleicht erregt werden können, fürchtet, der hätte sicherlich Luthern, und noch weit mehr Jesum alle Aufklärung widerraten. Doch dergleichen Stürme sind da weit weniger zu befürchten, wo bloss die Schriftsteller Aufklärung wirken wollen, und das zwar nicht durch Gährung erweckende Vorstellungen von Seelenheil und Seelengefahr oder von unmittelbar erhaltenen Aufträgen der Gottheit, sondern bloss durch kaltblütige Betrachtungen, die dem mütterlichen Verstande zur Untersuchung und Prüfung vorgelegt werden. Es ist schon mehrmals bemerkt, dass Aufklärungen, die vom Mittel- oder Gelehrten-Stande anfangen, keine solche plötzliche Erschütterungen erregen, die dem grossen Haufen Gefahr bringen.

D. 22. Febr. 84 K. F. von Irwing.

Empfungen auf der Retour d. 30. April 1784.

In Ansehung der ersten Abhandlung des Herrn L. M. Moehsen bekenne ich meine Unwissenheit, in Ansehung der zweiten Abhandlung aber werden wohl noch einzelne dahin einschlagende Aufsätze Gelegenheit darbieten, seine Meinung darüber zu äussern. Die Äusserungen verschiedener Mitglieder über die Censur veranlassen mich indess, einige Gedanken über diesen Gegenstand in einem besonders vorzulesenden Aufsatz der Beurteilung der Gesellschaft zu unterwerfen.

v. Beneke.

Der Vortrag Moehsens war, wie der vorstehende Abdruck ergiebt, den Mitgliedern der Gesellschaft zur Begutachtung vorgelegt worden, und achtzehn derselben (wahrscheinlich waren es alle Angehörigen des Jahres 1783) hatten ihr Votum beigefügt.

J. E. Biester war Sekretär der Gesellschaft und scheint als solcher zuerst gezeichnet zu haben. Er war 1749 zu Lübeck geboren und hat viele Jahre lang die Königliche Bibliothek ge-

leitet.¹⁾ Ihm folgte der Assistenz-Rat C. F. Klein, dessen wir schon erwähnten; auch Svarez ist ja genannt. Dann trugen Joh. Friedrich Zöllner, Diakonus an der Marienkirche, und W. H. Schmied, Prorektor am Kölnischen Gymnasium, ihre Ansicht ein. Moses Mendelsohn war nicht ordentliches Mitglied der Gesellschaft, man hatte ihm aber in der Form der Ehren-Mitgliedschaft die Mitwirkung ermöglicht.

Joh. Samuel Diterich (Ditrich) war im Jahre 1721 zu Berlin geboren und wirkte damals als Archidiakonus an der Marienkirche.²⁾ Der Oberkonsistorial-Rat Spalding war ein fruchtbarer Schriftsteller.³⁾ Der Geheime Rat Dr. Selle war ebenso wie Moehsen auf dem Gebiete der Chemie und der Physik thätig wie auf dem der Philosophie und wirkte zugleich als Arzt an der Charité⁴⁾. Der Philosoph Johann Jacob Engel war seit 1776 Professor am Joachimsthalschen Gymnasium, und Friedrich Nicolai ist ja viel zu bekannt, als dass wir ihn näher zu schildern brauchten⁵⁾.

Besonders zahlreiche und eifrige Gegner besass Wilhelm Abraham Teller (geb. 1734, gest. 1804), damals Propst in Kölln. In der That verdiente Teller die Feindschaft, die man ihm widmete dadurch, dass er, wie sein neuester Biograph mit Recht bemerkt, ein rühriger, scharfsinniger und schlagfertiger Gegner und ein hervorragender Vertreter der Aufklärungstheologie seiner Zeit war⁶⁾. Wie man auch zu diesen Theorien sich stellen mag, so steht fest, dass er als Mitarbeiter an der Zedlitzschen Schul- und Kirchen-Reform, als thätiger Schriftsteller und als Mitglied der Akademie der Wissenschaften (seit 1786) eine ausgebreitete Wirksamkeit entwickelt hat. Teller war seit dem Jahre 1761 Professor der Theologie in Helmstedt gewesen, und als er hier in Schwierig-

¹⁾ Siehe über ihn *Neuestes gelehrtes Berlin* von Schmidt u. Mehring 1795 I, 39. *Lowe, Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten* 1806. Nr. 8. — Biester war lange Jahre Steward bei der grossen Landesloge von Deutschland.

²⁾ *Neuestes gelehrtes Berlin* I, 100.

³⁾ A. D. B. 35, 30 und N. Gel. Berlin II, 175.

⁴⁾ A. D. B. 33, 682 f.

⁵⁾ Wie Klein das Andenken seines Freundes Svarez in den Jahrb. der Preuss. Monarchie 1798 verherrlichte, so Göcking das Nicolais in der Lebensbeschreibung, die 1820 zu Berlin erschien.

⁶⁾ P. Tschackert in der A. D. B. 37, 556 f.

keiten geraten war, entschloss sich Friedrich der Grosse, ihm in Berlin einen Wirkungskreis zu gewähren. Gerade an den Schicksalen Tellers, der infolge des Wöllnerschen Religions-Edikts 1788 sich veranlasst sah, sein Predigtamt niederzulegen, erkennt man deutlich, dass lediglich der Grosse König es war, der es den Männern der Mittwochs-Gesellschaft ermöglichte, ihre rege geistige Thätigkeit im Stillen zu entfalten und die Erfolge zu erzielen, an denen ihr Wirken so reich war, wenn man deshalb auch keineswegs alle Grundsätze, die sie und wie sie sie vertraten, als heilsam zu betrachten braucht.

Nach Teller gab Friedrich Gedike (geb. 1752), später Direktor des Friedrich-Werderschen Gymnasiums, sein Votum ab, der damals eine ausgebreitete litterarische Thätigkeit entwickelte¹⁾.

Auf Gedike folgt A. K. von Struensee, der seit 1782 als Direktor der Seehandlung und Geheimer Finanzrat nach Berlin berufen worden war und der später als Minister eine Bedeutung für die allgemeine preussische Geschichte gewonnen hat. Struensee war im Jahre 1735 in Halle als Sohn des „Pietisten“ Struensee geboren und besass ebenso wie Svarez einen Grossvater, der den Kreisen der Handwerker (Struensee war Tuchweber in Neuruppin) angehörte, was mehr Beachtung verdient als es scheinen mag. Erst Theologe, dann Philosoph und Mathematiker, hatte Struensee, als er nach Berlin kam, ein sehr bewegtes Leben hinter sich. Carner und Svarez scheinen es gewesen zu sein, die ihn nach Berlin zogen, und die Entwicklung der Dinge zeigte, wie richtig sie seine Begabung geschätzt hatten. Struensee hat sich sowohl in der Geschichte der deutschen Wissenschaft wie des preussischen Beamtentums einen dauernden Ehrenplatz erworben²⁾.

Nach Struensee zeichnet der Geheime Archivair und spätere Gesandte Wilhelm von Dohm, der durch seine „Denkwürdigkeiten“ bekannt genug geworden ist³⁾. Ihm folgte der Geheime

¹⁾ Neuestes gelehrtes Berlin I, 141. — Er schrieb unter anderem eine Geschichte des Friedrich-Werderschen Gymnasiums. Auch „Zwo Maurerreden am Johannisfeste 1781 und 1782 zu Berlin gehalten“ erschienen 1782 von ihm im Drucke.

²⁾ S. die Biographie Petersdorffs in der A. D. B. 36, 661 ff., die seine Verdienste und seine Schwächen verständlich erörtert.

³⁾ W. Gronau, Christ. Will. von Dohm 1824.

Finanzrat Joh. Heinr. Wlömer, ferner Karl Franz von Irwing (1728—1801)¹⁾, der damals Rat beim Direktorium des Joachimsthalschen Gymnasiums war, und der Kammergerichtsrat Fr. Wilh. v. Benecke.

In späteren Jahren nahm die Gesellschaft selbstverständlich noch weitere Mitglieder auf. Es werden als solche genannt: Joh. Georg Gebhard (geb. 1743), erster reformierter Prediger an der Jernsalem- und Neuen Kirche zu Berlin²⁾, der Kriegs- und Domänen-Rat H. L. Siebmann, Franz v. Leuchsenring, der Leibarzt und Professor der Botanik Dr. Meyer (Maier) und der Geheime Ober-Finanzrat L. F. G. Göcking, Erbherr auf Dahldorf und Günthersdorf (1748—1828).

In früheren Zeiten hatten die verwandten Gesellschaften einen starken Zusatz religiös und poetisch angehauchter Mitglieder besessen; in Berlin, wo die Luft für solche Dinge weniger günstig war, traten die Forderungen des Staates und die Fragen der „Aufklärung“ mehr in den Vordergrund. Aber ganz fehlten auch die „Poeten“ nicht, und eben Göcking vertrat mit Wärme und Geschick die Sache der schönen Litteratur in diesem Kreise. Göcking stand mit Bürger, Voss u. a. in Beziehung und war Jahre lang Herausgeber des Musen-Almanachs. Seine poetischen Leistungen reichen nicht an die anderer Zeitgenossen heran, sie verdienen aber alle Anerkennung, selbst wenn man sie an guten Vorbildern misst. Seine Freundschaft mit Nicolai macht diesem und ihm Ehre.

Es war eine Versammlung von hervorragenden Staatsmännern, Juristen, Theologen, Pädagogen und Ärzten Berlins, die sich in der Gesellschaft unter festen Formen zu gemeinnützigen, keineswegs bloss wissenschaftlichen oder gelehrten Zwecken zusammengefunden hatte. Ihr Ziel war, wie Meisner richtig bemerkt, „die Gedanken Friedrichs des Grossen über Volkserziehung möglichst praktisch zu bethätigen“. Sie beabsichtigte daher ganz im Sinne der älteren Societäten besonders die Litteratur, und wie der Aufsatz, den wir unten abdrucken, ergibt, auch die Verbesserung der deutschen Sprache zu beeinflussen.

¹⁾ Neuestes Gel. Berlin I, 226.

²⁾ Neuestes Gel. Berlin I, 140.

Um der flachen und schädlichen Volksliteratur der achtziger Jahre, die sich in Schnurren und Schwänken von oft zweifelhafter Art bewegte, entgegen zu wirken, plante die Gesellschaft die Schaffung eines Volksbuches für die weitesten Kreise, besonders die Bürger und Bauern. Ferner ging sie mit der Gründung einer Lese-Gesellschaft um, die denjenigen Gebildeten, denen man den Eintritt in die Mittwochs-Gesellschaft verweigerte, Fühlung mit den Mittwochs-Freunden und Geschmack an der Wissenschaft verschaffen sollte. Sie beschäftigte sich weiter sehr ernstlich mit Erörterungen über die Reform der Universitäten, und bei dem Tode des Herzogs Leopold von Braunschweig im Jahre 1785 — er ertrank bei Rettung eines Menschen — sammelte sie 7000 Thaler zur Unterstützung der von dem Herzog gegründeten Schule in Frankfurt a./O. und behufs Herstellung eines Volksbuchs über das Leben des edlen Fürsten. Man nannte diese Thätigkeit der Volks-Erziehung und Volks-Bildung in jener Zeit Aufklärung, und wenn auch zuzugeben ist, dass diese Apostel der Aufklärung die „Glückseligkeit“ (wie sie sagten) viel zu einseitig durch die Vermehrung des Wissens zu schaffen trachteten, so müssen doch die gehässigen Urtheile, denen die Freunde damals und später begegneten, zum grossen Teile als Anfluss konfessionellen und politischen Parteihasses betrachtet werden, dem sie schliesslich dann auch ebenso wie die älteren Societäten zum Opfer gefallen sind.

Es mag dahin gestellt bleiben, ob das Lächeln, mit dem später Schelling und Hegel die Bestrebungen der Berliner „Philosophen“ betrachteten, berechtigt war. Wenn aber angesehenen Männer sie „heillosen Pläne“, ja direkter Komplotte oder des Versuchs von Staatsverbrechen beschuldigten und sie der absichtlichen Anstiftung von Aufruhr oder schändlicher Pläne zur Beseitigung der christlichen Religion und Kirche ziehen, so sind das Treibereien, die doch sehr an die Anfälle erinnern, die wir seitens der Hierarchie gegen die Bestrebungen der älteren Societäten früher nachgewiesen haben, und es wird klar, dass das Geheimnis, mit dem sich diese wie jene umgaben, keineswegs eine Spielerei müssiger Köpfe, sondern ein Erfordernis der Zeit war, in der sie für ihre Reformen zu wirken gezwungen waren.

Die Satzungen der Gesellschaft verpflichteten jedes Mitglied unter Verpfändung seines Ehrenwortes zur Verschwiegenheit, und

es war bestimmt, dass nicht nur über alles in der Gesellschaft Verhandelte Schweigen bewahrt, sondern auch über die Existenz der Gesellschaft selbst nichts verlautbart werden sollte. Gleichfalls verpflichteten sich die Glieder zu vollkommener Toleranz und versprachen, niemandes Glaubens-Ansichten innerhalb oder ausserhalb der Gesellschaft anzufechten. Die Mitglieder wurden entweder mit Brudernamen — Svarez hiess Kriton, Klein: Kleon — oder mit Nummern bezeichnet; die höchste Zahl war auf 24 festgesetzt und zur Aufnahme war Einstimmigkeit erforderlich. Die Vorträge fanden im Sommer am ersten Mittwoch, im Winter am ersten und dritten Mittwoch des Monats statt, und der wissenschaftlichen Erörterung folgte ein gemeinsames Abendessen.

Genau ebenso wie die älteren Akademien versammelten sich die Mitglieder abwechselnd in den Wohnungen der Genossen, und jedesmal war der Gastgeber zum Vortrage verpflichtet. Nach Art der „Kollation“ bei den Humanisten gab jeder sein Gutachten über das Gehörte zunächst mündlich ab; der Umlauf des niedergeschriebenen Vortrags, der in verschlossener Mappe erfolgte, gab dann den einzelnen zu schriftlicher Äusserung Gelegenheit.

Zwei Mitglieder der Gesellschaft, der Sekretär Biester und Gedike, gaben die „Berlinerische Monatschrift“ heraus (1783 ff.), die zwar von der Genialität der eben aufkommenden grossen deutschen Litteratur völlig unberührt war, die aber doch manches Verdienst sich erworben hat. Sie darf in gewissem Sinn als ein Organ der Gesellschaft, die manche ihrer Arbeiten darin veröffentlichte, betrachtet werden.

Biester, sagt Heinrich von Treitschke, war ein „gründlicher Gelehrter, gerade soweit Polyhistor wie es der Beruf des Bibliothekars verlangt, und wartete seines Amtes so umsichtig, dass selbst sein nachmaliger Vorgesetzter, Minister Wölmer, der Todfeind der Berliner Aufklärer, den Unentbehrlichen nicht zu entfernen wagte.“¹⁾

Als Gesellschaft zu handeln oder hervorzutreten, suchte der Verein ebenso zu vermeiden wie die Akademien: ihre Mitglieder sollten die Anregungen, die sie im Kreise der Freunde empfingen, als einzelne weitertragen und bildend und aufklärend auf breitere

¹⁾ Preuss. Jahrb. (1884) Bd. 53 S. 419.

Schichten wirken. Es lässt sich nachweisen, dass manche Bücher, die damals unter dem Namen von Mitgliedern erschienen, einen Teil ihrer Anregung und ihres Inhalts dem Freundeskreise verdankten¹⁾, und manche Pläne und Entwürfe zu Gesetzen und Reformen, die später von Mitgliedern befürwortet worden sind, sind hier zuerst besprochen und begutachtet worden.

Als im Jahre 1798 das bekannte Edikt gegen die geheimen Gesellschaften erschien, trat an die Freunde die Frage heran, ob sie ihre bisherige Verfassung aufgeben oder sich der Kontrolle des Polizei-Ministers Grafen von der Schulenburg unterwerfen wollten. Sie wählten das erstere und lösten sich im November 1798 auf. Es wäre von Interesse, zu erfahren, ob damit wirklich jede spätere Spur der Gesellschaft verschwunden ist, oder ob sie vielleicht unter neuen Formen wieder aufgelebt und fortgepflanzt worden ist.

Wie dem auch sei, so ist doch gewiss, dass die persönlichen Einwirkungen fort dauerten und sich sogar bis auf die führenden Geister der grossen preussischen Reformzeit erstreckten. Um diese Einflüsse aufzudecken, würde es von Wert sein, das Verhältnis des Ministers v. Struensee († 17. Oktober 1804) zu Th. v. Schön, Stein, Beguelin, Kunth, H. v. Held und anderen einmal genauer zu untersuchen. Gewiss war es eine neue Zeit und ein neues, reicher begabtes und genialeres Geschlecht, dem die Leitung des führenden deutschen Staates seit 1808 in die Hand fiel; aber starke Fäden geistiger Art verbinden doch die eine Periode mit der anderen, und um sie anzudecken, sind die Hinweise, die wir hier gegeben haben, in hohem Grade zu beachten.

¹⁾ So C. F. Kleins Werk „Freiheit und Eigentum“ 1790; s. Stölzel, Forschungen a. a. O. — An Nicolais Beschreibung der Kgl. Residenzstädte Berlin und Potsdam (3. Bd. 1786) arbeiteten Struensee, Svarez und Klein mit.

Zur Geschichte des Zunftwesens und der Zunftgebräuche.

Als seit dem 4. Jahrhundert die römische Kirche zur Staatskirche geworden und der staatliche Glaubenszwang zum Grundgesetz der neuen Kirche geworden war, konnten alle diejenigen, die an den altchristlichen Gedanken und Formen festhielten im Gebiete des römischen Reichs als Gemeinschaft nur noch im Geheimen existieren, und die ausserkirchlichen Christengemeinden nahmen unter dem Druck schwerer Verfolgung die Formen eines Geheimbundes an, der alle Merkmale eines solchen an sich trug, und der sich in ähnlicher Weise fortpflanzte und ausbreitete, wie sich die ersten Christen unter den heidnischen Cäsaren fortpflanzte und verbreitet hatten.

So geschah es, dass diese Christen vom frühesten Mittelalter an in den Zünften und Bruderschaften der Handwerker eine Stütze suchten und fanden, in denen das Christentum schon seit den Tagen der Apostel — auch Paulus war ja ein Weber — zuerst festen Fuss gefasst hatte.

Die Kirche nannte die Vertreter und Anhänger der altchristlichen Grundsätze Ketzer, und so sind bis tief in das Mittelalter hinein alle Chroniken und Streitschriften des Klerus voll von Klagen, dass die Zünfte die eigentlichen Sitze der Ketzerei seien. Es war eine sehr enge und organische Verbindung, in welcher die Glieder der Handwerks-Innungen unter einander standen, und vielfach bot die Gewohnheit, gewisse Fertigkeiten und Griffe der Kunst geheim zu halten, ihnen die Möglichkeit, auch Ideen und Formen unter dem Schleier des Geheimnisses auf Kind und Kindeskind zu vererben.

Sehr interessante Beweise für den engen Zusammenhang zwischen den „Ketzern“ und den Zünften, besonders den Webern, hat Döllinger in seinen Beiträgen zur Sektengeschichte des Mittelalters (München 1890) beigebracht. „Die Manichäer (sagt Döllinger a. a. O. I, 91) hatten unter den Webern zu Toulonse und in der Umgegend, die in der dortigen Volkssprache Arrieus hiessen, ihren stärksten Anhang.“ Deshalb „gab man auch der Sekte selbst diesen Namen, wie es auch im nördlichen Frankreich geschah, wo die Katharer in diesem Jahrhundert (es ist das 12. Jahrhundert gemeint) gewöhnlich Tixerands (Tisserands) genannt wurden.“ „Auch die Synode zu Rheims vom Jahre 1157 bemerkte,

dass die manichäische Sekte sich besonders herumziehender Weber zur Verführung der Weber bediene, und noch 80 Jahre später nennt Kaiser Friedrich II. in einer seiner Verordnungen gegen die Häretiker neben mehreren Namen der Katharer auch die Arrionisten.“

Ein mittelalterlicher Polemiker, Ebert, hatte in Erfahrung gebracht, dass die Weber zu Toulouse in ihren Zunftstuben religiöse Ceremonien übten; er war der Ansicht, dass diese Männer das nur zur Verhöhnung kirchlicher Ceremonien thäten, und beschwert sich bitter über „die Heuchelei der Ketzler“, die in ihren Zunfthäusern die Kirche verspotteten und gleichwohl am Osterfeste mit den Katholiken zur Kirche eilten und ihre Kniee tiefer als andere beugten. Ebert übersah, dass jene heimlichen Ceremonien meist einen sehr ernsten Hintergrund besaßen, und dass das Wesen des Geheimbundes, dem jene Weber angehörten, die Anpassung an kirchliche Formen und kirchliche Vorschriften mit sich brachte.¹⁾

Die Zeit, offen aufzutreten, sagten diese Ketzler, sei für sie noch nicht gekommen; doch einst werde der Tag erscheinen, wo sich an ihnen erfüllen werde, dass die Stadt auf dem Berge nicht verborgen bleiben könne.²⁾

Unter gewissen Gebräuchen und Formen der Zunft waren unzweifelhaft bei manchen Innungen und zu gewissen Zeiten religiöse Ceremonien versteckt, die nur den Eingeweihten verständlich waren und verständlich sein sollten. Die Kunst, ihre Gedanken und Absichten zu verhüllen, hatte in den Zeiten der Verfolgung einen hohen Grad erreicht, und namentlich war der Gebrauch von Symbolen, die diesen Verhüllungen dienten, sehr ausgebildet worden.

Es lässt sich heute im einzelnen Falle sehr schwer feststellen, was wir als zufällige und was als absichtliche Zuthat in den Ceremonien und Gebräuchen der älteren Zunftverfassung zu betrachten haben. Um so interessanter aber ist es, dass schon viele Zeitgenossen, die ihrer Stellung nach ein Urteil besitzen konnten, in gewissen Bräuchen die Spuren religiöser Ceremonien fanden und ganz bestimmt behaupteten, dass dieselben „ketzerischen“ Neigungen und Absichten entsprungen seien. Wenn manche Mitglieder der Zünfte dies bestritten, so mag das hier und da sogar in gutem Glauben geschehen sein, denn auch unter ihnen gehörten keineswegs alle zu den Mitgliedern und Eingeweihten.

Seit dem 14. Jahrhundert war in Böhmen, Mähren, Ungarn, Schlessien und den angrenzenden Teilen Polens (auch in Krakau) die „Ketzerei“ stark verbreitet, und zwar handelte es sich durch-

¹⁾ Vgl. Eberti Sermo adv. Catharos in der Bibl. max. Patrum Bd. XXIII S. 628.

²⁾ Ebertus a. O. S. 603.

weg um solche „Ketzer“, die die Taufe auf den Glauben für schriftgemäss hielten. Nicht allein unter den Tschechen, Ungarn und Polen, sondern gerade unter den eingewanderten Deutschen hatten die Lehren der „Waldenser“ u. s. w. zahlreiche Anhänger gefunden, und die grossen Religionskriege des angehenden 15. Jahrhunderts hatten gezeigt, wie tief diese Anschauungen gerade unter die kleinen Leute gedrungen waren. In Gebieten und Städten, wo die Herrschaft in den Händen der römischen Kirche lag (und dazu gehörte damals Krakau), suchten die Brüder Wege und Formen, um im Stillen und unangreifbar ihre Gottesdienste fortzusetzen.

Nicht alle Zünfte boten dafür einen geeigneten Boden, wohl aber die beiden vornehmsten Innungen, die Weber und die Steinmetzen, Maler, Goldschmiede¹⁾ und sonstige verwandte Gewerbe, die „nach der Geometrie arbeiteten.“

Die Weber standen in allen Städten an der Spitze der Handwerker, und die Kämpfe dieser mit dem Patriziat sind meist Kämpfe der Weber mit letzterem. Sie bildeten eine Art Mittelklasse zwischen den gewöhnlichen Handwerkern und den Patriziern und ragten über die ersteren schon deshalb hervor, weil sie nicht wie diese bloss für den lokalen Bedarf, sondern für entfernte Absatzgebiete arbeiteten und dadurch zugleich mit den Berufsgenossen fremder Städte in eine nähere Berührung kamen. Wohlstand, Selbstbewusstsein und Unabhängigkeitssinn zeichnete sie aus und die grosse Zahl, in der die Berufsgenossen in vielen Gegenden und Orten vertreten waren, gab ihren Wünschen in der Gemeinde doppelten Nachdruck. Es kam hinzu, dass sie in allen deutschen oder slavischen Ländern die ältesten unter allen Zünften waren, wie sie denn am Rhein ihre Entstehung bis ins 11. Jahrhundert zurückführen konnten.

Bis jetzt ist die innere Geschichte, besonders die religiöse Stellung der Weber-Zunft, noch wenig erforscht; die nachstehende Urkunde aus dem Jahre 1421 lässt indessen ein interessantes Streiflicht gerade auf diese Seite der Sache fallen.

Rotmanne der Stat Croke²⁾ den erlern gesworen Czechmeistern vnd vorsichtigen allen vnd iczlichen Meistern der czechehen der Wollenweber der vorgenanten Stat Croke fruntschaft mit libe. Erber vnd vorsichtigen bezunder liben! Wir gebitten euch bei gehorzam, das ir vor euren Knappen und euren gesinde vorbitten zullet, den wir auch vorbitten ernstlichen ezu halten mit kraft dises brifes, das ze vorfasten³⁾, wo ze ir Bir trinken vnd zünderlichen ezu den hochfeiern tagen

¹⁾ Vgl. Döllinger, Beiträge I, 252.

²⁾ Aus Bucher, Br. Die alten Zunft- und Verkehrs-Ordnungen der Stadt Krakau, Wien 1889 S. 101.

³⁾ Bucher liest „vorfasme“; es ist aber offenbar „vorfasten“ genannt. Die Urkunde ist offenbar nicht fehlerfrei geschrieben oder gelesen.

nichten hindern gotes dynst mit erer vngestümer rede vnd geschreie, als ze das nu neestem der Osterlichen feier off Sinte Steffansgasse nahe bey der Kirchen, als uns das durch Erbere Capellan irezalt vnd geoffenbart wart, getan haben, vnd sich vndir inandern off newes getauft vnd genant hatten, wider di zacezunge der heiligen Kirchen, do mete se lesterunge, di sich czu Keezczereie neiget, begangen haben, dorumme wir ze in der Stat czocht¹⁾ hisen seczzen. Und hetten vns daz nicht ander lüte vnd erbere Prister gesaget vnd geoffenbaret, ir hettet vns derleie grobe missetat vudir ewch vorswegen, vnd zunderlichen vmbe das tewfen, dorumme wir etliche derselben ewirs gesindes haben us der Stat heisen ezihen.

Auch gebitte wir üch bey gehorsam, das ir den obengenanten ewren Knapen vnd ewirm gesinde gebitten zullet, den wir auch noch gebitten ernstlichen, das ze zich an ewirm Handwerke halten sullen ewirs hantwerkes alder gewonheyt, vnd das ze nicht me stulgeldes nemen sullen wen sechs heller, als von alders gewest ist; vnd welcher vnder üch den öbirtreter der obingeschrebin gebot vns nicht ensagen noch offenbaren wörde, denn welle wir büssen nach dene, als her das vordynet, vnd den öbirtreter, was wir czu rote werden. Gegeben am ffreytage sinte Valeriani feier noch christi gebort virczehnhundert Jor vnd in dem cyn vndczwenzigstem Jore, vnder der oben genanten Stat Croke glewbsiegel nedennennig dises brifes an gedruktem²⁾.

Aus diesem Erlasse des Rats der Stadt Krakau an die Zunftmeister des Weber-Handwerks erhellt, dass die Gesellen gewagt hatten, den Zunftbrauch der Taufe und der Namensgebung zu üben; sie hatten damit nach Ansicht des Rats wider die Satzungen der Kirche gehandelt und eine Lästerung begangen, „die sich zur Ketzerei neigte“. Der Magistrat fasste diese Sache, die ihm die Zunftmeister verschwiegen und einige Priester angezeigt hatten, sehr ernst auf und beschloss, etliche Gesellen um dieser That willen aus der Stadt zu verweisen. Was sonst unter dem Schleier des Geheimnisses in den Zunftstuben geübt zu werden pflegte, das hatten die Gesellen auf der Stephansgasse nahe bei der Kirche vollzogen und offenbar eine Verhöhnung damit beabsichtigt.

Es ist, wie oben bemerkt, sehr wohl möglich, dass selbst ein Teil der eignen Zunftgenossen die eigentliche Bedeutung der Wassertaufe gar nicht kannte, und dass namentlich die Mehrzahl der Aussenstehenden darin nur ein harmloses Spiel erblickte.

¹⁾ Czocht ist laut Glossar Buchers Zuchthaus.

²⁾ Der Herausgeber bezicht das Datnm auf Tiburtius und Valerianus und nimmt an, dass die Urkunde im April erlassen sei. Indessen fällt S. Tiburtius und Valerianus im Jahre 1421 nicht auf einen Freitag. Valerianus-Tage sind anserdem noch der 15. September und 28. November; beide fallen im Jahre 1421 auf einen Freitag. Welche Datierung im Jahre 1421 in Krakau üblich gewesen ist, habe ich nicht feststellen können.

Dieser Ansicht war aber die Priesterschaft und viele Stadtobrigkeiten nicht; denn es ist überliefert, dass ausser in Krakau auch anderwärts dagegen eingeschritten worden ist, weil man darin eine Art von Taufe der Erwachsenen erblickt habe.

Ausser den drei Stufen der Lehrlinge, Gesellen und Meister gab es in vielen Zünften noch besondere Organisationen engerer und weiterer Kreise, indem sich ein Teil der Meister zu Bruderschaften zum Zweck religiöser oder gemeinnütziger Bethätigung zusammenfand.¹⁾ Als solch innerer Ring der Handwerker-Innungen sind auch die Bruderschaften der Meistersinger entstanden, und es ist merkwürdig, dass gerade bei diesen ebenfalls die Ceremonie der Taufe wiederkehrt. Der Geschichtschreiber der Nürnberger Meistersinger, Wagenseil, erzählt darüber aus eignen Kenntnis im Jahre 1697 Folgendes:

„Man hat ehemals im Branch gehabt, einen solchen Novitium mit Wasser zu begiessen, welches vermuthlich anstatt der heidnischen Ritus initiationis, so die alten Barden mit ihren Lehrlingen fügenommen, dergestalt eingeführt worden. Nachdem aber diese Ceremonie die Form einer Tauf gehabt, deren Namen sie auch geführt, also wird an den mehreren Orten solche jetzo billig unterlassen.“²⁾

Als Ersatz für die Wassertaufe kam das sog. „Hämsch“ auf.

Mag der Branch dieser Einweihung nun von den Meistersingern oder von wem sonst herkommen — sicher ist, dass die „Akademien der Naturphilosophen“ denselben ebenso kannten und übten, wie sie viele andere Formen und Bräuche von Zünften und Gilden übernommen hatten.

Wir haben die Verwandtschaft jener Sodalitäten einerseits mit den Zünften und andererseits mit den Ritterorden früher im einzelnen in diesen Heften behandelt³⁾, und wir können hier daher einfach auf das Gesagte verweisen.

Unter den angegebenen Verhältnissen hat sowohl die innere Geschichte der Zünfte, wie namentlich auch die der Ritterorden, und zwar sowohl der Tempelherrn wie der Johanniter und des Deutschen Ordens für unsere Gesellschaft ein besonderes Interesse, und wir sind für jeden Beitrag dankbar, der dieses dunkle Gebiet weiter aufzuhellen imstande ist.

Keller.

¹⁾ Über die St. Lucas-Bruderschaft in der Maler-Zeche zu Prag s. Pangel, das Buch der Maler-Zeche zu Prag (Quellenschriften zur Kunstgeschichte, hrsg. v. Eitelberger XIII, 1878) S. 20.

²⁾ Wagenseil, Commentatio de Civitate Norimbergensi 1697. S. 547.

³⁾ M.H. der C.G. 1895 S. 27 ff.

Ungedruckte Briefe

zur Geschichte des Comenius und der böhmischen Brüder.

Aus dem de Geer'schen Familien-Archive.

Von Dr. **Georg Loesche** in Wien.

„Ich dachte besonders oft daran: wo mag wohl die Geer'sche Briefsammlung stecken und wer wird der glückliche Forscher sein, der sie der Geschichte zuführt?“ schrieb neulich Kvaesala in seinem Petersburger Vortrage.¹⁾ Einen ganz kleinen Beitrag zur Beantwortung dieser Frage können die folgenden Zeilen bieten.

Herr Baron Carl de Geer auf Leufsta Bruk in Upland, zwischen Gefle und Stockholm an der gleichnamigen Bucht, das jetzige Haupt des Geer'schen Zweiges Leufsta, hatte bei zufälliger Begegnung die Freundlichkeit, mir aus dem Familien-Archive einige Comenius betreffende Originale und Abschriften zur Benutzung zu leihen. Da Leufsta im Jahre 1719 von den Russen verbrannt wurde, ist es ein Wunder, dass überhaupt solche Reste noch vorhanden sind. Unter den von mir mitgetheilten Stücken stammt nur ein Brief von Comenius selbst, einer ist an ihn gerichtet; die anderen nehmen nur teilweise auf ihn Bezug und sind nicht ganz unerheblich. Die drei ersten rühren von de Geer her, an Comenius, Wolzogen (de Geers Verwalter) und Duræus, in den übrigen vier ist de Geer der Adressat, und zwar kamen zwei von den Seniores der Unität, je einer von Comenius und Figulus.

Während die Dankesbriefe an den Fugger des 17. Jahrhunderts und Grossalmosener von Europa auch in der Handschrift die Huldigung zur Darstellung bringen, sind die Abschriften in de Geer's Copialbuch nur teilweise zu entziffern.

Das Französische ist nicht nur altertümlich, sondern wie im Briefe des Figulus stilistisch und orthographisch fehlerhaft. Selbstverständlich erfolgt hier ein treuer Abdruck; nur in den Satzzeichen ist etwas nachgeholfen, und die v und n sind, gleichwie auch in den lateinischen Nummern, nach heutigem Gebrauch gesetzt.

¹⁾ „Kurzer Bericht über meine Forschungsreisen“. Sonderabzug aus „Acta et commentationes Imp. universitatis Jurievensis“ 1895 Nr. 2. S. 23 f.

1.²⁾

Stockholm.

9/19. Oktober 1641.

de Geer an Comenius.

Einladung und Anweisung von Reisebeitrag.

Kopie.

Monsieur, les grands changements avec l'inconstance de ce siècle, par ces destructions de guerres excitez de tous parts, m'ont fait résoudre d'achepter quelques terres et biens en ce Royaume; je du m'y arrester plus ferme que je . . . du penssé voire mesmes d'y retirer une partie de mes enfans.

Il y ait quelques . . que je recevais un mot de lettre de vous à Amsterdam, auquel lieu 3 mariages de 3 miens enfans, me firent faire plus long séjour, que je n'avais provisé. J'avais doncques postposé de vous rescrire d'ici, ayant eut le but, de retirer ici personages relevez de doctrine, vertus et piété, auxquels les miseres de ce siècle ont osté des commodités de se pouvoir entretenir et employer les talens, qu'il ait plu à Dieu de leur departir; vous ayant doncques (des la premiere heure que Mr. Duré me recommandait votre personne) providité comme cheff du nombre d'iceux, s'il vous plait vous retirer par de ça, je serai bien de aise pouvoir jouir de votre compagnie et conversation, et vous assisterai de ce que pourriez avoir de besoing outre ma tible ordinaire. Je donne ordre joint du present a mon facteur Abraham Clemens a Dantzijce de vous faire tenir 100 R pour votre soulagement; si pour votre retraite vous nurez besoing d'autre somme, je vous la ferai tenir; à toute heure, que vous viendrez, vous me serez agreable et le bien venu et s'il y at d'autres personages, qualifiez nuprez de vous ou ailleurs vous me pouvez advertir (am Rand [?]) ou bien les mander en mesure intention que dessus. Sur ce je pris vous augmenter sez saintes graces et labancement de sa gloire.

Votre affect. G.

2.

11/21. Dezemb. 1641.

de Geer an Wolzogen.

Entschuldigung wegen verspäteten Schreibens; Freude über das angenommene Anerbieten. Wegen Comenius Verweisung an Hotton.

Kopie.

Le Changement des lieux et variété d'occupations m'ont fait passer deux postes sans respondre a la Vostre du 16 de 9 bre. Je me suis doncq rejouy de ce qu'avez accepté l'offre a vous offert;

²⁾ Vgl. Kvaesala, J. A. Comenius. 1892. S. 263 f. Derselbe, Monatsh. d. Comenius-Ges. 1893. S. 78 f. (Lodewijk de Geer, Amsterdam 1834. S. 100.)

s'il vous plüist vous preparez pour le printtemps. Mon fils vous donnera toute adresse et laide que requerrrez.

Je remets le tout à Vostre commodité. Mr. Hotton vous povvra dire ce que se passera au facit de Mr. Comenius. Je prie Dieu, qu'il vous console.

Monsieur

votre tres affectione.

3.

Ohne Datum.

Zwischen 9/19. Dez. 41 u. 10/20. März 42.

de Geer an Duræus.

Irrtümliche Information über Comenius und dem entsprechendes Verhalten.
Kopie.

J'ay veu par la votre du 9/19. X^{bre}. de Londres que je n'ay pas este bien informez touchant Mr. Comenius, car selon que je devant (?) avais (?) apprins de vous par de ca je le croyois estre un homme libre et refugié d'Allemagne en Pologne à cause des troubles de guerre et que pourtant il ne dependoit pas d'autrui, non plus luy que ses compagnons d'oeuvre; pour avoir femmes et enfans ce m'estoit indifferent, je les ense accomode de logis à necessitez à Fynspan¹⁾; mais, comme dependant de l'Eglise de Lesna, de laquelle il faille impetrer son congé, cela ne se peut fayre (et principalement en tel somme de remarque) que cela mesclatte entre les ecclesiastiques de par deca, ce que sans leur communiques servit prins en plus haut ton que je ne l'ay pourpense, ny proietté, car mon regardt ne tendoit qua les soulager et assister en leurs entreprises pour l'avancement de la gloyre de Dieu. Il conviendra doncques (comme bien vous jugez) que j'en parle premierement avecq Mr. le Chancelier, ceque je feray à la premiere commodité. La Diette ayant prins commencement l' 11 de ce mois s'y l'approuve il n l'ocension a souhait pour le communiquer aux evesques, et avoir leur adven la dessus ce que par le premier ie vous signifieray. Cependant il vous plüira tenir le tout en sureance et sy lon nat pas encor escrit à ceux de Lesna que cela soit delayé jusques à mitre ndvis comme dessus, et que s'y on leur en at escrit, leur vouloir mander de similer encor c'est affuyra, sans en fayre eschut, de peur que les bruits en estans espars par deca, ne nous y cause des nltérations, j'en communiqueray nussy avec Mr. Joh. Matt: et vous manderay tout ce qui se passera en ce regardt.

¹⁾ Das seit 1618 zu den schwedischen Stammgütern der de Geers gehörende Finspong, nördlich von Norrköping in Öster Götland, früher Krondomäne, wichtig wegen seiner Erzminen, ist jetzt nicht mehr in de Geer'schem Besitz. (Vgl. Lodewijk de Geer, a. a. O. S. 35 f.; Notice Historique sur la famille de De Geer par deux de ses membres à l'usage des autres. Suède et Holland 1843; L. de Geer, Mimen I (1892), 2.)

Comme aussy à Mr. Hotton auquel (en cas de poursuite) je donneray tout ordre pour l'accomplissement et sur ce je me diray

Monsieur

Messrs. Comenius et Harlieb
trouveront icy mes humbles
salutations s'il vous plaist sans
en oublier votre part.

4.

Lissa.

25. Januar 1646.

Die Senioren der Unität an de Geer.

Danksagung für empfangene Wohlthaten und Bitte um ferneres Wohlwollen.
Original.

Salutem per Christum Dominum Nostrum.

Generose Magnificeque Domine, Domine Ecclesiarum Dei
et ob Evangelium J. Ch. temporibus hisce afflictorum celebratissime
et liberalissime Patrone et Fautor.

Novum nobis praebuisti justissimamque Tui iterum compellendi
causam et occasionem, postquam Tuo sumptu, largissimaque quod soles
munificentia, in studia et ad peregrinos promotum, biennio hoc et quod
excurrit, Petram Figulum, jam rursus vestro munere nostrum, in
omnem libertatem mittere, inque nostrarum Ecclesiarum usus, totum
bonis et donis Tuis onustum, ad nos remittere dignatus es. Nuper
fortis nostrae miseris, millia nostra mille bonis in necessitate temporali
creantur, quae prout destinatas, in Sanctorum, qui hic Lœnae atque
hinc inde per Poloniam Hungariamque, à Bohemiae Regno prospecti,
degunt, usus et solatium collocata distributaque fuerunt. Nunc insuper
spiritualibus Ecclesias nostras auxisti bonis. Sit nomen Domini benedi-
dictum, cujus misericordia nobis miseris exulibus, quos propinqui
ejecerunt, Gener. Mag^{am} Tuam, utut longe a nobis dissitum, Bene-
factorem, ut facultate amplissima sic nos sublevandi voluntate promp-
tissima instructum excitavit. Igitur Tuae Gen. Mag^{fim} nostro et
eius nomine, quantas debemus possumus maximas agimus gratias pro-
fitemurque, nobis perquam gratam accidisse ipsius praesentiam, qui
Christum crucifixum inter nos, quibus lucis Evangelicae unicum jam
inde à ter fere centum annis, post illius in Patria nostra exortum
sub cruce perpetua praedicare contigit, annunciare potius auxerit, quam
in illis oris, ubi Ecclesiae et quietius agunt et Pastoribus virisque
dignis abundant. Quanquam autem nos Ecclesiaeque nostrae adhuc dum
sub exilii tam diuturni aerumnis ingeniscamus, libertatemque Evan-
gelicae praedicationis in Patria gente suspiramus atque exspectamus,
nihilotamen minus et hoc in statu Ecclesis hisce usui erit Petrus
noster inque futuros, si Deus volet, Patriae usus exerebitur. Cui
fini janjam a nobis destinaretur, nisi R^{do} D^{no} Comenio, Collegae
nostro, amicis G^{ae} M^{ae} T^{ae} quibusdam approbantibus, suam ad tempus
praesentiam et operam pollicitus fuisset. Id tamen si G^{ae} M^{ae} T^{ae} im-
probabitur, mox rursus ad nos rediturus. Illic igitur eum jam abe-

autem dimittimus; idque eo libentius, quod spem nobis feceris, forsitan G. M. V^a (cujus super hac re mandata expectat), se hac ratione utenque gratificaturum, nec non pro virili effectui daturum, ut intra breve tempus in luce sit, Vobisque cumprimis certo constet, omne id quod a carissimo illo Viro sperari aut expectari possit. Probatur enim nobis quam maxime ultimum R. D. Commeniî de suis studiis et scriptis consilium et institutum, quo nimirum certum sibi est, quicquid prae manibus et in parato habeat novarum inventionum deque emendandis rebus humanis consultationum atque observationum in unum colligere, ordine qualicumque digerere, et vestro aliorumque praesertim Illustrissimi D. D. Regni S^u. M. Cancellarii perspicacissimo iudicio censuramque subijcere, ut quid illud sit operis, quod ille sibi agendum sumsit, penitus vobis perspectum reddat, nunquam tanti futurum, quod ulteriori vestro favore impensisque procuretis, aut aliis quibuscumque modis promoveatis, dispicere omnino in proclivi sit. In hoc proposito nos illum obfirmabimus, et ne aliter fiat, diligenter monebimus. Atque de caetero dispersionem nostrarum e Bohemia ecclesiarum miseriarumque exilii nostri, Gen^{ae} M^{ae} T^{ae} cordi curaque in posterum quoque futurum indubie sperabimus. Quae autem nostrarum Ecclesiarum nostraque et quam calamitosa sit conditio, quamque augetur cum difficultate hodiernorum temporum nostra egestas, praeter ea quae ante paucos annos ad G. M. V. perscripsimus, testimonium perhibere poterit Petrus noster.

Deus pro immensa sua misericordia in nostrae et aliorum miseriae solamen, Gen^{ae} M^{ae} V^{rae}, Patronum nostrum colendissimum longae-
vitate dierum atque benedictionum suarum internarum, externarum
aeternarumque perpetuis augmentis ditare continue pergat, indesinenter
precamur, nosque et nostros Tuae curae Paternae obnixè commendamus.

Dah. Lesnae Polonorum 25 Januarij Anno D. 1646.

Generosae M^{ae} V^{rae},

devotissimi apud Deum

Deprecatores

ecclesiarum Unit. Frat. Bohem.

per Poloniam et alibi exulantium

Senior et conseniores.

Paulus Fabricius M. pp.

Wenceslaus locharius M. p.

Petrus Cephas p.

Johannes Felinus suo

et Fratrum nomine.

Generoso et magnifico

Domino Domino Ludovico

de Geer, Domino in

Finspong etc. Patrono et Fautori

benignissimo.

Holmiam.

5.

Elbing¹⁾.

1/11. April 1647.

Comenius an de Geer.

Dank für Unterstützung und Versprechen ausdauernder Arbeit.
Original.

Generose Domine, Patrone honorandissime. Osculor Dei et Tuam manum, quae iterum necessitatibus meis subvenire voluit. Quid enim in levamen mei, et collaboratorum, mandaveris, edocuit me tum Nobiliss. D. Wolzogen, tum Mercator ipse, Abraham Clemens. Benedicta sit veni Tu et quicquid consiliorum pro bono Tuo, aut publico usquam agitas, in benedictione sit! Amen. Nos gratitudinis loco diligentiam pollicemur: non destituri (nisi nos spiritus deserat) ante, quam videas quod videre desideras, Opus DIDACTICUM Scholarum solatia, in luce publica. Ita nos juvet luminum Pater! Cui TE, cum TUIS omnibus perpetuis votis commendat

M. D. T^{ae}

observantissimus

Elbingae 1/11. April
1647

Comenius.

Generoso et Magnifico
Viro, Dño Ludovico
de Geer N. N.
Domino et Patrono
mihî observando.

6.

Elbing.

9/19. November 1647.

Figulus an de Geer.

Dank für Unterstützung. Fortgang der Arbeit. Zustand der Gemeinden in Polen.
Original.

Monsieur et bienfaiteur tres favorable.

Ce ne sert que de vous baiser les mains, de tres humble affection, et vous remercier la continance de votre liberalite à ce devoir de Mr. Com(enius). Nous continuons ainsi en ces travaux et sommes cinq quatre escoliers, et Mr. Comenius, Dr. Kinmer, s'estant separe, comme je vous en adverti par ma precedante. Monsieur, je prend Dieu pour tesmoing, que l'affaire se plie plus promptement sous nos mains, a cette heure, qu'avec luy: car il m'a tousjours controllé et empesche en mes conseils suggeste à Mr. Comenius, et ainsi entre

¹⁾ Vgl. Kvaesala, A. C. a. a. O. S. 266 f. Ders., Mitt. d. Comen.-Ges. 1893. S. 136 f.

ces distractions l'oeuvre demeurera sans effect. Nous commencerons, Dieu aidant, bientôt la description au par de nos livres: pendant laquelle Mr. Com(enius) ordonnera le reste, retranchera les superfluités et arrangera le tout selon l'Harmonie, et à la Facilité et perspicuité, laquelle il en cherche, et le Monde en expecte. Nous sommes de resolution, que le Tout estant prest, je m'en aille avec ces choses en Hollande, si vous y donnez votre approbation, dont la necessite sem evidente, principalement si nous voulons, que toute confusion en l'Impression soit evitée. Ainsi donc nous tascherons sincerement et en la face de Dieu à faire tout ce qui nous sera possible pour achever bientôt cet oeuvre. Et pour cette fin, j'ai permission de Mess^{rs} les Seniores, de l'assister jusques à la parfin. Nos Eglises en Poloque s'edifient et vivent en paix par, la grace du Prince de paix. Il y a six septmaine qu'on a celebré un Synode a Lesna, la où on a consacre un Senior, cinq Ministros, huit Diaconos, quinze Candidatos, on les appelle Acolutos, qui est le premier degre de Ministère en nos eglises. Il m'ont escript, desiderant à depescher bientôt ce travail icy, qu'on aye besoin de moy au service de l'église de Dieu. Nos Seniores de Boheme vous saluent tres humblement et prient Dieu qu'il vous continue et augmente ses Benedictions en tous respects. Mes pauvres Freres de mesme. Dieu par sa misericorde, vous maintienne fermement en sa sainte garde, et vous face voir toute gloire et joye de son salut, en la terre des vivants.

En haste d'Elbing 9/19. de Novembre 1647.

Monsieur

Votre tres humble et tres obessant serviteur

C. Figulus.

Monsieur

Monsieur Louvys de Geer,

Seigneur de Finspong etc. à Stockholm.

7.

Liissa.

5/15. Januar 1650.

Die Senioresn der Unität an de Geer.

Neujahrswunsch und Dank für Unterstützung.

Original.

Magnifice et vere Manifice Domine, Dñe Patrone observande.

Quam vere Tu illud Prophetæ de sanctissimo Deo nostro dictum, quod miserationes ejus novæ sint quotidie [Thren. 3, 25], exemplo Tuo sancte exprimis dum singulis fere amicis nostri memor, corda nostra beneficiis Tuis refocillas; Tam vere ac serio nos ad eundem Deum pro salute Tua et Tuorum fundere non intermittimus vota, hoc iterum novo cum anno (quem festum esse jubet Ecclesie sue Christus Inmanuel!) novo a Te excitati beneficio. Tradidit enim nobis dilectus confrater noster R. D. Joh. Comenius, Mugf^o Tuæ jussu

ad se missos et nobis numerari mandatos 158 Imperiales, quos admodum tempori venientes sub huius initia, inter fratres et sorores, Ministros verbi D. nobiscum exulantes, Ministrorumque viduus, illico divisimus, ut a quo necessitates suas levari sentiunt, pro ejusdem incolumitate vota sua ad Deum dirigere ne intermittant.

Agant omnes, nosque cum illis, quas debemus gratias et Deo, qui cor Tuum ad benefaciendum afflictiis pro Christo stimulat, et Tibi qui Te divinae benignitatis exhibes organon. Locupletet Deus, pro tam locuplete beneficentia (!) Tui dies Tuos, refundatque in Te et familiam Tuam omnem benedictionem suam. Sic animatus vocemus.

D. Laesne Pol.

1/15. Jan. Anno 1650.

Generosae Mag^{ae} Tuae
devoti cultores.

Wenceslaus Lochrinus m. p.

Petrus Cephus m. p.

Joh. Felinus m. p.

Ecclesiarum Unitatis Fratrum

Bohemorum in Polonia exulantium

Consensores suo et confratrum nomine.

Generoso et vere magifico

Domino, Dño Ludovico de Geer etc. Hæreditario Domino
in Fins-borg etc. Patrono nostro gratiosissimo dentur.

Kleinere Mitteilungen.

I.

Neue Arbeiten über Daniel Ernst Jablonsky.

In der Zeit der Begründung des preussischen Königtums hat ein Mann dem Throne der Hohenzollern besonders nah gestanden, der auch unsere Gesellschaft besonders interessiert: der Enkel des Comenius, **Daniel Ernst Jablonsky** (1660—1741). Jablonsky, der sich 1680—1683 in Oxford und Leiden aufgehalten hatte, dann von 1686—1690 Direktor des Gymnasiums und Prediger in Lissa gewesen war, kam im Jahre 1693 als Hofprediger nach Berlin und hat hier in einer fast 50jährigen Wirksamkeit einen Einfluss geübt, der weit über den Kreis seiner nächsten Amtspflichten hinausging. Leider hat dieser hervorragende Mann eine ausreichende Würdigung noch nicht gefunden; indessen ist der Aufschwung, den die Studien über Comenius und seine Gesinnungsgenossen seit der Begründung unserer Gesellschaft genommen haben, auch Jablonsky zu gute gekommen: nachdem Herr Oberlehrer F. Wolff in Berlin am 15. Dez. 1894 in der öffentlichen Sitzung des Vereins für die Geschichte Berlins einen Vortrag über ihn gehalten hatte, hat neuerdings Herr Univ.-Professor Dr. J. Kvacala in Dorpat denselben Gegenstand in einer in der Auh der Universität gehaltenen Rede behandelt und dieselbe dann der Öffentlichkeit übergeben. (J. Kvacala, Fünfzig Jahre im preussischen Hofpredigerdienste. D. E. Jablonsky. In Commission bei F. Ricker in Giessen 1896. Preis 60 Pf.) — Als die böhmischen Brüder nach dem 30jährigen Kriege, der ihre Existenz als Gemeinschaft vernichtete, gezwungen waren, Anschluss bei verwandten Kirchen und Staaten zu suchen, da war es in erster Linie der Grosse Kurfürst, der sich die sittlich-religiöse Kraft dieser Glaubensflüchtlinge zu Nutze machte, und es ist sehr unrichtig, dass diejenigen, die die Bedeutung der französischen Réfugiés für Brandenburg betonen, nicht auch der böhmisch-mährischen Emigration nach Brandenburg-Preussen gedenken. Ein Mitglied dieser Emigranten war der Vater von Daniel Ernst Figulus-Jablonsky, Peter Figulus gewesen, den der Grosse Kurfürst als ref. Prediger in Memel angestellt hatte.

Wer die Bedeutung des aufkommenden brandenburgisch-preussischen Staatswesens für die Geschichte des Protestantismus richtig

würdigen will, dem ist die Geschichte des ausserdeutschen Protestantismus in der Zeit von 1670 bis 1740 zu empfehlen. Sehr richtig weist Kvaesala auf die schwere Krisis hin, in welcher die Evangelischen in Polen, Ungarn, Österreich und Frankreich um ihr Dasein kämpften: „Der Kurfürst von Brandenburg, sagt Kvaesala, galt allen Protestanten als der einzige Monarch auf dem Kontinente, dem es um seinen Glauben und um den Schutz seiner Glaubensgenossen allerwärts ernst war“. Und gerade die reformierte Ausprägung des evangelischen Glaubens, die sonst fast nirgends mächtige Schützer besass, hatte hier einen festen Stützpunkt gefunden.

Der Minister Paul von Fuchs, der aus der Geschichte der Begründung der Universität Halle bekannt ist, war es nach Kvaesala, der die Berufung Jablonskys von Lissa nach Königsberg und von dort nach Berlin bewirkte. In ihm kam ein Mann von vielseitigem Wissen und grossen Fähigkeiten an den Hof, ein Mann zugleich, der in Siebenbürgen wie in Polen, in Holland wie in England und Schweden durch die in alle Welt zerstreuten Brüder Beziehungen besass, und der willens war, alle diese Kräfte für die Interessen des Staates, in dem er wirkte, planmässig in Thätigkeit zu setzen, sofern Preussen seinerseits für die Verfolgten einzutreten willens war. Es ist doch nicht zu verkennen, dass aus der Vertretung eines grossen Prinzips diesem Staate eine Kraft zuwuchs, die ihm in allen Ländern stille, aber thätige Freunde erweckte. Wenn auf Jablonskys Rat alsbald an preussischen Hoehschulen Stipendien für reformierte Studierende aus Polen und Siebenbürgen gestiftet wurden, so war dies ein im Interesse des Landes wie der Evangelischen vorzüglich angelegtes Kapital, und so begannen schon damals erfolgreich die Bemühungen des Herrscherhauses, durch geistige Kräfte dasjenige zu ersetzen, was dem Lande an materiellen Machtmitteln andern Staaten gegenüber abging. Jablonsky war es auch, der den Unionsgedanken in Preussen zuerst nachdrücklich vertrat und König Friedrich I. dafür gewann: so lebte hier, unterstützt von einem starken Throne, ein Gedanke wieder auf, den die böhmischen Brüder zwar von je theoretisch vertreten hatten, den sie aber nirgends hatten in praktische Geltung setzen können.

Wir haben an anderer Stelle gezeigt, dass die „sterbende Mutter“ (wie sie Comenius nannte), die Unität der Brüder, ihre über alle Welt zerstreuten Glieder gern jenen Akademien als Angehörige zuführte, die damals weit und breit bestanden; sie sicherte dadurch ihren Gliedern einen gewissen Rückhalt und gegenseitige Verbindung. Comenius selbst war Mitglied gewesen, und sein Sohn Daniel gehörte seit 1670 der Akademie der „Drei Rosen“ an, die damals weit verbreitet war.¹⁾ Es ist daher ganz natürlich, dass wir auch

¹⁾ M. H. der C. G. 1895 S. 73.

Jablonsky in Beziehungen zu den Akademien oder wie sie später hießen, den „Deutschen Gesellschaften“ finden, die damals in Gottsched einen angesehenen Wortführer besaßen¹⁾.

Kvaesala weist darauf hin (S. 20), dass Jablonsky gleich nach seiner Ankunft in Berlin (1693) Mitglied einer Societät wurde, die gelehrte Zusammenkünfte hielt und sich bei Ezechiel Spanheim²⁾ versammelte. Es ist bekannt, dass Jablonsky nebst seinem Freunde Leibniz später neben dieser freien „Societät“, die Schaffung einer Königlichen Societät, der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, geworden ist. — Es ist sehr erfreulich, dass von Dorpat aus durch den vortrefflichen Vortrag Kvaesalas die Aufmerksamkeit auf diesen für die Geschichte der Geistesentwicklung Preussens wichtigen Mann gelenkt worden ist. Es ist dies seit dem Artikel Paul Kleinerts in der Herzogsehn Realencyclopädie der erste Versuch, ein Bild des Mannes zu zeichnen. Nach dem heutigen Stande der Forschung musste freilich die Arbeit, wie Kvaesala selbst gesteht, ein Versuch bleiben. Die Lücken, welche die Quellen bieten, bedürfen dringend der Ergänzung, und da bisher keinerlei Schritte geschehen sind, um zunächst einmal die wichtigeren Briefe Jablonskys zu sammeln, so läge hier eine Aufgabe vor, die recht eigentlich das Arbeitsgebiet unserer Gesellschaft angeht. Es ist, da Herr Professor Kvaesala bereits umfangreiche Sammlungen besitzt, vielleicht zu hoffen, dass durch seine Mitwirkung das wichtige Unternehmen gelingen wird. Gewiss wird die Akademie der Wissenschaften zu Berlin dieser Veröffentlichung ihre Mitwirkung nicht versagen.

II.

Ein neues Werk zur Geschichte des sogenannten Anabaptismus.

Noch immer ist die Zahl derer so gross, selbst unter den Gebildeten, die über Wesen und Bedeutung der Bewegung, die nun unter dem Numen des Anabaptismus zusammenfasst, völlig unzutreffende Vorstellungen besitzen. Die meisten wissen gar nicht, dass es niemals eine Gemeinschaft gegeben hat, die sich Anabaptisten, Wiedertäufer oder Täufer nannte, dass diese Numen vielmehr stets

¹⁾ Über diese Beziehung s. Danzel, Gottsched S. 82.

²⁾ Über diese Societät, ihre Mitglieder, ihre Verfassung und ihre Ziele wären weitere Aufklärungen sehr erwünscht. Vielleicht wären Gelehrte, die sich mit der Geschichte Spanheims beschäftigt haben (z. B. H. v. Petersdorff) imstande, weiteren Aufschluss zu geben.

nur Scheltnamen, etwa wie die Namen Papisten oder Sakramentierer gewesen und geblieben sind, und dass die Religionsgemeinschaft, die man so nannte, sich in älteren Zeiten einfach „Christen“, „Gemeinden Christi“ und „Brüder“, späterhin aber entweder nach einzelnen Wortführern oder auch (z. B. in der Schweiz) „alt evangelische Gemeinden“ oder (wie in Holland) „Taufgesinnte“ genannt hat. Ebenso hat es die Gegenwart gänzlich vergessen, dass das 16. und 17. Jahrhundert um der von diesen Gemeinden vertretenen Grundsätze willen die schwersten Kämpfe ausgefochten haben, und dass die grossen englischen Religionskämpfe des 17. Jahrhunderts, die mit dem Namen Cromwells verknüpft sind, lediglich eine Fortsetzung der schweren Wirren waren, die während des 16. Jahrhunderts in Deutschland, der Schweiz und den Niederlanden durch die Verfolgungen der Brüdergemeinden heraufbeschworen wurden. Noch immer kann man selbst von Historikern die Ansicht hören, dass es sich bei der Geschichte des sog. Anabaptismus im Grunde um einen Gegenstand „beschränkter Interessen“ handelt; wenn man dies auch in Bezug auf die örtliche und zeitliche Ausdehnung der Kämpfe für richtig halten wollte, so kann man doch unmöglich einräumen, dass es auch in Betreff der grundsätzlichen Bedeutung der Fragen und Überzeugungen zutreffend sei; vielmehr steht fest, dass diese Fragen zu denjenigen gehören, die das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen und von keiner anderen öffentlichen Angelegenheit an Bedeutung übertroffen werden.

Je weiter indessen die geschichtlichen Forschungen auf diesem überaus schwierigen Felde fortschreiten, um so deutlicher wird es, dass auch diejenigen unrichtig urteilen, die meinen, dass es sich hier um zeitlich und örtlich engbegrenzte Bewegungen handle. Auch die neueste grössere wissenschaftliche Arbeit auf diesem Felde, die soeben erschienene „Geschichte der Bernischen Täufer“, Nach den Urkunden dargestellt von Ernst Müller, Pfarrer in Langnau (Kanton Bern). Frauenfeld: J. Hubers Verlag 1895 (Preis M. 5,60) ist in besonderem Masse geeignet, zur Widerlegung dieser Ansicht beizutragen. Der Verfasser beschränkt sich keineswegs darauf, die Geschichte der „alt evangelischen Gemeinden“ — der Verfasser weist auf Seite 52 f. nach, dass die Vorsteher der Gemeinde in Langnau sich mindestens schon um 1800 selbst so nennen, während es zweifellos ist, dass dieser Name nicht erst damals „erfunden“ worden ist — auf dem Berner Gebiet zu verfolgen, sondern er schildert die Schicksale der aus ihrem Vaterland vertriebenen Berner in Mähren, Russland, den Niederlanden, der Pfalz, in den Vereinigten Staaten, in Preussen und führt deren Geschichte bis auf unsere Tage. Wie in Bern selbst, besonders im Emmenthal, wo der Verfasser diese Leute aus eigener langjähriger Erfahrung kennen gelernt hat, — Müller ist Pastor der evangelischen Gemeinde zu Langnau im Emmenthal — so existieren die Nach-

kommen der ausgewiesenen Berner noch heute in allen oben genannten Ländern, mit deren Angehörigen sie in Frieden und Eintracht leben, und denen sie nützliche Bürger geworden sind. Aber, und das ist ein besonderes Verdienst des Müllerschen Buches, der Verfasser sucht nicht bloss seit dem 16. Jahrhundert abwärts die Spuren dieser Bewegung klar zu legen, sondern er verfolgt sie auch rückwärts bis tief in die mittelalterlichen Zeiten hinein. Indem er dies an der Hand der Urkunden und auf Grund genauester Kenntnis von der Art und dem Wesen der ihn umgebenden Täufergemeinden versucht, bringt er wichtiges neues Material für die Lösung der überaus schwierigen Frage nach dem Ursprung und den Zusammenhängen der altevangelischen Gemeinden bei. Dass die täuferische Tradition seit uralten Zeiten einstimmig und an allen Orten bis in den Anfang unseres Jahrhunderts hinein der Überzeugung Ausdruck gegeben hat, ihre Gemeinden seien älter als die öffentliche Einführung der Spättaufe, welche im Jahre 1525 erfolgte und die ihnen der Name „Wiedertäufer“ eintrug, älter auch als 1517, wo Luther die Thesen an die Schlosskirche zu Wittenberg schlug, ist ja bekannt und unbestritten; indessen hat die protestantische Geschichtsforschung, und zwar diese bestimmter als die katholische, die Richtigkeit dieser Überlieferung geleugnet und behauptet, dass diese Gemeinden sich fälschlich „mit einem hohen Alter schmückten“. Es sind dafür von den protestantischen Widersachern der „Täufer“ eine ganze Reihe von Gründen beigebracht worden, unter anderen auch der, dass man angeblich seit 1450 von „Waldensern“ in Deutschland und der Schweiz aus unseren Quellen wenig weiss.

Die Thatsache ist richtig; aber folgt daraus, dass es in der Zeit zwischen 1450 und 1517 keine Waldenser gegeben habe? Auch seit 1750 bis 1810 verschwinden, wie Müller nachweist (S. 67), die Nachrichten über die Täufer in der Schweiz; waren sie deshalb aber nicht vorhanden? Die religiöse Indifferenz des ausgehenden 18. Jahrhunderts bewirkte, dass niemand sich um diese Glaubensabweichungen kümmerte, und diese stillen Leute ruhig ihrer Arbeit nachgehen konnten; ebenso waren die Menschen im Zeitalter des Humanismus mehr von anderen Dingen als von Religionsstreitigkeiten erfüllt, und man liess diese sog. Waldenser (auch dies ist ein Sekten-Name, der bis in das 16. Jahrhundert von den Brüdern selbst zurückgewiesen wurde) in ihren abgelegenen Thälern und Winkeln still gewähren. Weitere Folgerungen sind daran aber weder im 15. noch im 18. Jahrhundert zu knüpfen, zumal da thatsächlich im 15. Jahrhundert keineswegs alle Spuren deutscher und schweizerischer Waldenser verschwanden.

Müller stützt nun seine Ansicht auf eine Reihe neuer, bisher, soviel ich sehe, nirgends genügend gewürdiger Gründe. Das Volk unserer Berge, sagt er, wird von denjenigen falsch beurteilt, die meinen, dass es für Lehrmeinungen, die in Hörsälen und in Streit-

schriften seit etwa 1517 zu Wittenberg und Zürich auftauchen, ums Jahr 1525 in den Tod hätte gehen können; solche dogmatische Streitigkeiten haben das Volk der Gebirgsdörfer niemals so tief erregt, dass eine Jahrhunderte dauernde Nachwirkung und eine gänzliche Änderung der Volksfrömmigkeit dadurch herbeigeführt worden wäre. Und zudem waren es ja gar nicht die Lehren der Wittenberger und Züricher, für welche diese Bauern den Märtyrertod erlitten, sondern es waren Überzeugungen, die zu dem Dogma der neuen Kirchen in einem tiefen Gegensatz standen, und die überhaupt mit keiner damaligen oder früheren Religions-Ansicht nasser mit derjenigen der sogenannten Waldenser übereinstimmen.

Der Nachweis dieser vollen Übereinstimmung, den Müller S. 60 ff. antritt, ist meines Erachtens vollständig gelungen, und gerade in Bezug auf Einzelheiten, die oft sehr sonderbarer Art sind, tritt die Gleichheit der Glaubensansicht in ein überraschendes Licht.

„Damit ist natürlich nicht gesagt (sagt Müller S. 63), dass sich in der neuen Bewegung der Reformation nicht allerlei Elemente mit ihren besonderen Wünschen und Interessen den ‚Täufern‘ angeschlossen haben, die vorher den Kreisen der Waldenser ferngestanden sind. Eben-sowenig ist damit behauptet, dass nicht einzelne Kreise der sehr verschiedenartigen Elemente, die von ihren Gegnern unter dem Namen ‚Wiedertäufer‘ in den gleichen Topf geworfen worden sind, ihre Wurzeln anderswo als in der altewangelischen Brüdergemeinde haben. Zeigt Huns Dinck nahe Verwandtschaft mit der deutschen Mystik überhaupt, so zeigt sich in anderen Kreisen . . . Verwandtschaft mit den Brüdern vom freien Geiste . . . Bei gleichartigen religiösen Bekenntnissen kann man überhaupt nicht Kongruenz erwarten. Wir können also nicht behaupten: die oder die Gruppe der ‚Taufgesimten‘ ist mit dieser oder jener Gruppe ‚Waldenser‘ identisch, sondern wir können nur feststellen, die Gruppe der ‚Schweizer Brüder‘ besitzt den entschiedenen Typus der Waldenser.“

Es scheint doch kein Zufall, dass solche protestantische Geschichtschreiber, die die Originalquellen der Täufergeschichte studiert haben, nicht heute zuerst sich gezwungen sehen, der täuferischen Überlieferung recht zu geben; was heute einen so gewissenhaften Forscher wie Müller zwingt, sich gegen die Mehrheit der eignen Glaubensgenossen zu entscheiden, hat schon im vorigen Jahrhundert einen so ausgezeichneten Forscher wie J. C. Füsslin genötigt, sich im Sinne der unterdrückten Religionsgemeinschaft auszusprechen und die uralte Continuität der altewangelischen Gemeinden anzuerkennen.

Es ist eine Geschichte voll Blut und Thränen, die das Buch Müllers vor uns entrollt, zugleich aber auch die Geschichte eines Heldenmuts, der trotz aller Verirrungen, die diesen Leuten anhaften, ihnen immer wieder neue Freunde zuführen muss. „Unsere Schrift,“ sagt Müller, „möchte ein bescheidenes Denkmal sein für die religiöse Kraft im Berner Volk, die in den verfolgten Täufern zu Tage ge-

treten ist. Diese eigene, aus altem Besitz angestammte Religion war vor der Reformation gegenüber der (herrschenden) Kirche selbständig gewesen. Es ist keinen Gewaltmassregeln bis auf den heutigen Tag gelungen, uralte, lieb gewordene Formen religiösen Lebens zu zerstören. Welch' eine Zahl einfacher, schlichter Leute hat für diese ihre Überzeugung Geld und Gut, Haus und Hof, Familie und Vaterland verlassen, hat in Verbannung, im Gefängnis, auf den Galeeren geschmachtet um ihres Glaubens willen! Und von dieser Summe von Heldenmut schwieg bisher die Schweizergeschichte und liess nur den Heldenmut gelten, der Schwert und Spiess in der Faust schwingt. Warum hat man den Heldenmut der stillen Bekenner nicht anerkannt?"

Leider gilt das, was Müller hier von der Schweizer Geschichte sagt, nicht bloss von dieser. Auch die deutsche, die österreichische, die niederländische, die italienische Geschichte kann von den Heldenthaten solch stiller Bekenner erzählen; aber auch sie hat weit mehr Anerkennung für den Mut, der den Degen schwingt, als für den Mut und die Entsagung der Männer, die für religiöse und sittliche Ideale gekämpft und gelitten haben. Und doch haben gerade solche Männer trotz Verkennung und Nichtachtung den Lauf der inneren Geschichte der Völker überaus tief beeinflusst.

Es ist sehr interessant, bei Müller zu lesen, dass dieselben Leute, für die in den „freien“ Republiken und Kantonen der Schweiz kein Platz war, in dem absolut regierten preussischen Staate Aufnahme und Duldung fanden. Am 24. Juli 1724 schrieb König Friedrich Wilhelm von Preussen an den Bürgermeister von Valangin, der die Täufer vertrieben zu sehen wünschte: „Jeder Verfolgungsgeist ist mir verhasst, und ich sehe nicht ein, warum man diese armen Leute aus dem Lande verjagen sollte, da sie niemandem etwas zu leide thun und nichts begehen, was die Ruhe des Staates stören könnte. Sie scheinen mir der Teilnahme wert zu sein, und es wäre wertvoller, sie mit Milde und evangelischer Liebe nebst gutem Beispiel an sich zu ziehen als sie des Asyls zu berauben, das sie bei Euch gesucht haben“.

Es war der Geist des Grossen Kurfürsten und Friedrichs des Grossen, der aus diesen Worten sprach, der Geist, der den preussischen Staat gross gemacht hat, und dem auch die Schweizer Täufer den Schutz vor weiteren Verfolgungen verdankten.

Wir scheiden von Müllers vortrefflichem Buche mit dem Wunsche, dass bald in ähnlicher Weise die Geschichte der altevangelischen Gemeinden anderer Länder bearbeitet werden möge.

Keller.

Nachrichten.

Kaiser Ludwig der Bayer, der Freund des Marsilius von Padua und Gegner der Kurie, ist es gewesen, der für die Reichsurkunden die **deutsche Sprache** zuerst allgemeiner machte; bisher stellte die Reichskanzlei ihre Urkunden in lateinischer Sprache aus. — Auch sonst war der Kaiser für die Lesung deutscher, zumal religiöser Bücher. Er bestimmte, dass die Insassen des von ihm gestifteten Ritterstiftes Ettal „ob tische tüsch lesen, daz götlich sei“. (Schaus, Zur Diplomatik Ludwig des Bayern. München. Diss. 1894 S. 49.) Diese Anweisung stand mit kirchlichen Vorschriften nicht im Einklang. Schon im Jahre 1202 hatte der päpstliche Legat, Guido von Palestrina, einen Erlass veröffentlicht, welcher den Besitz deutscher und französischer Bücher religiöser Art von der Genehmigung des Bischofs abhängig machte. (Hub. Miraci Cod. Dipl. Lovanii 1723 I, 564; dass der hier gebrauchte Ausdruck *de divinis scripturis* theologische Bücher im allgemeinen bezeichnet, hat schon Janssen, Gesch. d. deutschen Volkes VII, 541 bemerkt.) Auch hatten mehrere französische Konzilien des 13. Jahrhunderts und die spanische Regierung ähnliche Verbote erlassen; das Edikt des „Pfaffenkaisers“ Karl IV. vom 17. Juni 1369 besagt ausdrücklich, dass kirchliche Gesetze vorhanden seien (es sind hiermit offenbar die Konzilsbeschlüsse, besonders die Toulouser von 1229 und die von Beziers 1246, gemeint), welche den Gebrauch religiöser Bücher in der Landessprache untersagten. Dies Edikt, das für die Geschichte der deutschen Literatur eine grosse Bedeutung besitzt, war im Jahre 1790 von J. L. von Mosheim, De Beghardis et Beguinabus. Lips. 1790 S. 368 gedruckt worden. Obwohl später Roger Wilmans (Hist. Zts. N. F. V, 207) auf die Bedeutung des Edikts für die Ketzergeschichte hingewiesen hatte, fehlte dasselbe doch sowohl in allen Regesten-Werken zur deutschen Geschichte, wie bei Reusch, Der Index, Bonn 1883, und war überhaupt in seiner Wichtigkeit für die Litteratur-Geschichte gänzlich unbeachtet geblieben. Erst nachdem Ludw. Keller, Die Waldenser, Lpz. 1886 S. 44, nachdrücklich darauf hingewiesen hatte, ist das Edikt sowohl im Neuen Archiv f. ältere deutsche Geschichtskunde (1886) wie bei Huber-Böhmer, Regesta imperii 1889 Addit. Nr. 7287, besprochen, bezw. verzeichnet worden.

Unter den im 206. Katalog von Albert Cohn (Berlin 1895) ausgebenen Flugschriften aus dem 15. und 16. Jahrhundert verdient als eine Seltenheit ersten Ranges besondere Beachtung der bislang für verschollen gehaltene Originaldruck des ersten Versuches eines deutschen Lesenunterrichts „Die rechte weis aufs kürzist lesen zu lernen“ von **Valentin Ickelsamer**, gedruckt zu „Erfurd, durch Johannem Loersfeldt, Im Jar. M. D. xxvii.“ 16 Bll. 8. In der Nähe von Rothenburg an der Tauber geboren, auf den Universitäten Erfurt und Wittenberg ausgebildet, bekleidete Ickelsamer im Jahre 1525 das Schullehreramt zu Rothenburg. In dem damals gerade tobenden Bauernaufstand ergriff er in Wort und Schrift die Partei Carlstadts. Dies Vorgehen kostete ihm seine Rothenburger Stellung. Flüchtling erschien er in Erfurt und suchte und erlangte von dort aus, vielleicht durch Vermittelung des Pfarrers Justus Menius, Verzeihung von Luther. Später erreichte ihn der Arm des Kurfürsten Johann von Sachsen wegen seiner früheren Thaten. Nach Abbüßung einer längeren Gefängnisstrafe in Gotha finden wir ihn krank in Augsburg, wo er in Kaspar Schwenckfeld einen Freund und Tröster fand. Von 1538 an fehlen alle Nachrichten über ihn. — Ickelsamers pädagogische Bedeutung beruht auf der Einführung einer neuen Lesemethode, durch welche er der Vater unseres Lautiersystems geworden ist. Die Grundzüge derselben, die er in der oben genannten Schrift zuerst entwickelt hat, wiederholte er in seinem nach 1534, man weiß nicht wann, veröffentlichten Hauptwerk „Ein Teütsche Grammatica“, das bald noch zwei in ihrer Einmischung des Theologischen deutlich den Einfluss der Schwenckfeldschen Mystik verratende Auflagen erfuhr. Ickelsamer will die Buchstaben nicht mit ganzen Wörtern nach Art der Griechen und Hebräer oder mit ganzen Silben, wie die Lateiner zu thun pflegen, bezeichnet wissen, da jeder Buchstabe doch nur einen Laut versinnbildet. Wer z. B. „be“ sage, füge dem Buchstaben „b“ noch den e-Laut zu, der ihm nicht zukäme, was dem Leseschüler nur hinderlich sein könne. Nach Ickelsamer soll man bei solchen Konsonanten nur zeigen, „wie und mit was gerüst man sie im mund machet.“ Das „b“ z. B., sagt er, entsteht also, dass „einer den athem helt mit zugespertem munde, das er in die haeken aufftreibet, wie einem Pfeiffer, und lässt dann den athem durch geöffnete lebten faren.“ Hören wir ein ganzes Wort nach seinem Lautiersystem! Zu sprechen ist der Name „Hans“: „Zum ersten hört und vernimt man einen starken athem, wie man in die hende haucht, das ist das h; das haucht man auff den laut a; nach dem laut a einen Klang durch die nasen und zum letzten würdt gehört ein junge tauben oder schlangen sibilen.“ — Das beste Mittel, die Kinder die einzelnen Buchstaben behalten zu lehren, fand Ickelsamer, was hier besonders hervorgehoben sei, in der Anschauung. Es soll eine Tafel verfertigt werden, auf welcher jeder Buchstabe ein Bildchen bei sich führt. Man könne hierzu Tierbilder verwenden und für jeden Laut das Tier wählen, dessen Stimme an ihn erinnert. Noch mehr aber empfehle es sich, weil solche Tiere für alle Laute zu finden schwierig sei, bei jedem Buchstaben ein beliebiges Ding abzubilden, dessen Name mit diesem Buchstaben beginne, bei dem „m“ z. B. einen Mönch, beim „e“ einen Esel u. s. w., wobei natürlich zu verhüten sei, dass man einem

Buchstabe ein Bild gebe, das mehrere Namen habe, z. B. dem „r“ ein Ross, welches auch „Pferd“ hiesse. Wenn auch im einzelnen, wie alle ersten Versuche, noch unvollkommen, verrät Ickelsamers ganze Methode doch Erfahrung und praktischen Sinn. Nach dem Leseunterricht folgen in der Grammatik nur noch kurze Unterweisungen über die Teilung der Wörter in ihre Silben, die Orthographie und Etymologie und endlich die Ordnung und Teilung der Rede und ihres Sinnes durch die Punktzeichen. Den Namen einer „Grammatik“ trägt das Büchlein deshalb eigentlich mit Unrecht. Der Unterricht steht bei Ickelsamer ganz im Dienste Gottes. Ihm zu Ehren sollen die Kinder lesen, schreiben und singen lernen, sagt er an einer Stelle seiner Grammatik ausdrücklich, und in diesem Sinne hat er auch der „Rechten weis auffs kürztzist lesen zu lernn“ den Text des kleinen Katechismus angehängt. — Ickelsamers Grammatik und die zweite (Marburger) Ausgabe des Lesenunterrichts von 1534 hat Heinrich Fechner im Jahre 1882 mit noch 2 anderen Seltenheiten des 16. Jahrhunderts in Neudrucken zugänglich gemacht (4 seltene Schriften des 16. Jahrhunderts hrsgg. von Heinrich Fechner. Berlin 1882) und seinen Ausgaben einen längeren Aufsatz über Ickelsamer aus der Feder des verstorbenen Giessener Professors Karl Weigand vorgedruckt. Wer sich mit Ickelsamer näher bekannt machen will, sei auf diese Arbeit verwiesen.

B.

In Bezug auf die in den M. H. der C. G. 1895 S. 1 ff. veröffentlichten Ansätze über die „Akademien der Naturphilosophen“ sind uns eine Reihe von Briefen zugegangen, von welchen wir einige, soweit sie neues Material zur Sache beibringen, nach und nach hier veröffentlichen wollen. Bisher war es nicht bekannt, dass die Societäten auch in der Schweiz Fuss gefasst hatten; dass dies thatsächlich der Fall war, beweist der Inhalt folgender Zusage aus Langnau (Kt. Bern): „Mit Bezug auf Ihren sehr interessanten Aufsatz in den ‚Monatsheften‘ über ‚Comenius und die Akademien der Natnrphilosophen des 17. Jahrhunderts‘ erlaube ich mir Ihnen mitzuteilen, dass Phil. von Zesen und die deutschgesinnte Genossenschaft auch in Bern bekannt waren. Vor mir liegt ein Bändchen in klein 8° mit dem Titel: ‚Salomons, dess Ebreischen Königs / Geistliche Wohlust oder Hohes Lied: In Palmen- oder Dattel- reimen / mit beygefügtten Newen / vom fürtrefflichen Johann Schoppen gesetzten Saug- weisen / auch kurzen Erklärungen dess geistlichen Verstandes; Beydes nach Art der Gespräch- Spiele / auff öffentlicher Schau- burg fürgestellet durch Filip von Zesen / Jetzunder aber auf vielfaltiges anhalten und begähren / noch mit einer Stimme vervollkommet / und mit vielen Melodeyen vermehret: Von Johann Ulrich Sultzbergern: Mus.: u. Zinckenisten in Bern. Bern bey Georg Sonnleitner 1674.“ Der Titel ist geschmückt mit dem Symbol: Im Hintergrund 3 Hügel, im Vordergrund eine Flamme auf Postament mit Traubengewinde; um die Flamme 7 Sterne; rechts davon der Mond und links die Sonne. Umschrift: „Tandem lux clara refulget“. Das Buch ist von Joh. Ulr. Sultzberger gewidmet einer Zahl von 9 Bernerinnen, Frauen und Jungfrauen aus Patrizierkreisen. Wenn derselbe Phil. v. Zesen an Bern ein Buch richtet zu Gunsten

der Täufer und in regierenden Kreisen als Dichter gefeiert wird, so lässt das auf eine Richtung in Bern schliessen, die mit den Täuferverfolgungen nicht einverstanden war. Die Neunzahl der Widmung ist doch wohl eine Organisation im Sinne der deutschgesinnten Genossenschaft. Nach dem Vorbericht folgen gereimte Zuschriften an Sultzberger durch „Jakob Anthonj Vulpj, Gymnasiarcha, Johann Rudolff Bitzins, Praec. Class. und Cantor in Bern, Nicolaus von Graffenried“, worin auch Zesen hoch gepriesen wird. Dann folgen 2 Vorreden Zesens und eine gereimte Zuschrift an denselben von „Johann Konrad Krüger von Lüneburg / unter den Deutsch-gesinnten der Schenkende“. Dann beginnt Zesens poetische Bearbeitung des Hohen Liedes mit 3stimmigen Notensatz. Im Anschluss daran: „Geistliche Seelen-Lust / das ist Wechsel-Gesänge zwischen dem himlischen Bräutigam / und Seiner hertz-hochgeliebten Braut / verfasst durch F. van Zesen“. Diese Schrift ist von Zesen gewidmet an Johann von Wikevort. Zum Schluss folgen poetische Zuschriften teils in deutscher, teils in lateinischer Sprache, gerichtet an „Der Fruchtbriugenden Deutschgesinneten hochloblichen Gesel- und Genosschaften / Färtig = Wohlsätzenden: als Derselbe sein Hohes Lied erneuert Schanspielsweise zu lichte gab.“ Die Unterschriften dieser Zuschriften sind: 1. „Der Kreuztragende / der höchst-löbl. Deutsch-gesinnten Genosschaft Mitglied. 2. „Wittenbergae 6 Juny anno 1640 Paulus Roberus Ss. Th. D. Profess. et Superint. General. 3. Jnc. Stolterfohr. 4. Augustus Buchner. 5. Anno 1640 transmittit Viennâ J. C. a Furstenau. 6. Wilhelm von Lilyenau / unter den hochlöbl. Deutschgesinnten Der Aunmühtige. 7. Gottlieb Kristian Nüsler / Fürstl. Anhaltischer Hof- und Lehrmeister zu Herzigerode / in der höchstlöbl. Deutsches Genosschaft Der Findende. 8. Anno 1641 M. Johann Nollins, Scholae Wittenb. Rector. 9. im 1646 jahre / in Utrecht M. von Langen / in der höchst-löbl. Deuschg. Genossch. Der Liebliche. 10. Lübek / Jakob von Dorne in der höchst-löbl. Deutsches Genosschaft Der Bedachtsahme. 11. Konrad Gudehnss / aus Zell, Lüneb.

Unter den ältesten Mitgliedern der Akademie des Palmbaums verdient sowohl wegen seiner geistigen Bedeutung wie wegen der wichtigen politischen Ämter, in denen er gestanden hat, der Graf **Christoph von Dohna** besondere Beachtung. Die Vorfahren Christophs — die Familie stammt aus Böhmen, wo um 1620 noch mehrere Vettern (Graf Wladislaus und Otto von D.) Christophs ansässig waren, mit denen letzterer in persönlichem Verkehr stand — waren Mitglieder des deutschen Ordens gewesen und in Ostpreussen mit grossem Grundbesitz angesessen. Christoph, geb. 1583, wurde bis 1599 im elterlichen Hause zu Schlobitten erzogen, wo, wie von einem seiner Nachkommen, dem Grafen Siegmар Friedrich von Dohna erzählt wird (s. Aufzeichnungen über die Vergangenheit der Familie Dohna I. Berlin 1877 als Ms. gedruckt S. 169), sich schon damals die Bildnisse berühmter reformierter Theologen wie Beza und Zwingli befanden, obwohl die Familie sich noch zu den Lutheranern zählte. Christoph besuchte seit 1598 mit seinem Bruder Achatius die Universitäten Altdorf und Heidelberg.

In Heidelberg empfing sie der Bruder ihres Vaters Fabian v. D. (geb. 1550, gest. 1621)¹⁾, der damals in pfälzischen und später in brandenburgischen Diensten stand, und hier knüpfte sich Beziehungen, die Christophs ganze spätere Geistesrichtung und Laufbahn bestimmt haben. Die Brüder hatten ihren Tisch im Hause des aus Schlesien stammenden Abraham Scultetus, der sie in die Schriften des Petrus Ramus einführte; auch dem Philologen Jannus Gruter und dem Historiker Marquard Freher traten sie näher. Noch im Jahre 1599 traten beide Brüder in aller Form zur reformierten Kirche über, der Christophs ganze Nachkommenschaft trenn geblieben ist. Im Jahre 1600 unternahm eine Reise nach Italien und trafen in Florenz u. a. den Markgrafen Christian v. Brandenburg und die Fürsten August und Ludwig von Anhalt. 1601 kamen sie wieder nach Heidelberg, von wo aus Christoph seinen Onkel in politischen Missionen begleitete. 1606 erhielt Achatius die Stelle eines Gouverneurs bei dem damals zehn jährigen Kurprinzen, dem nachmaligen Kurfürsten Friedrich V. v. d. Pfalz; Christoph wurde dem kurpfälzischen Statthalter der Ober-Pfalz Herzog Christian von Anhalt beigegeben.

Christoph besass neben seiner umfassenden Thätigkeit auf politischem Gebiete noch Zeit und Musse, um sich eingehend mit theologischen und religiösen Dingen zu beschäftigen. Er schrieb Erbauungsschriften, freilich anonym, die teilweise gedruckt, teilweise noch handschriftlich im Archiv zu Schlobitten vorhanden sind. Er stand mit Comenius in Verbindung. Seine Gattin, geb. Gräfin Ursula von Solms, war ebenfalls eine hochbegabte Frau. Es wäre über beide eine eingehendere Arbeit wünschenswert; es ist möglich, dass die heutigen Nachkommen Christophs eine solche fördern würden.

Mit demselben Eifer und Erfolge wie in Deutschland, Österreich-Ungarn, Holland, Dänemark und Russland werden die **Comenius-Forschungen** in der Schweiz fortgesetzt. Hier ist es namentlich Fr. Zollinger, Schulsekretär in Zürich (D. M. der C. G.), der sich um diese Forschungen verdient macht, und der neuerdings im Züricher Taschenbuch, Jahrgang 1896, zwei wichtige neue Beiträge veröffentlicht. Jakob Redinger, ein eifriger Anhänger des Comenius, war ein Schweizer (s. über ihn M. H. der C. G. 1893 S. 51 f.); geb. im Jahre 1619 zu Neffenbach im Kanton Zürich, von 1646 bis 1655 Pfarrer in Urdorf, wandte er sich 1655 nach Amsterdam, wo er „unter des Gottseligen Herrn Amos Comenius Aufsicht“ eine lateinische Schule leitete. Im Jahre 1658 von der kurpfälzischen Regierung — Kurfürst

¹⁾ Fabian verdiente ebenso wie Christoph eine monographische Bearbeitung. Zahlreiche Nachrichten hat Siegmund Friedrich Graf Dohna in den oben erwähnten „Aufzeichnungen“ u. s. w. S. 95—156 zusammengetragen. Viele Nachrichten sind im Archiv zu Schlobitten vorhanden. Beide Dohnas, Fabian und Christoph, haben an einem der wichtigsten Wendepunkte der brandenburgisch-preussischen Geschichte in den Angelegenheiten dieses Staates grossen Einfluss besessen; Fabian stand mit Joachim Friedrich in nahen Beziehungen und, die grosse Schwenkung, welche Brandenburg damals nach der Seite der pfälzisch-niederländischen Politik hin vollzog, war von den Dohnas beeinflusst.

Karl Ludwig war Mitglied der Akademien und ein Beschützer der Gesinnungsgenossen des Comenius — nach Frankenthal als Rektor der Lateinschule berufen, führte er dort den „Comenischen Lehrweg“ ein und wirkte hier bis 1664, wo er seine Reise zu den Türken antrat. Nach Zürich zurückgekehrt, liess ihn der Rat in das Spital einsperren, wo er zwanzig Jahre († 1688) festgehalten wurde. Durch diesen schweizerischen Zeitgenossen sind nun Briefe und Schriften des Comenius auf uns gekommen, die das Staatsarchiv zu Zürich aufbewahrt, und deren Entdeckung das Verdienst Zollingers ist. Einiges hatte Zollinger schon im Jahre 1892 in der schweizerischen Lehrer-Zeitung Nr. 15 benutzt, Ergänzungen bringt jetzt, wie bemerkt, das Züricher Taschenbuch für 1896 in zwei Aufsätzen: 1. Des Johann Amos Comenius Üblicher Vernunftschluss oder Schlussrede der ganzen Welt (Syllogismus Orbis terrarum) und 2. „J. J. Redingers Reise in das türkische Heerlager 1664“. Die erstere Abhandlung macht uns mit einer bis dahin fast unbekanntenen Schrift des Comenius bekannt, die Redinger ins Deutsche übersetzt hat, und die in Schaffhausen gedruckt wurde. Wir machen die Comenius-Forscher auf diese Arbeiten hiermit aufmerksam.

Nach den bestehenden Bestimmungen sind die **Jahresbeiträge bis zum 1. Juli** einzusenden. Wir bemerken wiederholt, dass wir nach dem 1. Juli laut § 14 der Geschäftsordnung berechtigt sind, die Beiträge durch **Postnachnahme** unter Zuschlag der Gebühren zu erheben.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft.

V. Band.

1896.

Heft 5 u. 6.

Zur Geschichte des Toleranzgedankens in der spanischen Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts.¹⁾

Eine Studie

von Dr. **Franz Scheichl** in Linz.

Spanien, wenigstens das christliche Spanien, ist wohl das mildsamste Land der Welt gewesen, und ist es zum Teil heute noch. Zur Blütezeit der Maurenherrschaft war es freilich anders. Im 11. und 12. Jahrhundert war im ganzen maurischen Spanien der Glaubenszwang verschwunden. Der Polizeivogt hatte die Andersgläubigen vor Beschimpfungen zu schützen; der Pöbel ist ja überall mildsam. In Cordova gab es neben den Moscheen christliche Kirchen und jüdische Synagogen. Die Juden insbesondere wussten die Duldung, die sie von Seite der Mohamedaner genossen, im Gegensatz zur Verfolgung, die ihnen von Seite der Christen widerfuhr, hochzuschätzen.

Mit dem Falle Granadas und dem Untergange der maurischen Kultur brach eine wahrhaft barbarische Zeit über Spanien herein, eine Zeit, die wohl mit derjenigen der Christenverfolgungen im römischen Reiche verglichen werden kann. Mauren und Juden wurden vertrieben, verbrannt oder gewaltsam getauft. Selbst die getauften Mauren, die Moriskos, duldete man im Lande nicht. Sie wurden zu Beginn des 17. Jahrhunderts aus dem Lande gejagt.

¹⁾ Für die gütige Überlassung der zu diesem Aufsätze benutzten Werke spreche ich hiernit dem Direktor der königl. Hof- und Staats-Bibliothek in München, Herrn Dr. von Laubmann, meinen verbindlichsten Dank aus; ebenso für die Durchsicht der Schrift meinem Freunde Herrn Karl Krauzl, Lehrer in Vöcklabruck.

Die Inquisition spürte den Ketzern und dem ketzerischen Geiste bis in die letzten Schlupfwinkel nach. Erst unter Philipp V. von Bourbon (1701—1746) liess die Verfolgungssucht nach. „Unter diesem Könige,“ sagt Buckle, „wurden zum erstenmale Versuche gemacht, die Rechte der Laien zu schützen und das Ansehen des geistlichen Standes zu vermindern.“¹⁾ Der Versuch aber, die Inquisition aufzuheben schlug fehl. Doch verlor sie an Macht. Unter Karl III. (1759—1788) wurde der Inquisition durch den Minister Aranda die Einnischung in die Civilgerichte untersagt. Die Abschaffung der Inquisition konnte jedoch gegen den Druck der öffentlichen Meinung nicht durchgesetzt werden. Auch unter diesem freisinnigen Könige wurden vier Personen verbrannt. Unter Karl IV. (1788—1808) lebte die finstere Einrichtung noch einmal auf. Erst im Jahre 1820 verschwand sie aus der spanischen Geschichte. Die Unduldsamkeit aber lebte weiter. Noch in neuester Zeit hat sie sich, anlässlich der Weihe eines protestantischen Bischofes in Madrid, wieder lebhaft geregt. Die Union Católica leistete bei dieser Gelegenheit den bezeichnenden Satz: „Mit einer Regierung, wie der jetzigen, die durch ihre sündhafte Toleranz das öffentliche und antliche Bestehen einer ketzerischen Religion in Spanien ermöglicht und so die heiligsten Interessen des Volkes mit Füßen tritt, muss aufgeräumt werden.“²⁾ — Wenn sich diese Meinung von der Notwendigkeit der Unduldsamkeit bei den meisten Spaniern bis in das 19. Jahrhundert, ja bis auf unsere Zeit herab, fortgeerbt hat, so kann es nicht Wunder nehmen, dass die allgemeine Anschauung dahin geht, Spanien habe überhaupt keine duldsamen Geister hervorgebracht. Dass diese Anschauung nicht ganz zutreffend ist, soll im Folgenden dargethan werden. Sind es freilich auch nur schwache Spuren, die sich nachweisen lassen, so verdienen sie doch Beachtung.

Vorerst muss eines Mannes gedacht werden, bei dem man Duldsamkeit in religiösen Dingen am wenigsten suchen würde. Es ist dies Alfons di Castro, der Beichtvater des Königs Philipp von Spanien. Dieser hielt am 10. Februar 1555 vor dem englischen Hofe — Philipp war mit Maria der Katholischen von

¹⁾ Buckle, History of civilisation in England. Leipzig 1863. Volume IV, pag. 87, chapter XV: Outlines of the history of the Spanish intellect from the 5th to the middle of the 19th century.

²⁾ Münchener Allgemeine Zeitung vom 3. Oktober 1894, Nr. 273.

England vermählt — eine denkwürdige Predigt, worin er die Hinrichtungen der Ketzer um ihres Glaubens willen scharf rügte. „Ein solches Verfahren“, sagte er, „widerstreite dem Geiste und dem Worte des Christentums, das nicht Strenge, sondern Milde und Sanftmut als Belehrungsmittel empfehle und den Bischöfen die Pflicht anlege, die Unwissenden und Versteckten zu belehren, nicht aber sie ihres Lebens zu berauben.“¹⁾

Leider ist mir nicht bekannt, ob Castro diesen duldsamen Sinn auch in seinem Leben beethätigt hat. Jedenfalls hat er mit diesen Theorien bei seinem Beichtkinde wenig Glück gehabt. Die Flammen der Scheiterhanfen unter der langen Regierung Philipps II. geben diesem Ausspruche, wenn er überhaupt gethan wurde, eine merkwürdige Beleuchtung.

Fragen wir nun, wie sich die hervorragenden Geister des spanischen Volkes der religiösen Duldsamkeit gegenüber verhalten haben. Die Antwort lautet zwar wenig günstig, aber nicht so ungünstig, als man erwarten würde. Vor allem wird die scharfe Sprache auffallen, die sich die meisten dieser Dichter gegen die Missbräuche und Übelstände in der Kirche erlaubt haben. Die Inquisition muss also den Werken der Dichter gegenüber mitunter ein Auge zugedrückt haben. Neben Lope de Vega, Cervantes und Calderon kommt dabei hauptsächlich noch Moreto in Betracht.

Lope de Vega

(1562—1635),

der fruchtbarste spanische Dramatiker, steht in religiöser Hinsicht ganz auf dem Standpunkte der Strenghläubigkeit, ja seine Frömmigkeit soll in seinen letzten Lebensjahren in Frömmelci ausgeartet sein²⁾. Seine Erstlingswerke widmete er seinem Gönner, dem Bischofe von Avila, Don Geronimo Manrique, dem Generalinquisitor.

¹⁾ Weber, Die akatholischen Kirchen in Grossbritannien, II. 266. Leipzig 1845.

²⁾ Schauspiele des Lope de Vega, übersetzt von Julius Graf von Soden. Leipzig 1820. — Spanische Dramen, übersetzt von C. A. Dohrn. Zweiter Teil. Berlin 1842. — Spanisches Theater, herausgegeben von Adolf Friedrich von Schack. 2. Teil. Frankfurt n.M. 1845. — Spanisches Theater, herausgegeben von Moriz Rapp. 3. und 4. Band. Hildburghausen 1868 und 1869.

Im Jahre 1598 beteiligte er sich an einer Preisbewerbung zum Lobe des heiligen Isidor. Lope de Vega war zweimal verheiratet. Nach dem Tode seiner zweiten Frau begann er sich „mit der Glut eines Spaniers der ersten Seite des Lebens, der Religion und der Kirche zuzuwenden“. Er wurde Sekretär der Inquisition, bald darauf Priester und im Jahre 1609 eine Art Ehrenmitglied der heiligen Franziskus-Bruderschaft. Das genügt wohl, um seinen religiösen Standpunkt zu kennzeichnen. Im Jahre 1632 belief sich die Zahl seiner dargestellten weltlichen Stücke auf 1560 und die seiner autos sacramentales auf mehr als 400. Hinsichtlich der letzteren sei erwähnt, dass zur Fronleichnamszeit besondere Spiele, die Fiestas del sacramento stattfanden. Die Anstellung des Sakraments bildete einen wesentlichen Teil der Vorstellung. Die Anordnung einer solchen war derart, dass auf einen Prolog und ein burleskes Zwischenspiel schliesslich das auto sacramental (geistlichen oder biblischen Inhaltes) folgte. Nach Lope de Vegas Tode schilderten ihn die Priester als einen Heiligen, ebenso erhaben durch sein Genie über alle Klassiker der Alten, wie durch seine Religion über die Heiden. Es ist kein Wunder, dass einem solchen Manne die Förderung und Verbreitung der christlichen Religion über alles gieng.

Dies tritt namentlich in seinen Volksschauspielen „Die neue Welt entdeckt von Christoph Columbus“ zu Tage. Die Notwendigkeit, die fernen Länder Indiens dem Götzendienste zu entreissen und dem Christentum zu gewinnen, werden als Hauptursachen hingestellt, warum die Vorschung des Columbus Pläne gelingen lässt. Als Columbus die neue Welt betritt, da spricht er zu Pater Bul:

„Reichet mir, Pater, euer Kreuz zur Hand!
Hier pflanz ich ein, dies soll der Leuchtturm sein,
Der dieser Welt ein neues Licht entzündet.“

Das aufgepflanzte Kreuz wird bald von den Wilden als Gott verehrt. Nur der Cazike Dulean will von dem althergebrachten Glauben und seinen Götzen nicht so leicht lassen. Dulean schwankt lange hin und her, bis er endlich durch ein Wunder für das Christentum gewonnen wird. Einigermassen mag dazu auch die Drohung des Spaniers Terrazas beigetragen haben:

„Erfährt es Spaniens König, dass du dich
Nicht fügst dem Glauben, so vernichtet er,
Was hier auf der Westküste sich bewegt.“

Diese Worte bilden einen seltsamen Beleg zu der „muttermilden“ Kirche, von welcher der gute Pater Buil den Indianern predigt. In der letzten Scene sieht man Columbus wieder am spanischen Königshofe, wo er vom Könige mit den Worten begrüßt wird: „Du schenkest Spanien nicht nur eine Welt, sondern auch Gott ungezählte Seelen.“ Das Stück endet mit der Taufe der von Columbus mitgebrachten Indianer, denen der König und die Königin selbst als Paten stehen. Der König sagt zum Schlusse noch:

„Der heutige Tag hebt Spaniens Ruhm weit strahlend,
Die höchste Ehre sei Christus geweiht.“

Der Dichter hält mit seinem Tadel gegen die Gewinnsucht und Lasterhaftigkeit der Eroberer nicht zurück. Andererseits wird das treue Festhalten an dem einmal Beschworenen seitens der Mauren, deren endgültige Besiegung, der Fall Granadas, in das Stück verwelt ist, rühmend hervorgehoben und zugleich, wohl unbeabsichtigt, angedeutet, dass es die Christen mit dem Halten der Schwüre nicht immer ganz ebenso genau nehmen.

Auch in dem Drama „Der erste Fajardo“, das in der Zeit spielt, da die Maurenherrschaft noch fest begründet war, wird die Tapferkeit und Dankbarkeit eines maurischen Ritters Abindarraciz geradezu verherrlicht. Sonst sind dem Dichter freilich die Mauren „gottverhasst“ (in Fuente Ovejuna), ein „Barbarenvolk“, die Eroberung Granadas aber „ein Gott geweihtes Unternehmen“ (in „Die verschmähte Schöne“).

Das Volkschauspiel „König Wamba“, dessen Handlung in die letzte Zeit der Gotheuherrschaft fällt, wird eingeleitet mit einer Klage des gothischen Königs Regiswind über die pelagianische und arianische Ketzerei. Der König und die Fürsten des Reiches sind darüber einig, den Irrwahn anzutilgen. Doch verläutet von der Ausführung dieses Planes im Stücke weiter nichts.

In dem Zwischenspiele „Die Alimente“ werden die Juden den Kannibalen gleichgestellt. Dass es Vega sonst an richtigem Urteile nicht mangelt, zeigt seine Äusserung über die quack-salbernden Astrologen (in „Demetrios“ und „Fuente Ovejuna“), seine warme Lobpreisung Gutenbergs, des Erfinders der Buchdrucker-kunst, im letztgenannten Stücke.

Tadel gegen die Geistlichkeit lässt sich in den mir bekann-ten Stücken des Dichters kaum nachweisen.

Trotz seiner Frömmigkeit kamen dem Dichter bisweilen zweifelnde Gedanken, ob die Unduldsamkeit seiner Zeit wirklich echtes Christentum sei. Dies kann bei einem so umfassenden Geiste kaum Wunder nehmen. Das Gegenteil würde eher in Erstaunen setzen. Freilich sind derartige Gedanken nur sehr vereinzelt in seinen Werken, sie verschwinden beinahe unter den damals landläufigen Anschauungen über die Notwendigkeit des Gewissenszwanges. Zur vollen Duldsamkeit hat sich Lope de Vega nicht aufzuschwingen vermocht; er liess in dieser Beziehung den hohen Gedankenflug eines Cervantes weit über sich.

In dem Schauspiele „Die drei Diamanten“ nennt ein Sultan von Persien, also ein Mohamedaner, den Zwang in Glaubenssachen „tadelnswert und unvernünftig“. Offenbar hatte der Dichter dabei die Mauren vor Augen, die gegen die Christen viel duldsamer waren, als diese gegen sie. In dem Stücke „Die Mirakel der Verachtung“ streift der Dichter die Glaubenskriege in den Niederlanden, indem er dem lustigen aus Flandern heimgekehrten Hernando die Worte in den Mund legt:

„Was hat mir in aller Welt
Luthers Sekte denn gethan?
Unser Herr hat sie geschaffen,
Und befände er's für gut,
Würl' er diese Ketzterbrut
Ohne mich bei Seite raffan.“

Cervantes ¹⁾

(1547—1616)

stammte aus einer verarmten Adelsfamilie, erhielt aber trotzdem eine gründliche Bildung. Er ging nach Beendigung seiner Studien nach Italien, um sich eine Lebensstellung zu suchen. In dem grossen Kriege gegen die Türken focht er als gemeiner Soldat tapfer in der Schlacht bei Lepanto (1571), wo er schwer ver-

¹⁾ Miguel Cervantes de Saavedra, der sinnreiche Junker Don Quixote von La Mancha. Aus dem Spanischen übersetzt mit dem Leben von Miguel Cervantes nach Viardot und einer Einleitung von Heinrich Heine. Stuttgart 1892. — Miguels de Cervantes sämtliche Romane und Novellen. Aus dem Spanischen von Adalbert Keller und Friedrich Notter. Stuttgart 1840. — Zwischenspiele von Cervantes. Spanisches Theater. Herausgegeben von Adolf Friedrich von Schaack. I. Teil. Frankfurt a.M. 1845. — Dohrn, Spanische Dramen. 2. Teil. Berlin 1842.

wundet wurde. Im Jahre 1575 geriet er in die Gefangenschaft nordafrikanischer Korsaren. Erst nach fünf Jahren voll Leid wurde er losgekauft. Nachdem er noch einige Feldzüge mitgemacht hatte, liess er sich in der Heimat nieder und heiratete ein Mädchen aus altadeliger, aber verarmter Familie. Nun lebte er von dem kärglichen Einkommen eines Privatbeamten der Reihe nach in Sevilla, Valladolid und Madrid, wo er starb¹⁾.

„Cervantes“, sagt Heine, „war ein katholischer Dichter, und dieser Eigenschaft verdankt er vielleicht jene grosse epische Seelenruhe, die wie ein Krystallhimmel seine bunten Dichtungen überwölbt: nirgends eine Spalte des Zweifels.“

Seine Frömmigkeit hielt auch die Sitten und Bräuche der Kirche hoch. Die Messe, die Wallfahrten, die Rosenkränze, Reliquien, Ablassscheine und dergleichen, sind ihm ehrwürdige und heilige Dinge. Doch unterscheidet er genau zwischen der Religion des Herzens und Gemütes, der wahren Religion, und der des Scheines. Manchmal bricht bei solchen Gegenüberstellungen der Schalk hindurch. In der Novelle „Die vorgebliche Tante“ erscheint die würdige Vorsteherin eines anrühigen Hauses mit einem mächtigen Rosenkranze an den Lenden. In der Geschichte von „Eklein und Schnittel“ wird erzählt, dass die Spitzbuben einen Teil des gestohlenen Gutes zum Lampenöl für ein sehr heiliges Bild in Sevilla hergaben. Die Spitzbuben beten wöchentlich ihre Rosenkränze pünktlich ab; viele von ihnen stehlen am Freitage nicht und machen sich am Sonnabend mit keinem Weibsbilde zu schaffen, das Maria heisst. Im Hause des Diebshehlers fehlt es nicht an Weihwasser und einem Marienbilde. Von dem gestohlenen Gelde lässt man Seelenmessen für die verstorbenen Wohlthäter lesen. Die alte Diebshehlerin geht in die Kirche und steckt für sich und ein paar Dirnen vor den Heiligenbildern Kerzen an. Die Lichter sind für diejenigen Heiligen bestimmt, die sich am nützlichsten und dankbarsten erweisen. Zwei Männer der Diebsbande hören täglich die Messe mit grosser Andacht. Alle Diebe und sonstigen Spitzbuben haben das feste Vertrauen, trotz ihrer Diebstähle, Morde und Vergehen in den Himmel zu kommen, wenn sie es nur in der Verrichtung der Andacht nicht

¹⁾ Baumstark, Die spanische National-Litteratur im Zeitalter der habsburgischen Könige. Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Köln 1877. S. 71—81.

fehlen lassen. Unter anderen legen sich diese Gauner auch die Frage vor, ob es nicht sündlicher sei, wenn man ein Ketzer oder Abtrümmiger oder Vater- oder Muttermörder sei, als ein Dieb. Hier wird also der Ketzer oder der vom Glauben Abgefallene dem Vater- oder Muttermörder gleichgestellt. Den diebischen Fleischergesellen von Sevilla rühmt man nach, dass es keinen unter ihnen gebe, der nicht seinen Schutzengel auf dem Platze San Francisco habe, der durch Lendenbraten und Ochsenzungen gewonnen sei. Auch über die Arbeitsteilung der Heiligen lässt sich der Dichter im *Don Quixote* (II, 7) einmal aus, als der Haushälterin für ihren kranken Herrn ein Gebet zur heiligen Apollonia empfohlen wird. „Jesus Maria!“ ruft die Haushälterin aus, „ich soll das Gebet der heiligen Apollonia sprechen? Das wäre gut, wenn meinem Herrn die Zähne weh thäten, aber es fehlt ihm ja im Gehirn.“

Sehr behutsam geht Cervantes mit der Geistlichkeit um, denn die lässt nicht mit sich spassen. Der Licentiat Vidriera (in der gleichnamigen Novelle) verliert den Verstand und sagt nach der Art des *Don Quixote* den Leuten die Wahrheit. Er macht alle Menschen lächerlich, nur die Geistlichen nicht. *Nolite tangere christos meos!* Er nennt die Klöster die Lustgärten des Himmels, deren Früchte gewöhnlich auf Gottes Tisch gesetzt werden. Die katholischen Professoren als Führer der Jugend lobt der Dichter über die Massen: „Sie sind Spiegel für die Sittsamkeit, die katholische Lehre für ausgezeichnete Klugheit und tiefste Demut, sie sind der Grund, auf welchem sich das Gebäude der Glückseligkeit erhebt.“ Die Geißelung des „gravitätischen Pfaffen“ an verschiedenen Stellen des zweiten Teiles des *Don Quixote*, namentlich im 31. Kapitel, hat mit der Kirche nichts zu thun. Hier sitzt der Dichter nur zu Gericht über einen Licentiaten, wahrscheinlich einen Geistlichen, der sich erfrecht hatte, einen zweiten Teil des *Don Quixote*, ein erbärmliches Machwerk, herauszugeben.

Dass es dem Dichter auch sonst nicht an Mut gebrach, zeigte er zu wiederholten Malen, so beispielsweise in der Novelle „Der Licentiat Vidriera“, wo der von seinem Wahnsinn genesene Licentiat vom Hofe mit den Worten Abschied nimmt: „O Hof! der du die Hoffnungen kühner Bewerber belebest und die kluger und bescheidener Menschen vernichtest, du sättigst

mit Überflusſ ſchamloſe Gaukler und läſſeſt vernünftige Leute, die Scham und Schen fühlen, Hungers ſterben.“ Es war offenbar gefährlicher, gegen die Geiſtlichkeit als Stand, als gegen den Hof aufzutreten. Immer zieht der Dichter bei Vergleichen die Geiſtlichen als beſonders hochſtehende Perſonen herbei. Z. B.: „Das ſoll nicht geſchehen, ſelbſt wenn es der Dekan von Sevilla verlangt.“ — „Wenn ein Buch nicht gut iſt, macht es die Zueignung um kein Haar beſſer und wäre ſie auch an den Prior von Guadalupe gerichtet.“

Hinſichtlich des Hexenweſens ſcheint Cervantes der Anſchauung zu huldigen, daſſ man es hier mit Trug- und Blendwerk des Teufels zu thun habe; ja einmal nähert er ſich ſehr der Meinung, daſſ der Hexenglaube nur aus den Wahnvorſtellungen kranker Gehirne hervorgehe. In der Novelle „Die betrügliche Heirat“ wird dieſer Gegenſtand in der Unterredung der beiden Hunde „Cipion und Berganza“, die ſprechen können, weil ſie eine Hexe zur Mutter haben, eingehend erörtert. In der Novelle „Die engliſche Spanierin“ thut der Dichter die Anwendung von Liebeſtränken und von dem, waſ man Hexerei nennt, mit den Worten ab: Dieſ ſei nichts als Betrug und Unſinn. Auch in der Novelle „Der Licentiat Vidriera“ munkelt man von einem ſogenannten Liebeſtranke, „als ob es in der Welt Kräuter, Hexenkünſte und Worte gäbe, welche inſtande wären, den freien Entſchluſſ zu zwingen“.

Am deutlichſten tritt des Cervantes religiöſe Weltanſchauung in ſeinem groſſen Roman „Don Quixote, der geiſtvolle Edelmann aus der Mancha“, hervor. Hier hat er Gelegenheit gefunden, ſich über die Mauren- und Moriskenfrage auszuſprechen. Zwiſchen daſſ Erſcheinen deſ 1. (1605) und 2. Bandes (1615) deſ Don Quixote fiel die endgültige Vertreibung der Morisken aus Spanien. So erklärt eſ ſich wohl, daſſ Cervantes in dem zweiten Teile ſeines Romanes an dieſer geſchichtlichen Begebenheit nicht ſchweigend vorüberging. Dieſe Frage beſchäftigte eben damals alle Gemüter. Der echte Spanier wollte mit einem Morisken wenig oder gar nichts zu thun haben. „Ich will eher ein Maure werden, als dieſ und jenes thun“, iſt eine ſtändige Redenart. Der ärmſte Bauer ſucht ſeinen echt-chriſtlichen Stammbaum darzutun; er behauptet bei jeder Gelegenheit, daſſ er ein Altechriſt ſei, d. h. daſſ kein mauriſches oder jüdiſches Blut in ſeinen Adern

rolle. Obwohl der Dichter einerseits die allgemeine Stimmung gegen die Mauren durch allerlei Behauptungen widerspiegelt, wie, dass sie alle Betrüger und Fälscher seien, dass sie als Motten(!), Elstern und Wiesel dieses Landes alles aufläufen, verbergen und verschlingen, so streut er doch andererseits ab und zu wieder Bemerkungen ein, welche zeigen, dass er im Grunde des Herzens besser über die Morisken denkt, als er über sie reden darf. Der sprichwörterreiche Saicho Pansa ist besonders stolz auf sein „Altehristentum“. Dass Cervantes dieses Brüsten mit der christlichen Abstammung nicht besonders christlich fand, zeigt wohl zur Genüge der Scherz, wenn es (II, 4) von dem guten Saicho heisst: „Er habe vier Daumen breit altes Christenfett auf dem Gemüte.“ Dieselbe Wendung findet sich in dem Zwischenspiele „Das Wundertheater“, wo eine der Hauptpersonen ausruft: „Meine Familie hat wenigstens vier Finger hoch Altehristenfett auf den Rippen.“ In diesem lammigen Zwischenspiele tritt ein Theaterdirektor auf, der den Zuschauern die wundersauesten Dinge vorzuführen verspricht. Diejenigen aber, welche einen Tropfen Judenblut in den Adern haben und nicht ganz Altehristen sind oder unehelich geboren wurden, können die Wunderdinge nicht sehen. Der Direktor beschwört also Personen der Vergangenheit, Tiere: einen Stier, eine Herde Mäuse, Bären, Löwen u. s. w., das Wasser des Jordan u. dergl., und richtig geben alle Zuschauer bis auf einen vor, all das Vorgespiegelte wirklich zu sehen, um ja nicht in den Verdacht zu kommen, dass ihre Abstammung einen der oben angedeuteten Mängel aufweise. Man kann sich kaum der Meinung erwehren, dass hier der Dichter absichtlich die Abgesehmacktheit solcher Anschauungen tadeln wollte.

Seine gut katholische Gesinnung — sagt er ja doch Eingangs des zweiten Teiles des Don Quixote mit Stolz, dass sich in dem Buche kein Gedanke finde, der nicht katholisch sei — hindert Cervantes nicht, den Andersgläubigen gerecht zu werden. In der Novelle „Die englische Spanierin“ hebt der Dichter an der englischen Königin Elisabeth vor allem ihre Grossmut hervor. Die Heldin der Erzählung ist eine Katholikin, die sich durch nichts von ihrer katholischen Gesinnung abbringen lässt. Die Königin achtet sie deswegen nur um so höher, weil sie so fest den Glauben zu behaupten wisse, den ihre Eltern sie gelehrt haben.

Gross ist die Bewunderung des Cervantes für Cid Hamet, den mohamedanischen Weltweisen, den der Dichter selbst als Erzähler des Romans Don Quixote einführt. Er legt ihm die schönen Worte in den Mund: „Nur des Menschen Leben eilt noch flüchtiger als die Zeit seinem Ende zu, ohne Hoffnung auf Erneuerung, ausser in einem anderen Leben, dessen Dauer keine Grenzen hat. Denn die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit des Lebens auf Erden, sowie die ewige Dauer des künftigen, worauf man hofft, haben schon viele auch ohne das Licht des Glaubens und bloss auf dem Wege der natürlichen Offenbarung erkannt.“ (II, 53.)

Als ein alter Maure seiner Tochter flucht, die sich von Christen entführen lässt, fügt Cervantes dieser Verwünschung die bezeichnende Äusserung hinzu: „Der Fluch der Eltern, mögen die Eltern sein, wer sie wollen“ (d. h. mögen sie welchen Glaubens auch immer sein), „ist immer zu fürchten.“ (II, 41.)

Im 54. Abschnitte des zweiten Teiles behandelt Cervantes in knapper, aber scharf beleuchtender Weise die Austreibung der Moriskos. Ricote, ein maurischer Krämer, der die Leiden seines Volkes durchgekostet hat, dient als Wortführer. Indem er von seinem unglücklichen Volke spricht, lobt er scheinbar die Austreibung, als eine weise Massregel des Königs. Dann aber fährt er fort: „Nirgends finden wir die Aufnahme, die unser Unglück verdient . . . Ich begab mich nach Italien und dann nach Deutschland, und dort schien es mir, dass man noch am freiesten leben könne. Die Menschen dasselbst bekümmern sich nicht so viel um Kleinigkeiten, ein jeder lebt, wie es ihm gefällt, und beinahe überall in diesem Laude geniesst man Gewissensfreiheit.“

Es ist kaum zu zweifeln, dass der Dichter mit diesen Worten seine eigene Anschauung über die Freiheit des Glaubensbekenntnisses, beziehungsweise über Glaubensbedrückung ausgesprochen hat. Cervantes wollte damit wohl sagen, dass man sehr gut ein gläubiger Katholik sein könne und doch für den Glauben anderer Achtung und Mitgefühl hegen dürfe. Kurz gesagt, Cervantes hat mit dieser Äusserung, wenn auch in verhüllter Weise, seinen duldsamen Sinn in einer Zeit ausgesprochen, da sein Volk vielleicht das unduldsamste der Welt war. In dieser Hinsicht stand Cervantes ziemlich vereinzelt da in seinem

Vaterlande¹⁾. Um so höher aber muss ihm die Nachwelt diese Erkenntnis anrechnen, die er sich unter so schwierigen Umständen zu eigen machte.

Wie aus der Einleitung zu Calderons ausgewählten Werken, übersetzt von August Wilhelm Schlegel und J. D. Gries, hervorgeht, ist dem Grafen Schack, der die Einleitung dazu schrieb, die ironische Fassung entgangen, welche Cervantes seinem Lobe über die Austreibung der Morisken gegeben hat. Dasselbe gilt von Eugen Dühring in seinem Werke: Die „Grössen der modernen Weltliteratur.“ Heine dagegen, dieser Meister der Ironie, hat in seiner Vorrede zur Übersetzung des Don Quixote diese Ironie richtig herausgefühlt.

Wie vorsichtig die spanischen Dichter sein mussten, um der Inquisition ja keine Handhabe zu bieten, gegen sie einzuschreiten, beweist unter anderen die schlimme Erfahrung, welche Luis Ponce de Leon machte²⁾. Dieser bedeutende Lyriker, dessen Leben in die Jahre 1528 bis 1591 fällt, wurde infolge einer Übersetzung des Hohen Liedes in einen Prozess mit der heiligen Inquisition verwickelt. Erst nach mehreren Jahren erfolgte seine Freisprechung.

Don Agustín Moreto

(1618—1669)

starb als Rektor des Hospitals del refugio in Toledo. Dieser sentenzenreiche Dichter streift in dem Drama „Der ritterliche Richter“, einem Drama, von dem übrigens behauptet wird, dass der Inhalt ganz einem Lopeschen Stücke nachgebildet sei, einige kirchliche Dinge. Einmal wird das Asylrecht der Kirche getadelt und dann auf den Missbrauch hingewiesen, den viele Priester bei dem Umsetzen geistlicher Gnadenmittel in klingende Münze treiben.

¹⁾ Auch Gines Perez de Hita hat in seinem in den Jahren 1595 bis 1604 erschienenen historischen Romane: „Geschichte der bürgerlichen Kriege von Granada“ die Morisken mit „edler, christlicher Milde und Grossmut“ geschildert. Baumstark, Die spanische National-Literatur im Zeitalter der habsburgischen Könige. S. 94.

²⁾ Baumstark, Die spanische National-Literatur im Zeitalter der habsburgischen Könige. Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Köln 1877. S. 17.

Der Diener Petersil sucht auf alle Weise der angedrohten Hinrichtung zu entriemen, so dadurch, dass er einen englischen Beichtvater verlangt. Dann fährt er fort:

„Morgen giebt's nun meinethwegen
Glockenklang und viel Geschrei:
Hei, wie wird die Klerisei
Morgen sich aufs Betteln legen!
Alles wird mit Hast verfressen,
Was man meinethalben schenkt:
„Für den Armen, den man henkt,
Steuert bei zu Seelenmessen.“

In dem Lustspiele „Trotz wider Trotz“ finden sich eine Reihe allgemeiner Aussprüche, von denen man nur wünschen möchte, dass ihnen der Dichter wirklich ganz allgemeine Geltung geben wollte. So z. B. im 1. Akte, 1. Szene:

„Wo Vernunft nicht wirkt,
Fruchtet nichts das ew'ge Raten,
Und kein bess'res Mittel giebt es,
Als sich selbst zu überlassen
Den, der mit dem Irrwahn ringt,“

oder im 1. Akte, 7. Szene:

„Will den Menschengest ein Wahn
Aufs gefährlichste bekriegen,
Pfleget er mit der Wahrheit Maske
Seinen Irrtum aufzuzieren.“

Pedro Calderon de la Barca¹⁾

(1600—1681)

stammte aus einer hochgestellten Familie. Er genoss eine sorgfältige Erziehung, diente mehrere Jahre als Soldat, zu Anfang der dreissiger Jahre trat er am Hofe als Schauspieldichter auf. Als Mitglied des Ritterordens des heiligen Apostels Jakobus

¹⁾ Calderons ausgewählte Werke in drei Bänden. Übersetzt von August Wilhelm Schlegel und J. D. Gries. Stuttgart. — Spanisches Theater herausgegeben von Adolf Friedrich von Schack. 2. Teil. Frankfurt a. M. 1845. — Ausgewählte Schauspiele des Don Pedro Calderon de la Barca. Zum ersten Male aus dem Spanischen übersetzt von Professor K. Paseh. Freiburg i. Br. 1891—1893. — Calderons grösste Dramen religiösen Inhaltes. Aus dem Spanischen übersetzt und mit den nötigsten Erläuterungen versehen von Dr. F. Lorinser. Freiburg i. Br. 1875—1876. 7 Bände.

(Santiago) machte er einen Zug gegen Anständliche in Catalouien mit, wobei er sich durch Tapferkeit auszeichnete. Im Jahre 1651 trat er in den Priesterstand, wurde im Jahre 1663 „Ehrenkaplan des Königs“ und wirkte in den letzten 15 Jahren seines Lebens als Vorstand der Priester-Kongregation vom hl. Petrus¹⁾. Die Zahl seiner noch vorhandenen Schauspiele von tragischem und komischem Inhalt beläuft sich auf 108, die seiner Autos auf 73.

Die religiösen Dramen Calderons üben einen eigentümlichen Zauber aus. Es liegt über ihnen ein mystischer Hauch von Phantasie und kindlicher Gläubigkeit, der selbst auf den kühlen Leser seine Wirkung nicht verfehlt. Es ist einem, als wandere man durch gothische Dome, durch deren Fenster das Licht in bunten Farbenwellen flutet, während das Ohr süßer Orgelton und Glockenklang umschmeichelt.

In dem herrlichen, an Gedanken reichen, aus der Jugendzeit des Dichters stammenden Drama „Das Leben ein Traum“, findet sich wenig von dogmatischen Vorstellungen. Dem Satze, „dass des Menschen Vorsicht, alle seine Sorgfalt nichts gegen höherer Mächte Walten vermag“, wird der dem Christentum näher liegende Gedanke gegenübergestellt: „Der weise Mann bündigt auch des Schicksals Walten.“ Auf diesen Grundpfeilern baut sich das Stück auf. Es gehört zu den besten Calderons; in ihm erhebt sich der Dichter, wenigstens in den beiden ersten Akten, beinahe zur schönen Menschlichkeit Shakespeares.

Das packende Sittengemälde aus der Zeit Philipps II. „Der Richter von Zalamea“ enthält über religiöse Dinge nichts. Höchstens könnte man darauf verweisen, dass hier der Ausdruck „frecher Heide“ umschreibend für Verbrecher gebraucht wird. Auch vom „reinen“, d. h. alchristlichen Stamme des Bauers und Richters Crespo ist die Rede. Nebenbei sei bemerkt, dass der „Richter von Zalamea“ ursprünglich ein Stück Lope de Vegas war und von Calderon nur überarbeitet wurde.

Stärker tritt das religiöse Moment in anderen Dramen hervor. So namentlich in den beiden Stücken „Chrysanthus und Doria“ (so der Titel in der Schack'schen Übersetzung; im Original lautet das Stück *Los dos amantes del cielo* (Die zwei Liebenden des Himmels) und „Der wunderbare Zauberer“. Beide

¹⁾ Baumstark, S. 49.

Stücke spielen während der Christenverfolgungen im römischen Reiche. Im ersteren findet sich folgende bezeichnende Stelle:

Frage: Doch was
Muss man thun, um recht zu glauben?

Antwort: „Dem Verstand sein Machtwort rauben.“

In dem Drama „Der wunderbare Zauberer“ ist einer der Grundgedanken der, dass Gottvertrauen über alle Versuchungen des Satans siegt, und dass die göttliche Gnade keine Grenzen kennt:

„Es gibt nicht
So viel Stern' am Himmelskreise,
So viel Funken in den Flammen,
So viel Sand in Meeresweiten,
So viel Vögel in den Lüften,
So viel Staub im Sonnenscheine,
Als er Sünden kann vergeben!“

In beiden Dramen werden die Blutzengen verherrlicht. Nebenbei finden sich natürlich auch Anspielungen auf heidnische Gebräuche u. s. w. Bei dieser Gelegenheit fällt die im Werke eines strenggläubigen Spaniers etwas sonderbare Bemerkung:

Es ist nichts abgeschmackter,
Als ein Prozessionstag,
Wo's nur Gaukler gibt und Pfaffen.“

Freilich sind hier nicht die christlichen Prozessionen und Priester, sondern die heidnischen gemeint. Bei der Solidarität, welche die Priester aller Bekenntnisse umfasst, ist diese Stelle immerhin der Erwähnung wert.

Noch merkwürdiger mutet einen eine Stelle im Drama „Das laute Geheimnis“ an, die eine Probe für den Scherz sein mag, den sich auch Calderon mit heiligen Dingen gestattete. Der Diener Fabio dankt seinem Herrn für ein geschenktes Kleid mit dem Wunsche:

„Möge Gott zum Seelenkleide
Einen Rock von Karmesin,
Eine West' aus grauem Ambra
Nebst krystall'nen Hosen dir
Für das ew'ge Leben schenken.“

Das Drama „Das Schisma von England“ gehört des Dichters späterer Zeit an. Luthers Buch de captivitate babylonica bezeichnet Calderon darin als „voll von Gift, eine wahre Pest der Menschen“. Luther selbst wird ein Scheusal genannt. Heinrich

verfolgt mit Eifer die Irrtümer Luthers, sein Ziel ist, der Ketzereien Gift für immer auszurotten. Das Gebären der Prinzessin Maria weist schon auf ihre spätere Unduldsamkeit hin. Ihr Leitspruch lautet:

„Was not that, ist Unterwerfung
Unter das Gebot der Kirche.“

Im allgemeinen macht es den Eindruck, als ob der Dichter nur geschichtliche Thatsachen erzählen wollte; als Katholik musste er natürlich die Ketzerei Luthers aufs schärfste verurteilen. Doch fehlt es auch in diesem Stücke an einer Stelle, welche abnehmen liesse, dass Calderon persönlich die Verfolgungen der Ketzer gutgeheissen hätte.

Unter den mir bekannten Stücken Calderons enthält nur eine Jugendarbeit des Dichters „Die Jungfrau des Heiligtumes“ eine offen ausgesprochene Billigung der Ketzertötung. Es ist dies um so bemerkenswerter, als in demselben Drama der Duldsamkeit der Mauren ein schönes Zeugnis ausgestellt wird. Sie gewähren bei der Übergabe Toledos den Christen volle Bekenntnisfreiheit und halten dieses Übereinkommen auch gewissenhaft ein. Bei der Einnahme von Toledo durch die Christen wird umgekehrt den Mauren die Ausübung ihres Gottesdienstes zugesagt und ihnen die Hauptmoschee belassen. Doch halten die Christen ihr Wort nicht. Calderon macht den vergeblichen Versuch, diesen Treubruch zu rechtfertigen, ja als fromme That zu adeln. Daran erkennt man den jugendlichen Dichter.

„Die Morgenröte in Copacabana“, aus der letzten Zeit des Dichters, schildert die Entdeckung, Eroberung und Bekehrung von Peru. Der Sonnenkultus der Inkas wird, im Gegensatze zur geschichtlichen Wahrheit, als Menschenopfer fordernd dargestellt. Die grausamen Eroberer Pizarro und Almagro dagegen, die doch nur Elend und Unglück über das Friedensreich der Inkas brachten, erscheinen als harmlose fromme Christen, die nichts als die Verbreitung ihres Glaubens im Auge haben. Die Auffassung von der Macht des christlichen Glaubens im Stücke ist mitunter naivkindlich. Ein Wunder jagt das andere.

Das Drama „Die Ketten des Teufels“, wahrscheinlich aus der späteren Zeit des Dichters, schildert den Kampf zwischen dem Astarotkult und dem Christentum in Armenien. Die Unduldsamkeit der Astarotdiener wird durch die der Christen ersetzt.

Dem kann ist der König dem Christentum gewonnen, so lässt er sogleich an seinem Hofe ausrufen:

„Als Verräter solle sterben
Jeder, der mit lautem Ton
Nicht einstimmt in dies Bekenntnis:
Christus nur ist wahrer Gott.“

„Die Kreuzerhöhung“ (1652) behandelt die Wiedereroberung des heiligen Kreuzes, das in die Hände des Perserkönigs Cosroes gefallen ist. Cosroes will den Christenglauben, den er hasst, überall ausrotten. In seinem Heere giebt es gleichwohl verschiedene Kulte. Der Magier Anastasius und Zacharias, der Patriarch von Jerusalem, suchen sich gegenseitig von der Wahrheit ihrer Religion zu überzeugen. Schliesslich wird Anastasius Christ. In der Schlusszene tritt in drastischer Weise die Überhebung des Priestertums hervor.

„Die Sibylle des Orients“, ein Stück, das aus den letzten Jahren des Dichters stammt, enthält, dem Hauptinhalt nach, eine Vorausverkündigung der Geheimnisse des neuen Testaments durch die Scherin Saba, die Königin von Äthiopien. An dieser wie auch an Candaces, dem Könige von Ägypten, und an Hiram, dem Könige von Tyrus, findet Salomo, König der Juden, thätige Unterstützung seines Tempelbaues. Salomo ist eine der wenigen Erscheinungen des alttestamentlichen Judentums, in denen der Gedanke der religiösen Duldsamkeit zum Durchbruche kam. Dies tritt auch, wenngleich dem Dichter unbewusst, in diesem Drama zu Tage. Salomo hat eine Erscheinung, die ihm dränend zuruft:

„Ja, fürchte deine Strafe,
Wenn fremden Weibern du,
Die Gott nicht kennen, wendest Liebe zu.“

„Die Andacht zum Kreuze“ gehört zu den Jugendarbeiten des Dichters. Darin tritt die äusserliche Seite des Kreuzesglaubens hervor. Der Grundgedanke ist: Wer fest glaubt, der kann die grössten Verbrechen begehen; er wird schliesslich doch selig oder, wie es im zweiten Akte heisst:

„Auch bei Räuberbanden
Kommt doch die Andacht niemals ganz abhanden.“

Am bemerkenswertesten erscheint jene Stelle, wo Curcio darüber Klage führt, dass die Ansehning der Zeit einem Exkommunizierten kein Begräbnis in geweihter Erde gönnen will:

„O Rache nied'rer Bauern,
Kann so in dir empfang'ne Kränkung dauern,
Dass du mit Leichen streitest,
Des Todes Schwelle selbst noch überschreitest?“

Wenn dies des Dichters Ansicht selbst war, wie es den Anschein hat, dann ist Calderon darin seiner Zeit weit voraus geeilt.

Das noch nicht ins Deutsche übersetzte Drama „Amor despues de la muerte“¹⁾ („Liebe bis über den Tod hinaus“) enthält zwar keinen direkten Ausspruch über religiöse Duldung, doch ist das Stück, welches den Aufstand in den Alpujarras behandelt, insofern von Wichtigkeit für uns, als der Dichter darin indirekt eine gewisse Duldsamkeit durch das Fehlen jeglichen gehässigen Ausfalles gegen die Ungläubigen bekundet.

In dem lannigen Lustspiele „Die Dame Cobold“ belehrt Don Mammel seinen Diener, dass es keine Kobolde, Poltergeister, Hexenmeister, Druden, Zauberinnen, Nekromanten und dergleichen Dinge gebe. Nur die Furcht erzeugt Gespenster. Der Freisinn glaubt nicht an so leere Schreckgebilde. Die ungewöhnlichen Erlebnisse, die Don Miguel an sich erfährt, erschüttern allerdings vorübergehend seinen für jene Zeit seltenen Skeptizismus.

Das Drama „Der stundhafte Prinz“ (1635) führt uns zuerst nach Afrika. Die Portugiesen ziehen auf Eroberung und damit zugleich zur Verbreitung des christlichen Glaubens aus. Fernando, der portugiesische Infant, wird von dem Mohrenkönige gefangen. Zu seiner Lösung soll Ceuta ausgeliefert werden. Doch Fernando ist der Gedanke so schrecklich, dass an Stelle der christlichen Kirchen sich nun Moscheen erheben, der falsche Glaube siegen solle, dass er lieber als Sklave in der Gefangenschaft bleibt, um dieses Unheil von seinem Vaterlande abzuwenden. Gleichwohl findet sich in dem Stücke der Satz, dass in jeder Lehre Grausamkeit verrufen sei.

Derselbe Gedanke findet sich auch in dem Drama „Der grosse Prinz von Fez“, worin ein edler Maurenfürst zum Christentum bekehrt wird. Der Glaube an Mahomet, den „Trugpropheten“, erscheint dem Dichter doch als „frommes Streben“. Dem Ungläubigen wie dem Gläubigen näherte Gott sich gnädig.

¹⁾ Calderon, Biblioteca de autores Españoles. Madrid 1886.

Der Ungläubige brauche nur der Sittlichkeit und Tugend, dem Naturgesetze, zu folgen, um von Gott dafür belohnt zu werden.

Bei unbefangener Prüfung der Dramen Calderons ergibt sich die überraschende Gewissheit, dass der Dichter, bei aller Strenggläubigkeit, wahrscheinlich unbewusst und absichtslos, zu wiederholten Malen dem Gedanken der religiösen Duldsamkeit, wenn auch verschwommen und unklar, Ausdruck gegeben hat. Gewaltthätiges Vorgehen gegen die Andersgläubigen war seinem milden Sinne fremd. In gewissem Sinne ist man wohl berechtigt, Cervantes und Calderon, die zwei hervorragendsten Vertreter spanischen Geisteslebens im 16. und 17. Jahrhundert, den Bekennern des grossen und schönen Gedankens der religiösen Duldsamkeit beizuzählen.

Die Gemeinde-Verfassung der böhmischen Brüder in ihren Grundzügen.

Von

J. Müller,

Diakonus in Gudenfeld.¹⁾

Will man die Eigenart der böhmischen Brüder erfassen und verstehen, so darf man sein Hauptaugenmerk nicht auf die Ausprägung ihrer Lehre richten, denn ihr Hauptinteresse ist nicht ein theologisches, sondern ein praktisches. In den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens waren sie sogar grundsätzliche Gegner der theologischen Bildung. Wenn ihre mit gründlicher Bibelkenntnis ausgerüsteten Laienpriester bei Verhören durch die gelehrten geistlichen Beisitzer mit ihren aus dem Zusammenhang gerissenen Bibelstellen und den darauf aufgebauten Syllogismen in die Enge gebracht wurden, fühlten sie sich nur aufs neue in der Überzeugung bestärkt, „die Schulgelehrsamkeit diene nur dazu, dass jeder aus der Bibel beweisen könne, was ihm gut dünkt“, sie befähige und verleite darum zum Missbrauch und zur Vergewaltigung der Bibel. Nur widerwillig und von den Gegnern dazu gedrängt, entschlossen sie sich, in einzelnen Punkten, wie in Bezug auf die Sakramente, ihre Anschauungen in mehr theoretischen Ausführungen darzulegen, und erst Laikas, der erste Theologe unter ihren Bischöfen († 1528), hat ihre Lehre in grösseren Zusammenhängen theologisch fixiert. Das Interesse an der praxis pietatis blieb aber nach wie vor das massgebende. Ihre Konfessionen haben mehr eine Bedeutung ad extra als ad intra; sie enthalten gewiss nichts, was nicht wirklich von den

¹⁾ Man vgl. zu dem vorstehenden Aufsatz den Artikel über die böhmischen Brüder in den M.H. der C.G. 1894 S. 171 ff. Wir drucken denselben hier gern ab, bemerken aber, dass wir nicht alle Auffassungen zu den unsrigen machen.

Die Schriftleitung.

Brüdern gelehrt wurde, aber da sie zum Zweck der Rechtfertigung und Verteidigung abgefasst wurden, treten diejenigen Lehren stärker hervor, die beim Gegner im Mittelpunkt des Interesses standen. Der Antwort liegt die Fragestellung des Gegners zu Grunde, und um deswillen können sie doch nur bis zu einem gewissen Grad ein zutreffendes Bild von der Eigenart der Brüder geben. Die Fragen, welche die Brüder vorwiegend beschäftigten und an deren Lösung sie arbeiteten, lagen auf andern Gebiet. Das erkennen wir mit der grössten Deutlichkeit, z. B. aus ihren Synodaldekreten, die uns in einer 1617 veranstalteten Sammlung von 1495 an (freilich mit einigen Lücken) vorliegen, und in denen Verhandlungen über Lehrfragen äusserst selten vorkommen¹⁾. Wir wählen deshalb für die Charakterisierung der böhmischen Brüder als Ausgangspunkt nicht die erste grössere Konfession der Brüder (der 4. Brief an Rokycana vom 29. Juli 1468), sondern ein Synodaldekret vom Jahr 1464²⁾. Dasselbe ist zwar erst neuerdings von J. Köstlin³⁾ besprochen worden, da ihm aber dafür nicht eigentlich eine Übersetzung, sondern nur eine noch dazu vielfach unrichtige Paraphrase des Originals vorlag, müssen wir nochmals näher darauf eingehen. Nach einer kurzen Einleitung über den mit Liebe und Hoffnung verbundenen Glauben, zu dem man sich vereinigt habe, folgen Sätze, die als die Grundlage der brüderischen Gemeindeorganisation anzusehen sind. In diesem Sinn sind dieselben auch später in die Synodaldekrete aufgenommen worden unter der Überschrift: „Von dem Ursprung der Ordnung in der Unität und worin die Gemeinschaft und Einmütigkeit dieser Brüderschaft begründet ist. Aus einer alten Synode“⁴⁾. Diese Sätze lauten: „Und weiter sind wir eins geworden, dass wir unterthänigen Gehorsam unter einander haben wollen, wie die von Gott eingegebene Schrift bezeugt. Ferner dass wir einer vom andern Belehrung, Ermahnung und Bestrafung annehmen wollen. Ferner dass wir den Bund halten, welcher durch den Herrn Christus mit Gott im hl. Geist besteht. Und unser gemeinsamer Beschluss ist, dass wir uns in dieser Wahrheit behilflich sein wollen, ein jeder, wie er

¹⁾ Dekrety Jednoty Bratrské, herausg. v. A. Gindely 1865.

²⁾ Ms. in Herrnhut.

³⁾ Theol. Stud. u. Kritiken 1896.

⁴⁾ Dekrety S. 8.

Gnade von dem Herrn Jesu Christo empfangen hat, dass einer dem andern zur Erbauung und zur Besserung zu dienen Sorgfalt beweise.“ Diese gegenseitige Belehrung, Ermahnung und Bestrafung vollzieht sich in drei Stufen: Wenn ein Sünder sich nicht demütigen und bessern will, ist er darauf hinzuweisen, dass er hinsichtlich seiner Seligkeit Gefahr läuft („wir dürfen ihm nicht seiner Seligkeit versichern“.) Hat diese Ermahnung keinen Erfolg, so folgt Ausschluss vom Abendmahl („von der Teilnahme an dem Dienst der göttlichen Geheimnisse“). Wer endlich in Tod-sünde oder Irrtum fällt, wird öffentlich in der Gemeindeversammlung angeschlossen und kann erst nach offenkundiger Besserung wieder angenommen werden.¹⁾ Die Brüder beabsichtigen also eine Gemeindeorganisation, die nicht den Zweck hat, eine Gemeinde der Heiligen darzustellen, sondern die den Zweck einer gegenseitigen Erziehung zum christlichen Leben verfolgt. Sie handhaben darum nicht einen Bann, der die Gemeinde von unlauteren Elementen rein halten soll, sondern eine Kirchenzucht, die wieder unter dem Gesichtspunkt der christlichen Erziehung gehandhabt wird.

Die Gemeinde zerfällt, wie nun weiter ausgeführt wird, in drei Gruppen. Die erste Gruppe besteht aus den Priestern, aus denen, die andere lehren und aus solchen, „die in Bezug auf die leiblichen Dinge eins geworden sind, dass sie kein persönliches Eigentum haben an Gut oder Geld oder irgend welchen Dingen nach dem Vorbild der ersten christlichen Führer“. Der weitere Zusammenhang ergibt, dass zu diesen letzteren auch die erstgenannten, die Priester und Lehrer, gehören, sofern auch diese kein persönliches Eigentum haben sollten, aber neben den Priestern und Lehrern gab es noch freiwillige Arme, die kein Amt in der Einzelgemeinde bekleideten. Das wird durch einen späteren Synodalbeschluss bestätigt, der bald nach der Konstituierung der Unität durch die Wahl und Weihe eigener Priester (1467) gefasst wurde.²⁾ Hier wird zunächst der Beschluss von 1464 wörtlich angeführt, dann heisst es weiter: „Dieser Beschluss bezog sich auf die Priester und andere gewöhnliche Brüder, aber er konnte nicht lang anfrecht erhalten werden. Darum

¹⁾ Diese letzten Bestimmungen sind in den Dekrety verändert.

²⁾ Dekrety S. 57 Z. svolení po zřízení.

wurde er nun nur auf die Priester beschränkt, dass sie dabei bleiben sollten, dass keiner persönliches Eigentum habe u. s. w.“ Aus den Bestimmungen, die für diese erste Gruppe gegeben wurden, ist namentlich noch hervorzuheben, dass ihnen die Beschäftigung mit Handarbeit anbefohlen wird, dadurch sollen sie sich ihren Unterhalt verdienen und, was sie etwa erübrigen, sollen sie den Armen geben. Auch diese Bestimmung blieb später für die Priester in Kraft. Ergänzend seien hier noch einige Synodalbeschlüsse in Bezug auf die Priester angeführt, die gleichfalls noch vor 1467 gefasst worden sind¹⁾. Die Priester sollen ohne Bewilligung der Ältesten mit niemand vor weltlichen Gerichten sich streiten, sie sollen sich nicht mit Heilkunde oder weltlichen Geschäften abgeben, sich nicht mit Herrendienst oder Handel befassen. Sie sollen in andere Gegenden und Gemeinden zur Verkündigung des Wortes und zur geistlichen Leitung nicht ohne Bewilligung der Ältesten oder des Vorstehers der betreffenden Gegend, die ihrer Hilfe bedarf, sich begeben. Ebenso wenig sollen sie in fremden Gemeinden Beichte hören. Kein Priester darf allein wandern, sondern es soll ihm immer von den Ältesten ein würdiger Wandergefährte beigegeben werden, damit er einen Zeugen für seinen unanständigen Wandel habe. Wo sie hinkommen und sich etwa aufhalten, sollen sie sich vor Müssiggang hüten, sondern sich immer mit etwas Nützlichem beschäftigen. Nach Möglichkeit sollen sie dem Hauswirt, bei dem sie Unterkunft gefunden haben, in den häuslichen Verrichtungen oder in seinem Handwerk helfen. Die Priester sollen sich vor Habsneht hüten und weder Bücher noch Geld über das Bedürfnis ausammeln. Sie sind mit ihren Bedürfnissen auf die liebevolle Fürsorge der anderen angewiesen. Deshalb sollen die Brüder und Schwestern regelmässige Kollekten abhalten. Der Ertrag derselben soll bei einem in jedem Bezirk dazu gewählten Bruder deponiert werden. „Aus dieser Sammlung sollen zuerst die treu an den Leuten arbeitenden Priester versorgt, zweitens die Bedürfnisse für die Botschaft an die Brüder bestritten und drittens die notleidenden Brüder und Schwestern unterstützt werden.“

Die zweite Gruppe bildet das Gros der Gemeinde, die Brüder und Schwestern, die sich von einem Handwerk oder

¹⁾ Dekrete S. 56.

Ackerbau ernähren. Sie sollen von ihrer Hände Arbeit leben und haben persönlichen Besitz, über den sie auch testamentarisch verfügen dürfen. Einzelne Hausväter und Hausmütter sind dazu eingesetzt, ihnen in allen Fragen des äusseren Lebens mit Rat und That beizustehen, in Krankheitsfällen für ihre Pflege zu sorgen und über der richtigen Erfüllung ihrer testamentarischen Vermächtnisse zu wachen. Insbesondere werden noch die Hausherrn in der Gemeinde ermahnt, ihrer Pflichten gegen die Gattin, die Kinder, das Gesinde, die Nachbarn und Herren eingedenk zu sein, „wie sie die apostolische Vorschrift bezeugt. Auch sollen sie nach Möglichkeit die Armen unterstützen und die Fremdlinge aufnehmen, die zur Förderung des Heils im Namen Christi wandern“.¹⁾ In der nun folgenden Stelle findet Köstlin eine Aussage über das Verhältnis zwischen der Liebe und dem Glauben. Das ist aber nur in der von ihm benutzten falschen Übersetzung der Fall. Die wörtliche Übersetzung dieser Stelle lautet: „Und alles soll so geschehen, wie die Apostel, unsere ältesten Väter und Verfasser der Verordnungen für die gläubigen Christen, lehren. Wenn einer merkt oder erfährt, dass ein Christ gleichen Glaubens Not leidet, soll man ihm aus Liebe von seinem Besitz mitteilen nach schicklichem Bedürfnis. Und so sollen alle gläubigen Christen sich bemühen, einer des andern Last tragend, das Gesetz Christi zu erfüllen. Wie der Apostel sagt: Durch die Liebe diene einer dem andern (Gal. 5, 13), worin einer dem andern zur Erbauung und Besserung gereichen kann, wie er förderlich zu sein im stande ist. So aber jemand die mitgläubigen Christen, die eines Sinnes mit ihm sind, nicht versorget, der hat den Glauben verlengnet und hat keine Liebe und ist ärger denn ein Heide (vgl. 1. Tim. 5, 8). So verurteilt der Geist Gottes solche.“

Die dritte Gruppe, die nun noch kurz in dem Synodaldekret erwähnt wird, sind die Büssenden, d. h. nicht solche, die der Kirchenzucht der Gemeinde verfallen sind, sondern mit diesem Namen werden die bezeichnet, „welche sich aus der Welt bekehren und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“, also die, welche aus der katholischen Kirche übertreten wollen und sich zur Aufnahme in die Gemeinschaft der Brüder gemeldet

¹⁾ Diese Stelle findet sich wörtlich zitiert unter der Überschrift: „Ermahnung an die Hausherrn: Aus einer alten Synode“. Dekrety S. 113.

haben. Mit kurzen Worten wird darauf hingewiesen, „dass man ihnen so raten und so zu ihnen reden soll, wie es zur Besserung und zur Erbauung des geistlichen Lebens dienen könnte“.

Zum Schlusse des Dekrets werden zwei einzelne praktische Fragen erörtert, bei denen sich offenbar gerade damals Übelstände fühlbar machten. Die erste bezieht sich auf die Ortsveränderung der Gemeindeglieder. Diese wird im allgemeinen verboten, „es sei denn, dass sie anderswo einen Ort hätten, wo sie aus triftigen Gründen die Hoffnung haben können, dass es für sie zu ihrer Erbauung und Besserung besser wäre, als da wo sie ihren Wohnort haben“. Die andere Frage betrifft die Art und Weise, wie solche, die sich ihres Vermögens zu Gunsten der Armen entäußern wollen, dies zu bewerkstelligen haben. Sie sollen diese Verteilung selbst übernehmen. Wenn sie aber keine brüderlichen Armen am Ort haben, jedoch anderswo solche wissen, sollen sie Vertrauensmänner damit beauftragen und hinsenden. „Und die dies besorgen, sollen davon Rechenschaft ablegen können, wenn sie etwas gegeben haben, und die Empfänger sollen sich dazu bekennen, wenn es nötig sein sollte, damit so böser Argwohn genommen und Ärgernis und Verleumdung verhindert werde.“ Doch wird nochmals darauf hingewiesen, dass die Entäußerung oder Beibehaltung des persönlichen Eigentums Sache der Freiheit sei: „Wenn aber jemand etwas aus triftigen Gründen behalten und in Verwahrung geben oder nach dem Tode jemandem vermaehen will, so kann das alles nach passendem Zeugnis geschehen.“

Die drei Gruppen der Gemeinde, die wir hier auf Grund des Synodaldekrets von 1464 kurz charakterisiert haben, begegnen uns in der Kirchenordnung der böhmischen Brüder auch mit bestimmten Namen bezeichnet als die **Anfangenden**, **Fortschreitenden** und die **Vollkommenen** oder **Vollkommenen**. Allerdings werden diese drei Namen verhältnismässig selten erwähnt, dass sie aber von Anfang an bei den Brüdern gebräuchlich waren, kann keinem Zweifel unterliegen. Den Namen der Anfangenden finde ich zum erstenmal in einer Zusammenstellung von Synodalbestimmungen über die Busse unter dem Titel: „Anweisung aus einer alten Synode.“¹⁾ Der Zusammenhang zeigt,

¹⁾ Dekrety S. 77. Gindely hat hier den Text falsch wiedergegeben, die Handschrift liest: Nejpře lidí počinajících mají zpraviti.

dass Aufnahmekandidaten darunter zu verstehen sind, denn nach einigen allgemeinen Bemerkungen über Beichte und Busse werden Bestimmungen über die Aufnahme solcher getroffen: sie sollen ausführlichen Unterricht empfangen, vor ihrer eignen Aufnahme womöglich bei einer andern Aufnahme als Zuschauer anwesend sein u. s. w. Alle drei Namen werden genannt in dem dreifachen Katechismus des Lukás von 1523¹⁾. Sodann finden wir sie in dem Geschichtswerk des Lasieus (beendet 1599) und endlich in der von der Brúdersynode zu Žeravie 1616 veröffentlichten *Ratio disciplinae ordinis ecclesiastici in Unitate Fratrum Bohemorum*. Hier heisst es von diesen drei Gruppen: „*Inipientes sive initiales sunt, qui Catechesin et prima religionis elementa discunt, ut sunt pueri Pastorum jam curae a parentibus traditi. Nec non adulti ab Idololatris accedentes vel alias neglecti, qui, si Ministrorum inter Fratres curae se permittunt, institui prius probatique solent. Proficientes sunt, qui religionis elementa jam edocti, in Pastorem curam suscepti, ad omnium in Ecclesia mysteriorum participationem admissi magis magisque in agnitione voluntatis Dei eiusque practica observatione se exercent; atque sic in Ecclesiae ordine se continentes, sanctificationem suam custodiunt. Perfectos appellarunt [majores nostri] rerum divinarum cognitione notabiliter auctos, inque fide, caritate et spe adeo roboratos, ut alios jam quoque illuminare, illisque in ordine continendis praefici possent²⁾*. Ex his enim eligi solent: 1. Presbyteri seu Censores morum. 2. Eleemosynarum Curatores. 3. Aediles.

Wenn wir also das Vorhandensein der drei Gruppen von den ersten Anfängen der Unität bis zu ihrem Ende verfolgen können, so hat sich doch ihr Inhalt und ihre Bedeutung im Lauf der Zeit nicht unwesentlich gewandelt. Am meisten ist sich die mittlere Gruppe gleich geblieben, die die eigentliche Gemeinde darstellte. Die erste Gruppe, die der Vollkommenen, hat sehr früh ihre feste Abgrenzung verloren, als sie ihr äusseres Unterscheidungsmerkmal, die freiwillige Armut, aufgab. Ferner schied aus ihr der Priesterstand aus, als immer mehr die Notwendigkeit einer gründlichen von Jugend auf beginnenden Ausbildung zum geistlichen Beruf hervortrat. So bildeten schliesslich diese Klasse

¹⁾ S. meine „Deutschen Katechismen d. böhm. Brüder“ S. 77.

²⁾ Vgl. M.H. der C.G. 1894 S. 207.

nur noch die Brüder und Schwestern, die man wegen innerer und äusserer Würdigkeit für die von Laien verwalteten neben dem geistlichen Amt bestehenden Gemeindeämter in Aussicht nahm. Selbst an dem ursprünglichen Namen der „Vollkommenen“ scheint man Anstoss genommen zu haben: schon Lukas gebraucht lieber den Comparativ offenbar in dem Sinn „die vergleichungsweise Vollkommeneren“, und die Kirchenordnung von 1616 sagt: *Perfectos majores nostri appellarunt*; er ist offenbar nicht mehr allgemein gebräuchlich, sondern historische Reminiscenz geworden. Für die dritte Gruppe verschwindet sehr früh der Name der Büssenden, denn ihr werden nun auch die in der Unität geborenen Kinder zugezählt, da auch sie ebenso wie die Aufnahmekandidaten in den Elementen der brüderischen Lehre, Verfassung und Cultusordnung unterrichtet werden mussten.

Es war von grosser Bedeutung für die gesunde Weiterentwicklung des Gemeindeprinzips unter den Brüdern, dass bei den Perfecti schon so frühzeitig das äusserliche Merkmal der freiwilligen Armut in Wegfall kam. Dadurch wurde die Ausbildung einer Hierarchie auf Grund der Unterscheidung zwischen einer höheren und niederen Christlichkeit vermieden, die in der That dem Denken der Brüder fernlag. Die inneren Merkmale christlicher Reife wurden das Entscheidende, auch damit fiel notwendig die äussere Abgrenzung dieser Klasse. Im Zusammenhang damit konnte die Idee von dem allgemeinen Priestertum der Gläubigen in der Gemeinde wirksam werden. Schon in den ältesten Schriften sprachen es die Brüder aus, dass diese Idee sie bei der Schaffung ihres eigenen Priesterstandes geleitet habe, aus ihr leiten sie ihr Recht dazu ab. So schreiben sie in einer Confession aus dem Jahre 1471 (oder 1472): „Der hl. Petrus beschreibt den Ursprung der christlichen Priester, wo er sagt: Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum, das heilige Volk, das Volk des Eigentums n. s. w. (1. Petr. 2, 9). Und wie sie dazu gekommen sind, das sagt er vorher: Nach der Vorsehung Gottes des Vaters, durch die Heiligung des Geistes, durch Gehorsam, durch die Besprengung des Blutes Jesu Christi. (1. Petr. 1, 2.) Und weiter sagt er: Gelobet sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner grossen Barmherzigkeit wieder geboren hat zu einer lebendigen Hoffnung n. s. w. (1. Petr. 1, 3). Solche Wiedergeborne, nicht aus

vergänglichem Samen, sondern durch das lebendige Wort Gottes, das ewiglich bleibt, sind zur Theilhaftigkeit an dem Verdienst des Herrn Jesus Christus gekommen und sind geborne Priester, wie der hl. Johannes sagt: Er hat uns zu Königen und Priestern gemacht vor Gott und seinem Vater. (Apok. 1, 6.) Davon könnten noch viele Schriftstellen angeführt werden, aber das ist nicht nötig, denn es kann schon aus dem bisherigen erkannt werden, was wir für den Ursprung und das Wesen des Priestertums halten¹⁾. Und in der That zeigten sich diese Grundsätze wirksam in der Sorgfalt, die man der häuslichen Erbauung zuwandte, in den Verordnungen, die dem Familienvater die Abhaltung von Familiengottesdiensten nicht nur in Zeiten der Verfolgung, sondern auch für gewöhnlich zur Pflicht machten¹⁾.

Die spätere Unbestimmtheit der Klasse der Vollkommenen zeigt sich auch darin, dass von einer Aufnahmehandlung, einer Prüfung oder einem Gelöbniß, die beim Eintritt in dieselbe hätten abgelegt werden müssen, sich keine Spur findet. Anders stand es in dieser Beziehung mit den beiden andern Klassen, den Anfängenden und Fortschreitenden.

In der ältesten Bestimmung über die Aufnahme²⁾ werden drei Arten derselben unterschieden: 1. die Aufnahme zum Gehorsam der Unität; 2. die zum Hören des Wortes Gottes; 3. die zum Sakrament (Abendmahl). Was die erstgenannte Art der Aufnahme betrifft, so ist sie vielleicht nur der logischen Vollständigkeit halber aufgeführt, weil ein vorläufiges Gelöbniß des Gehorsams gegen die Unität und ihre Ordnungen für den Aufnahmekandidaten die notwendige Voraussetzung dafür war, dass ihm der Besuch der brüderischen Versammlungen gestattet werden konnte. Später begegnet uns diese erste Aufnahme nicht mehr³⁾. Dagegen bestimmt die Prerauer Synode von 1553, dass die Aufnahme zum Worte Gottes nicht in der Weise verdoppelt werden dürfe, dass vor der öffentlichen Aufnahme eine private mit Handschlag stattfinde, wie einige Priester zu thun pflegten: „Denn mag einer zur Pflege angenommen werden im besonderen, durch Handschlag, wie es manchmal geschieht, wenn es sich nur um

¹⁾ Das hierher gehörige Synodaldekret von 1504 siehe in meinen deutschen Katechismen d. böhm. Brüder S. 321; s. auch Dekrety S. 111.

²⁾ Dekrety S. 61.

³⁾ s. z. B. die Synode von 1531. Dekrety S. 141.

ein oder zwei Personen handelt, oder öffentlich in der Gemeindeversammlung, beidemale ist es ein und dieselbe Aufnahme zum Wort Gottes¹⁾. Wir haben es also thatsächlich nur mit zwei Arten der Aufnahme zu thun, die erste wird kurz genannt die Aufnahme „zum Wort Gottes“, die zweite zum Sakrament oder gewöhnlich „zum guten Gewissen“²⁾.

Wenn ein Katholik (oder Utraquist) sich zum Übertritt in die Unität meldete, so gelangte er durch die Aufnahme zum Wort Gottes in die Klasse der „Anfangenden“ und erhielt dadurch Recht und Pflicht, die brüderischen Gottesdienste mit Ausnahme der Abendmahlsfeier regelmässig zu besuchen. Gleichzeitig erhielt er einen geistlichen Unterricht an der Hand des für diese Klasse bestimmten Katechismus. In dieselbe Klasse der „Anfangenden“ gehörten aber auch die in der Unität geborenen Kinder, die ihrerseits durch die Taufe in diese Klasse eintraten, so dass also die Kindertaufe der Aufnahme zum Worte Gottes im Sinn der Brüder völlig gleichwertig war. So wenig sich einerseits auch in den ältesten Schriften der Brüder Spuren davon finden, dass sie je die Berechtigung der Kindertaufe in Zweifel gezogen hätten, ebenso sicher ist, dass ihnen die Kindertaufe nie mehr bedeutete als eine vorläufige Aufnahme in die christliche Gemeinde, die erst durch die persönliche Entscheidung des Getauften ihre endliche Giltigkeit erhalten musste. In den ältesten Schriften begegnen wir allerdings keiner ausführlicheren Darlegung ihrer Anschauung von der Kindertaufe, weil zu ihrer Verteidigung und Rechtfertigung kein Anlass vorlag. Immerhin ist auch hier schon die zu Grunde liegende Anschauung zu erkennen. Der Nachdruck liegt auf dem Gelöbniß der Eltern und Taufpaten, das Kind christlich zu erziehen und auf der diese Erziehung abschliessenden Konfirmation. So schreiben sie 1486 in dem „Brief in ihrer Bedrängnis unter König Georg“: „Wie die Kinder gläubiger Christen in der ersten Kirche angenommen worden sind, so halten wir es auch jetzt, dass ihnen die Taufe erteilt werden soll in der Hoffnung der Erwählung zur Seligkeit im Namen des Vaters und des Sohnes und des

¹⁾ Dekrety 174.

²⁾ Die ältere Bezeichnung scheint gewesen zu sein: „Aufnahme zur Gemeindeversammlung“ und „Aufnahme zum Sakrament“, siehe Dekrety S. 61, 63.

hl. Geistes. Auch ist es gut, dabei zu Gott dem Herrn zu beten, dass Jesus Christus sie von der natürlichen Sünde reinige durch sein Verdienst und seinen hl. Geist gebe, sie taufend in dem hl. Geist . . . Dann sollen wenigstens drei Paten sein, damit sie, wenn Vater oder Mutter etwas versäumen oder sterben, das Kind zur Besorgung annehmen, es erziehen, zum Guten anleiten und das Böse an ihm strafen“. Ausführlicher spricht sich die Apologie von 1518 aus: „Von der Kindertaufe denken wir so: die Kinder sollen nach der Absicht des Herrn Christus und der Einrichtung der Apostel, wie Dionysius schreibt, in die Einheit der Kirche gebracht werden, damit sie auf Grund der Taufe durch gläubige, im Gesetz des Herrn bewanderte Taufpaten zum Glauben und zur Gewöhnung des christlichen Lebens geführt werden. Was diese Kindertaufe betrifft, so ist gewiss, dass die Taufe sicherer und mit grösserer Gewissheit wäre, wenn die Ordnung Christi bei den erwachsenen Leuten bewahrt würde¹⁾, es würden mehr Glieder zur Zahl der wahren Gläubigen hinzugehan und weniger Glieder der Welt des toten Glaubens mit unterlaufen. Jedoch in gläubiger und aufrichtiger Absicht kann die Taufe bei Kindern nach der Absicht und Ordnung des Herrn vollzogen werden, wenn auch mit grösserer Schwierigkeit und Gefahr und mit geringerer Versicherung der Wahrheit. Es müssen statt des Lehrers des Glaubens und statt des Predigers des hl. Evangeliums Taufpaten, nämlich Pfleger des Kindes, die selbst in der Hoffnung stehen, den Glauben und sein Leben zu besitzen, und die den heilsamen Willen Gottes kennen, erwählt, verordnet und aufgestellt werden, die bereit sind, das Kind auf ihre Fürsorge zu nehmen, ihre Seele dafür einzusetzen, indem sie ihre Sorge und Mühe anzuwenden geloben, dass jenes, solange es unter ihrer Leitung sein wird, nicht die Welt liebe, nicht den Lüsten des Fleisches u. s. w. nachfolge, sondern dem Glauben und der Wahrheit des christlichen Lebens, und dass es aus ihrer Belehrung Erleuchtung erlange und in die Einheit der Kirche eingeführt werde und guten Gewohnheiten nachfolge . . . Und es soll zu ihnen also gesprochen werden: Es sei euch nun kund gethan,

¹⁾ d. h. wenn mehr Garantie für eine auf die Taufe folgende christliche Erziehung da wäre.

Wir müssen diese Auslegung der Stelle bezweifeln.

Die Schriftleitung.

dass dieses Kindlein in der Hoffnung auf eure thätige Arbeit durch die Taufe als Glied des wahren Glaubens in die hl. Kirche aufgenommen wird, damit Gott der Herr, wenn es ihm gefallen wird, dieses Kind in Christo lebendig mache und es mit den heilsamen Wahrheiten beschenke. Deshalb wisset, dass ihr Bürgen dafür sein sollt. Und hier ist ihnen kund zu thun, worin ihre Arbeit und Pflege bestehen soll. Erstlich haben sie ihm den Glauben¹⁾ und die Gebote einzuprägen, dass es sie hersagen könne, auch tugendsam sich gewöhne, sie zu verstehen, sich zu ihnen zu bekennen und sie zu thun. Zweitens soll es durch Wort und Zucht davor bewahrt werden, die göttlichen Gebote mit Worten oder mit Werken zu übertreten. Drittens soll es sich an die Gewohnheiten und Ordnungen der hl. Kirche gewöhnen. Viertens soll es zu guten Sitten und menschlicher Ehrbarkeit angeleitet werden.⁴⁾

Zu einer weiteren Darlegung ihrer Anschauungen über die Kindertaufe wurden die Brüder durch Luther veranlasst. Derselbe hatte sich 1522 bei den Gesandten der Brüder eingehend nach deren Lehre erkundigt und die Lehre von der Taufe im ganzen richtig befunden, „ohn dass mir das eine grosse Bewegung giebt, dass ihr die jungen Kinder täufet auf den zukünftigen Glauben, den sie lernen sollen, wenn sie zur Vernunft kommen, nicht auf gegenwärtigen; denn ihr haltet, die jungen Kinder gläuben nicht (wie sie mich berichtet) und täufet sie dennoch. Da hab ich gesagt, es wäre besser, gar überall kein Kind täufen, denn ohne Glauben täufen; sintemal daselbs das Sakrament und Gottes heiliger Name vergebens wird gebraucht: welchs mir ein Grosses ist. Denn die Sakrament sollen und können ohn Glauben nicht empfangen werden, oder werden zu grössern Schaden empfangen.“²⁾ Aus der Antwort der Brüder geht klar hervor, dass Luthers Ansicht von der Brüderlehre eine irrthümliche war, trotzdem wird bis auf den heutigen Tag die Behauptung immer wiederholt, die Brüder hätten die Kinder auf den zukünftigen Glauben getauft³⁾. Nach der Meinung der Brüder ist die Kindertaufe gar nicht ein Sakrament im Sinne Luthers, es wird dem Kinde in der Taufe

¹⁾ Apostolicum.

²⁾ Luther „Vom Anbeten des Sacraments“ 1523. Erl. Ausg. Bd. 28, S. 416.

³⁾ Z. B. Ritschl, Geschichte des Pictismus III, S. 225.

nichts gegeben, zu dessen Empfang auf menschlicher Seite Glaube notwendig wäre. Das betrachten sie als einen gefährlichen Irrtum der römischen Kirche, dass durch die Taufe den Kindern die göttliche Gnade, das Verdienst Christi und der hl. Geist mit seinen Gaben mitgeteilt werde¹⁾. Durch die Taufe wird vielmehr das Kind in die christliche Kirche aufgenommen, „um zu dem Glauben erzogen zu werden, kraft dessen es in Wahrheit Christum und die Gerechtigkeit aus dem Glauben erkenne, daran Gefallen finden und ihm nachfolgen kann u. s. w. Es wird ihm zwar nicht die Gerechtigkeit aus dem Glauben bezeugt, weil es noch nicht bewusst mit dem Herzen zur Gerechtigkeit glauben und mit dem Munde zur Seligkeit bekennen kann, doch aber wird es dazu getauft, damit es durch Gottes Gabe und den Dienst seiner Pfleger an ihr Gefallen finde, ihr nachfolge und so sie erlange und in verständigen Jahren in ihr bestätigt werde in Erneuerung des Bundes“²⁾. Man kann also diese Taufe in dem Sinn eine Taufe auf den zukünftigen Glauben nennen, sofern dem Kind bei dieser Gelegenheit der Genuss aller der Erziehungsmittel zugesichert wird, über die die Gemeinde verfügt, um in dem heranwachsenden Kind den Glauben zu wecken. Dass Luther den Ausdruck aber nicht in diesem Sinn meint, bedarf keines ausführlichen Nachweises. Der Ansicht der Brüder hatte Luther seine eigne mit diesen Worten gegenübergestellt: „Darumb achten wir, die jungen Kinder werden durch der Kirchen Glauben und Gebet vom Unglauben und Teufel gereinigt, und mit dem Glauben begabt, und also getauft; weil solche Gabe auch durch Beschneidung der Juden den Kindern gegeben ward, sonst hätte Christus Matth. 19, 14 nicht gesagt: Lasst die Kindlin zu mir kommen, solcher ist das Himmelreich. Ohn Glauben aber hat niemand das Himmelreich“. Dem gegenüber behaupten die Brüder, „dass dieser römische Sinn von der Kindertaufe keinen Grund hat und aus dem göttlichen Gesetz nicht bewiesen werden kann“. Im besonderen zu der Berufung Luthers auf die Beschneidung der Juden sagen sie: „Auch das scheint nicht richtig zu sein, dass durch die Beschneidung Gaben gegeben werden, denn das spricht direkt gegen den Apostel, der die Ge-

¹⁾ Odpověď Bratří na spis Martina Luthera 1523. Fol. 29b.

²⁾ Ebenda fol. 28b ff.

rechtigkeit aus dem Gesetz und den väterlichen Satzungen angreift. Abraham hat doch zuerst den Gegenstand des Glaubens von Gott gehört, glaubte, wurde gerechtfertigt und empfing das Zeichen des Glaubens, und da Gott dieses Zeichen für seinen Samen an dessen Leibern haben wollte, gab er die Beschneidung zu nichts anderm als zum Zeichen und zum Zeugnis des Glaubens im Blick auf die zukünftige Verheissung, und zur Unterscheidung von andern Völkern und zum Bund des Glaubens, aber zu keiner Schenkung des Glaubens und der Gerechtigkeit. Darum sind die, welche darin, ebenso wie die heutigen in der Taufe, ihre Gerechtigkeit sahen, von der Gnade und von der Glaubensgerechtigkeit abgeirrt¹⁾. Diese Beurteilung der lutherischen Tauflehre als einer römischen Anschauung erfuhr jedoch bald nach dem Tode des Bischofs Lukas (1528) eine Abänderung. Luther blieb für Lukas im wesentlichen der römische Doktor, der sich zwar zu den Brüdern freundlicher stellte, als ihrer Zeit ein Henricus Institoris, ein Dr. Augustin u. a., der Anschauungen vertrat, die ihm in vielen Stücken sympathisch waren, der aber mit seinem Anhang nur eine noch nicht organisierte, ja nicht einmal fest abgegrenzte Partei innerhalb der römischen Kirche darstellte. Das änderte sich aber bald nach seinem Tode. Das kräftige Eintreten der evangelisch gesinnten Stände für ihr neues Bekenntnis auf dem Augsburger Reichstage und ihr Zusammenschluss im Schmalkaldner Bunde mussten auch auf die Brüder Eindruck machen. Es war ihnen klar, dass sie im Grunde mit den Evangelischen in Deutschland eines Sinnes seien grade im Unterschied von der unklaren und schwankenden Stellung, die der heimische Utraquismus einnahm; und wo man im Ausland von den Brüdern überhaupt Notiz nahm, sollte man nun auch wissen, auf welche Seite man sie zu rechnen hatte. Die Verschiedenheiten der Brüderlehre von dem augsburgischen Bekenntnis konnten dagegen nicht ins Gewicht fallen, denn einmal waren auch die Evangelischen Deutschlands in dieser Beziehung keineswegs gleichartig, und sodann waren die Brüder gerade in Lehfragen jederzeit zu Zugeständnissen gern bereit. Als nun der Markgraf Georg von Brandenburg von seinem Lehnsmanne Herrn Konrad von Krajek, einem Mitglied der Unität, Näheres über die

¹⁾ a. a. O. fol. 32.

Brüder zu erfahren wünschte, wollten sie diese Gelegenheit zu einer öffentlichen Stellungnahme für die Evangelischen benutzen und baten deshalb Luther, dass er ihnen für die dem Markgrafen zu überreichende Konfession ein empfehlendes Vorwort schreibe. Während noch die Verhandlungen mit Luther schwebten, hatten einige Schweizer Freunde den vorläufigen Entwurf jener Konfession in Zürich drucken lassen, und die Brüder erfuhren davon erst, als der Druck nicht mehr verhindert werden konnte. Sie mussten sich damit begnügen, in der 1533 erschienenen, von Luther bevorworteten Konfession vor dem Züricher Druck von 1532 als einem nicht authentischen zu warnen. Eine Vergleichung beider Drucke zeigt aufs deutlichste, in wie weit die Brüder ihre ursprünglichen Meinungen zu Gunsten der lutherischen geändert haben. Von der Kindertaufe schreiben sie in der Züricher Ausgabe: „Ob wir nun halten, dass die Römische Kindertaufe irrsam vnd schedlich sey, so verdammen wir doch nicht alle Kindertauff, sonder halten, dass die Kinder wol in anderer maynung vnd dennoch nach dem willen Christi mügen getaufft werden, nämlich also, das jnen vergebung der sünden, die taylhaftigkeit Christi etc. nicht zugesagt werd, sonder allain durch die Tauff (wie vor zeytten durch die beschneydung) in die gemaine Gottes angenommen werden, auff das sie des diensts nach jrer notdurfft möchten geniessen; vnd durch fürhalten vnd einbilden der tauff zur nachfolgung Christi geraytzt werden, dann es ist dem menschen gut, wann er das joeh des Herren tretzt von kindthait auff, wenn sy aber erwachsen, vnd den glauben gelernet haben, denselben auch mündlich bekennen, und mit that beweysen, vnd sich in den bund Gottes ergeben, das jnen alsdann durch auflegung der hend vergebung aller sünden, die taylhaftigkeit Christi etc. bezenget werd.“ In der Ausgabe von 1533 ist diese ganze Stelle ausgefallen und statt dessen findet sich eine Darlegung der lutherischen Lehre von der Kindertaufe. Die altbrüderische Auffassung davon erscheint auch in den folgenden Konfessionen nicht mehr. Aber diese Anpassung an Luther war doch mehr äusserlicher Art und beweist aufs neue, wie wenig die Konfessionen der Brüder die thatsächlich in ihren Gemeinden und deren Organisation wirksamen Gedanken wiedergeben. Denn nach wie vor gehören die Kinder bis zu ihrem 12. Jahr ebenso wie die Aufnahmekandidaten in die Klasse der Anfangenden und

die Kindertaufe entsprach also thatsächlich immer noch der „Aufnahme zum Worte Gottes“. ¹⁾ Noch in der Agende von 1580, die jedenfalls 1611, wahrscheinlich aber auch noch später im Gebrauch war, steht der Gesichtspunkt der christlichen Erziehung des Kindes, zu der sich Eltern und Taufpaten verpflichten müssen, durchaus im Vordergrund; sie müssen den Glauben, die zehn Gebote und das Vaterunser hersagen, um ihre Befähigung zu der Unterweisung des Kindes zu beweisen, sie müssen „dem Teuffel, dem Antichrist, allen Irrthumben und Todtsünden“ entsagen, damit sie das Kind „von diesen dingen allen durch vleissige lehr vnd gebührliche vnd vernünftige zucht abführen“ u. s. w. Die Kindertaufe war in den Augen der Brüder nach wie vor nichts anderes als eine feierliche Aufnahme des Kindes in die christliche Gemeinde und zwar in ihre unterste Klasse, die der Catechumenen, der „Anfangenden“.

Die Aufnahme in die zweite Klasse der „Fortschreitenden“, die „Aufnahme zum guten Gewissen“ wurde ursprünglich ebenfalls verschieden gehandhabt bei den in der Unität geboren und getauften Kindern und bei den aus andern Kirchen zu ihr Über tretenden. Wenn das in der Unität getaufte Kind 12 Jahre alt geworden war, mussten die Taufpaten es vor ihren Pastor bringen „und Zengnis von ihm geben, dass es gern gut handelt und vor dem Bösen sich hütet und die Gebote Gottes hält und sich in der apostolischen Lehre bewahrt. Auch soll es gefragt werden, ob es darin beharren und davon nicht lassen und abfallen will bis zum Tode. Und wenn man erkennt, dass es der Bestätigung würdig ist, so soll er ihm die Hand auflegen und es in die christliche Gemeinde aufnehmen. Auch soll man Gott den Herrn für dasselbe bitten, dass er es stärke und befestige und es ausharren lasse. Und so kann es auf den Backen geschlagen werden zum Zeichen, dass es für Christum leiden soll. Wenn man jedoch erkennt, dass es die Welt lieb hat und die Dinge, die in der Welt sind, und sich nicht vor Sünden hütet . . . , soll man ihm oder sie unter den weltlichen Leuten lassen und nicht

¹⁾ Über die Ceremonie bei der Kindertaufe wird 1531 bestimmt, dass der Priester entweder dreimal Wasser giesse oder „wenn das zu Anstoss und Ärgeris gereicht“, soll er einmal etwas Wasser in die hohle Hand giessen und daraus dreimal auf den Täufling giessen unter Nennung des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Dekrety S. 148.

in die Gemeinde aufnehmen, es sei denn, dass es Busse thue. — Solche Christen nehmen wir dann auf zur Gemeinschaft des Leibes und Blutes Christi, indem wir von ihnen das Vertrauen haben, dass sie Glieder der heiligen Kirche sind¹⁾. So unrichtig also die Behauptung Ritschls ist, dass an denen, welche in der Gemeinde mündig wurden, die Wiedertaufe vollzogen worden sei, so gewiss ist andererseits, dass nach der Meinung der Brüder erst durch die Aufnahme zum guten Gewissen die Kindertaufe vervollständigt wurde. Erst durch sie wurde das Kind zum vollberechtigten Mitglied der Gemeinde. Das findet einen unzweideutigen Ausdruck in der Züricher Ausgabe der Konfession für den Markgrafen Georg von Brandenburg (1532), wo es nach der Schilderung der Aufnahme zum guten Gewissen heisst: „Wenn sy diss thun, so wirdt jnen erst durch auflegung der hend der eltisten jre tauff erfüllt vnd bestätigtet zur vergebung der sünden, wirt jnen dargeraycht das Sacrament des leychnams vnd bluts des Herren, werden damit versichert, das sy aller jrer sünden loss auch kinder Gottes, mittgenossen Christi vnd gliedmass seines leybs sind. Da haben sy erst die tauff vol, gantz vud gar mit aller zugehörung.“ Auf diese Ergänzung der Kindertaufe deutet auch die Bezeichnung: Aufnahme zum guten Gewissen mit Beziehung auf 1. Petr. 3, 21; das Glaubensexamen, das das Kind vor dem Pastor abzulegen hatte, sollte die dort genannte „bonae conscientiae interrogatio in Deum“ (Vulgata) darstellen.

Die andere Gruppe der „Anfangenden“ dagegen, die bisher der katholischen Kirche angehörig sich zum Übertritt in die Brüderkirche vorbereiteten, wurden durch die Taufe in die Klasse der Fortschreitenden aufgenommen, so dass für sie die Aufnahme zum guten Gewissen die Vollziehung der Wiedertaufe bedeutete. Die Brüder scheinen sogleich im Jahre 1467, als sie sich durch Wahl und Weihe eigener Priester endgültig von der römischen Kirche trennten, an einander die Wiedertaufe vollzogen zu haben. Wenn wir auch keine direkte Nachricht darüber besitzen, so erliess doch im folgenden Jahr 1468 ihr bisheriger Freund und Berater Johann Rokycana ein Schreiben gegen die Brüder, das in Böhmen

¹⁾ „Brief der Brüder in ihrer Bedrängnis unter König Georg 1468“ Ms. in Herrnhut. Andere hierher gehörige Stellen aus der älteren Litteratur der Brüder hat W. Caspari in meiner Übersetzung mitgeteilt in „Die evang. Konfirmation 1890“ S. 167 ff.

und Mähren von den Kanzeln verlesen wurde und in dem es heisst: „Aus dieser ihrer Verirrung sind sie in den Irrtum verfallen, dass sie die Menschen, wenn sie zu Verstand gekommen sind, manche mit 40 Jahren, noch einmal taufen gegen den christlichen Glauben. Denn die Taufe geschieht in den Tod des Herrn Jesu, und wie Christus einmal gestorben ist und nicht mehr stirbt, so soll auch der Mensch einmal getauft werden und nicht mehr. Die Busse wird wiederholt, aber nicht die Taufe.“¹⁾ Dagegen haben sich die Brüder sowohl in ihrem 6. Brief an Rokyeana als auch in einem öffentlichen Schreiben (1470) zu rechtfertigen gesucht. Sie erkennen an, dass die Taufe, wenn sie ordentlich vollzogen worden ist, unter keiner Bedingung wiederholt werden dürfe. Eine solche Wiederholung bezeichnen sie als Sünde. „Aber, fahren sie fort, wenn die Taufe in Ungewissheit geschieht und bei ihr die vom Herrn Christus eingesetzte und von den Aposteln bezeugte Ordnung nicht beobachtet wird, und die Leute das erkennen und an dieser Taufe zweifeln, die sie in Ungewissheit empfangen haben, und wenn sie nicht den Glauben haben können, dass sie in Wahrheit getauft sind und, den Befehl des Herrn Christus bei sich erwägend, sich nach dem Beispiel der ersten gläubigen Christen taufen lassen, so ist das kein Irrtum und nicht dem christlichen Glauben zuwider, denn es ist nicht gegen die hl. Schrift. Denn wenn wir so denken und glauben könnten, wie die Priester in ihren Predigten sagen und viele Leute glauben, dass die ärgsten Priester und Ketzer die Taufe und andere Sakramente den Menschen zur Seligkeit nützlich andienen können, dann würden wir, wenn wir nach ihnen noch einmal taufen, gegen unseren Glauben handeln. Aber so glauben wir nicht. . . Darum sollte keiner sich taufen lassen oder Kinder zur Taufe bringen bei einem Priester, von dem er weiss, dass er in Irrtum oder in einer Todsünde ist. Aber wenn ein Mensch ohne Arg es nicht weiss, so genügt ihm der allgemeine Glaube der hl. Kirche, denn Christus tauft im hl. Geist. Wenn er es wissend thäte, würde er gegen den Glauben handeln und so die Wahrheit der Taufe nicht empfangen.“

¹⁾ Ms. in Herrnhut. Auch in Korandas Manuale, herausgeg. von Truhlár S. 42 f.

Auf Grund dieser Erörterung ist zunächst festzustellen, dass bei der Wiedertaufe der Brüder die Frage: ob Kindertaufe oder Erwachsenentaufe („Glaubentaufe“) gar nicht in Betracht kommt, dass es sich ebensowenig nach ihrer Meinung um eine Wiedertaufe handelt, da sie die vorangegangene römische Taufe nicht als Taufe werten, mag sie nun an Kindern oder Erwachsenen vollzogen worden sein. Ferner wurden für die Ungültigkeit der römischen Taufe zwei verschiedene Gründe angeführt: sie ist ungültig einmal, weil sie nicht nach der Ordnung Christi vollzogen wird, dann, weil die sie vollziehenden Priester sich in Todsünde und Irrtum befinden und dadurch das Sakrament unwirksam machen. Diese Lehre, dass die Wirkung der Sakramente von der Würdigkeit des Spendenden abhängig sei, oder, wie die Brüder sagen, die Lehre vom guten und bösen Priester, nimmt in der ältesten Zeit in der Gedankenwelt der Brüder einen breiten Raum ein. Es würde uns hier zu weit führen, auf Grund der vorhandenen Quellen diese Lehre eingehender darzustellen, nur darauf mag im Anschluss an das eben gegebene Citat hingewiesen werden, dass die Brüder bestrebt waren, einer mechanischen Anwendung jener Lehre vorzubeugen, indem sie auch die Beschaffenheit des Empfangenden berücksichtigten. Die Wirksamkeit des Sakraments war nur dann zweifellos ausgeschlossen, wenn die Empfangenden um die Unwürdigkeit des Spendenden wussten und sich dadurch seiner Unwürdigkeit teilhaftig machten. Andernfalls wurde nur das bei der Sakramentsverwaltung normale Vermittlungsglied zwischen Christus und den Gläubigen, der Priester, um seiner Unwürdigkeit willen ausgeschaltet und es fand eine direkte Gnadenspendung Christi an die Gläubigen statt. Die Unwürdigkeit des römischen Priesters bestand aber darin, dass er Beamter einer Kirche war, in die das Gift der Todsünde damals eingedrungen war, als Papst Sylvester vom Kaiser Constantin weltliche Macht und Reichthum empfangen hatte. Die Überzeugung, durch den Dienst solcher Priester für ihre Seligkeit Gefahr zu laufen, hatte die Brüder zum Austritt aus der römischen Kirche veranlasst. Daneben wird aber auch schon in den ältesten Schriften der Brüder jener andere Grund angegeben, dass der kirchliche und namentlich der sakramentale Dienst der römischen Kirche dem Simu Christi widerspreche, d. h. dass die sakramentalen Gnadennittel der Kirche

und das Vertrauen auf sie Christum und den Glauben an ihn verdränge. „Dieses ihr irriges Glauben und Denken tritt besonders bei den Sakramenten zu Tage. Hier widerfährt dem Volk durch diese Diener und Dienlichkeiten ein wesentliches Hindernis, Jesum Christum zu erkennen und die in ihm dargebotenen Segnungen zu erfahren, weil sie alles das in die Sakramente gelegt haben, was in ihm selbst geglaubt und durch den Glauben demütig erstrebt und vertrauensvoll empfangen werden soll.“¹⁾

Später mit der Vertiefung der brüderischen Christentumsauffassung tritt dieser letzte Gedanke in den Vordergrund und die Lehre, dass die Wirkung der Sakramente von der Würdigkeit des Spendenden abhängig sei, verschwindet allmählich. Ja die Apologie von 1518 erklärt in Bezug auf die Wiedertaufe: „Wann und wo die Taufe ordnungsgemäss nach der Absicht des Herrn Christus zu dem von ihm gewollten Zweck, wozu er sie eingesetzt hat, geschieht; oder wenn der Getaufte die Wahrheit nicht erlangt oder durch Sündenfall sie verloren hat; oder wenn der Priester unwürdig in Bezug auf sein Leben war, darf sie keiner, ohne eine Sünde zu begehen, wiederholen“. Eine Wiederholung der Taufe ist nur dann gestattet, wenn bei der ersten Taufe „die vom Herrn mit der Taufe verbundene Absicht verändert worden ist Dann aber wird die Absicht des Herrn verändert, wenn die Wahrheit der geistlichen Taufe der Wassertaufe wesentlich zugeschrieben wird und nicht Jesu Christo und dem lebendigen Glauben. Zweitens, wenn man behauptet, dass durch die äusserliche Taufe der Glaube eingeflösst und erlangt wird, und nicht durch die vom hl. Geist gegebene und äusserlich durch den geordneten Dienst der hl. Kirche bezeugte Gabe der Gnade“.

So konnte also neben der Kindertaufe, deren grundsätzliche Berechtigung von den Brüdern nie angezweifelt wurde, die Taufe solcher Erwachsenen, die aus der römischen Kirche übertraten, bei der Aufnahme zum guten Gewissen oder zu vollberechtigten Gemeindegliedern angeübt werden als Zeugnis für die scharfe Trennung von allen kirchlichen Diensten der Römischen und namentlich als scharfer Protest gegen deren

¹⁾ „Von den Gründen der Trennung“ Dekrete S. 3.

Sakraments-Lehre und -Übung. Noeh in der Züricher Ausgabe der Confession von 1532 wird die Wiedertaufe in der angegebenen Weise zu begründen und zu rechtfertigen gesucht¹⁾. Aber schon zu Ende des 15. Jahrhunderts machen sich unter den Brüdern selbst hie und da Bedenken gegen die Berechtigung jener Wiedertaufe geltend, und Lukas äusserte in einem Briefe an einen Brüderprediger, dass man sich wohl über kurz oder lang veranlasst sehen könnte, die Wiedertaufe fallen zu lassen. Das Auftreten der Täufer und die feindliche Stellung, die die deutschen Reformatoren diesen gegenüber einnahmen, bewog die Ältesten der Brüder 1534, den Gemeinden den Vorschlag zu unterbreiten, die Wiedertaufe in Zukunft nicht mehr zu üben. Und zwar aus folgenden Gründen: Die Wiederholung der Taufe streite gegen Ephes. 4, 5: ein Glaube, eine Taufe; die römische Taufe sei deshalb als christliche anzuerkennen, weil sie auf den Namen der hl. Dreieinigkeit geschehe, die Mängel derselben rechtfertigen nicht ihre Wiederholung, denn auch die Apostel hätten eine unvollkommene Taufe nicht durch ihre Wiederholung, sondern durch Belehrung und Handauflegung ergänzt (Apostelgesch. 19, 1—6). Cyprian habe zwar in Afrika die Ketzertaufe wiederholt, aber Augustin und andere alte Lehrer in Italien hätten sich dagegen erklärt und mit Cyprians Tode habe dieser Gebrauch aufgehört. Die Wiederholung der Ketzertaufe sei jedenfalls nie allgemein in der Kirche, sondern nur von einzelnen Teilen derselben geübt worden, namentlich von den Ketzern selbst, um sich gegen einander abzugrenzen. „So sind auch in neuerer Zeit die Wiedertäufer in Deutschland unter dem Vorwand der Predigt des hl. Evangeliums aufgetreten, haben verschiedene alte Ketzereien, die arianische, novatianische und donatistische wieder erweckt und auch die Wiedertaufe erneuert, aber in einem bösen Sinn, nämlich im Gegensatz zur Kindertaufe und zur Verdammung aller, die ihnen darin nicht beistimmen.“ Die Schriften, die von den deutschen Predigern des Evangeliums gegen diese Wiedertäufer gerichtet worden, hätten endlich die Unität veranlasst, die Wiedertaufe abzuschaffen²⁾. Dass thatsächlich die Wiedertaufe der Brüder etwas ganz anderes war als die Erwachsenentaufe der Täufer,

¹⁾ In der Ausgabe von 1533 in mehr verhüllter und undeutlicher Weise.

²⁾ Dekrety S. 149 ff.

wird nach dem Bisherigen klar sein, und dass die Brüder deshalb auch lieber die äussere Form aufgeben wollten, die zu fortwährenden Missverständnissen Anlass geben musste, ist verständlich. Nur einige wenige Gemeinden gingen auf jenen Vorschlag nicht ein, sondern hielten an der Wiedertaufe fest. Da sie in der Minorität blieben, trennten sie sich von der Unität, aber nur auf kurze Zeit, bald fügten auch sie sich dem gemeinsamen Beschluss. Die Aufnahme zum guten Gewissen war nun gleichartig bei den in der Unität getauften Kindern wie bei den aus der römischen Kirche Übertretenden und wurde im wesentlichen durch Handauflegung vollzogen. Weil aber bei der Aufnahme der erstgenannten auch eine Prüfung der Taufpaten stattzufinden pflegte, wie sie der bei der Taufe übernommenen Pflicht der christlichen Erziehung nachgekommen seien, verordnete noch die Synode von 1554, dass die Aufnahme beider Kategorien in die Klasse der Fortschreitenden getrennt vorzunehmen sei¹⁾.

Die Gemeindeorganisation, deren Grundzüge wir in dem Bisherigen dargestellt haben, wurde im einzelnen sorgfältig ausgebaut und bildete bei den Brüdern stets den Mittelpunkt ihres Interesses. Bei vielen Einzelheiten derselben in der ältesten Zeit ist waldensischer Einfluss in die Augen fallend. Es ist hier nicht der Ort, diese alte von Flacius zuerst angeregte Frage nach der Abhängigkeit der böhmischen Brüder von den Waldensern eingehend zu erörtern, aber wir müssen sie in der Vollständigkeit des Bildes willen wenigstens berühren. Jene Abhängigkeit wird ja heute von niemand mehr in Abrede gestellt, nur über ihren Grad, ihre Mittelbarkeit oder Unmittelbarkeit ist man noch nicht einer Meinung²⁾. Verwickelter wird die Frage dadurch, dass es sich hier um die Waldenser handelt, die Friedrich Reiser zu reorganisieren versuchte und die sich von den alten Waldensern durch einen starken husitischen Einschlag und durch stärkere Centralisation der Oberleitung unterscheiden³⁾. Wenn

¹⁾ Dekrete S. 176.

²⁾ Vgl. die ausführliche Besprechung der neueren Litteratur über die Waldenser von Gioll im böhm. Athenaeum 1887.

³⁾ Ein interessantes Werk eines husitischen Waldensers ist die Schrift des Nikol. Rutze (bei Flacius: Nikol. Rus) „Von den drei Strängen“, siehe

wir auch im übrigen von der Art dieses Waldensertums nicht viel wissen, so genügt doch die Thatsache jener Abhängigkeit dazu, uns den Charakter, den die geschichtliche Entwicklung der Brüderunität in ihren Anfangszeiten trägt, verständlich zu machen. Schon Ritschl hat darauf hingewiesen, dass die 1495 in der Brüderunität vorgenommene Reformation allen sonst bekannten Erscheinungen einer solchen entgegengesetzt sei, weil diese Reformation nicht die Strenge der ursprünglichen Regel wieder herstellte, sondern das Recht der eingetretenen Verweltlichung fixierte¹⁾. Aber dieselbe Erscheinung können wir von Anfang an beobachten: die freiwillige Armut als Zeichen der Vollkommenheit wird schon in den ersten Jahren fallen gelassen, dagegen tritt die Idee vom allgemeinen Priestertum der Gläubigen stärker hervor. Gelegentlich der Streitigkeiten von 1495 erfahren wir, dass die Brüder anfangs glaubten, man könne allein in ihrer Gemeinschaft selig werden, dass sie diese Überzeugung aber schon früh zu Gunsten des Gedankens von einer unsichtbaren Kirche aufgegeben hätten. Die Anschauung, dass die Wirkung der Sakramente von der Beschaffenheit des Spendenden abhängig sei, beginnt schon im 15. Jahrhundert zu schwinden. Die Reform von 1495 liess das bisher geltende absolute Verbot des Eides und des Bekleidens weltlicher Ämter fallen, das schon von Anfang an in praxi nicht konsequent beobachtet worden war. Kurz die älteste Geschichte der Brüder trägt den Charakter einer Entwicklung aus der Enge sektirerischer Formen und Anschauung heraus, einer Durchbrechung und Abstreifung derselben. Müssten diese als die konstitutiven Elemente des Brüdertums angesehen werden, so wäre eine derartige Entwicklung geradezu unverständlich. Verständlich aber wird sie, wenn wir jene Formen und Anschauungen, die einen ausgeprägt waldensischen Charakter tragen, als traditionellen Besitz wenn nicht aller Brüder, so doch der massgebenden Kreise unter ihnen ansehen dürfen, an dem man vorwiegend aus Pietät noch kürzere oder längere Zeit festhielt, zu dessen Preisgabe jedoch

Kurtz, Lehrbuch der Kirchengesch. S. 121, 12. Ich habe kürzlich nachgewiesen, dass diese Schrift nichts anderes ist als eine Übersetzung von zwei böhmischen Schriften des Joh. Hus, die der Übersetzer an einigen Stellen in waldensischem Sinn korrigiert hat. S. meinen Aufsatz in Časopis historický I S. 281 ff.

¹⁾ Ritschl, Gesch. d. Pietismus III. S. 227.

die Entfaltung des selbständigen religiösen und kirchlichen Lebens mit Notwendigkeit drängte. Unstreitig hat die Gemeindeorganisation der böhmischen Brüder ihren Ausgangspunkt genommen von dem Ideal der katholischen Frömmigkeit im Mittelalter, die Herstellung eines vollkommen christlichen Lebens durch Zurückziehung von der Welt. Es war aber von Bedeutung, dass dieses Ideal nicht durch Stiftung eines Mönchsordens, sondern durch Gründung christlicher Gemeinden verwirklicht werden sollte. Man negierte also nicht von vorn herein die Familie und den bürgerlichen Beruf als Lebensgebiete, auf denen die christliche Vollkommenheit nicht zu erreichen sei. Man unterschied deshalb auch nicht zwischen einer höheren und niederen Sittlichkeit. Eine oft wiederkehrende Mahnung ist, ein jeder solle in dem Beruf, in den Gott ihn gestellt hat, nach der apostolischen Vorschrift wandeln, und gerade die Beziehungen des Familienlebens werden zur Verwirklichung dieses Ideals verwertet. Dadurch aber verliert es immer mehr den spezifisch katholischen Charakter.

Kleinere Mitteilungen.

Sommerstudien in Jena.

Nach dem schwedischen Bericht des Dr. G. Lagerstedt.

Im 6. Hefte der schwedischen Zeitschrift *Verdandi*, Jahrgang 1894, berichtet Herr Dr. Lagerstedt (D.M. der C.G.) über seine „Sommerstudien in Jena“. Jena ist bekanntlich die erste deutsche Hochschule gewesen, welche sogenannte Ferienkurse eingerichtet hat. Dies geschah im Jahre 1889, Berlin und Göttingen sind gefolgt, zuletzt auch Greifswald, Bonn und Wien.

An der Spitze der Kurse, die anfangs im Oktober, jetzt im August abgehalten werden, stehen die Professoren Dr. Rein und Dr. Detmer. Lagerstedt schreibt, besonders habe ihn nach Jena gezogen, was er von der pädagogischen Thätigkeit der Hochschule und von dem erstgenannten Professor Dr. Rein, dem Leiter des pädagogischen Seminars, gehört habe. Der Ruf des Seminars zieht alljährlich viele Lehrer, auch aus dem Auslande, nach Jena. Auch zu den Ferienkursen waren mit dem Stockholmer Lehrer manche fremde Teilnehmer gekommen: aus Österreich-Ungarn, aus England, aus Canada und den Vereinigten Staaten. Es wird für manchen lehrreich sein, den Bericht des schwedischen Teilnehmers und dessen Urteil kennen zu lernen.

Lagerstedt gibt zunächst ein Verzeichnis der Vorlesungen oder Übungen, deren Zahl im Sommer 1894 15 betrug. Die meisten Teilnehmer beschränken sich auf vier oder fünf Vorlesungen; nur von einem besonders lerneifrigen deutschen Lehrer erzählt Lagerstedt, dass er an acht Kursen teilgenommen habe. Er selbst beteiligte sich an den Vorlesungen Prof. Reins über Pädagogik, Prof. Gärtners über Schulhygiene und Prof. Detmers über Botanik. Eine Vorlesung über physiologische Psychologie kam leider wegen geringer Beteiligung nicht zu Wege. Der Vortragende, Prof. Ziehen, ein noch junger Mann, Arzt und Professor für Nervenkrankheiten, Verfasser eines Lehrbuches der physiologischen Psychologie, hielt nur eine Vorlesung, die aber sehr viel versprach. Die geringe Beteiligung erklärt Lagerstedt dadurch, dass die meisten Teilnehmer an dem Ferienkurse einsichtige Naturwissenschaftler waren.

Dem zweiten Vortragenden, Prof. Rein, der die Grundzüge der Unterrichtslehre behandelte, rühmt Lagerstedt nach: er war ein guter Redner, seine Darstellung war gefällig, klar und deutlich, wenn auch manchmal nach schwedischer Auffassung etwas zu breit. Doch war der Vortrag inhaltreich und erweckte bei mir wenigstens lebhaftere Teilnahme für die pädagogische Anschauung (die Herbart'sche), welche der Redner verfocht. Sie ist ja auch, meint Lagerstedt, nur in Form und Ausdruck verschieden von der Anschauung, welcher die schwedischen Erzieher huldigen, wenigstens diejenigen, welche mit einer idealistischen Auffassung von Erziehung und Unterricht ein rechtes Verständnis für die Bedürfnisse der Kindesnatur vereinigen.

Prof. Gürtners Vortrag über Schulgesundheitspflege war lebendig und unregend. In Schweden werden nach Lagerstedts Angabe bislang keine Vorlesungen über diesen so wichtigen und bedeutungsvollen Gegenstand gehalten.

Prof. Detmer sprach klar und gewandt über den äussern und innern Bau der Pflanze und über deren Lebensverrichtungen unter Berücksichtigung der neuen Untersuchungen Helriegels u. a. Der Vortrag ward erläutert durch pflanzenphysiologische Versuche.

Zugleich mit den naturwissenschaftlichen Kursen wurden auch zwei Lehrgänge in der deutschen Sprache (für Ansländer) abgehalten: einer für Anfänger, einer für Vorgeschrittene. Die Mehrzahl der Teilnehmer (beim ersten Lehrgange 10 bis 12, beim andern 7 oder 8) waren Frauen, zumeist Engländerinnen, ausserdem stellten Frankreich und Schweden je einen Teilnehmer für den höhern Lehrgang. Den Leitern, Rektor Scholz, zugleich Lehrer am pädagogischen Seminar, und Professor Rausch vom Jenner Gymnasium, stellt Lagerstedt das Zeugnis aus, dass sie sich als sehr gute Lehrer erwiesen. Auch fand er das Verfahren sehr brauchbar. Der Unterricht erfolgte in deutscher Sprache, nur selten ward ein neues Wort in englischer Sprache erklärt, sonst stets deutsch. Als Übungsstoff diente für den niedern Lehrgang eine Beschreibung von Jena und Umgegend. Jeden Nachmittag machte Rektor Scholz mit seinen Zuhörern Wanderungen durch die Stadt und die Umgegend. Das Beobachtete ward in der nächsten Unterrichtsstunde behandelt. Ein hektographiertes Blatt mit den notwendigen Angaben, das jedem in die Hand gegeben ward, diente als Anhalt für die Unterhaltung zwischen Lehrer und Zuhörern; auch eine grosse Wandkarte der Umgebung ward dabei benutzt. Der Leiter des höhern Lehrganges, Prof. Rausch, behandelte Schiller und Goethe und besonders deren Aufenthalt in Jena. Nach dem Vortrage folgten Fragen über den Gegenstand. Auch wurden schriftliche Aufsätze darüber geliefert (ebenso wurden im ersten Lehrgange schon einzelne Fragen schriftlich beantwortet). Einmal unternahmen die Teilnehmer beider Lehrgänge mit ihren Leitern einen Ausflug nach Weimar, um die dortigen Kunst-sammlungen und die Erinnerungen an Schiller und Goethe zu besichtigen.

Lagerstedt kommt dann ausführlicher auf das pädagogische Seminar zu sprechen. Seine jetzige Einrichtung stammt aus dem Jahre 1886. Ein Jahr zuvor hatte Professor Rein die Nachfolge Stöys angetreten. Jena steht insofern einzig da, als der Lehrer für Pädagogik nur für diese angestellt ist. Die Professoren, welche die Lehrstühle für Pädagogik in Berlin, Leipzig, Giessen u. a. a. O. inne haben, halten daneben auch andere Vorlesungen. Den Wert des Seminars stellt Professor Rein sehr richtig dar, indem er es mit dem Krankenhaus vergleicht, das dem Lehrer der Heilkunde für die Unterweisung in der Krankenbehandlung zur Verfügung steht.

Die Übungsschule umfasst drei Klassen. Der Unterricht entspricht dem Unterrichte in einer Volksschule. Mit Recht bemerkt Lagerstedt, dass die Volksschulen in den sächsischen Herzogtümern ebenso wie in Sachsen auf hoher Stufe stehen. Die drei Klassen der Übungsschule entsprechen nicht den aufeinanderfolgenden Klassen der Volksschule, sondern in dem einen Jahre der ersten, der dritten, der fünften der acht Volksschulklassen, im andern, da die übernommenen Schüler (12 in jeder Klasse) die Übungsschule durchmachen, der zweiten, der vierten, der sechsten, im dritten der dritten, der fünften, der siebenten, endlich der vierten, der sechsten, der achten.

Jeder Klasse steht ein Lehrer vor; ausser diesen dreien unterrichten in verschiedenen Fächern die Angehörigen des Seminars oder „Praktikanten“. Sie müssen vorher einen Lehrplan einreichen, den der Klassenlehrer und der Direktor des Seminars beurteilen. Der Klassenlehrer wohnt auch den meisten Unterrichtsstunden bei und steht den Praktikanten mit Rat zur Seite. Da die ganze Übungsschule nach den Grundsätzen des erzieherischen Unterrichts eingerichtet ist, wird die Eigenart jedes Schülers berücksichtigt, und Lehrer wie Praktikanten suchen, um diese besser kennen zu lernen, mit den Eltern in Verbindung zu treten. In jeder Klasse gibt es ein sogenanntes „Individualitätsbuch“ für jeden einzelnen Zögling. Beim Eintritte in die Übungsschule wird jedes Kind auf seinen Vorstellungsbestand geprüft. Auch macht der Klassenlehrer der untersten Klasse gelegentlich bei den Eltern der neuangetretenen Schüler Besuch, um die Verhältnisse zu erkundigen, unter denen das Kind aufgewachsen ist, auch über dessen Gefühlsleben etwas zu erfahren. Lagerstedt verweist auf den Bericht, den ein Lehrer über solche Erkundung im 5. Hefte „Aus dem pädagogischen Universitäts-Seminar in Jena“ S. 80 gemacht hat.

Auf die Schulgottesdienste, die vaterländischen und sonstigen Feste, die Schulreisen geht L. nicht näher ein. (Über die letzteren hat ein anderer schwedischer Lehrer, Bager-Sjögren, im Dezemberhefte der Nordisk Tidskrift eingehend berichtet.) L. spricht noch von den Zusammenkünften der Mitglieder des Seminars, jede Woche zwei Zusammenkünfte, in deren einer über pädagogische Fragen im all-

gemeinen, über erschienene Bücher verhandelt wird, während die andere der Besprechung über die vorangegangene Probelehrstunde gilt.

Die Zahl der Mitglieder belief sich in den ersten Jahren seit 1886 auf 20, jetzt zählt das Seminar 40 bis 50 Teilnehmer, darunter auch Hospitanten. Die Mehrzahl machen natürlich die Deutschen aus, doch finden sich Teilnehmer aus England, Frankreich, Österreich-Ungarn, den Vereinigten Staaten, Armenien u. a., und deren Zahl beträgt jetzt fast die Hälfte.

Schliesslich empfiehlt Lagerstedt seinen schwedischen Berufsgenossen, ihre Sommerferien (die in Schweden von Anfang Juni bis Ende August währen) in Jena zuzubringen, namentlich auch, wenn sie sich im Deutschen vervollkommen wollen. Auch Lehrerinnen mögen die Gelegenheit wahrnehmen, im Umgange mit Deutschen deren Sprache zu erlernen und auch den pädagogischen Vorlesungen Professor Reins beizuwohnen. Schon im Jahre vor Lagerstedts Besuche hat Professor Rein vor Engländerinnen solche Vorlesungen gehalten, und auch im Jahre 1893 fanden solche in einem Lehrzimmer des Gymnasiums vor männlichen und weiblichen Zuhörern statt.

Jena nennt er einen angenehmen Aufenthaltsort, was deutschen Lehrern wohl nicht erst gesagt zu werden braucht.

Mulchin.

G. Hamdorff.

Besprechungen.

Karl Sudhoff, Versuch einer Kritik der Echtheit der Paracelsischen Schriften. I. Theil. Die unter Hohenheims Namen erschienenen Druckschriften. Berlin, Georg Reimer 1894. (XIII n. 722 SS.).

Hente, wo wir erst in den Anfängen der geschichtlichen Untersuchungen über die freien wissenschaftlichen Gesellschaften und Akademien des 15. bis 19. Jahrhunderts stehen — in unseren M.H. ist zuerst auf die Bedeutung dieser Sache hingewiesen worden — sind wenige in stände, die grossen Zusammenhänge dieser Bewegung und die Wirkungen, die von ihr ausgegangen sind, klar zu übersehen. Es ist in der That um so weniger leicht, den Vorurteilen und der Unkenntnis, die auf diesem Gebiet herrschen, entgegenzutreten, als die hervorragendsten Führer und Vertreter dieser freien Organisationen noch immer in den Augen Vieler als die „Schwärmer“, „Fanatiker“ und „Sektierer“ gelten, als die sie von ihren zeitgenössischen Gegnern bezeichnet wurden. Zu diesen Vertretern gehört im 16. Jahrhundert **Paracelsus von Hohenheim**. Wer sich von der Grösse der Wirkungen, die von diesem Manne ausgegangen sind, eine Vorstellung bilden will, dem ist das Studium des Werkes von Dr. Karl Sudhoff in Hochdahl bei Düsseldorf (D.M. der C.G.): Versuch einer Kritik der Echtheit der Paracelsischen Schriften (I. Teil. Die unter Hohenheims Namen erschienenen Schriften) Berlin, Georg Reimer 1894 (XIII n. 722 SS.) zu empfehlen. Es ist erstaunlich, aus dieser Bücherkunde zu sehen, in welcher Zahl und in welchem Umfang bis in die neueren Zeiten hinein die Schriften und die Ideen des Paracelsus in stets neuen Ausgaben und Auflagen verbreitet worden sind. Trotz der Feindschaft und der Verachtung, die ihm seitens seiner Gegner zu teil ward, hat er durch alle Jahrhunderte eine zahlreiche Gemeinde warmer Anhänger besessen, die sein Andenken in Ehren gehalten und fortgepflanzt haben. Wir wollen nicht sagen, dass es ausschliesslich die älteren „Akademien“ gewesen sind, die sich zu Trägern seiner Gedanken machten, sicher aber ist, dass diese stark daran beteiligt waren, wie denn Paracelsus selbst unzweifelhaft Mitglied des Bundes gewesen ist.

Die Männer, welche im 17. und 18. Jahrhundert die neuen Ausgaben veranstalteten oder verlegten, sind vielfach dieselben, die uns aus der Geschichte der Akademien bekannt sind; wo diese Herausgeber anonyme Bezeichnungen wählten, stimmen die gewählten

Decknamen genau mit denjenigen überein, die dort üblich waren, z. B. „Marcus Friedrich, Rosenkreutzer, Astronomus, Chymicus und der natürlichen Magischen Künste Liebhaber“ (1674), s. Sudhoff, S. 610 ff.; oder Anastasius Philaretus Cosmopolita (angeblich Joachim Moersius), Sudhoff, S. 539; oder „Sincerus Alethophilus, Cultor Hermetice Scieentie eclecticus.“ S. 648 u. s. w. Besonders aber verdienen die Buchzeichen (Signete) der Ausgaben Beachtung, die alle Kennzeichen derjenigen Zeichen und Symbole aufweisen, die in den Kreisen der Naturphilosophen und ihrer „Sodalitäten“ üblich waren. Gerade hierüber bietet das Werk Sudhoffs ein reiches Material, da es zugleich eine Beschreibung aller den Ausgaben beigegebenen Bilder enthält.

Was Paracelsus' Mitgliedschaft in den Sodalitäten betrifft, so hat er sie natürlich ebenso wie alle anderen Angehörigen geheim gehalten. Gelegentlich treten in dem vertrauten Briefwechsel aber doch deutliche Hinweise auf; so schreibt er einmal am 26. Mai 1533 „ad amicos et sodales“ und ein andermal „ad socios fideles.“ Auch spricht er an anderer Stelle von „seinen Gesellen und Gönnern“ an einem fremden Ort; er nennt absichtlich ihre Namen nicht, fügt aber in dem Brief die Notiz hinzu: „so euch alle wol bekannt sind.“ Wenn wir eine Ausgabe der theologischen Schriften des Paracelsus (es sind über 100 theologische Abhandlungen von ihm bekannt) besäßen, würden wir in der Suche klarer sehen. Leider fehlen die Originale dieser Traktate, die nachweislich noch bis 1694 vorhanden waren. Wenn eines unserer Mitglieder Spuren des Nachlasses nachweisen könnte, wären wir im Interesse der Suche für gefällige Mitteilung dankbar.

Das Werk Sudhoffs über die Schriften des Paracelsus zeichnet sich ebenso durch die Vollständigkeit wie durch die Sorgfalt der bibliographischen Nachweise aus und ist eine wichtige Unterlage für alle weiteren Forschungen. K.

Comenii Panegyricus Carolo Gustavo, herausgegeben von Prof. Dr. Franz Neseemann, Oberlehrer am Königlichen Gymnasium zu Lissa i. P. Beilage zum Programm des Königl. Gymnasiums zu Lissa i. P., Ostern 1896. Lissa i. P. 1896, Buchdruckerei von O. Eisermann.

Zu den Ostern 1894 veröffentlichten Quellen, über welche in den Monatsheften vom Oktober 1894 berichtet worden ist, fügt Professor Neseemann nunmehr das Beglückwünschungsschreiben des Comenius an den schwedischen König als dritte Quelle hinzu, damit man aus dem Schreiben selbst ersehe, ob es mit Recht die „Fackel zum Brande Lissas“ genannt werden dürfe. Nirgends ist in der Schrift auch nur der leiseste Hauch von Feindschaft gegen den Katholizismus oder von Freude über den Sieg evangelischer Waffen zu merken. Vielmehr spricht sich überall eine warme Fürsorge für das polnische Volk als solches aus. Dieses sei durch äussere und innere Feinde an den

Rand des Verderbens gebracht worden. Der Schwedenkönig sei der rechte Mann, es zu retten. Wenn ihm einige Polen noch Widerstand leisteten, so solle er sie durch Güte, Weisheit und Gerechtigkeit sich zu Fremden machen. Durch die Schwächen des polnischen Nationalcharakters möge er sich nicht beirren lassen. Der Kern der Volkseele sei gut, besonders sei die Freiheitsliebe des Volkes achtenswert, und ihr möge er durch Gewährung religiöser und politischer Freiheiten entsprechen. So nimmt sich Comenius der Besiegten gegen den Sieger an. Der Vorwurf Gindelys, dass er für die Schweden Partei ergriffen und dadurch die Polen gereizt habe, findet also in dem Schreiben keinen Anhalt (vgl. Dr. Anton Gindely, Über des J. A. Comenius Leben und Wirksamkeit. Znm 1892, Fournier & Haberler, pag. 67). Ebenso wenig ist der Vorwurf plumper Schmeichelei gerechtfertigt. Comenius erwähnt Alexander den Grossen nicht, um den Schwedenkönig als einen noch grösseren Sieger hinzustellen (siehe Gindely u. a. O.), sondern um ihn freimütig an die Wandelbarkeit des menschlichen Glücks zu erinnern. Man wird demnach Dr. Nese mann recht geben müssen, dass sich durch den Panegyrius nur die verletzt fühlen konnten, denen die evangelischerseits geforderte freie Religionsübung ein Dorn im Auge war.

Bei der Herausgabe dieser Schrift ist ganz dasselbe Verfahren beobachtet wie bei der des Excidium Lesnae. Es ist vor allem auf die Bequemlichkeit des Lesers Rücksicht genommen. Der Text ist so eingerichtet, dass er sich bequem lesen lässt, und überall wird noch durch Anmerkungen das Verständnis erleichtert.

Böttcher.

1. Des Johann Amos Comenius **Glücksschmied** oder die Kunst sich selbst zu raten. **J. A. Comenii Faber Fortunæ sive ars consulendi sibi ipsi.** Nach dem Amsterdamer Drucke vom Jahre 1661 mit einem einleitenden Berichte herausgegeben von Dr. Joseph Reber, Kgl. Direktor der höh. weiblichen Bildungsanstalt (zu Aschaffenburg). Aschaffenburg, Wailandsche Druckerei Akt.-Ges. 1895. 67 S. 8^o.

Die Einleitung schildert zunächst des Comenius Thätigkeit in Lissa, wo ihm der Graf von Belz, Rafael V., zwei seiner Söhne, Boguslav und Wladislav, zum Unterrichte übergab. Rafael starb 1636, seine Söhne teilten sich in das väterliche Erbe, und Comenius überreichte seinen ehemaligen Schülern die Schrift *Faber fortuna* zum neuen Jahre 1637 als damals übliches Angebinde. Der Herausgeber berichtet dann weiter über die Fortdauer und das Ende der Beziehungen des Comenius zu den Grafen von Belz und giebt dann an, wie Comenius zu der Wahl des Titels und der Behandlung des Gegenstandes seiner Schrift, zu der ihn das Studium Bacons veranlasste, gekommen ist, und in welchem Verhältnis sein Büchlein zu Bacons *Faber fortuna sive de ambitu vite*, dem zweiten Kapitel des 8. Buches von *de dignitate et augmentis scientiarum*, stand. Er charakterisiert in

kurzen den Glücksschmied des Comenius, der sich als ein eigenartiges Bruchstück der Pansophie darstellt. Die kleine Schrift verdient weiten Kreisen bekannt zu werden, meine Bemühungen haben daher einerseits den Zweck, einer zweiten Auflage, die sich hoffentlich bald nötig erweist, vorzuarbeiten, andererseits für die Leser der Schrift kleine Steine des Anstosses hinwegzuräumen. Für die Einleitung würde eine Kürzung wünschenswert sein, insofern die Auseinandersetzungen, die sich nicht speziell auf den *Faber fortunae* beziehen, so annehmbar sie auch sonst sein mögen, doch nicht hierher gehören und die Übersichtlichkeit erschweren. Es folgt nun das Werk des Comenius selbst im Wortlaut auf den Seiten links, rechts nebenstehend die Übersetzung. Diese giebt im allgemeinen den Inhalt wortgetreu wieder, es wäre freilich sehr zu wünschen, dass der Übersetzer das in gutem Deutsch gethan hätte. [Dass dies nicht geschehen, liesse sich mit vielen Beispielen belegen; z. B. S. 15: nur die Leitsätze allein (deren es 42 sind); schreibe: nur die Leitsätze (42 an Zahl oder 42 im ganzen); S. 31: Was wir selbst versuchen werden; schreibe: das werden wir nun versuchen; u. s. w.] Die Übersetzung ist also nach der Richtung hin einer Prüfung zu unterwerfen; der Übersetzer möge sich nur fragen, ob er wenn er Originaldeutsch geschrieben, sich in gleicher Weise ausgedrückt hätte. Mir erscheint das freilich minder wichtig, als dass die Übersetzung richtig und getreu den Inhalt des Originals wiedergiebt, und ich betrachte es daher im Folgenden nur als meine Aufgabe, die Ungenauigkeiten bzw. Unrichtigkeiten der Übersetzung zu berichtigen. S. 15 (*quid prodest aliquid sequi et non assequi?*) was nützt es, teilweise zu folgen und es nicht zu erreichen? (es hat keine Beziehung) schreibe: . . . einer Sache zu folgen und sie nicht zu erreichen? S. 15 (*eoque fortunae faber non quid sit scias, sed ipse fias*) und deshalb, was ein Glücksschmied ist, nicht weisst, sondern es selbst wirst; schreibe: und deshalb nicht nur weisst, was . . ., sondern . . . S. 21 (*scire non multa, sed bona et necessaria profutura idque certo et infallibiliter*) nicht viel zu wissen, sondern Gutes und das, was notwendig, nützlich ist, und dies . . . schreibe: nicht vielerlei, sondern Gutes, das mit Notwendigkeit Nutzen bringt, und zwar sicher und untrüglich zu wissen. S. 24 Z. 9 *Id* lies *Id*. Die Leitsätze (Aphorismen), die im lateinischen Texte fett gedruckt sind, sollten in der Übersetzung ebenfalls durch besonderen Druck (Schwabacher) ausgezeichnet sein. S. 27 (*optatos rerum successus, quibus quisquis gaudet, fortunatum dicece vulgus consuerit*) die erwünschten Erfolge der Angelegenheiten, daran sich jedweder freut, pflegt man gewöhnlich Glücksfall zu nennen. Der Übersetzer hat die Konstruktion des Satzes wegen der relativen Anknüpfung wahrscheinlich nicht verstanden: *optatos rerum successus* hängt noch von *significat* ab; im Deutschen müssen wir die relative Anknüpfung aufheben und etwa sagen: „die erwünschten Erfolge in unserem Beginnen: wer auch immer sich derselben erfreut, den pflegt das Volk einen vom Glücke Begünstigten zu nennen.“ S. 27 (*cautionibus*) Vorkehrungen; vielmehr: Warnungen.

S. 27 (*nec ea quae ratione certa fiunt, turbare*) der Übersetzer hat diese Worte unübersetzt gelassen. S. 28 und 29 steht bei Angabe der Psalmstelle 81, 9, 11. Die Zahl 9 ist zu tilgen. S. 28 (*Malum consilium consiliorum pessimum*) Ein schlechter Rat ist für den Berater der schlechteste. Besser: schlägt für den Ratgeber am übelsten aus. Dabei hätte auf *Gell. n. A.* 4,5 verwiesen werden sollen. S. 30 (*a fortuna tantum sua omnia et se ipsum*) von seinem Schicksale alles und sich selbst; schreibe: von dem Schicksale alles Seine und sich selbst. S. 30 (*Ipsasque tandem actiones tuas: ut ne illa regant te, sed tu illa*) endlich die Thätigkeiten selbst, damit sie . . . ; schreibe: endlich deine Thätigkeiten selbst, damit jene (nämlich *Objecta* und *Instrumenta*) . . . S. 32 Z. 9 lies *comparandum* statt *comparandum*, Z. 10 lies *aphorismis* statt *aphorismis*. S. 33 (*Verum haec particularius persequamur*) Doch dies wollen wir noch einzeln verfolgen; besser: . . . mehr im einzelnen untersuchen. S. 33 (*totum, integrum*) das Ganze, Volle; besser: . . . Unversehrte (Unverlorene). S. 33 (*Nolle autem est se ipsum voluntate et affectu a re separare*) . . . von dem Wunsche und der Zuneigung zu einer Sache trennen. fälschlich statt: (durch [mit] Willen und Neigung) absichtlich und geflissentlich von einer Sache fern halten. 4 Zeilen weiter lies Sprüche XIII, 4 statt Sprüche VIII, 4. 3 Zeilen weiter (*Mundus . . . nihil nisi decipi querit*) . . . sucht . . . nichts als getäuscht zu werden; besser: . . . will . . . sich immer nur täuschen lassen. 4 Zeilen weiter lies vergänglichlich statt vorgänglichlich. S. 35 (*divitibus insuper, gloria et honore*) überdies mit Reichtum und Ehre; lies: überdies mit Reichtum, Ruhm und Ehre. S. 35 (*vera bona intelligere votisque persequi*) die wahren Güter zu erkennen und mit seinen Wünschen zu trachten. Vor „zu trachten“ ist „danach“ einzuschieben. S. 35 (*splendidum quid*) zwar glänzend; schreibe: etwas Glänzendes. S. 35 (*non tum pronittit quam affert*) nicht so fast verspricht als bringt; besser: nicht bloss verspricht, sondern auch wirklich bringt. S. 35 (*forma, robur, nobilitas*) *robur* ist unübersetzt geblieben. S. 35 (*omnia tumen haec non nisi in ordine ad veriora illa bona*) . . . ordnungsmässig für jene . . . Güter, dafür etwa: in der ihnen gebührenden Stellung gegenüber jenen . . . Gütern. S. 37 (*malum fuit, quia . . . suscipitur*) . . . aufgenommen wurde; schreibe: unternommen (begonnen) wurde. S. 37 (*Patris luminum*) des Vaters der Menschen; schreibe: . . . alles Lichts. S. 37 (*edificatiuum*) Auf erbauung; besser: Erbauung. S. 37 Anm. 30: Die Erstgeschaffenen (*Protoplasti*) sind die Engel. Nach dem Zusammenhange und nach *Tertull. in exhortat. ad Castit.* 2 *extr.* und *adv. Iud.* 13 *post med.* können darunter nur die ersten Menschen (Adam und Eva) verstanden sein. S. 39 (*Alioqui operam ludes*) Sonst mußt du die Arbeit verspielen; schreibe: . . . wirst du die Mühe vergeblich aufwenden. S. 39 (*parsimonia debita*) schuldige (besser: gebührende oder gehörige) Sparsamkeit. S. 41 (*Cuiusque igitur ad fines suos media et occasiones amotaque impediuntur ad munus sunt, . . .*) Wer immer also zu seinen Zwecken

Mittel und Gelegenheiten (und beseitigte Hindernisse) zur Hand hat, .. die wörtliche Übersetzung von *amotaque impedimenta* ist unverständlich, dafür (nach Beseitigung der Hindernisse). S. 41 (*laboribus . . reuolunt*) . . *laboribus* „um den Preis der Arbeiten“ fehlt in der Übersetzung. S. 43 (Luk. I, 6) Druckfehler für Jak. I, 6. S. 42 *Ecd.* 27. 19. Druckfehler für *Ecd.* 22. 19. In der deutschen Übersetzung würde statt *Ekkles.* besser *Sirach* stehen. S. 43 (*vel occasiones dilabantur vel*) sogar Gelegenheiten entschläpfen oder; für „sogar“ ist „entweder“ zu setzen. S. 44 *Z.* 7 *uuaepitur* lies *rumpitur*. S. 44 *Z.* 9 *pro-uocat* ist durch „löst“ übersetzt; vielmehr „ruft hervor“ oder „erzeugt“. S. 45 (*ideoque ue te ipsi successus tui*) und so dich nicht deine Erfolge; genauer: und sogar dich nicht gerade deine Erfolge. S. 45 61, 13, 1138 lies *Hos.* 13, 1138. S. 45 (*Illi retrogradi etiam progredi est: ut qui*) Für ihn ist Rückschritt nicht Fortschritt, als der welcher. Unrichtig statt: . . sogar Fortschritt, da er ja. S. 47 lies (Psalm LXXIII, statt (Psalm LXX, und Luk. XXII, statt Luk. XXI; entsprechend S. 46 *Luc.* 22 statt *Luc.* 27. S. 47 (*caeco impetu casurum*) in blindem Ansturm anfallen wird. *casurum* steht im Gegensatz zu *proressura*, also: in blindem Anlauf zu Boden stürzen werde. S. 49 (*Anterertit casus rir sapiens ocaasionum (unde casus reuire soleat) prudenti declinatione*) Unfälle wendet ein weiser Mann vorher ab durch weises Ausweichen von Gelegenheiten hiezu (woraus Unfälle zu kommen pflegen); schreibe: . . durch vorsichtige Vermeidung der Gelegenheiten (aus denen Unfälle . .). S. 49 (*nihil uim [Druckfehler für eniu] fere subito fit*) Nichts nämlich geschieht fast plötzlich; schreibe: Denn so ziemlich nichts geschieht plötzlich. S. 50 *habet satis exercitatio* lies *habet talis exercitatio*. S. 51 (*uorbi, mortes*) *mortes* „Todesfälle“ ist unübersetzt geblieben. S. 51 (*ut sibi, si reuiant*) *sibi* desgleichen. S. 51 (*Soleuue itaque sit*) Es gelte daher . . als feierliche Regel; statt: „feierliche“ feste. S. 51 (*Qualiter fecit Job ideoque . . non desperarit*) Wie es Job gethan hat und der deshalb . . nicht verzweifelte; schreibe: so hat Hiob gehandelt und deshalb . . nicht verzweifelt. S. 51 (*Hinc philosophorum frequens salubreque consiliu*) Daher der häufige und gesunde Rat des Philosophen; schreibe: Daher der häufig gegebene, heilsame Rat der Philosophen. S. 53 (*quia auuiu uocitate gratiua sunt, hec cogitatio assidua prestabit, ut nulli malo sis liro*) weil alles durch Neuheit schwieriger ist, wird dieser beständige Gedanke nützen, damit du keines Übels Neuling bist, schreibe: weil alles, das neu und unbekannt auf uns eindringt, schwerer zu tragen ist, wird dieser beständige Gedanke es dahin bringen, dass . . . S. 53 (*uocuum offert sensum*) ein neues Gefühl bringt; besser: eine neue sinnliche Wahrnehmung . . . S. 53 (*Sed et occasio, ut uiuis casus*) *ut* scheint hier sinnlos und ist wohl in *est* zu verbessern. S. 53 Die Übersetzung von *perissemus nisi perissemus* muss für *perissemus* gleich sein, also etwa: Wir wären zu Grunde gegangen, wenn wir nicht zu Grunde gegangen wären. S. 54 zu *nulli non ut uocendum satis est uirium*

konnte auf *Seneca, epist. 105* verwiesen werden. S. 55 (*quam sapientes nonnulli in contemptus reclusi in securitatis quodam recessu libenter delituerunt*) da manche Weise in der Verachtung gleichwie in irgend einem Winkel der Sicherheit gerne sich verborgen hielten; schreibe etwa: da manche Weise in der Verachtung gleichsam eine Art Winkel der Sicherheit gefunden haben, in dem sie sich gerne verborgen hielten. Für *pertinaciter* lies *pertinaciter*. Der Anm. 48 ist zuzufügen: bei Seneca mit Umstellung der beiden Sätze. S. 57 (*vel unum inimicum*) *vel* (auch) ist unübersetzt geblieben. S. 57 (*Cui consonans eleganter Seneca*) Womit schon Seneca übereinstimmt; schreibe: Damit übereinstimmend sagt Seneca in trefflichen Worten. Die Verse *Ovid. Fast. 1, 485 sq.* werden übersetzt:

Wie jede Seele ihr eigenes Bewusstsein hat, also fasst sie
In der Brust bald Furcht, Hoffnung bald je nach Verdienst.

Ogleich das so gedruckt ist, sollen es doch wohl keine Verse sein. Dem Dichtergenius des Herrn Pfarrers K. Mämpel verdanke ich die Übersetzung:

Was die Brust dir bewegt, das treibt dich hierhin und dorthin,
Von der Hoffnung zur Angst, wie du die Saat hast gestreut.

S. 56, vorletzte Textzeile, lies *formidinis* statt *firmidinis*. S. 57 (*Cujus summa est*) *Cujus* bezieht sich auf *ars hec artium*, ist also nicht durch „dessen“ zu übersetzen. S. 59 (*Quii quibuscunque in mundo circumdamur, aut laquei sunt aut tricae*) weil mit welchen immer wir in der Welt umgeben werden, diese Fallstricke oder Wirnisse sind; schreibe: weil alles, was uns in der Welt umgiebt, für uns zu Fallstricken und Wirnissen wird. S. 59 (*solisque bonis, utilibus, necessariis*) *necessariis* ist unübersetzt geblieben. Die Stelle S. 58: *Quod idem similiter evenit iis, qui ambiunt homines, quaerendo, ubi vertigines patiantur, imo undae cadant: et qui voluptates malorum escas etc.* habe ich ebenso wenig verstanden, wie die entsprechende Übersetzung auf S. 59. Sollte der Text hier ganz korrekt und lückenlos wiedergegeben sein? S. 60 Z. 2 lies *Martialis*⁵⁸ statt *Martialis*⁵⁷. S. 60. 13 lies *Non tristis torus* statt *Non tristis torsus*. S. 60. 14 lies *Somnus* statt *Somuu*. S. 60. 5. *toqu rara* finde ich sonst durch *rara officia salutantium* erklärt. S. 61 (*nullae utiles bellicae exultantes languidis liquefiunt voluptatibus*) keine wichtigen Freuden durch entnervende Genüsse in ihrem Entzücken verweichlichen; schreibe: keine wichtigen, ausgelassenen Freuden durch entnervende Genüsse verweichlichen. S. 63 (*Qui confidit in corde suo*) Wer in seinem Herzen vertraut. schreibe: Wer sich auf sein Herz verlässt. S. 63 (*Et fiet, ut adversos casus aut non experiaris aut non cures*) . . . oder sie nicht besorgst; schreibe: . . . oder dich darum nicht kümmerst. S. 63 (*defecerunt prius ab Evergeto suo . . . quam congregarentur cum hoste*) Sie fielen aber von ihrem . . . Wohlthäter ab, sobald sie mit ihrem Feinde zusammenkamen (*prius quam* bedeutet nicht „sobald“);

schreibe: Sie fielen lieber von . . . , als dass sie mit dem Feinde kämpften. S. 63 (*eo plus accrevit*) wuchs . . . so sehr an. schreibe: wuchs . . . desto mehr an. S. 64 Anm. 60: *timorque* ist als Lesart dem *timoreque* vorzuziehen. S. 64 Z. 27 lies *huic* statt *hinc*. S. 64 Z. 32 lies *obscuro* statt *observo*. S. 65 (*O altitudinem divitiarum, sapientiae et agnitionis Dei!*) *agnitionis* Röm. 11, 33: *γνώσεως* lässt sich nicht durch „der Erbarmung“ wiedergeben. S. 65 mit den . . . uns allenthalben auflauernden Mächten . . . , und die; streiche „und“. S. 65 (*Tu enim vocas, admittis, suscipis omnes ad te confugientes*) Du nämlich rufst, berufst und nimmst auf alle zu Dir Flehenden; schreibe: Du nämlich rufst, lässest ein, nimmst auf alle bei Dir Zuflucht Suchenden. S. 65 (*In te vera securitas*) in Dir aber Sicherheit; schreibe: in Dir wahre Sicherheit. Oder *ist vero* statt *vera* zu lesen? S. 67 (*Da, agnoscam vere et amplectar serio*) Gieb, dass ich . . . im Ernst erhoffe; statt „erhoffe“ schreibe „erfasse“. S. 67 (*ad tuam voluntatem totum me componam*) mich ganz nach Deinem Willen gestalte; statt „gestalte“ etwa „einrichte“ oder „richte“. — Der Übersetzer hat die neue Orthographie angenommen, dabei fällt auf, dass stets „blos“ statt des allein richtigen „bloß“ gedruckt ist.

2. **Spicilegium Didacticum**, Artium discendi ac docendi summam brevium preceptis exhibens, à MSS^{is} Cl. J. A. Comenii collectum et editum à C. V. N. Amstelodami Typis Christophori Cunradi. Anno 1680. Nunc editum Rosenbergæ Typis Caroli Salva. 1895. VIII u. 35 pp. gr. 8^o.

Dem Neudruck geht ein in ungarischer Sprache verfasstes Vorwort von Dr. Ján Kvačala voraus, welches (mir unverständlich) wahrscheinlich auf „Johann Amos Comenius. Sein Leben und seine Schriften von Dr. Johann Kvačala, 1892 S. 471 nebst Anm. 38“ Bezug nimmt:

Ein Concept vom 9. Mai 1680 giebt die Mitteilung, man hätte mit der Herausgabe der philosophischen Bücher des Comenius so lange gezögert, dass sich Nigrinus endlich entschloss, zuerst ein *Spicilegium Didacticum*, allerdings nur zum privaten Zweck, in 100 Exemplaren zu veröffentlichen, in dem er über die heranzugehenden pansophischen Schriften orientiert. Die Widmung an den Leser dieses *Spicilegium* ist vom 5. Mai, Amsterdam, datiert u. s. w. (Anm. 38. Vergl. die Briefe über das *negotium Pansophicum*. Ep. Com. Mus. Boh. XIV).

Bei der Aufführung der Schrift im Verzeichnis der Werke des Comenius giebt K. der Vermutung Ausdruck, dass die hochinteressante Schrift irgendwo zu finden sei. Wie der Neudruck beweist, ist die Auffindung gelungen, unter C. V. N. ist zweifellos Christian (Christoph?) V(alentin?) Nigrinus zu verstehen, derselbe, den Comenius auf dem Sterbebette nebst seinem Sohne Daniel zur Herausgabe der pansophischen Werke verpflichtet hatte. Nach dem Vorwort folgt die **Mathetica h. e. Ars Discendi** in 42 Hauptsätzen, denen zum Schluss

eine Verweisung auf des Verfassers *Didacticum Opus Magnum* unter 43 folgt: *hic spicus legere duntaxat cura fuit.*

In gleicher Weise folgt auf p. 26 die Zusammenstellung der **Didactica** oder *ars docendi* in 33 Sätzen: unter 34 wird verheissen, dass, wenn diese Vorschriften recht beachtet werden, jede Schule zu einem *Lulus* wird, zur Erleuchtung des Verstandes, zur Lenkung des Willens, zur Stärkung der Kräfte und Fähigkeiten für die Ausführung der Beschlüsse. — Die streng logische Aneinanderreihung der Hauptsätze, aus denen sich *Porismata* (Folgerungen) mit Notwendigkeiten ergeben, ist in hohem Grade bewundernswert; ich enthalte mich absichtlich einer näheren Inhaltsangabe, weil die kleine Schrift es verdient, durch eine Übersetzung, die ich selbst abzufassen gelenke, allgemein zugänglich gemacht zu werden.

Eisenach, 3. Dezember 1895.

Prof. Dr. C. Th. Lion.

Nachrichten.

Die J. C. Hinrichssche Buchhandlung in Leipzig hat sich entschlossen, von der bekannten „**Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche**“ eine neue Auflage — es ist die dritte — zu veranstalten, und wir wollen nicht unterlassen, unsere Leser auf dieses bedeutungsvolle Unternehmen ausdrücklich hinzuweisen. Die erste Auflage des grossen Werkes — es erscheint diesmal in 180 Lieferungen zu je 1 M. — erschien im Jahre 1853, die zweite im Jahre 1876 und die dritte wird also jetzt nach abermals 20 Jahren vorbereitet. Die Herausgabe hat D. Albert Hauck, Professor in Leipzig, übernommen, und der Herausgeber wie der Verlag hoffen nach Ankündigung des Prospektes mit dieser neuen Auflage der „protestantischen Kirche einen Dienst zu erweisen“. Obwohl hier also das Interesse der protestantischen Kirche scharf betont wird, hoffen wir doch, dass auch die Geschichte und Glaubenslehre der alt-evangelischen Gemeinden, zu denen ja auch Comenius und die böhmischen Brüder zählen, sowie die Geschichte des älteren Pietismus in gleicher Unparteilichkeit dargestellt und berücksichtigt werden. Einige Urtheile des ersten Heftes über den Pietismus lassen leider freilich diese Wünsche unbefriedigt.

Der Anteil, den die Mitglieder der älteren freien Akademien oder Societäten an der **Entwicklung des modernen Toleranzstaates** seit der Mitte des 17. Jahrhunderts genommen haben, ist ein sehr erheblicher und verdient im Hinblick auf die Bedeutung der Sache eine besondere Untersuchung. Gleichzeitig müssten dabei die Beziehungen zu den Reformierten in allen Ländern einmal genauer festgestellt werden. Als es sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts darum handelte, ob in Schweden den Reformierten die Ausübung ihrer Gottesdienste gestattet werden solle oder nicht, da war die gesamte lutherische Geistlichkeit entschieden dagegen, und selbst der König und die Minister hatten schwere Bedenken. Nach langen Verhandlungen kam endlich ein für das Toleranz-Prinzip günstiger Beschluss zustande. Der brandenburgische Gesandte C. G. Winckler in Stockholm berichtete darüber im Jahre 1695 an seinen Kurfürsten: „Es werden sich viele in dieser Sache das Meritum zueignen, dem Herrn **Graf Oxenstirn** gehöret es einzig und allein, massen die Vorstellungen der ausländischen Ministers nicht den geringsten Effekt gethan hätten, wenn nicht hochgedachter Graf sich der Sache mit Ernst angenommen und unternommen hätte, der pluralitati votorum sich zu opponiren“ etc. Die Beziehungen der Grafen Oxenstirns zu den Societäten haben wir an anderer Stelle erörtert. Der hier genannte war der Reichskanzler Benedikt Oxenstirn († 1702), der Grossneffe Axel Oxenstierns, des Mitgliedes der Akademie des „Palmbaums“ und Beschützers des Comenius.

Um das Jahr 1760 stiftete der spätere Dichter Gottlob Wilhelm Burmann aus Lauban, der am 27. Nov. 1758 dort immatrikuliert war, an der Universität zu Frankfurt a. O. eine Societät der „**Freunde der Wissenschaften**“ nach Art der ähnlichen Gesellschaften, wie sie an den Hochschulen zu Leipzig, Jena und Göttingen bestanden. Es wird von einem Mitgliede dieser Gesellschaften¹⁾ ausdrücklich bestätigt, dass der Vorgang Johann Christoph Gottscheds und das Vorbild der von ihm gestifteten „Gesellschaft der freien Künste“ in Leipzig für die jungen Leute, die an anderen Hochschulen Ähnliches versuchten, massgebend war. J. C. Gottsched war im Jahre 1724 Mitglied und im Jahre 1727 „Ältester“ oder Senior der „deutschübenden Gesellschaft“ zu Leipzig geworden, die seit dem Jahre 1697 dortselbst bestand.²⁾ Die Gesellschaft, die sich auch wohl Collegium und ihre Mitglieder „Poeten“ nannte, hatte verwandte Gründungen zuerst in Jena, dann in Halle und Göttingen zur Folge, und zu Ende der fünfziger Jahre folgte dann, wie bemerkt, Frankfurt dem gegebenen Beispiele. Ursprünglich bestanden diese „Societäten“ als freie Organisationen, allmählich aber schien es ihnen geraten, sich behördliche Bestätigung geben zu lassen, und die Frankfurter Gesellschaft reichte im Dezember 1764 ein

¹⁾ Gutachten des Kammergerichtsrats Steck vom 8. Januar 1765 (s. Stölzel, Svarez S. 68).

²⁾ S. M. H. der C. G. 1895 S. 180 f.

bezügliches Gesuch bei Friedrich dem Grossen ein, welches von Burmann, J. S. E. Stendener, Svárez und sechzehn Genossen unterzeichnet war¹⁾.

Dieser Schritt hatte ursprünglich nicht in der Absicht der Gesellschaft gelegen, aber Professor Darjes in Frankfurt, den die Freunde zum Senior und Präses zu machen wünschten, hatte ihnen erklärt, dass er das Ältestenamt nicht eher übernehmen könne, bis die Societät die Genehmigung der Obrigkeit erhalten habe. Die Eingabe, der der Entwurf von Satzungen und eine Zeichnung des Siegels, das die Gesellschaft zu führen wünschte, beigegeben war, wurde vom Könige dem Kammergerichtsrat Steck zur Begutachtung zugewiesen und dieser stellte fest, dass die Gesellschaft „alles Äusserliche einer Kaiserl. und Königl. Akademie“ habe und bestätigt damit, dass in der That, wie wir früher in diesen Heften nachgewiesen haben, Zusammenhänge dieser „Societäten“ mit den älteren Societäten oder „Akademien“ bestanden.

Prof. Darjes wurde zum Bericht aufgefordert und dieser sandte am 22. Februar 1765 einen neuen Entwurf der Satzungen ein, der nach dem Muster der Gesellschaften zu Göttingen, Jena und Leipzig gemacht war, und fügte die „Beschreibung der Jenaischen deutschen Gesellschaft“ bei. Das Geheime Staats-Archiv zu Berlin hat aus der Registratur der Universität Frankfurt a/O. Aktenstücke überkommen, die für die Geschichte dieser Societät sowie für die Kenntnis dieser freien Gesellschaften überhaupt von Interesse sind.

Wir haben in den M.H. an verschiedenen Stellen (s. M.H. der C.G. 1895 S. 180 f. n. 1896 S. 71) auf die Zusammenhänge der von Gottsched geleiteten „Deutschen Gesellschaften“ mit den früheren „Akademien“ und den späteren freien litterarischen Gesellschaften aufmerksam gemacht. Da ist es nun merkwürdig, dass die ersten bis jetzt nachweisbaren Spuren des Namens Freimaurer im mittleren Deutschland sich in solchen Kreisen finden, die mit Gottsched in Beziehung stehen. Am 5. Januar 1738 schreibt eine Gesellschaft von Männern in Halle an Gottsched, dass sie bei ihren Bestrebungen in Sachen der Litteratur sich nach seinem Muster gerichtet hätten; sie unterzeichnen sich „Die Freymaurer: M. W. L. R. B.“ (siehe Gottscheds Briefwechsel Bd. IV, 229 f.). Wenn Gottsched die Namen kannte, was doch anzunehmen ist, so sind sie doch bei Herausgabe seines Briefwechsels unterdrückt worden; es wäre von Interesse festzustellen, wer diese Männer waren, und wir würden für einen Nachweis der Namen dankbar sein. Zu Halle bestand seit 1733 ein nach dem Muster von Gottscheds

¹⁾ Die Namen der Sechzehn waren: F. L. Sohlfeldt aus Breslau; J. G. Süssmilch aus Berlin; S. B. Sitcovius aus Polen; J. C. L. Hellwig aus Gartz; A. C. Weschfeld aus Crossen; A. L. C. Isensen aus Anhalt; J. C. Speer aus Landshut; Samuel Hartmann aus Lissa (Posen); C. W. Händzschky aus Züllichau; J. C. Deichsel aus Breslau; Rudolph von Büнау aus Merseburg; J. L. Cassius aus Polen; J. G. Schulz aus der Neumark; Carl Plome aus Cüstrin; G. Fr. Th. Zimmermann; Otto G. Brandt aus Pommern — lauter Studierende der Universität.

„Deutscher Gesellschaft“ eingerichtetes und im Stillen wirkendes „Collegium poeticum“, das von Immanuel Pyra und Samuel Gotthold Lange begründet war (Kawerau, Aus Halles Litteraturleben, Halle 1888 S. 81); es ist völlig zweifellos, dass die hallischen „Freimäurer“ diesem Kreise nahe standen. — Mit diesen Beobachtungen stimmt es überein, dass einige derjenigen Männer, die die Mitbegründer des Maurerbundes in Deutschland waren, der preussische Geh. Rat und Vize-Präsident der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Karl Stephan Jordan (geb. 1700), sowie namentlich der spätere preussische Gesandte im Haag, Jacob Friedrich von Bielefeld (geb. 1717) Bekannte oder nahe Fremde Gottscheds waren. Bielefeld, geb. als Sohn eines Kaufmanns in Hamburg, war dort im Jahre 1737 Mitglied einer Loge (der ersten in Deutschland) geworden; er war dann bei der Aufnahme Friedrichs des Grossen im Jahre 1738 mitthätig und begründete nebst Jordan und andern 1740 die nachmalige Loge Aux trois globes in Berlin. Weitere Aufschlüsse wären erwünscht.

Indem wir auf den in diesem Hefte enthaltenen Aufsatz Jos. Müllers „Über die Gemeinde-Verfassung der böhmischen Brüder“ Bezug nehmen, wollen wir auf die Auffassungen verweisen, welche in Sachen der Taufe während des 16. Jahrhunderts von einzelnen Führern oder Freunden der sog. Täufer gelegt wurden, und die sich doch sehr nah mit den Ansichten der böhmischen Brüder, wie sie Müller schildert, berühren. Balthasar Hubmeier schreibt in einem Brief vom 16. Januar 1525 an Oecolampad über die Taufe folgendes: „Statt der Taufe lasse ich die Gemeinde zusammenkommen und erkläre in deutscher Sprache das Evangelium: Man brachte Kindlein dar etc. (Matth. 19, 13). Dann wird dem Kinde der Name beigelegt; die ganze Gemeinde betet mit gebogenen Knien für dasselbe und empfiehlt es Christus, dass er ihm gnädig sei und für dasselbe bitte. Sind aber die Eltern noch schwach und wollen durchaus, dass das Kind getauft werde, so taufe ich es und bin einstweilen schwach mit den Schwachen, bis sie besser unterrichtet sein werden“ (Zwinglii Opp. II, 1. Abth. S. 238 f.). Darüber schreibt Oecolampad an Zwingli, „der Gebrauch, den Hubmeier in der Kirche befolge, gefalle ihm überaus wohl, und er wünsche, dass er überall Beifall finden möge“. (Zwinglii Epp. I, 383). — Caspar von Schwenkfeld erklärte, die Taufe der Kinder als Sakrament nicht anerkennen zu können, aber er wolle sie als feierlichen Akt der Aufnahme in die christliche Gemeinschaft beibehalten. Er lehrte, dass „kein Kind durch solches Werk (die Taufe) selig werde, sondern dass Christus in seiner Gnade beider, der jungen Kinder und der Alten, Seligmacher sei“, riet aber gleichzeitig, die Ceremonie als „Kirchen-Taufe“ (Baptisma ecclesiasticum) fortzusetzen. (Brf. v. 5. April 1543 in Ms. 45. 9 fol. 374 der Bibliothek zu Wolfenbüttel).

Eingegangene Schriften.

(Vgl. C. Bl. der C. G. 1895. S. 168.)

Die Schriftleitung behält sich vor, über einzelne Werke noch besondere Besprechungen zu bringen.

Für unaufgefordert eingesandte Werke wird keinerlei andere Gewähr als die Namhaftmachung an dieser Stelle übernommen.

- Andrae.** — Über die Faulheit. Ein psychologischer Versuch von Dr. Carl Andrae. Beigabe zum Jahresbericht der kgl. Lehrerbildungsanstalt zu Kaiserslautern 1895. Kaiserslautern: Buchdr. Ph. Rohr 1895. 8°. (40 S.)
- Balsiger.** — Städtische Schulfragen. Primarlehrerbesoldungen. — Abteilungsunterricht. — Gemischte Klassen. — Stellung der Lehrerinnen. Von Ed. Balsiger. Bern: Hallersche Buchdr. 1893. 8°. (Separatabdr. aus dem Intelligenzblatt.) 30 S.
- Balsiger.** — Volkswirtschaft und Erziehung. Ein Beitrag zur Frage der Unterstützung des Erziehungswesens durch den Bund. Von Ed. Balsiger, Bern. (Separatabzug aus dem „Bund“ vom 1., 3. März 1895.) 8°. (12 S.)
- Bericht.** — Bericht über die Verhandlungen des 6. Evangelisch-sozialen Kongresses, abgehalten zu Erfurt am 5. und 6. Juni 1895. Nach den stenographischen Protokollen. Berlin: K. G. Wiegandt 1895. 8°. (148 S.)
- Blätter.** Bayreuther. — Deutsche Zeitschrift im Geiste Richard Wagners, hrsg. von Hans von Wolzogen. Jg. 19. 1896. 1.—3. Stück.
- Blätter.** Böhmisches-Mährische, aus der Brüdergemeine. Hrsg. von dem Komitee für das Werk der Brüdergemeine in Böhmen und Mähren. 1895. Nr. 7 u. 8. Juli.
- Bodemann.** — Die Leibniz-Handschriften der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Hannover. Beschrieben von Dr. Eduard Bodemann. Hannover und Leipzig: Hahn'sche Buchh. 1895. 8°. (339 S.)
- Bulletin** de la société d'histoire vaudoise. N. 12. Torre Pellice: Imprimerie Alpina 1895. 8°. (163 S.)
- Časopis.** — Český Časopis historický vydávají Dr. J. Goll a Dr. A. Rezek. Ročník 1. Sečet 1. 2. V Praze: Bursík & Kohout 1895. 8°.
- Ebenspanger.** — Über methodische Behandlung des Religionsunterrichtes in den Volksschulen. Vortrag, gehalten am 8. Oktober 1895 zu Oberschützen, von Johannes Ebenpanger. Oberwarth: Druck von L. Schodisch 1895. 8°. (8 S.) 10 kr.

- Ebenspanger.** — Die 50jährige Geschichte der evangelischen Schulanstalten zu Oberschützen. Verfasst von Johannes Ebenspanger. Oberwarth: Druck von L. Schodisch 1895. 8°. (160 S.)
- Fabricius.** — Die akademische Deposition. (Depositio cornuum.) Beiträge zur Deutschen Litteratur- und Kulturgeschichte, speziell zur Sittengeschichte der Universitäten. Von Dr. Wilhelm Fabricius. Frankfurt a. M.: K. Th. Völcker 1895. 8°. (79 S.)
- Gebhardt.** — Die Einführung der Pestalozzischen Methode in Preussen. Ein urkundliches Kapitel preussischer Schulgeschichte von Bruno Gebhardt. Berlin: R. Gärtners Verlagsbuchh. Herm. Heyfelder 1896. 8°. (80 S.) 1,40 M.
- Gesichtsblätter** des Deutschen Hugenotten-Vereins. Zehnt 4. Heft 5. 6. 9. 10. Zehnt 5. Heft 1-6. Magdeburg: Heinrichshofen 1895/96. 8°.
- Hagen.** — Die Richtungen der klassischen Philologie seit Fr. A. Wolf. Rektoratsrede, gehalten zur 61. Stiftungsfeier der Universität Bern am 16. November 1895 von Dr. Hermann Hagen. Bern: Hallersche Buchdr. 1895/96. 8°. (23 S.)
- Hausrath.** — Weltverbesserer im Mittelalter von Adolf Hausrath. III. Die Arnoldisten. Leipzig: Breitkopf und Härtel 1895. 8°. (438 S.) 8 M.
- Hübner.** — Otto Hübners Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. 44. Ausg. für das Jahr 1895. Hrsg. von Dr. Fr. von Juraschek. Frankfurt a. M.: H. Keller. quer 8°. (93 S.) 1,20 M.
- Jahrbuch** der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich. Hrsg. von Georg Loesche. Jg. 16. Heft 2-4. Wien: Manz. Leipzig: J. Klinkhardt 1895. 8°.
- Kayser.** — Johann Heinrich Pestalozzi. Nach seinem Leben, Wirken und seiner Bedeutung dargestellt von W. Kayser. Zürich: F. Schulthess 1895. 8°. (358 S.)
- Klika.** — Vojta Náprstek, přítel české mládeže a české školy. (* 17. 4. 1826, † 2. 9. 1894.) List do dějin české pedagogie a příspěvek k poznání kulturního života společnosti pražské v posledním třicetiletí. Napsal Josef Klika. V Praze 1895. 8°. (45 S.)
- Klingelhöfer.** — Eine Aufgabe für die europäische Presse. Von Wilhelm Klingelhöfer. Nachtrag zu der Schrift: Der Sturz der Sozialdemokratie oder das Ei des Columbus. Eine Sozialreform im grossen Stil. Berlin: E. Rentzel 1895. 8°. (24 S.) 0,35 M.
- König.** — Karl König: Lehrervereine und Lehrertage. Zabern i/E.: A. Fuchs 1895. 8°. (135 S.) 1,50 M.
- Kohn.** — Die Sabbatharier in Siebenbürgen. Ihre Geschichte, Litteratur und Dogmatik. Ein Beitrag zur Religions- und Kulturgeschichte der jüngsten drei Jahrhunderte von Dr. Samuel Kohn. Budapest: Singer & Wolfner. Leipzig: F. Wagner 1894. 8°. (296 S.)
- Komensky.** — Komenský Jan Amos. Pokus o stručné vyličení života a veskeré působnosti jeho. Soubor článků „Stručného Slovníku Pedagogického“. V Praze: E. Beaufort 1893. 8°. (88 S.)
- Koser.** — Das neue Reich und seine Begründer. Festrede, gehalten in der

- Beethovenhalle zu Bonn am 18. Januar 1896 von Reinhold Koser. Bonn: C. Georgi 1896. 8°. (20 S.)
- Krafft.** — Zum Andenken an Christian Krafft, weiland Pfarrer der deutsch-reformierten Gemeinde und Professor der reformierten Theologie zu Erlangen. Von einem alten Schüler desselben. Elberfeld: Verlag des Reformierten Schriftenvereins 1895. 8°. (48 S.)
- Krass.** — Ein französischer Bericht über das Schulwesen in Niederdeutschland aus dem Jahre 1811. Von Dr. M. Krass. Sonderabdruck aus den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, hrsg. von Karl Kehrbach, Jg. 5, Heft 2. Berlin: A. Hofmann & Comp. 1895.
- Krause.** — Grundriss der historischen Logik für Vorlesungen von Karl Christian Friedrich Krause. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers hrsg. von Dr. Paul Hohfeld und Dr. Aug. Wünsche. 2. verm. und verb. Aufl. Weimar: E. Felber 1895. 8°. (444 S.)
- Krause.** — Le système de la philosophie par Karl Christian Friedrich Krause. La théorie de la science. Tome 2. Ouvrage traduit de l'allemand par Lucien Buys. Berlin: E. Felber 1895. 8°. (276 S.) 6 M.
- Kumm.** — Entwurf einer empirischen Ästhetik der bildenden Künste. Von Karl Kumm. Berlin: Selbstverlag 1895. 8°. (83 S.)
- Kvaesala.** — Fünfzig Jahre im preussischen Hofpredigerdienste. D. E. Jablonsky. Vortrag, gehalten in der Aula der Universität von Prof. Dr. J. Kvaesala. Sonderabdruck aus Acta et commentationes Imp. Universitatis Jurievensis (olim Dorpatensis) 1896, Nr. 1^a. Jurjew (Dorpat): Druck von C. Mattiesen 1896. 8°. (23 S.)
- Lehmann.** — Der Bildungswert der Erdkunde. Von Dr. Richard Lehmann, Prof. zu Münster i. W. (Sonderabdruck aus den Verhandlungen des XI. deutschen Geographentages.) Berlin: D. Reimer 1896. 8°. (35 S.) 0,60 M.
- Loesche.** — Johannes Mathesius. Ein Lebens- und Sittenbild aus der Reformationszeit. Von Georg Loesche. Bd. 1. 2. Gotha: F. A. Perthes 1895. 8°. (639 u. 467 S.)
- Lohmeyer.** — Verzeichnis neuer Hessischer Litteratur. Von Edward Lohmeyer. Jahrg. 1894. Kassel 1895. 8°. (LVI S.)
- Loserth.** — Über Wiclif's erstes Auftreten als Kirchenpolitiker. Von J. Loserth. Sonderabdruck aus der Festgabe für Franz v. Krones. Graz: Im Verlage des Verf. 1895. 8°. (8 S.)
- Loserth.** — Beiträge zur Geschichte der husitischen Bewegung. V. Gleichzeitige Berichte und Aktenstücke zur Ausbreitung des Wiclifismus in Böhmen und Mähren von 1410 bis 1419. Gesammelt und mit kritischen und erläuternden Anmerkungen hrsg. von Dr. Johann Loserth. Wien: In Comm. bei F. Tempsky 1895. (Aus dem Archiv für österr. Geschichte Bd. 82 separat abgedruckt.) 8°. (92 S.)
- Martens.** — Weltgeschichte. Ein Handbuch für das deutsche Volk von Dr. Wilhelm Martens. Hannover: Manz & Lauge 1895. 8°. (239 + 160 + 294 S.) 8 M.

- Massow.** — Reform oder Revolution! Von C. von Massow. 2. veränderte Aufl. Berlin: O. Liebmann 1895. 8°. (245 S.) 2 M.
- Melsner.** — Die Freunde der Aufklärung. Geschichte der Berliner Mittwochsgesellschaft. Von Heinrich Melsner. Separatdruck aus der Festschrift zur 50jährigen Doktorjubelfeier Karl Weinholds am 14. Januar 1896. Strassburg: K. J. Trübner 1896. 8°. (12 S.)
- Mitteilungen** der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, hrsg. von Karl Kehrbach. Jahrg. 5. Heft 4. Berlin: A. Hofmann & Comp. 1895. 8°.
- Natorp.** — B. C. Ludwig Natorp als Pestalozzianer. (1774—1846.) Vortrag, gehalten zu Marburg am 1. Oktober 1895 von Dr. Paul Natorp. Cassel: Druck von Weber & Weidemeyer 1895. 8°. (35 S.)
- Nörrenberg.** — Die Volksbibliothek: ihre Aufgabe und ihre Reform. Nach einem Vortrage von Dr. Constantin Nörrenberg. 2. Abdruck mit Anhang: Einrichtung und Verwaltung. Kiel: Gnevkow & v. Gellhorn in Comm. 1896. 8° (32 S.) 0,40 M.
- Pestalozzi.** — Lienhard und Gertrud. Ein Buch für das Volk von Heinrich Pestalozzi. 1. und 2. Teil. Nach der Originalausg. von 1781/83 neu hrsg. von der Commission für das Pestalozzistübchen in Zürich zum 12. Januar 1896. Lieferg. 1. 4. Zürich: F. Schulthess 1896. 8°.
- Résumé du Rapport annuel (pour 1894) du Comité d'Instruction primaire, section de la Société Impériale Economique Libre à St. Pétersbourg.** St. Pétersbourg: Imprimerie P. P. Soukine 1895. 8°. (22 S.)
- Revue internationale de l'enseignement** publiée Par la Société de l'Enseignement supérieur. Rédacteur en chef Edmond Dreyfus-Brisac. Année 16. No. 1. Paris: A. Colin & Cie. 1896. 8°.
- Romundt.** — Ein Band der Geister. Entwurf einer Philosophie in Briefen von Dr. Heinrich Romundt. Leipzig: C. G. Naumann 1895. 8°. (129 S.)
- Rozhledy.** — Paedagogické Rozhledy. Redaktor Josef Klika. Ročník 8. Sešit 1. 3. V Praze 1895. 8°.
- Schriften** der Einheitschule (Realschule). Hamburg-Hohenfelde, Lübeckerstrasse 110. Hamburg: Herold. 8°.
- I. Pindars erste istsmische Ode „An die Vaterstadt“ mit einem Vorwort über Hellenismus und Einheitschule von Dr. L. Bornemann. 1893. (16 S.)
 - II. Anschaulicher Betrieb der Grammatik. Von Dr. L. Bornemann. 1895. (16 S.)
 - III. Erlebtes und Gelerntes, seinen Schülern gewidmet von Dr. L. Bornemann. 1896. (55 S.)
- Schwarz.** — Die Unwältzung der Wahrnehmungshypothesen durch die mechanische Methode. Nebst einem Beitrag über die Grenzen der physiologischen Psychologie. Von Dr. Hermann Schwarz. Leipzig: Duncker & Humblot 1895. 8°. (198°, 213 S.) 9 M.
- Servet.** — Michael Servets Wiederherstellung des Christentums. Bd. 1—3. Wiesbaden: C. Limbarth 1895/96. 8°.

- Bd. 1. Sieben Bücher über die Dreieinigkeit von Michael Servet, zum erstenmal übersetzt durch Dr. Bernhard Spiess. 2. Ausg. 1895. (323 S.) 5 M.
- Bd. 2. Drei Bücher über den Glauben und die Gerechtigkeit des Reiches Christi, welche die Gerechtigkeit des Gesetzes übertrifft, und über die Liebe. Vier Bücher über die Wiedergeburt von oben und über das Reich des Widerchristen von Michael Servet, zum erstenmal übersetzt durch Dr. Bernhard Spiess. 1895. (304 S.) 5 M.
- Bd. 3. Serveti De mysterio trinitatis et veterum disciplina ad Philippum Melancthonem et eius collegas apologia, in Originaltext hrsg. von Dr. Bernhard Spiess. 1896. (60 S.)
- Struný** Slovník paedagogický. Nákladem Odborn literární-paedagogického při Ustředním spolku jednot učitelských v Čechách a podporou České Akademie císaře Františka Josefa. Sešik 30 a 31. (Díl III. sešit S. a 9.) V Praze: E. Beaufort.
- Tangemann.** — Morgen und Abend. Erinnerungen, Lebensbilder und Selbstbekenntnisse von Dr. W. Tangemann. Leipzig: Breitkopf und Härtel 1895. 8°. (264 S.)
- Tollin.** — Des Deutschen Hugenotten-Vereins Würdigung durch das hugenottische Ausland. Von Dr. Tollin. Sonderabdruck aus der Zeitschrift „Die Französische Colonie“, Jahrg. 1895. Berlin: E. S. Mittler & Sohn 1895. 4°. (15 S.)
- Valeton.** — Het doorgangshuis te Hvenderloo. Door Prof. Dr. J. J. P. Valeton Jr. Overgedrukt uit „Bouwsteenen“. 1895. 8°. (47 S.)
- Vetter.** — Die moderne Weltanschauung und der Mensch. Sechs öffentliche Vorträge von Benjamin Vetter. Mit einem Vorwort von Ernst Haeckel in Jena. 2. Aufl. Jena: G. Fischer 1896. 8°. (157 S.) 2,50 M.
- Weddigen.** — Geschichte der deutschen Volksdichtung seit dem Ausgange des Mittelalters bis auf die Gegenwart. In ihren Grundzügen dargestellt von Dr. Otto Weddigen. 2. verm. und verb. Aufl. Wiesbaden; H. Lützenkirchen 1895. 8°. (248 S.) 5 M.
- Werner.** — Herders Bedeutung in der evangelischen Kirche. Von Dr. August Werner. Stadtsulza: Druck von E. Rost o. J. 8°. (23 S.)
- Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik.** Hrsg. und religirt von Dr. Richard Falckenberg. Neue Folge. Bd. 107. Heft 1. 2. Leipzig: C. E. M. Pfeffer 1895/96. 8°.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft.

V. Band.

— 1896. —

Heft 7 u. 8.

Sebastian Castellio.

Ein Vorkämpfer der Glaubensfreiheit im 16. Jahrhundert.

Von

Dr. Bernhard Spiess,

Professor in Wiesbaden.

Im Jahre 1893 beschloss die Akademie der Wissenschaften in Paris, ein Werk mit dem Preise zu krönen, das zu den bedeutendsten gehört, die auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte seit vielen Jahren erschienen sind, ein Werk zugleich, das die wissenschaftliche Klarstellung mancher durch religiöse Parteikämpfe verdunkelten Begebenheiten enthält und dessen Inhalt das Arbeitsgebiet unserer Gesellschaft besonders nah berührt, nämlich die Lebensbeschreibung Sebastian Castellios (1515—1563) von Ferdinand Buisson in Paris¹⁾.

Das Werk ist weit mehr, als der Titel verrät. Nicht nur ein Spiegel der Geüfer Reformationsgeschichte, der uns Calvin und seine Gegner plastisch vorführt, nicht nur ein wertvoller Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Humanismus, nicht bloss eine Geschichte der Pädagogik jener Zeit, auch nicht bloss eine Darlegung der französischen Politik bis zur Bartholomäusnacht: es ist weit mehr, und das alles in anschaulichen biographischen Formen, mit wertvollen Gelehrtenkorrespondenzen, kritischen Beigaben, glücklichen Kombinationen, dabei in stolz pragmatischem Stile einer edlen Begeisterung. Was seinen Liebling Castellio begeistert hatte, die Idee der Toleranz und Freiheit, das fühlt ihm der Verfasser nach, und so fasst er ihn als den zwei Jahrhunderte zu früh geborenen Bahnbrecher eines humanen, philosophisch denken-

den Zeitalters, als den Vinet des 16. Jahrhunderts. Doch genug des Lobes. Folgen wir dem Meister auf den Lebenspfaden des Kessors Castellio.

Das Dorf von St. Martin-du-Fresne liegt im Nordgebiet des Territoriums Le Bugey, eine Meile südwestlich von Nantua. Beherrscht von den Bergen von Ain ist es am Fusse des Gehölzes selbst gebaut, auf dem Abhange des letzten Strebepfeilers, dem Hügel von Chamoise, am Eingang zu einer der seltenen Ebenen des Landes, der von Brion, durch die der Oignin fliesst. Es ist durchschnitten durch die grosse Strasse von Lyon nach St. Claude, von der ein anderer Weg abbiegt nach den ersten Häusern des Dorfes, nämlich die des hohen Bugey, die den Jura durchschneidet bis St. Rambert durch das Thal de l'Albarine. Die Gemeinde, die nur etwa 800 Einwohner zählt, zu Anfang dieses Jahrhunderts noch mehr als 1000, hat den Namen »Burg« bewahrt. Ein Hügel ist dort und einige Spuren eines alten Turmes, der im 13. Jahrhundert für die Geistlichen Nantuas gebaut worden war und 1601 zerstört wurde. Am Fusse dieses Turmes von St. Martin-du-Fresne wurde 1515 geboren Sébastien Chatillon, einer der zahlreichsten Familien des Landes entstammend. Sein Vater, von dem wir nur wenig wissen, war nach Castellios Versicherung, ein arbeitsamer, rechtschaffener Landmann. Castellio hatte mehrere, zur Hälfte ältere, Geschwister. Bekannter als die Familie ist uns die Geschichte des Ortes selbst.

Le Bugey hatte länger als andere Orte seine Unabhängigkeit bewahrt. Lange war es als zu klein von den Königen Frankreichs und Deutschlands unbeachtet geblieben. Heinrich IV. trat die Seignurie de Bugey seinem Schwager, Amé de Maurienne, Grafen von Savoyen, ab, um den Übergang über die Alpen zu erkaufen. Die beiden Provinzen lebten unter der lange Zeit nominalen Souveränität Savoyens, wie sie unter Bourgogne gestanden

¹⁾ Sébastien Castellion, sa vie et son oeuvre (1515—1563). Étude sur les origines du protestantisme libéral français par Ferdinand Buisson, Paris, Hachette 1892, 2 Bde. — Das Erscheinen dieses Werks ist auch für Deutschland um so erfreulicher, weil wir in deutscher Sprache ausser einer kleinen Schrift von Jakob Machly, Seb. Castellio. Ein biographischer Versuch nach den Quellen. Basel 1862, keine eingehendere Arbeit über den bedeutenden Mann besitzen.

hatten. Die eigentümliche Lage der Herrschaft machte Bugeys Berge zum Schlupfwinkel der flüchtigen und geächteten „Häretiker“, besonders der von Lyon verjagten Waldenser. Petrus Waldus, vielleicht selber vom Bugey stammend, und einzelne Überbleibsel der Eusabotés hatten dort Albigeuserflüchtlinge gefunden. Fleury konstatiert, dass die Waldenser sehr zahlreich im Bugey waren. 1297 setzten sie sich gegen das Einschreiten der Inquisition zur Wehr. Zeit und Ort waren gleich günstig den Ideen der Toleranz. Herzog Philibert der Schöne hatte sich 1502 mit seiner Gemahlin Margarete von Österreich in der Stadt Bourg niedergelassen. Margarete, in Frankreich noch keineswegs jeder Reform abhold, die Gönnerin Gorrevods und Tyndales, sowie der Waldenser, ging nach den Niederlanden und dachte an eine belgische Nationalkirche. Savoyen fehlte es damals an einem energischen Herrscher. Karl III., zwischen Rom und Luther schwankend, die Inquisition seit 1528 begünstigend, erntete nichts als den verdienten Abfall seiner Besitzungen. Genf machte sich unabhängig von Bern, Bern bemächtigte sich des Vaud und des Gex. Franz I. zwang die Städte und Schlösser von Bresse und Bugey, ihn als Souverän anzuerkennen, und Karl zog sich auf sein letztes Besitztum Nizza zurück. 1536 ward Castellio Unterthan des Franz, als er bereits seine Heimat verlassen hatte, um in Lyon zu studieren. Daher kommt es, dass er sich nie als Franzose gefühlt und den Franzosen ihre Nationalfehler vorgehalten hat.

Lyon war damals die geistige Hauptstadt Frankreichs, es war frei und reich, das zweite Auge Frankreichs genannt, nicht bloss ein Anziehungspunkt der italienischen Industrie (zumal der Seidenweberei) und Kunst, sondern auch der Sammelplatz der Litteraten, mit vielen berühmten Buchdruckereien (Lascari u. a.). Hier finden wir den zwanzigjährigen Seb. Chatillon, von dem wir leider keine Autobiographie besitzen. Castellio war in Lyon vereinsamt und gab Privatunterricht. Zwanzig Jahre später schreibt er, er habe damals in den ärmsten Verhältnissen gelebt, und erinnerte sich noch des Umschwungs derselben, als er in eine reiche Familie berufen worden sei und auf den Zuschuss von Hause verzichtet habe. Offen, wie immer, bekannte Castellio in seiner Verteidigung gegen Calvins Vorwürfe (p. 355—357), er sei damals vom Dämon der Verse besessen gewesen, habe sich gern nennen hören, aber sein Gewissen habe ihn getrieben, dieser Eitelkeit

zu entsagen. Die griechischen Briefe mit dem ominösen Namen Castalio weisen auf die Zeit von 1535 bis 1540. Den Grossen und Gelehrten (Rabelais, Champier etc.) war er nicht bekannt geworden, sondern er verkehrte in bescheideneren Kreisen. Aus den Epigrammen erkennt man die Namen seiner Bekannten: G. Ducher, dessen Gedicht auf Castello grosse Achtung verrät, Nic. Bourbon, Je. Voulté, die beiden Argentier, die Castellios Studien geteilt, aber ebenso wenig wie Phil. Girinet zur Reformation übertraten, ferner Flor. Wilson, Fundulus, Caullius, die Fournier, J. Guttanus, die beiden Sève, Männer verschiedener Geistesrichtung: Übersetzer, Inschriftenforscher, Theologen, Pädagogen, Epigrammatiker. Wahrscheinlich hat er auch den Étienne Dolet, den merkwürdigen leidenschaftlichen Gelehrten, kennen gelernt, von dem Pasquier sagt: Cui nullus placuit, nulli placuisse necesse est, der, ohne im Kampfe der religiösen Anschauungen eine Entscheidung zu treffen, für seine Anstrengungen, das Evangelium in französischer Sprache zu verbreiten, auf dem Scheiterhaufen starb. Th. Beza preist selbst noch 1548 den mutigen, durch Gott in den Himmel gerufenen Ardentem medio rogo Doletum, einige Jahre später streicht er dieses Gedicht aus seinen Iuvenilia. Castalio sagt in seiner Verteidigung Servets: „Sie haben schliesslich den Volksglauben zustande gebracht, dass Servet einer von der Art des Rabelais, Dolet oder Villanovanus (Simon de Villeneuve, Lehrer Dolets zu Padua, der zwar nichts geschrieben hatte, aber in der Tradition des »Sodalitium amicorum Lugdunensium« fortlebte), ein Mensch gewesen, für den es weder Gott noch Christus gab.“

Trotz aller Anziehung entsagt Castalio diesem gelehrten Kreise und wird Protestant. Seit den ersten Jahren der Regierung Franz I. wurde die Stimmung der Humanisten erster, evangelischer; eine Hinwendung zum Christentum trat ein, wie sie durch die Rückkehr zu den Alten im Geiste des Erasmus schon begründet war. Es ist nicht die stolze italienische Renaissance, die die Ungebildeten verachtet, sondern man hofft eine Erluchtung der Kirche wie des Staates durch biblisch-wissenschaftliche Kultur. Nach der Schwelung des Königs zur entschiedenen Verteidigung der alten Kirche, mussten auch die Gelehrten sich für oder gegen die Kirche entscheiden, und die meisten gingen mit dem König, so zu Lyon. Clén. Marot durfte nur nach Abschwörung seines Glaubens zurückkehren; einige Gelehrte wurden auf Fürbitten

fürstlicher Häupter begnadigt; andere, eine gewisse Gleichgültigkeit zur Sehnsucht tragend, ziehen sich aus der Verlegenheit und beklagen, trotz ihrer Glückwünsche an Melancthon und andere, den Starrsinn protestantischer Märtyrer; andere gehen zur Messe, ohne sich zu binden, andere endlich gefallen sich in einem jedes Dogma spiritualisierenden Mysticismus; die besten endlich erleiden mutig den Tod. In Lyon trugen viele evangelische Buchdrucker zur Verbreitung der französischen Bibelübersetzung bei. Die Ereignisse der Zeit hatten auch hier eine Aufregung veranlasst, die in eine systematische Ketzerverfolgung auslief. Der Anblick des Martyriums (es starben 1540 zu Lyon 3 Märtyrer) brachte auch die Schwankenden zur Entscheidung, so den Castellio, der das Bekenntnis des Evangeliums als die höhere Pflicht erkannte und die Religion als die Kardinalfrage des Christenmenschen ansah.

Auch wenn Calvin sich nicht in Lyon aufgehalten hätte, was man berechtigt ist zu vermuten, so wirkte doch sein ermutigendes Beispiel, seine glühende Beredsamkeit, seine Selbstverleugnung, die ihn an Genf fesselte, seine Flucht nach Strassburg um der Überzeugung willen, auf junge Gelehrte begeisternd ein. Castellio wurde von Calvin aufgenommen, vielleicht durch Farel empfohlen oder durch den Arzt Tissier, der in seinem Briefe 1542 an Calvin den Castellio grüssen lässt. In Strassburg, dessen Stettmeister Jak. Sturm, dessen Scholarch Joh. Sturm war, herrschte ein weitherziger Protestantismus (Capito, Bucer, Hedio), der in Calvin neidlos den Hirten der Flüchtlingsgemeinde ehrte. In dem Chor der Dominikanerkirche hatte sie ihre Gottesdienste. Calvin war Pastor und Professor der Theologie an dem seit 1537 bestehenden Gymnasium. Castellio unterrichtete an der Lateinschule und studierte daneben Theologie. Arme, strebsame Jünglinge bildeten die Umgebung Calvins, der für theologischen Nachwuchs sorgte. Mulot, Pichon, Cl. Feray, Nic. Parent, wahrscheinlich auch Sleidanus, verkehrten dort mit Castellio. Eine Woche nach Castellio kam Mme du Verger auch als Flüchtling zu Calvin. Den inständigen Bitten, nach Genf zurückzukehren, gab Calvin endlich nach. Castellio eilte dem Reformator nach Genf voraus. Er wurde in Genf Direktor der Schulen und Prediger der Dorfgemeinde Vaudoevres; er nahm die Bestallung mit dem bescheidenen Vorbehalt an, bis ein tüchtigerer sich gefunden. Wie tüchtig

aber Castello war, beweist der Umstand, dass er sich von den Traditionen des Sturnischen Ciceronianismus emanzipierte und neben einer gründlichen Pflege der lateinischen Grammatik und des Rechnens die von Sturm vernachlässigte Muttersprache zu Ehren brachte, die, wie es schon 1538 hiess, *n'est pas du tout à mépriser*.

Einige Monate nach seinem Eintritt verschaffte sich Castello die Erlaubnis, seine bereits ausgearbeiteten Dialoge drucken zu lassen; es war die wichtigste pädagogische Erscheinung jener Zeit, sie erschien 1542, auf 1543 vordatiert. Von diesem Buche existiert noch ein Exemplar auf der Breslauer Universitätsbibliothek. Der 2. und 3. Band folgten in demselben Jahre, der 4. (das Neue Testament enthaltend) zwei Jahre später, nachdem Castello Genf verlassen hatte. Vollständige Ausgaben aus 1547 und besonders 1562, mit Noten und Summarien, erklären sich als ein Bedürfnis der Zeit.

Der für die Kinder zu schwierige Donat des Mittelalters hatte sich überlebt. Eine bessere Methode, das Verständnis der Jugend dialektisch zu wecken, war bereits durch Mosellanus und L. Vives angebahnt; und gerade die Idee der Dialoge ergriff Castello mit Beziehung auf die Bibel, an deren plastischen Reichtum er sich anlehnte und nicht bloss tüchtig Lateinsprechen, sondern auch Übersetzen in die Muttersprache lehrte. In seiner Vorrede spricht er sich über den religiösen Gesichtspunkt aus, der ihm geleitet. Die Bibel leiste, was die das jugendliche Gemüt befleckende Lektüre des Cicero, Terenz und Plautus nicht vermocht habe; dem es genüge nicht, den Geschmaek zu verfeinern, sondern das Herz sei zu veredeln. Eine glückliche Fantasie, plastische Anschaulichkeit, Lebhaftigkeit des Dialogs und allseitig sprachliche Verarbeitung der Szenen und Gegenstände sind die Vorzüge des Werkes. Trotz mancher Einförmigkeit erinnert die Sammlung an moderne Behandlung biblischer Geschichte in Elementarklassen und bedeutet eine Revolution auf dem Gebiete der Pädagogik. Castello hat sich hier ein ähnliches Verdienst erworben, wie Camerarius um die Rhetorik. Ja wir haben in den Dialogen ein lateinisches Handbuch protestantischer Erziehung. In Deutschland und den Nachbarländern fanden sie weit grössere Verbreitung, als in Frankreich selbst. Unzählige Drucke und Neudrucke bis ins 18. Jahrhundert, besonders in Deutschland, beweisen, dass

Castellio, ein in Frankreich unbekannter Halbfranzose, zwei Jahrhunderte lang der Praeceptor Germaniae im Lateinlernen war.

Im April 1542 verheiratete Castellio seine Schwester mit einem seiner „Cacheliers“, P. Mossard, einem flüchtigen Franzosen. Seine eigene Vermählung mit Huguine Paguelon, über die wir nichts Genaueres erfahren, muss auch in den zwei Jahren seines Genfer Aufenthalts stattgefunden haben.

Am 11. September schreibt Calvin an Viret etwas gereizt über Castellios Unternehmen, die Bibel zu übersetzen; er habe sein Opus korrigieren, aber nicht auf eine mehrstündige Besprechung einzelner Wörter mit dem Autor sich einlassen wollen. Dies war der Anfang einer Entfremdung, der auf das ganze Leben Castellios bestimmend einwirken sollte. Inzwischen brach zu Genf die Pest aus. Als man im September beschlossen hatte, einen besonderen Geistlichen für das Spital zu bestellen, erbot sich am 23. Oktober P. Blanchet freiwillig dazu, wobei Calvin es als seine Pflicht anerkannte, bei dessen Tode selber einzuspringen. Das Verderben verzog sich. Blanchet wurde im Dezember entlassen, aber Anfangs 1543 erhob die Pest wieder ihr Haupt. Da weigerten sich die Geistlichen, das Spital zu bedienen. Nur Castellio bot seine Dienste an, aber man zauderte sie anzunehmen, da er kein ordinierter Prediger war. Wiedernm beauftragt man also den Blanchet mit der geistlichen Pflege des Kraukenhauses, der am 1. Juni d. Jahres starb. Calvin wird als unentbehrlich für die Kirche von der Verpflichtung, das Spital zu bedienen, freigesprochen; die übrigen Prediger erklären, dass keiner von ihnen die „constance“ habe „d'aller à l'hospital pestilencial“! Das tapfere Kollegium ward durch einen Theologen beschämt, der sich freiwillig anbot, aber gleichwohl keine Pfarre erhielt. Zwölf Jahre nach Castellios Tode hat Beza den Mut gefunden, den einfachen Thatbestand zu entstellen und zu behaupten, Castellio habe, als das Los auf ihn gefallen sei, sich geweigert, ins Spital zu gehen.

Im Winter 1543/44 kam eine neue Geißel über Genf, die Hungersnot, die für eine höhere Schule doppelt schlimmer war. Castellio ward krank und entschloss sich, so bald es die Schule gestatte, auf sein Rektorat zu verzichten, forderte aber mit Rücksicht auf die schweren Zeiten Gehaltserhöhung, die ihm abgeschlagen wurde. Calvin suchte einen Ersatz für Castellio, den der Rat so schätzte, dass er ihn für den Kirchendienst gewinnen oder

vielmehr demselben erhalten wollte; denn er war ja schon Prediger im Nebenamte. Calvin erklärte in einer Sitzung, Castellio habe eine von seinem Standpunkte abweichende Meinung (nämlich über die Höllenfuhr und das hohe Lied). Castellio bestand nun auf seiner Entlassung, und die Geistlichkeit übernahm die Verantwortung für die Annahme des Gesuchs. Der Rat nahm von dem Beschluss der Geistlichkeit Akt, ohne in theologische Kämpfe sich einzulassen, aber auch ohne auf Geldstrafe oder Widerruf des Angeklagten zu erkennen, wie es die Geistlichkeit gewünscht hatte. Calvin stellte ihm ein günstiges Sitzenzugnis aus.

In jene Zeit fällt eine interessante Verbindung Castellios, nämlich mit Bernardino Ochino, der im Oktober 1542 nach Genf gekommen war. 1534 war der hochgestellte Franziskaner zum Stamm der Welt Kapuziner geworden. Da tadelte er Venedig wegen seiner Ketzerverfolgung. Es wurde ihm Schweigen anferlegt und er selbst nach Rom geladen; er traf den unglücklichen Contarini in Bologna, ging aber nicht nach Rom, da ihn ebenso wenig nach einer Märtyrerkrone, als nach einer Lebensrettung durch Widerruf gelüstete; heimlich kam er nach Zürich und von da nach Genf, wo man ihm mit Hochachtung und Vertrauen empfing. Sein achtungsgebietendes Äussere, seine reichen Erlebnisse, seine Lauterkeit machten tiefen Eindruck, so dass die Italiener Genfs von selbst sich ihm anschlossen. Er suchte seine Schriften, Predigten und Schrifterklärungen nach Italien zu versenden. Hierbei leistete ihm Castellio, der des Italienischen mächtig war, die besten Dienste, indem er Ochinos Römerbrief in gutes Latein übertrug, ohne an vorhandene Übersetzungen sich anzuschliessen. Die Stellen sind Castellios Bibelübersetzung entlehnt, die Ochino bereits damals in Umlauf setzte. So erklärt sich die innige Freundschaft beider. Castellio verdankte dieser Freundschaft eine Vertiefung seiner christlichen Überzeugung, eine Hinneigung zu Ochinos Mysticismus, der auf Heiligung zielte, und damit zugleich eine gewisse Volkstümlichkeit, wie denn Castellio aus seinen Leiden geläutert hervorging. Und die Leiden eines Kessors blieben ihm von nun an bis zu seinem Heimgange nicht erspart.

Von 1545 bis 1552 ward Castellio vorerst einfacher Korrektor bei Oporin in Basel, wohin er 29 Jahre alt sich begab. Vergebens hatte er zu Lansanne, wohin ihn Calvin 1544 wies, eine Schulstelle gesucht. Man hatte wohl schon an Castellio als

Ersatz für Cordier gedacht, aber der berühmte Celio Secondo Curione wurde dorthin berufen. Dieser konnte nichts für Castellio thun. Daher ging letzterer über Nyon, la Sarraz, Orbe, Yverdon, Neuchâtel — an letzteren Orten hatte er bei Andr. Zébédée und M. Cordier Trost gesucht — nach Basel zu dem Buchdrucker Oporin, der ihn anstellte. Mehr als bescheiden war das Einkommen bei Oporin, der selber mit seiner mühsam erworbenen, noch nicht abgabenfreien Buchdruckerei nach einem bewegten Gelehrtenleben noch seine liebe Not hatte — sein Schwager Winter hatte das Kapital vorgeschossen —, ehe es ihm gelang, seine Arbeiter gut zu bezahlen. Hatte schon 1536 Dolet ihn neben anderen grossen Humanisten gerühmt, so pries 1546 Konrad Gesner, der Botaniker, sein Atelier als das trojanische Pferd. Oporin zeigte in seinen Veröffentlichungen grossen Mut, so gab er 1543 die grosse Anatomie des Vésale heraus, der sich des Schutzes Karls V. noch keineswegs erfreute, und dann eine Übersetzung des Korans von Bibliander, wobei Luther für ihn beim Rate der Stadt intervenierte. Oporin war selbst ein fleissiger Arbeiter, las, korrigierte, schrieb Vorreden, und die *Arx Oporina* war mehr als die Forbenschke Druckerei, so bedentsam diese auch für die Litteratur war: sie war ein Hort des Protestantismus, wo Gelehrte und Arbeiter mit bedrängten Flüchtlingen sich die Hand reichten, Männer wie Plater, Museulus und Castellio als schlechte Arbeiter verkehrten, an die Zeiten des Zeltwebers Paulus von Tarsus erinnernd. Übrigens dauerte die Zeit der Entbehrung für Castellio nur bis 1553. Es hielt ihn in dieser bescheidenen Stellung besonders sein grosser Plan, die Bibel in den Ruhestunden zu übersetzen. Zum Lebensunterhalt seiner Familie musste er kleinere Werke veröffentlichen: eine Xenophonausgabe, ein lateinisches Gedicht über Jonas, sein griechisches Gedicht „Vorläufer“, die *Bucolicorum auctores*, *Mosis politia*, seine sibyllinischen Orakel, die aber alle nicht so viel einbrachten, als seine Dialoge, die bei Oporin erschienen. 1546 erschien dann sein *Moses latinus*, ein Fragment, und 1547 sein Psalter, 1551 seine ganze Bibel. Um als Unterlehrer in Basel angenommen zu werden, liess er sich als Student immatrikulieren, und so fand er am Pädagogium Beschäftigung, aber noch nicht genug zur Nahrung für seine Familie. Er musste Handarbeiten verrichten. Er dachte an Holzsägen, Wasserschöpfen u. dgl. Calvin tischte 1558 in seiner Schrift

„Über den freien Willen und die Vorherbestimmung“ das lieblose Märchen auf, Castellio habe, einen Boothaken in der Hand, zu Basel im Rheine Holz gefischt und entwendet, um sich Brand zu verschaffen. („Trieb dich Schicksal oder freier Wille?“) Castellio antwortet in seinem „Harpago“: „Ich war in diesen letzten Jahren, in denen ich Holz gestohlen haben soll — in der Armut, zu der mich, wie jedermann sagt, die Giftigkeit Eurer Angriffe gebracht hatte. Ich beschäftigte mich mit jener Bibelübersetzung, die mir Hass und Neid derer eingebracht hat, die mir Dank wissen sollten. Ich war also ganz bei dieser Arbeit; ich hätte lieber betteln gehen, als sie aufgeben mögen. Mein Hans stand am Ufer des Rheins; ich nahm bisweilen einen Haken zur Hand in den Augenblicken der Erholung, um die schwimmenden Holzstücke, die der Rhein treibt, wenn er übertritt, im Laufe zu hemmen. Das ist die Handlung, die du als Diebstahl deutest, eine zum mindesten wenig wohlwollende und wenig loyale Auslegung. Mein Vater,“ fährt er fort, „hat bei aller Unkenntnis in der Religion das Gute gelobt, dass er vor zwei Lästern, Diebstahl und Lüge, allen Abscheu hatte und ihn uns einprägte, nach dem Sprichworte der Heimat: *ou prendre, ou rendre, ou les peines d'enfer attendre.*“ Dafür ruft er alle, die ihn in Genf oder sonstwo gekannt, zu Zeugen an. „Ich hatte wohl sagen hören, dass man dort unten die Geschichte, die du eben bezüglich des Holzes geschrieben hast, erzähle. Ich dachte, dass sich dies auf Geklatsch beschränkte, wie man es dir ohne Unterschied aufzutischen pflegt gegen die, die dir, wie man weiss, missfallen. Aber dass du, du, der du mich kennst, es annehmen könntest, dachte ich nicht. Was gar den Gedanken anlangt, dass du in einem für die Öffentlichkeit bestimmten Buche es in der ganzen Welt und bis in die Nachwelt zu verbreiten dich anschicken würdest, nein, ich nehme Gott zum Zeugen, obgleich ich dich kenne, das hätte ich nicht geglaubt!“

Sehen wir uns nach Castellios Freunden im Elende um. Zunächst fällt uns der Name Franz Dryander auf. Es war der vornehme Spanier Francisco de Enzinas, der 26 Jahre alt nach Basel kam und nach manchen Studienreisen (Löwen, Witteberg, Flandern) und Versuchen, die Bibel ins Spanische übersetzt zu verbreiten, der Inquisition durch die Flucht entgangen war. Seine Familie riet ihm eine Scheinunterwerfung an, um seine Güter zu

retten. Auf dem Wege nach Italien aber blieb er in Basel, beschrieb das Ende seines ermordeten Freundes Diaz (sein Bruder war auch 1547 verbrannt worden) und ging, da seine Lage bedrohlich wurde, nach England, ward von Craumer zum Professor des Griechischen in Cambridge ernannt, kehrte aber schon 1549 nach Basel zurück und ging nach Strassburg, seine Bibelübersetzung zu vollenden; die Pest hinderte ihn jedoch daran († Dezember 1552). Aus dem Briefwechsel mit Dryander erfahren wir, dass Castellio im Janura 1550 seine Gemahlin verloren, ebenso seine Tochter Debora, und dass er am 20. Juni desselben Jahres sich wiederum verheiratet hatte und dass seine Bibelübersetzung weit vorgeschritten war.

Castellios wahrer Freund und Stütze aber war in der ganzen Leidenszeit Bonifacius Amerbach¹⁾, Sohn eines Buchdruckers, Professor der Pandekten in Basel, mit vielen Gelehrten durch seine Liebenswürdigkeit befreundet, so mit Erasmus, Sadolet, ein Vertrauensmann in allen Rechtsfragen. Seinen Sohn Basilius gab er dem Castellio in Pension und vertraute ihm dessen Erziehung an. Der spätere Briefwechsel des Vaters mit dem Sohn, den Buisson mitteilt, ist von vorbildlicher Bedeutung. Ein dem Vater gewidmetes lateinisches Gedicht Castellios (1546/7) und ein auf Wunsch des Vaters an den nachmals auf mehreren Hochschulen juristisch ausgebildeten Basilius gerichteter Brief, der ihn zur Religiosität ermahnt, vom Jahre 1554, beweist die innige Freundschaft der Familien. Die lateinische Bibel zog inzwischen die Aufmerksamkeit auf den Humanisten Castellio, und Amerbachs Protektion bewirkte, dass er Magister lib. artium an der Universität Basel wurde (Matrikel v. 1. Aug. 1553). Kurz darauf wurde Castellio Lektor des Griechischen an der Universität Basel. Er war knapp 40 Jahre alt, stand in Beziehungen zu vielen berühmten Litteraten, hatte endlich Ruhe erlangt: da nahte eine neue Verfolgung, die seinen Frieden vergiften sollte. Doch blicken

¹⁾ Vgl. Th. Burekhardt-Biedermann, Bonifacius Amerbach und die Reformation. Basel 1894, S. 118 u. 127. — Durch dieses innige Freundschaftsverhältnis wird doch zugleich auch die religiöse Stellung Amerbachs beleuchtet, dem seine Gegner vorwerfen, dass er weder „Katholik“ noch „Lutheraner“ noch „Calvinist“ gewesen sei. Er war eben wie Castellio, Ochino, Curio und viele andere altewangelisch.

Die Schriftleitung.

wir erst einmal zurück auf seine litterarischen Leistungen, ehe wir die Tragik seines Lebens verfolgen.

Was Castellio als christlicher Dichter damals geleistet, ist, wenn auch nicht hervorragend, so doch geschickt in Anlage und Ausführung. Solche Dichtungen sollten, was schon Melancthon anstrebte, den Lucian und andere leichtfertige Schriftsteller der Alten verdrängen. Daher sammelte man eusig christliche Gedichte. Besonders Oporius Verdienst ist es gewesen, die verschiedenen Auszüge und Bruchstücke christlicher Dichtung in Anthologien für die Jugend gesammelt zu haben. Mehr als sein „Jonas“ und sein „Vorläufer“ — es ist Johannes der Täufer gemeint — wurden Castellios Oden zu 40 Psalmen geschätzt. Länger müssen wir bei seiner Bibelübersetzung verweilen. Die lateinische erschien 1551, die französische 1555. Vorläufer derselben waren sein *Moses latinus* (1546) und die *Psalmen* (1547). Litten die bisherigen Bibelübersetzungen an ungebildetem Stil und Dunkelheit des Sinnes infolge des Bestrebens, möglichst wortgetreu den Urtext wiederzugeben, so soll Castellios Moses, da er kein Freund der Barbarei, sondern ein Freund der liberalen Künste sei, deutliches Latein reden. Überhaupt gilt ihm Moses als Geschichtsschreiber, Redner, Dichter, Philosoph. Die Griechen sind, wie bei Philo, die Plagiatoren.

Das Vorwort der Bibel ist dem Könige Eduard von England gewidmet und hat eine ähnliche Bedeutung, wie dasjenige der *Institutio Calvini*, es vertritt die Idee der Toleranz. Eduards Regiment schien dieser günstig zu sein. Der Protektor Eduards hatte reformatorische Theologen nach England gerufen, Bucer, P. Martyr, Ochino, und man durfte Grosses erwarten. Die Vorrede ist kurz und natürlich. Die Übersetzung des N. Testaments erschien ihm als die wichtigste Zeitfrage. Nicht Mangel an Kenntnissen, sondern an sittlichem Willen sei der Grund, dass die religiöse Erkenntnis noch so unvollkommen sei. Blutdurst geberde sich als Liebe zu Christus, während man das Laster unangefochten lasse, ebenso die Heuchelei. Man töte ungefährliche Menschen, die den Mut hätten, für ihre Überzeugung zu sterben. Seine Worte sind an den König Eduard gerichtet, zugleich aber ein Appell an alle Könige, ihrer hohen Verantwortung eingedenk zu sein. Dass Castellio in der Übersetzung der Worte der Schrift einer freieren Ansicht huldigte, als seine Gegner, darf uns nicht

wundern. Nur der Geist ist ihm inspiriert, daneben haben wir den Leib, den Behälter, den Ring des heil. Geistes im äusseren Schriftwort. Jener ist nur dem Gläubigen zugänglich, der Böse hört nur Worte. Was für einen damaligen Protestanten besonders kühn war, er füllt die Lücke zwischen Altem und Neuem Testament durch Josephus aus, ergänzt den hebräischen Text durch fehlende Stellen aus der griechischen und lateinischen Übersetzung, erkennt Dunkelheiten der Bibel willig an, eine Kühnheit, über die Calvin ausser sich gerät. Remon spricht sich auerkennend über die Übersetzung aus, besonders die des Neuen Testaments. Castellio wird jedem Buche nach seinem Stile gerecht; diesen Kommentarecharakter erkennt auch Buddeus an. Trotz aller Mängel bleibt Castellios Bibelübersetzung ein Hauptwerk, der erste Versuch einer französischen und modernen Übersetzung, „Gott angenehm und den Menschen nützlich“.

Es ist eine seltsame Erscheinung, dass gewisse Konfessoren nicht bloss ihre eigenen Handlungen und Äusserungen zu verbüssen haben, sondern wie durch ein Gesetz der Kontinuität in andere Kämpfe mit verwickelt werden und für das leiden müssen, was an sie herangebracht wird; dass man aber auch andererseits sie als Sündenböcke jeglicher Häresie herausgreift und ihnen die Schmach auferlegt, die nun einmal die Orthodoxie als Sühne fordert. Insonderheit Castellio ist es, der in die antitrinitarische Bewegung verwickelt wurde, weil er die Verurteilung Servets tadelte, und der sogar als „Wiedertäufer“ und Schwärmer verfolgt worden wäre, hätte nicht ein barmherziger früher Tod ihn der Rache seiner Gegner entrückt. Wiederholen wir uns den Ausgang des Servetprozesses unter Hinweisung auf Tollins zahlreiche Servetschriften. Die scharfe Schrift v. d. Lindes über „Servet, ein Brandopfer der reformierten Inquisition“, und meine Übersetzung des Servet ins Deutsche nebst den Recensionen derselben mag hier erwähnt sein. Buisson konstatiert, was auch aus v. d. Lindes Werk ersichtlich, wie wenig einstimmig die Gutachten der Schweizer Kirchen über die Verbrennung Servets (27. Oktober 1553) gelautet haben. Schon Bullinger betont nicht sowohl die Häresie, als vielmehr die Gotteslästerung Servet. Die meisten Antworten liessen eine mildere Auffassung zu. Gnil. Grataroli schrieb von Basel an Bullinger, einige Litteraten urteilten über

Calvin, als ob er ein Henker wäre. „Wie würde man erst urteilen, wenn man nicht für sich fürchtete.“ Ähnliche Missbilligung erwähnt Buisson von J. Hab in Zürich, von einem französischen Präceptor, von Prof. Gwalther: die Sache Servets habe mehr Anhänger gefunden, als man glaube. Das Publikum kannte anfangs den Prozess nicht, nur die Gelehrten waren eingeweiht. Aber tags nach Servets Zeugentod wuchs das Murren. Calvin schickte sich sogleich an, einen kurzen Traktat über Servet zu veröffentlichen und so die Unerfahrenen zu belehren, die Gottlosen zu bekämpfen. Die erste Antwort auf Calvins Schriftchen kam von Nic. Zurkinden, Kanzler in Bern, die bei allem Entsetzen über Servets Irrtümer Calvins Strenge verurteilte. Zurkinden hält die Strenge für nutzlos, sobald die Häresie sich auf die Menge erstreckt, lobt die Weisheit des Baseler Senats, weist auf das beschämende Beispiel bekehrter Wiedertäufer hin und warnt vor Wiedereinführung dessen, was wir an den Katholiken verdammen. Einen Monat nach Calvins Buch erschien, angeblich in Magdeburg, von einem gewissen Martinus Bellius eine Schrift „de Haereticis“, welche Castellios Leidensgeschichte eröffnen sollte. Der ganze Titel lautet: *De Haereticis, an sint persecuendi, et omnino quo modo sit eum eis agendum multorum tum veterum tum recentiorum sententiae.* Eine französische Ausgabe erschien 1554 in Rouen. Bellius bedeutet Krieg dem Kriege. Woher kam die Schrift? Calvin und Bullinger vermuten sofort als Verfasser den Castellio und Coelius Curio in Basel. Calvin erinnert, wie Beza, an Bullinger schreibend, an die Vorrede zu Castellios Bibel. Der „Traicté des Hérétiques“ ist an Christoph, Herzog von Württemberg, gerichtet. „Wenn du deinen Unterthanen deine Rückkehr vorausgesagt und ihnen weisse Kleider anzulegen vorgeschrieben hättest, sie aber unter sich stritten um den Ort wo du weitest, um die Zeit, wann du kämest, ob zu Pferd oder zu Wagen, und gar zu Thätlichkeiten übergingen, andere aber still ihre Schuldigkeit thäten, ohne sich um das Gezänke zu kümmern, würdest du dann nicht die Angreifer vernichten, nicht die Mörder verlegen, die vorgäben, in deinem Namen zu handeln? Die Allegorie ergiebt den Primat der Pflicht, nicht des Dogmas und Streites. Das reine Herz, die lautere Liebe ist erforderlich, nicht das Streiten über Prädestination, Willensfreiheit, Zustand der Seele nach dem Tode. Jede Sekte ver-

dammt alle anderen. Wir aber sollen die Irrenden, auch die Wiedertäufer schonen, ihnen 7 mal 70 mal vergeben, namentlich wenn wir den Balken im eigenen Auge haben. Wer ist eigentlich ein Ketzer?! Diese Frage ist schwieriger zu beantworten, als die nach der Art und Weise, wie man ihn behandeln müsse; und zwar wissen auf die letztere die zu antworten, die verfolgt und gebeugt noch nicht sicher und unbarmherzig geworden sind. Über den Begriff Ketzer entscheidet nicht das Urteil der Menge. Das Gold des wahren Christentums hat zwar überall gleiche Währung, aber die Mode ist nach Gegenden verschieden. Die Meinungen gehen weniger in betreff des ersten, zum Teil schon über den zweiten, am meisten über den dritten Artikel auseinander. Dulden wir also, zumal die Schrift nur die Exkommunikation als Strafe kennt, die Andersgläubigen, wie man Juden duldet. Erscheint nicht als ein Moloch der Christus, dem man einen Ketzer opfert, der noch im Feuertod diesen Christus anruft?“ Nicht weniger als zwanzig, alte und neue, Autoritäten zählt nun Castellio in seiner Streitschrift gegen die Intoleranz auf: Darunter Luther, Von weltlicher Oberkeyt, wie weyt man yhr gehorsam schuldig sey, 1523, an den Prinzen Johann von Sachsen, ferner Brenz, der nur Gottes Wort als Mittel kennt, den Irrtum zu bekämpfen: „Meide den Ketzer“, das einzige Mittel der Strafe, sowie Erasmus, der, trotz seiner schwankenden Haltung, mit seiner Auffassung vom Unkraut im Weizen der Sorbonne gegenüber fest blieb. Interessant ist eine angeführte Stelle aus Seb. Franks Chronik, die seit 1531 mehrere Auflagen erlebt hatte: „lieber Ketzer als kanonisiert“, die „Paradoxa der Häretiker“ und die Definition eines Häretikers, als eines „Sonderlings, Eygensinners, Auserwehlers“, und namentlich die Beispiele dafür, dass die „Kirche Christi die verfolgte“ sei. Zum Schluss sind noch ein Georg Kleinberg, ein fingierter Name, mit pathetischen Stellen und mit dem Hinweis auf Ärzte, die sich selbst gegen andere Meinungen helfen, sowie auf das friedliche Zusammenleben der Menschen in Konstantinopel, und Basilius Montfort (Epilog) aufgeführt. Basilius bedeutet offenbar Sebastian, Montfort ist gleich Chatillon. Dieses Schlusskapitel kennzeichnet die Ruhe, Herzlichkeit, Gründlichkeit und Klarheit Castellios. Entweder müsse man das Alte Testament im engeren Sinne fassen, oder alle Ungläubigen misrotten, sagt Montfort. Die Gotteslästerer, Säufer, Lasterhaften und Heuchler

tötet man nicht, dagegen die Märtyrer, die jede Heuchelei verschmähten. Das geschmähte Buch enthält bereits eine völlige Methode religiöser Freiheit und Toleranz, und zwar im Namen des Evangeliums wie der Reformation, des Protestantismus.

Wer hat nun dies Buch geschrieben? Nicht Magdeburg, sondern Basel war der Ausgangsort. Man schrieb es dem Oporin zu. Die französische Ausgabe war nicht zu Rouen gedruckt, sondern zu Lyon, wo Castellios Bruder Buchdrucker war. Calvin und Beza vermuteten drei Hauptverfasser, zu denen Castellio unfehlbar gehörte. Der zweite Autor muss nach Beza Laelius Socin gewesen sein. Obwohl dieser auf die Beschwerde der römischen Geistlichen bei Bullinger in einem Verhör das Misstrauen zu beseitigen wusste und dessen väterlichen Warnungen vor Sympathieen mit Servet und anderen Ketzereien geziemend anhörte, ist doch nach Socins Tod dessen Mitautorschaft ausser Zweifel gestellt. Der dritte Mitschuldige war nach Beza Coelius Secundus Curio, der aber in einem besonderen Rechtfertigungsschreiben an Bullinger jede Teilhaberschaft in Abrede stellte. Ganz klar ist seine Unschuld nicht. Ferner scheint Martin Borraens (Cellarius), Professor des Alten Testaments, ein abgesagter Gegner des Servetprozesses, der Protektor des von Calvin exkommunizierten Spaniers Leonard, an dem „Bellius“ mitgewirkt zu haben. Jedenfalls ist der Bellius das gemeinsame Werk der italienischen und französischen Flüchtlinge in Basel, sein Hauptarheber Castellio, der die Vorrede verfasst, die Citate übersetzt und das Ganze redigiert und durch sein Schweigen seine Autorschaft zugestanden hat. Eine äusserst schwache Entgegnung fand der Bellius in Bezas erster Erstlingschrift — vorher hatte er nur Satiren und leichtere Gedichte verfasst —, die ohne Geist Punkt für Punkt durch Versicherungen wie: Ketzler sind schlimmer als Mörder, folglich sind sie zu töten, und andere mittelalterliche Reflexionen zu widerlegen sucht. Weit stolzer ist Calvins Buch, das kleinere Argumente verschmähend an Gottes Zorn erinnert, den Herzog von Württemberg vor den „brigans“ in der Kirche Gottes warnt, die Toleranz gegen die Wölfe gottlos nennt.

Castellio schrieb eine offene Antwort auf Calvins Apologie, die trotz des Widerstandes der Censur durch Abschriften bereits halb veröffentlicht war und vorzüglich ist. In dialogischer Form — ein Vaticanus ist dabei katholischer Opponent — setzt sich

Castellio mit Calvin auseinander in seiner Schrift von 1554 „Gegen Calvins Buch“. Calvin spricht dem Worte Gottes Dunkelheiten ab. Castellio: „aber du hast ja die Institutio geschrieben, damit das Evangelium verstanden würde“. — Gefährlicher als solche, die zügellose Freiheit begehren, sind nach Calvin diejenigen einfachen Leute, die gegen die Tyrannei des Papsttums erbittert alle Strafe verabscheuen. — Aber wo lastet die Knechtschaft schwerer als in Genf? Folgt eine Reihe von Vorwürfen gegen den Seigneur Genfs. — Calvin befiehlt bei den Seinigen, was er bei den Katholiken verwirft. Er beruft sich für die Feuerstrafe auf Gottes Wort, was alle Sekten thun. Und doch steht darin: non necabis. Calvin: die Katholiken, als im Irrthum, haben kein Recht zu töten. Aber du öffnest ja aller Verfolgung Thür und Thor. — Dem Rate Calvins, freundlich in Gottesfurcht das Urtheil zu fällen, hält Castellio die Art entgegen, wie man Servet, der friedlich durchreisen wollte, im Gotteshaus erkannt und ins Gefängnis geschleppt habe. Töten ist nicht Verteidigung der Religion. Warum hat Calvin nicht den Cardinal von Tournon, der kurz vor Servet nach Genf kam, als er nach Lyon sich begab, um dort die fünf gefangenen Hugenotten zu verbrennen, festnehmen lassen? Aber er konspiriert lieber mit den Papisten, denunziert Servet bei der katholischen Inquisition zu Vienne und leugnet es („hardi mensonge“)!

Castellio fand nach Calvins traurigem Siege über Berthelier, dessen Einwirkung auf Castellios Schicksal bei Buisson nachgewiesen ist, für einige glückliche Jahre, die keine Geschichte haben, seine Ruhe in Studien über Homer. Die Artistenfakultät, seit 1544 bestehend, war anfangs noch nicht den drei älteren Fakultäten ebenbürtig. Sie glich einem Lyceum, hatte Schüler in 4 Kursen. Der 3. Jahrgang war Castellio übergeben, der besonders den Homer traktierte bis zu seinem Tode. Oporin gab seine Textrevision heraus, mit zum teil eigener Übersetzung, die noch Heyne sehr lobt. Im Jahre 1545 hatte er sich mit Xenophon zu beschäftigen; da nämlich Isengrim, der eine Ausgabe der lateinischen Übertragungen der Werke Xenophons wieder herausgab, für die 4 kleineren noch nicht übersetzten Abschnitte einen Übersetzer suchte, so liess sich Castellio dafür gewinnen. Die Ausgabe

wurde gut aufgenommen, eine Neuansgabe 1551 von Castello durchgesehen. Auch die Ausgabe von Herodot vom Jahre 1559 (v. Henricpetri) überwachte er, ebenso korrigierte und ergänzte er die Übersetzung des Diodor von 1559. 1560 machte er sich an Laur. Vallas Thueydides-Übersetzung, die 1564 einige Wochen nach seinem Tode erschien. Als Lehrer erfreute er sich, mit dem grossen Schmerz im liebebeglühenden Herzen, wie sich denken lässt, der grössten Popularität bei seinen zahlreichen Schülern und Pensionären, deren Anhänglichkeit sich bei seinem Tode besonders herrlich zeigte.

Nichtsdestoweniger hegte er einen Zug zur Einsamkeit, selbst im Kollegenkreise. Amerbach, Platter und Oporin blieben bis ans Ende seine treuesten Freunde, zu denen sich auch deren Söhne und Neffen, so Oporins Neffe Zwinger, der Vater einer berühmten Gelehrtenfamilie Basels, gesellten. Seit 1550 ist mit ihm auch Jean Bauhin, anfangs Frobens Korrektor, dann Dozent der Medizin zu Basel, und Zurkinden, Kanzler der bernischen Regierung, ein Mann von mildem, klarem Urteil, herzlichem Gottvertrauen und warmem Freundschaftssinn, eng befreundet.

In jenen Jahren war eine Anzahl Flamländer oder Niederländer in Basel angekommen, deren würdiges Haupt sich Jean de Bruges nannte. Er fand als Dolmetscher den stud. Jo. Aconius aus Friesland und bat um Ansiedlung und Bürgerrecht, erfüllte die Bedingungen und erlangte das Gewünschte, holte seine Familie, liess sich in Basel, dann in dem nahen Binningen nieder, verheiratete seine Kinder gut, zeigte sich friedlich, kirchlich, wohlthätig. Erst 1551 lernte ihn Castello durch Aconius und den Arzt Jean Bauhin, den Hamsarzt des Fremden, kennen. Seine Vorrede an Eduard VI. hatte die Bekanntschaft wohl vermittelt. Dazu kam die gleiche Gesinnung, ihre Herzentiefe und heilige Mystik, die etwas Feierliches, Ergebenes hatte, anders als bei dem feurigen Ochino. Nach 12jährigem Aufenthalt starb der Burgherr von Binningen, kurz nach seiner Frau, im August 1556, zu Basel in seinem Hause; er wurde ehrenvoll in St. Leonhard bestattet. Noch drei Jahre bestand die ruhige kleine Niederländergemeinde, da kam 1559 das Gerücht auf, Jean de Bruges sei das 1544 verschwundene Haupt der Wiedertäufer: David Georges oder Joris, Verfasser des „Wonderboocks“. Blitzartig wirkte diese Nachricht auf alle, die sich betrogen glaubten. Einige freilich, wie

Acronius und seine Bekannten, schienen schon seit einigen Jahren eingeweiht zu sein. Namentlich hatte die Erklärung eines niederdeutschen Reisenden im Storch zu Basel (1556) eingeschlagen, Jean sei ein Ketzer. Nun entstand ein Lärm und Schrecken, wie zu Ananias' und Sapphiras Zeit. Joris — es war wirklich Jean — folgte seiner kranken Frau rasch ins Grab, obwohl man ihm den Tod seiner Frau verheimlicht hatte. Man schwieg aber und bewahrte das traurige Geheimnis innerhalb der Verwandtschaft. Aber im Winter 1558/59 sollte es durch den Schwiegersonn Jeans und einen seiner alten Schreiber bekannt werden. Jener hiess Blesdykius, d. h. von Blesdijke, einem friesischen Dorfe, oder Transiselanus (Yssel). Ganz jung hatte er sich als friedlicher Anabaptist dem Menno Simonis angeschlossen, bis Joris sich als Reformator der Taufgesinntengemeinde ankündigte und Blesdyk ganz für sich gewann. Gegenüber dem Asketik Mennos forderte Joris nur Reinheit des Herzens, Einheit mit Gott. Blesdyk nahm mit der Zeit Anstoss an dem Subjektivismus dieser Richtung, die gegen die Rehabilitation des Fleisches nicht schützte; denn er bemerkte in einzelnen Kreisen neben wirklichen Blutzengen lax gesinnte Brüder, die an die Adamiten erinnerten, hinsichtlich der Polygamie n. dgl. anfechtbare Vorstellungen hegten n. dgl. Es kam zu einer Auseinandersetzung mit Joris und zu einem Bruche. Blesdyk und Bauhin wurden verbannt. Im Winter 1558/59 entdeckte Blesdyk das Geheimnis der Artikel Davids den Geistlichen Basels.

David Joris hatte ausserdem einen Familius Hendrik van Schor von Ruremonde, der sich weitergebildet hatte, nach des Meisters Tod für Blesdyk Partei ergriff und bei dem Humanisten zu Basel Lnd. Carinus (von Kiel) eintrat, einem treuen Freunde Wilhelm Nesens aus Nastätten in Nassau, über den Steitz, Nebe (in s. Herborner Programm von 1866) und ich (Luthers Beziehungen zu Nassau 1884) das Nähere berichtet haben. Bei ihm machte Schor die Bekanntschaft Sturms und kam so in das bischöfliche Palais in Strassburg. Er vertraute seine wertvolleren Bücher einem Pierre de Malines (Mecheln) an, welcher plauderte. Amerbach hielt mit seinen Freunden eine Untersuchung für angezeigt. Schor liess man nach Basel kommen. Elf Zeugen wurden vernommen, wobei Acronius den Dolmetscher abgab. Die Joristen machten das Geständnis, sie hätten den Joris zuletzt für einen ungefährlichen, frommen Menschen (dafür galt er ja auch in

Basel allgemein!) gehalten, mit allerlei besonderen Ideen; sie seien bereit, die Kirchenlehre anzunehmen, wenn man sie überführe. Universität und Geistlichkeit verurteilten einstimmig die Erzketzerei. Da Verjährung erst nach 5 Jahren eintrat, so musste der Ketzer verfolgt werden, die Reumütigen sollten begnadigt werden. Curio und Castellio waren am 26. April abwesend, gaben daher nachträglich ihr Votum über die Häresie ab: jener mit Schelten, dieser mit Würde: nur die Sätze qui dicuntur excerpti ex libris Davidis, — und eine Übertreibung war ja nur zu wahrscheinlich — seien, so wie sie lauteten, gottlos.

Am 11. Mai wurden die Gefangenen gegen das Versprechen, keine Gäste mehr in Binningen aufzunehmen, ihre Kinder zur Schule und Kirche zu schicken, keine Konventikel mehr zu veranstalten, entlassen. Und nun erfolgte auf dem grossen Platze von Basel der feierliche Ketzerprozess in mittelalterlichem Ernste. Der ausgegrabene und an dem halb blonden Bart wiedererkannte Leichnam Davids wurde unter Verwünschungen verbrannt, ein Akt, dem Castellio und Platter beiwohnten. Einige Tage später wurden die 30 reumütigen Anhänger nach einem Bekenntnis ihrer Irrtümer in die Kirche wieder aufgenommen, unter beweglichen Ansprachen der Prediger, und der Fürbitte der Gläubigen empfohlen. Damit war denn auch eine Sühne geschaffen und der Spionage das Interesse genommen, anders als in Genf, wo die Maulwurfsarbeit bis in alle Schlupfwinkel fortgesetzt worden wäre. Es lag im Interesse der blossgestellten Honoratioren, auf der Sache Gras wachsen zu lassen.

Bullinger glaubt dem Geklatsche, Castellio sei „Wiedertäufer“ gewesen. Es giebt zwei Castellio-Briefe Davids (über die das Nähere bei Buisson und Nippold zu finden ist), die Achtung und Einverständnis beider in Grundfragen des Christentums verraten; der eine ist an Castellio selbst gerichtet, bespricht die Idee der Gelassenheit, empfiehlt die Erkenntnis seines Nichts, das Kind werden, mit Christo sein, geht auf den Wunsch des Freundes, sein Werk übersetzt zu sehen, ein, wenn es ohne Gefahr geschehen könne, bespricht Castellios Vorrede zur übersetzten Bibel und billigt das Werk bis auf einige Ausdrücke und schliesst mit der Bitte: „lass Gott in dir wollen und handeln!“ Der andere Brief ist (1. Oktober 1553) an die vier Städte gerichtet, um Servet zu retten; er entlehnt einige Stellen aus dem Bellius, verrät aber

durch die viel bestimmtere Diktion, dass er Castellio, dem gelehrten Freunde, durch die Hände gegangen ist. Der Erfolg des Schreibens ist ungewiss. Der *Georges Kleinberg* in dem bekannten „*de Haeretieis*“ hat schliesslich einige Ähnlichkeit mit *Joris*, er handelt von der Tötung der Anabaptisten etc. Die Beziehungen Castellios zu *Blesdyk* sind bekannter. *Blesdyk* wollte eine Geschichte des Erzketzers *Dav. Georgii, haeresiarchae*, veröffentlichen, im März 1560. Castellio erwirkte von ihm einen Aufschub. *Blesdyk* wurde bald nach jener Zeit Pastor in der Pfalz unter *Friedrich III.* und schrieb am 22. Oktober 1562 über die Verfolgungen der Anabaptisten. Castellio warnte ihn vor Blut und der Widerlegung ihrer Irrtümer, die den Verfolgungen diene. *Blesdyk* zeigte sich in seiner Antwort als Mensch des Herzens wie Castellio.

Seitdem Castellio aus dem Prozess wider die *Joristen* unverletzt hervorgegangen war, ward er den Genfern immer merkwürdlicher, da sein Einfluss überall wuchs, besonders in *Württemberg* mit seinem französischen Anhängsel *Mömpelgard*. Der Kirchenverwalter *P. Toussaint*, erst eifriger Calvinist, verurteilte nunmehr den *Servetprozess*, organisierte den „*Bellianismus*“ und mahnte zum Frieden; trotz der Versuche *Calvins*, ihn zu verdrängen (durch Briefe an den Herzog und nach dessen Tod an den Landgrafen *Philipp* von *Hessen*, den Vormund des jungen Grafen *Friedrich*) blieb er in seiner Stellung, bis sich die Fürsten *Württembergs* dem reinen Luthertum zuwandten und für *Toussaint*, der noch eines kalvinistischen Restes verdächtig war, keine Verwendung mehr hatten. In *Deutschland* aber und den *Niederlanden* fing jetzt Castellio an bekannt zu werden; von *England* erhielt er anerkennende Briefe, ja man sprach davon, ihn nach *London* zu berufen. In *Spanien* wirkte einer seiner Schüler, ebenso in *Paris* und *Lyon*. Sein Arzt *Banhin* scheint in *Frankreich* seine Ideen verbreitet zu haben. *Calvin* warnt in einer langen Epistel die Gemeinde von *Poitiers* (1555) vor einem frénétique *M. de la Vau* (pasteur?), der *Calvin* entgegen die Lehren seines „*Castalio*“ aussäte. In *Bern* und *Lausanne* war Castellio populär, die *Universität Basel* bewilligte ihm gerade eine Zulage. Was anfangen? Die neuerevidierte *Bibel* *Bezas*, an der auch *Calvin* arbeitete, sollte helfen. Sie erschien 1560 mit einer Vorrede, worin der *Satan* als Vater der *Castelliobibel* in seiner Unwissenheit und Frechheit,

hingestellt wurde. Castellio erhielt nun die Erlaubnis, seine seit Jahren bereit liegende „Defensio suarum translationum“ drucken zu lassen, aber nur mit der Censur. Borrhacus, im ganzen anständig, war zu sehr Prädestinarianer, als dass er die Ausfälle gegen Beza und diese Lehre als Censor hätte passieren lassen. Das Gestrichene reproduzierte Castellio zum grossen Teil in seiner Schrift: *De praedestinatione, scriptum ad Mart. Borrhacum*. Im März war die *Defensio ad Beza* gedruckt. Ihre Würde und Ruhe wirkte wie eine blutige Kränkung. In Genf belästigte man Castellios Verwandte: seine Schwester und seinen Neffen Michael, einen Schmied, und liess Castellio in einer giftigen Farce vor den Schülern spielen. Beza liess seine *Responsio ad defensiones et reprehensiones Seb. Castellionis* los, an die Pastoren Basels gerichtet, mit allen erdenklichen Schimpfreden: Julian, Manichäer, Antinomus [sic!], monstrum, stinkender Sykophant, der die Vulgata gemeistert habe. Was war denn falsch in der Übersetzung Castellios? Douen hat alle 138 angefochtenen Stellen geprüft: 78 davon sind ohne Belang, disputabel in Beziehung auf Wortbedeutung und Eleganz, weil keiner von beiden den richtigen Sinn traf. Also bleiben 60, von denen 36 Castellio richtig übersetzt hat, 24 unrecht, da zu den 8, die er zugiebt, noch 16 kommen. Die Fehler sind nicht von dogmatischer Befangenheit diktiert, auch wo Humanitätsideen gestreift werden, nicht gegen das Dogma (castellionisch), dagegen nicht frei von dem traditionellen Dogma.

Castellio hatte die 30 Dialoge des Bern. Ochino übersetzt, ein kühnes, originelles Buch. Die Trinität war darin durch unbeantwortete Fragen angegriffen. Ein Dialog behandelte die Polygamie, sie ausdrücklich verdammend, aber mit dem Zusatze, dass das Gesetz Mosis sie nicht unbedingt untersagt hätte, und generalisierend, dass die Ehe eine menschliche Einrichtung sei und ihre Gesetze nicht unveränderlich. Dieser unbedeutende Bestandteil der Schrift gab den willkommenen Anlass zum Vorgehen, obwohl das Hauptverbrechen Ochinos seine Diskussion über das Recht, Häretiker zu verbrennen, war, sowie seine heterodoxen Auslassungen über den höheren Herzensglauben, die innere Erleuchtung. Die Züricher bannten sofort den 70jährigen Prediger der Flüchtlinge „du Locarno“. Ende Dezember musste Ochino mit seinen jungen Kindern abziehen, und er hoffte im Veltlin

bei seinen Schülern ein Asyl zu finden; allein Bullinger hatte überall gegen ihn alarmiert. Weder Chur noch eine andere Schweizer Stadt nahm ihn auf; Borromeo untersagte ihm die katholischen Lande. Er kam nach Frankfurt, fand aber erst in Polen Ruhe und starb bald darauf. Castellio sollte mit ihm ins Exil gehen; er hatte die Absicht, den Ochino zu begleiten, um in Polen oder Siebenbürgen zu wirken; da nahm ihn Gott zur rechten Zeit aus diesem Leben hinweg. Infolge seiner Entbeh- rungen, Wachen, Mühen und Seelenleiden war er vor der Zeit gealtert. Dazu gesellte sich der drohende ernste Prozess, Fieber und Herzkrankheit. Kaum erholte er sich wieder, so machte ein Rückfall seinem Leben am 29. Dezember 1563 im Alter von 48 Jahren ein Ende. Er wurde von der Universität betrauert; die Studenten beerdigten ihn und trugen seinen Sarg. Unter dem Kreuzgang der Kathedrale zu Basel, in der Grabstätte der Familie Grynaeus, wurde er beigesetzt. Der Marmor erhielt die Auf- schrift: *Professori celeberrimo ob multifuriam eruditionem et vitae innocentiam doctis piisque viris pereharo . .* und einige Epitaphien in lateinischen Versen. Besonders zeichneten sich unter den Leid- tragenden durch Pietät drei junge vornehme Polen aus; aber diese jungen Leute wurden später als „Kastalionisten“ in Zürich und Genf, wo sie ihre Studien fortsetzten, vielfach belästigt. Bald darauf liess auch Oporin ein Epicedium drucken, eine *vita Castel- lionis* in Distichen von Paul Cherler von Elsterburg. Hatte sich denn keine Feder gerührt, um Castellio zu verteidigen? Wohl hatte Curio eine mächtige *Defensio* für ihn geschrieben, als er gerade starb. Trotzdem wäre es ihm wohl nicht gelungen, ihn zu befreien. So sicher wäre er mit Ochino gefallen, als Perna, der Übersetzer der nämlichen Schrift *Ochinos* ins Italienische, ins Gefängnis geworfen ward. Er hat keine hervorragende Stelle im Leben bekleidet, sich nie hervorgedrängt, nie einen Kampf aufgenommen, wenn er nicht dazu herausgefordert war. Und doch ist er der am meisten bahnbrechende Geist der Schweizer Reforma- tion; denn selbst unsere heutige Orthodoxie muss ihm in allen Händeln mit den Genfern beipflichten. Er gehört dem 19. Jahr- hundert an. Er war kein Erasmus noch Montaigne, sondern ein Hugenothe seltener Art, ohne den kriegerischen Geist Calvins, und doch fehlte es ihm bei aller Skrupulosität, Zartheit und Weit- herzigkeit nicht an männlicher Festigkeit, die Überzeugung zu

verteidigen, Duldung und Liebe zu predigen, wo das Himmelreich Gewalt litt.¹⁾ Er war aber auch ein vortrefflicher Mensch im Privatleben, ein treuer Vater.

Ausser dem Testament Castellios und den Taufurkunden Basels fehlt uns fast alles, um Näheres über seine Familie zu erfahren. Das schlichte Testament lautet: „Da ich nicht weiss, wann es Gott gefallen wird, mich aus diesem Leben abzurufen, so hab' ich, da ich jetzt in guter Gesundheit des Leibes und des Geistes bin, beschlossen, mein Testament zu machen und niederzuschreiben, damit vorkommenden Falls meine Erben meinen letzten Willen wissen. Erstens also bestelle ich zu Vormündern meiner Frau und meiner Kinder den Arzt M. Jeh. Banhin und den Prediger M. Joh. Brandmiller, indem ich sie bitte, sich dieser Aufgabe zu unterziehen und um unserer Freundschaft willen hoffe, dass sie es thun werden. — Zweitens, was die Erbschaft, die meiner Frau und meinen Kindern zufällt, anlangt, so will ich, dass sie nach den Gesetzen und Gebräuchen Basels geregelt werde. — Drittens, betreffs einiger Bücher, deren Verfasser ich bin, die nicht gedruckt sind, ordne ich an, dass darüber nach der Umsicht verfügt werde, die Gott genannten Vormündern geben wird, und meinerseits erteile ich ihnen darüber volle Gewalt. Was einige Übersetzungen oder andere für die Drucker angefertigte Sachen anlangt, so verfare man damit, wie man in meinem Tagebuch es finden wird. — Was den Stand meiner Kinder betrifft, so wünsche ich, dass sie alle zum mindesten Deutsch und Französisch lesen und schreiben lernen, wenn sie in Deutschland sind, und ausserdem ein Geschäft erlernen, um mit ihren eigenen Händen zu arbeiten und im Schweisse ihres Angesichts zu leben, nach dem Gutdünken der genannten Vormünder. — Im übrigen l. Frau Marie und ihr, meine Kinder, Nathanael, Bonifaz und Thomas, Susanne, Barba und Sara, und du, meine Nichte Jane — glaubt

¹⁾ Jules Michelet sagt von Castello: Un pauvre prote d'imprimerie, Sébastien Ch., posa pour tout l'avenir la grande loi de la tolerance. Das ist doch nicht ganz richtig. Castello fand den Gedanken vor in den altevang. Gemeinden, die man Täufer nannte und deren Versammlungen und Gottesdienste er besuchte. Unter dem 2. Juli 1600 schreibt nämlich Jean Jaques Grunée: Hoc habebat Castellio, ut rari interdum accederet coetus Anabaptistarum et inde deflecteret ad patrem meum etc. Buisson, Castello II, 500.) Die Schriftleitung.

an Gott, fürchtet ihn, liebet ihn, haltet seine Gebote und glaubet, dass Er Vater der Witwen und Waisen ist, und dass Er Euch nicht verlassen wird. Aber wenn ihr Ihn verlasset (was gewiss nicht geschehen möge), so wird Er euch verlassen. — Und ihr, meine Freunde in Christo, wer ihr auch und wo ihr auch sein möget, im Namen Christi befehle ich euch meine Frau und meine Kinder, wie ihr die eurigen befohlen wissen möchtet. Gott gebe uns allen seinen ewigen Frieden durch Jesum Christum, seinen Sohn, unsern Heiland. Amen. Geschrieben zu Basel im meinem Hause am 4. Dezember 1560. Mit meiner eigenen Hand.

Sébastien Chateillon.

Ich habe es gelesen und bestätigt im Jahre 1563, den 1. November, hinzufügend, dass Friedrich, der seitdem geboren ist, seine Stelle darin erhalte.“

Zum Gebrauche des Wortes „Pansophia“ vor Comenius.

Von

Dr. W. Begemann,

Schuldirektor in Charlottenburg.

Comenius besass nicht die Eitelkeit, neue Wörter zu erfinden und mit ihrer Hülfe den Titeln seiner Bücher einen besonderen Reiz zu verleihen; vielmehr benutzte er gern solche Benennungen, die er bereits als bekannt vorfand, selbst wenn er mit seinen Bestrebungen sich in einen Gegensatz zu seinen Vorgängern stellte.

So erzählt er selbst in seiner „*Constatuum Pansophicorum Dilucidatio*“, er habe seine „*Janua Linguarum Reserata*“ nach dem Beispiele der „*Hibernischen Väter*“ benannt (*exemplo eorum a quibus occasio fuit, Patrum Hibernorum Salmantici in Hispania Collegii; Opera didact. omnia, I, p. 458*).

Auch den Namen „*Pansophia*“ hat er vorgefunden und übernommen. Er sagt in derselben Schrift gleich nachher: *Prodiit interim (d. h. während er den Plan einer „Janua Rerum“ erwog) sub PANSOPHIÆ titulo D. Petri Laurebergii Artium Encyclopaedia: quam cum avidissime acquisitam lustrarem, titulique amplitudini non respondere viderem: (Nihil enim ibi de Sapientiae verae objecto, imo & fonte, CHRISTO; nihil de Vita futuri seculi, ad quam qui sapit, is demum sapit, vita, & similibus;) putabam occasionem dari desiderata supplendi: ut quaecunque in Scholis Christianis doceri & disci opus est, fasciculo collecta haberemus: & quidem methodo, quae omnia illa Juventuti brevius, verius, melius, hoc est, ad fines vitae praesentis & futurae accommodatis, instillaret (n. a. O.)*

Etwas weiterhin in derselben Schrift nennt er Laureberg noch einmal und daneben Alsted, aber beide als solche, deren Beispiel er in Bezug auf die Bedeutung des Namens nicht folge. Er sagt: *Dicendum jam est, cur non Sapientiam simpliciter, sed Omnisapientiam, seu Universalem Sapientiam (Graece rotundius Pansophiam) appellitemus. Non exempla praetendam (ut Laurebergii, & Alstedii, qui commendat quinque genera τῶν γνωστῶν illi, qui πανεπιστήμων καὶ πάσσοφος fieri & dici velit, Archilogias cap. I.) Nobis stat ratio nostra, eaque triplex: desumpta a subjecto, objecto, & modo docendae hic Sapientiae (n. a. O. p. 466).*

Das Buch Laurebergs, worauf hier Bezug genommen wird, war 1633 erschienen unter folgendem Titel: *Petri Laurebergi Rostochiensis Pansophia, sive Paedia Philosophica: Instructio generalis, accurata, & solida, ad cognoscendum ambitum omnium*

Disciplinarum, quas humanae mentis industriâ excogitavit: Adjecta liberalium pluerarumque, nonnullarum etiam Iliberalium constitutione. Omnia ad methodum Aristotelicam. Rostochii, Litteris Joachimi Pedani, Acad. Typ. Sumptibus Johann. Hallervordi, ibid. Bibliopolae. Anno M. DC. XXXIII. (Kl. 8^o, 120 S., wobei Titel und Index am Schluss mitgezählt sind). Es müssen mehrere Ausgaben gefolgt sein, denn eine spätere von 1638, genau mit demselben Titel, hat den Zusatz: „Editio priorib. correctior & auctior“; der Verleger ist derselbe, der Drucker ein anderer (Literis Richelii); die Seitenzahl ist die gleiche, aber der Satz enger.

Das Buch zerfällt in drei Abschnitte. Der erste hat die Überschrift „Methodus Tractandarum Artium“, und es folgen nach einer längeren Auseinandersetzung über I. Subjectum. II. Finis. III. Instrumenta nach einander: Grammatica, Poetica, Rhetorica, Logica, Mnemonica, Medicina, Chémica, Plastica, Architectonica (S. 10—64.) Der zweite Abschnitt heisst Methodus tractandarum disciplinarum Practicarum, und darin erscheinen der Reihe nach: Ethica, Politien, Oeconomica, Theologia, Jurisprudéntia (S. 65—80). Im dritten Abschnitt, Methodus Constitnendarum Scientiarum genannt, erscheinen nach einer Einleitung über Subjectum, Principia, Affectiones zuerst Physica und Metaphysica, sodann die Scientiae Mathematicae: I. Arithmetica, II. Geometria, III. Statica, IV. Musica, V. Astronomia, VI. Astrologia, VII. Geographia, VIII. Optica, IX. Geodesia. Die spätere Auflage von 1638 stellt im ersten Abschnitte die Pharmaceutica und Chirurgia als selbständige Kapiteleben auf und schaltet im dritten Abschnitte zwischen Musica und Astronomia die Spacographia ein.

Der Gesamthalt des Buches ist weiter nichts als eine zusammengedrückte Übersicht über das, was in den Encyclopädieen jener Zeit dargeboten zu werden pflegte; man kann sich daher nicht wundern, dass Comenius, den der Titel „Pansophia“ mit grossen Erwartungen erfüllt hatte (quam cum avidissime acquisitum lustrarem), nach näherer Einsicht sehr enttäuscht war. Aber der Name „Pansophia“ gefiel ihm, und er wählte denselben nun für seine geplante „Janua Rerum“.

Bei Alsted fand Comenius nicht das Hauptwort „Pansophia“, sondern nur das altbekannte Eigenschaftswort *πάνσοφος*, das schon in der altgriechischen Litteratur und später z. B. bei Philo von Alexandria vorkommt, bei dem auch Gott *πάνσοφος* genannt wird. Die Stelle Alsteds findet sich in seiner „Scientiarum Omnium Encyclopaedia“ (Herborn 1630, Vol. I, Lib. III, Archilogia Cap. I, p. 73).

Dass und wie Comenius den Begriff „Pansophia“ erweiterte, muss ich hier als bekannt voraussetzen und verweise auf seine Ausführungen in dem „Pansophiae Praeludium“ (Op. did. om. I, p. 403—454) sowie in der schon genannten „Comatum Pansophicorum Dilucidatio“ (a. a. O. p. 457—482). Seine „Pansophia“ nennt er ausdrücklich eine „Pansophia Christiana“ und kennzeichnet sie in folgender Weise (a. a. O. p. 423):

Pansophiam dico, quae sit viva Universi imago, sibi ipsi undique cohaerens, seipsam undique vegetans, seipsam undique fructu opplens; Hoc est, (ut ad prius positas metas respiciam) Pansophiae librum cupimus constitui qui sit

I. *Universae Eruditionis Breviarium solidum.*

II. *Intellectus humani Fax lucida.*

III. *Veritatis rerum Norma stabilis.*

IV. *Negotiorum vitae Tabulatura certa.*

V. *Ad Deum ipsum Scala beata.*

Und in der „Dilucidatio“ sagt er (n. a. O. p. 458):

Scopus enim fuit (ut id repetam obiter) conficere epitomen librorum Dei, *Naturae, Scripturae, Conscientiaeque humanae*: ut, Quidquid Rerum est, hic unâ continuâ serie descriptum haberetur: Quidquid divinarum Revelationum exstat, hic illustrandis Rebus adhiberetur: Quidquid communium notionum Menti humanae innaesitur, hic in suos usus digeretur.

Hervorheben will ich daneben nur noch, dass Comenius auch einige Male den lateinischen Namen „Omni-Scientia“ anwendet, aber schliesslich doch dem griechischen „Pansophia“ den Vorzug giebt (Graece rotundins *Pausophiam*; vgl. oben). Von weiteren Einzelheiten sehe ich hier ab und gebe nunnmehr eine Zusammenstellung der Beispiele für das Vorkommen des Wortes „Pansophia“, die ich zur Zeit zur Verfügung habe. Es ist besonders die sogenannte Rosenkreuzerlitteratur, die hier in Betracht kommt. Ich gebe die Übersicht nach der Zeitfolge der Schriften, in denen ich bis jetzt das Wort gefunden habe, wobei ich aber eine Bürgschaft der Vollständigkeit selbstverständlich nicht übernehmen kann.

1616. In diesem Jahre erschien bei Bringer in Frankfurt a. M. ein kleines Sammelheft von Rosenkreuzerschriften unter dem Titel: *Judicia Clarissimorum Aliquot Ac Doctissimorum Virorum, Locorum Intervallis Dissitorum, grauissima, de Statu & Religione Fraternitatis celebratissimae de Rosea Cruce*. Das erste Stück hat die Überschrift: *Evlogistia è symbolo Patris primarij Ordinis de Rosea Cruce: Jhesus Mili Omnia: deducta, qua non solum exploratur, sed etiam quondantenus exprimitur, cuiusnam sint religionis hujus Ordinis Fratres: Scripta à Christiano Philadelpho Παροογίας αυυτορε.*¹⁾ Das Wort „Pansophia“ kommt sonst in dem ganzen Hefte nicht weiter vor.

1617. *Sub umbra alarum tuarum Jehova. Pandora Sextae Aetatis, sive Speculum Gratiae* Das ist: Die ganze Kunst und Wissenschaft der von Gott Godeherleuchten Fraternitet Christiani Rosencreuz, wie sehr sich dieselbe erjtrede, anjß was weiß sie jüglich erlangt, und zur Leibß und Seelen gesundheit von uns möge genußt werden wider etliche deroeselden Calumnianten. Allen der Universal Weißheit und Götlichen

¹⁾ Ähnlich nennt sich der Verfasser des Buches „Speck auff der Fall“, S. Mundus Christophori F., „Theosophiae ac Pansophiae amantem“ (1618).

Magnalia waren liebhaberu, treuherziger meynung entdefft Durch Theophilum Schweighart Constantiensem, Pansophiae Studiosum. M DC XVII. *Da Me nosse Deus mihi, da Te nosse Triunum! Da bona per Jesum, Flame pelle mala.* Cum Privilegio Dei & mtrariae in ewigkeit nicht umbjustoßen. — In der an die Bruderschaft gerichteten Widmung (S. 1—4) heisst es gegen das Ende hin: „Und hat mich hierzu (die Schrift zu verfassen) noch mehrers bewegt, die vilfältige adhortationes unnd bitt etlicher guter Freund und Pansophic studiosorum, jhnen eine kurtze ideam und contenteth der general Weissheit zu adumbriren: Denen ich dann hiemit, pro virium permissu wille gewillfart haben“ (S. 4). Hinter der Widmung folgt nach der Überschrift „Pandora Artis Rhodo-Stauroticae“ zuerst eine „Vorrede“ (S. 5—8), sodann „Das Erste Capitel. Theosophia. Von der erkanntnuß Gottes und seiner Wunderwerck“ (S. 9—11) und darin die Worte: „diss ist das erste und fürnehmste Meisterstuck auss unserer Pandorbüchs, welches ich allen Pansophiae studiosis zu günstigem wolgefallen, dir aber Autophile zum spot und trotz, etwas weitlenfftiger will expliciren“ (S. 9). Darauf kommt „Das Ander Capitel. Von der erkanntnuß seiner selber“ (S. 11—13), worin das Wort „Pansophia“ nicht begegnet; ferner: „Das dritte Capitel. Wie beide Cognitiones in ein Pansophische Concordantz zuzuschliessen“ (S. 13—15), worin der Leser ermahnt wird, das *ἔργον* der Gotteserkenntnis und das *πάρεργον* der Selbsterkenntnis in richtiger Weise zu vereinigen: wer es versteht, ist ein Bruder des Hochlöblichen Ordens vom Rosencreutz; zuletzt heisst es: „Du aber unzeitiger Calumniant, hastu etwas auss meiner Büchsen gelernet, so behalts ad usum, wo nicht, so accusier nit mich, der ich pansophisch mit dir geredet, ohne dein eygenliebe spitzfündige unweissheit. Vale & boni consule“ (S. 15). Zum Schluss folgt noch ein „Aenigma Philosophicum“ über den Namen des Verfassers, dessen Lösung den Namen „Daniel“ ergiebt.

1617. Fortalium Scintine, Das ist: Die unfehlbare vollkommliche, unerforschliche Kunst aller Künsten und magnalien; welche allen würdigen, tugendbafften Pansophine studiosis die glorwürdige, hocherleudete Bruderschaft des Rosencreuzes zu eröffnen, gebauet. etc. etc. Anno M DC XVII. Am Schluss unterzeichnet Ireneus Agnostus C. W. ejusdem Fraternitatis per Germaniam indignus Notarius, und dann folgen noch ein lateinischer und zwei deutsche Briefe des F. G. Menapius. — In dieser Schrift ist wie in den meisten, die von Ireneus Agnostus ausgegangen sind (ich kenne deren 13), vorzugsweise von ehymischen und medicinischen Dingen die Rede, darum wird die „Pansophia“ auch auf solche Sachen bezogen, und es heisst an einer Stelle: „Eben also ein praeservierende Artzney, so den Menschen in einem rühigen, guten, wolfabrigen Leben uff etlich hundert Jahr lang erhalten soll, muss an jhr selbst fast werhafft unnd bestendig sein. Derhalben so wir jungen Leuten die Jugend fristen, und progieren, in den Alten betagten aber das Humidum radicale unnd

Calorem nativum widerumb erstatten, und in die Haar conservieren, so erwahlen wir darzu die aller wenigst zerstörllich substantz, so unterhalb der Sphaeren dess Mondts gefunden werden mag, und bereitens ductu Pansophiae zu einer Medicin und lieblicher, süsser Speiss, solcher gestalt, wo mans durch den Mund innerhalb in Leib nimbt, das sie gantz schnell, und urplötzlich den ganzen Menschlichen Körper durchdringet, und denselben von aller corruption und gebrechlichkeit befreyet“ (Bl. A vi).

1617. Jhesus Nobis Omnia! Rosa Florescens, contra F. G. Menapii calumnias. Das ist: Kurzer Bericht und Widerantwort, auff die sub dato 3 Junii 1617 ex agro Norico in Latein, und dann folgenden den 15 Julii obgedachtes Jahrs Teutsch publicirte unbedachte calumnias, F. G. Menapii, Wider die Rosencreutzijche Societät. Auß einfültigem cyffer gestellet Durch Florentinum de Valentia ord. benedicti minimum clientem. M DC XVII. — Fälschlich wird Johann Valentin Andreae vielfach als Verfasser dieser Schrift angesehen, sie rührt vielmehr nach den Entgegnungen der Zeitgenossen von Theophilus Schweighart her, wozu die ganze Darstellungsweise auch ganz gut stimmt. Das Wort „Pansophia“ finde ich zweimal in dieser Schrift; einmal gleich auf der ersten Seite, wo es heisst, Fridericus G. mit dem Zunamen Menapius habe „unterschiedliche Missiv oder Sendschreiben . . . divulgiert; darinn er zwar, unter dem schein und vorschub einer Epistel, nichts anders practicirt, als wie die von ihm noch olmerkannte der Löblichen RosenCreutzische Gesellschaft hochgebenedeyte Pansophia möchte reprimirt und in verdacht genommen, entgegen aber sein Authoris hochprächtige erudition (die zwar, als mir bewust, nit zu vernichten, da sie nit missbraucht) männiglich bekannt und eröffnet werden.“ Der Verfasser verteidigt die Brüderschaft gegen Menapius und kommt dabei auf die Wirksamkeit des im Menschen wohnenden Geistes der Weisheit zu sprechen, „das Buch dess lebens, das doch mit dem finger Gottes eingeschrieben ist in aller Menschen hertzen.“ Dazu führt er aus der Weisheit Salomonis eine Stelle des 7. Kapitels (v. 15—25) wörtlich an und fährt dann fort: „Diss ist das Buch dess Lebens, der Geist, die weissheit, ja Gott und sein Reich selber im Menschen, dannenhero Lucę 17. Dass Reich Gottes kompt nicht mit eusserlichen geberden, denn sehet, das Reich ist inwendig in euch. Item 1. Corinth. 4. Dass Reich Gottes stehet nicht in worten, sondern in der Krafft. Und dieses ist das Ergon Fratrum, das vorverck Regnum Dei, und die höchste wissenschaft, von ihnen genand Pansophia“ (Bl. C). Diese letzte Behauptung ist nun freilich ein Irrtum, denn in den Grundschriften der vorgeblichen Rosenkreuzer, der „Fama“ und „Confessio“, kommt das Wort „Pansophia“ noch gar nicht vor; da aber Florentinus de Valentia das von Irenaeus Agnostus herausgegebene „Fortalium Scientiae“, in dem der Ausdruck „Pansophia“ zweimal gebräucht wird, als echte Rosenkreuzerschrift gelten lässt, so mag er seine Behauptung darauf gegründet haben.

Was er übrigens unter dem Begriffe sich dachte, stimmt in der That gut mit dem, was wir bei Theophilus Schweighart fanden; er sagt nämlich gegen das Ende hin: „Schau nun, mein lieber Menapi, was sey der RosenCreutzer Vorhaben, nemlich Gott und dem nechsten nach innersten vermögen zu dienen, die Natur zu entdecken, und derselben secreta zu Christglaubigen nutzen, und Göttliches Namens ehr, ewiger glori und preiss zu gebrauchen. Hie ist es alles in allen, sonst wissens nichts, sonst trachtens nichts, sonst wollens nichts“ (Bl. C v).

1617. D. O. M. A. Crux absque Cruce: Таš išt: Вол-
vermeinte Defension, deren inter Mundi calumnias blühenden Teutjden
Gesellschaft ad. S. Sanctum Genannt Vom Rosencreutz. Auctore Vito
del capo dela bona speranza. Non nobis Domine, non nobis, sed
nomini tuo da gloriam. M. DC. XVII. — Der Verfasser hat, wie er
sagt, erst die Bruderschaft falsch beurteilt und verurteilt, jetzt will er
sie aber in Schutz nehmen und dankt ihnen, dass sie ihre „Pan-
sophische Fundamenta, wie gering sie auch jumer sein möchten,
entdeckt, die Fama confessionem und andere Schrifften zum theil
explicirt, zum theil ferner nachforschung, anlass, und gelegenheit
geben haben“ (Bl. ¶iiij). Auch das von Theophilus Schweighart
eingeführte Wort „Rhodo-stanrotiens“ benutzt unser Verfasser,
indem er die Lehren der Rosenkreuzer „Dogmata Rhodo-stan-
rotica“ nennt (Bl. ¶v).

1618. Pegasus Firmamenti. Sive Introductio brevis in Ve-
terum Sapientiam, quae olim ab Aegyptijs & Persis Magia; hodie
vero a Venerabili Fraternitate Rosae crucis Pansophia recte
vocatur, in Piae ac Studiosae Inventutis gratiam conscripta a Josepho
Stellato, Secretioris Philosophiae alumno. Cum gratia Apollinis &
Privilegio Musarum Peculiari. Anno M. DC. XVIII. — Am Schluss
der Vorrede steht: „E meo Musaco Pansophis notissimo“. Im
Text begegnet öfter der Ausdruck „Pansophiae studiosi“, den
wir aus der „Pandora Sextae Aetatis“ und dem „Fortalium Scien-
tinae“ bereits kennen; der Verfasser nennt diese und andre Rosen-
kreuzerschriften ausdrücklich, namentlich auch die „Nuptiae Chymicae“
d. i. die „Chymische Hochzeit“ des Johann Valentin Andreaë,
die 1616 erschienen war. Stellatus behandelt die Sache besonders
in chymischer und magischer Beziehung und fasst demgemäss den
Begriff der „Pansophia“ auch mehr in diesem Sinne. Im ersten
Kapitel handelt er „De triplici Philosophorum genere in scholis
modernis“ und unterscheidet eine „terna Philosophorum secta“, nämlich
„Peripatetica, Ramena, Theophrasta“; der letzteren Klasse, den „Pa-
nicelsistae“, wie sie auch heissen, teilt er die Rosenkreuzer zu, die
„Venerandi Fratres R. C. Pansophiae perfectum circulum dignis
offerentes“ (Bl. A 6). Hier und an einer Reihe anderer Stellen
fasst er unter dem Namen „Pansophia“ die Gesamtheit der Geheim-
wissenschaften jener Zeit zusammen; ich habe acht Beispiele davon
angemerkt, abgesehen von dem viermaligen Ausdruck „Pansophiae

studiosi“. Sodann spricht er auch von der „Confessione Rhodostaurotica“ (Bl. D7) und der „Fama Rhodostaurotica“ (Bl. F4).

1618. Sub umbra alarum tuarum, Jehovah! Speculum Sopicum Rhodo-Stauroticum Das ist: Weitläuffige Entdeckung des Collegij vnd axiomatum von der sonderu erleuchten Fraternitet Christ-RosenCreutz: allen der wahren Weißheit Begirigen Exspectanten zu fernerer Nachrichtung, den vuerständigen Zoilis aber zur vnaufschölicher Schandt vnd Spott. Durch Theophilum Schweighardt Constantiensem. Cum privilegio Dei & naturae, in ewigkeit nicht umbzustoßen. 1618. — Auf dem Titelblatt befinden sich allerlei Bilder, Verzierungen und Inschriften, die ich hier nicht weiter berücksichtigen kann. Auch in dieser Schrift begegnen Ausdrücke wie „Pansophiae studiosis“, „auscultationibus meis Pansophicis“, „Pansophica studia“. Sie enthält nach einer Vorrede drei Kapitel. Über dem ersten steht: „Speculi Sopicie Universalis Caput I. Kurtze doch gründliche Beschreibung dess Collegij, der von Gott Hoherleuchten Fraternitet vom RosenCreutz“ (S. 7—11). Dann kommt „Caput II. Ergon et Parergon Fraternitatis typice adunbratae“ (S. 11—13); zuletzt: „Caput III. Spiegel der Kunst vnd Natur, tam Naturantis, quam Naturatae die ganze Wissenschaft der Brüderschaft“ (S. 14—22). Im ersten Kapitel kommt das Wort „Pansophia“ nicht vor. Im zweiten erwähnt der Verfasser einen „Pansophischen globum“, in den nach der Meinung der Rosenkreuzer das Übereinstimmende der bisherigen philosophischen Schriftsteller zu einem „centrum veritatis“ in verbesserter Gestalt zusammengebracht werden solle; wer ohne Gottes Hülfe aus sich selbst etwas zu lernen sich getraue, der gehe bald „ein Staffel jrr von der rechten Pansophischen general Strassen“ (S. 11 f.). Im dritten nennt er den, der redlich zu lernen strebt, einen „Philopansophus“, und sagt nach einigen einleitenden Bemerkungen, an die sich ein Gebet um Gottes Beistand knüpft, Folgendes: Incipit foeliciter Pansophia Rhodo-Staurotica. Durch Gott den Allmächtigen von Ewigkeit der Welt hero fundirt, und den Saeculi Benedicti filijs gnedigst vorbehalten. Arrigo, Arrige, Aures! Wer Ohren hat zu hören, der höre, Wer Augen hat zu sehen, der sehe, Wer Zungen hat zu reden, der rede, Und spreche auss die Allmächtigkeit des Allerhöchsten!“ (S. 15 f.) Dann werden die Verse 1—5 vom 1. Kapitel des Evangeliums Johannis angeführt, mit dem Zusatze, dieses Wort sei „das erste, dass von Ewigkeit hero gewest ist, und wider in Ewigkeit bleiben wirt“, es sei „die Sonn, das ewige Trinum perfectum, sacramtissima monas triade ligata in der obern Sphaer: Von diesem ist das Leben, die Liechtkunst und Wissenschaft aller Ding, so viel dem Menschen in diesem Leben zu erkündigen vergönnet, summa dieses ist der Hochgebendeyte Gott Jehovah der erste Schöpffer, anfang, fons & origo aller Creatur, und Magnalien“ (S. 16). Weiterhin heisst es: „Wir sprich ich sollen die lunge Zeit verborgene Füncklein Göttlicher Allmacht, und so viel hundert Jahr hero ver-

steckte Pansophische Concordantzen mit ernst, und Christlichem Eyffer herfür sehen, und nicht alleweil als Leibeygne Menschlichen opinionibus maiori ex parte erroneis geschworen bleyben“ (S. 17). Die Studien seien jetzt übel beschaffen durch unnütze Zänkereien, man kümmerge sich zu wenig um die Natur, aber er will nicht alles verwerfen: „Ich verbiete darumb weder Aristotelem, Hypocratem, Rammum, Paracelsum oder dergleichen, sonder allein wo sie irren, wil ich nicht, dass man in solle beyfallen, sonder solchen Irthumb mit dem Liecht der Natur vermittelst Göttlicher Hilff corrigieren: Hierin steckt der erste anfang Pansophischer Weissheit: Sprichstu wer lehrt mich solche Correction? Antwort, wilst und begehrtu guthertziger trewer Leut Rath hierinnen zu folgen, so liss diese unsere Pansophiam Rhodo-stauroticam, breviter adumbratam mit fleiss zum öfftern, welche ferners also lautet. Gott der Allmächtig, nach dem er wie gemelt, im Anfang Himmel Erden, und all Creaturen erschaffen, selbige des Menschens (als seines Ebenbildts) Herrschaft undergeben, und jne so wol, als dem gantzen vniuerso nach küfftiger Perfection getracht, hat er allen und jeden Geschöpfen ein verborgene Göttliche wirkende Krafft implantiert, und vereiniget, vermittelst welcher alle Creatur jr Wesen und Zunehmen möchten erhalten, dieses wirt genant die Natur, ein Regul und Richtschnur aller Künst, ein Dienerin Gottes, und Meysterin aller Menschlichen Artificien, ein Mutter omnium animalium, vegetabilium und mineralium, ein heller Schein Göttlicher Flammen“ (S. 17). Diese Natur verstehe der Mensch durch seine ihm von Gott verliehene Vernunft, die Natur wirke durch vier „Famulas“ oder „Materien“ oder „Elemente“, nämlich Feuer, Luft, Wasser, Erde, die zusammen, wie er aus den „zwölf Chymischen Tractätlein“, die ein nicht geringer Vorschub seiner Pansophischen Studien gewesen, gelernt habe, aus sich ein „sperma oder Saamen“ gebären; dies sei die Sonne, und aus ihr habe alles „secundario“ seinen Ursprung. Dieses sperma teile seine Geschöpfe in drei Reiche: animale, vegetabile, minerale, alles aber komme endlich im Menschen „als in einem centro und Ebenbildt Gottes“ zusammen, „Nam omnia ab uno, omnia ad unum“, daher entspringe das „Nosce te ipsum“, und wer das erreiche, komme „zur Pansophischen Perfection“. Dieses wird dann weiter ausgeführt, wobei wieder das Ergon und Parergon ihre Rolle spielen, und endlich sagt der Verfasser: „Schaw lieber Christ, dieses ist und heyst Pansophia Rhodo-staurotica, dieses ist dess Menschens höchste Perfection in dieser Welt, darinnen (wie gemelt) alle Schätz, Reichthumb, und Geschicklichkeit verborgen, ausser welchen nichts, ohne welches nichts auff dem gantzen Erdboden, alle Theologische Geschicklichkeit Geistlichkeit, alle Juristische Gerechtigkeit, alle Medicinische Heysamkeit, alle Mathematische Subtiligkeit, alle Ethische, Politische, Oeconomische Practick, alle Metaphysische, Logische, Rhetorische, Grammaticalische Spitzfindigkeit, In summa alles das, so der Mensch reden und gedencen mag, ist hierinnen begriffen“ (S. 20). Dann

empfiehlt er denen, die mit dem Ergon (der Sorge für das Seelenheil) Ernst machen wollen, die Werke des Thomas a Kempis und meint, wer sein Leben darnach einrichte, bei dem würde sich, sei es schriftlich oder mündlich, bald „ein Frater oder dergleichen mit dem Parergon“ einfinden. Zur weiteren Unterweisung ist eine „figura calicis“ und eine „Arbor Pansophiae“ beigegeben. Die erstere stellt einen Becher dar, auf dem sich die angegebenen Dinge, durch Linien verbunden, aufbauen, ganz oben eine geflügelte Sonnenscheibe mit dem Worte יהוה_ט darin. Die „Arbor Pansophiae“ sieht also aus:

Arbor Pansophiae.

Primum Ens est

יהוה_ט

Alterum

NATURA.

Tertium

ELEMENTA

Quartum

SPERMA.

Quintum

Regnum Naturae Triplex

MINERALE,

VEGETABILE,

ANIMALE.

Cuius & Reliquorum omnium Perfectio

MICRO — COSMVS

HOMO.

Huius ratio omnes scientias & artes comprehendens

est imago & Typus sacratus; cu-

ius Archetypus

יהוה_ט

Ens vltimum

Z

A — & — Ω

⌈

Die „figura calicis“ zeigt folgende Ordnung: An die geflügelte Sonnenscheibe schliesst sich nach unten unmittelbar ein Kreis mit der Inschrift Natura, der Mittelpunkt desselben ist mit dem der Sonne

durch eine gerade Linie verbunden, ausserdem gehen von dem Mittelpunkte der Sonne noch zwei Linien aus, die den Kreis Natura als Tangenten berühren. Unterhalb dieses Kreises befinden sich wagerecht neben einander vier etwas kleinere Kreise mit den Inschriften Ignis, Terra, Aqua, Aer (so von links nach rechts); vom Mittelpunkte von Ignis geht eine gerade Linie durch die Mittelpunkte von Terra und Aqua bis zum Mittelpunkte von Aer, ausserdem geht je eine gerade Linie von dem Mittelpunkte des Kreises Natura nach den Mittelpunkten der vier Kreise. Unterhalb von Ignis steht ein etwas grösserer Kreis mit einem Baume darin und der Inschrift Vegetabile, unterhalb von Aer steht ein ebensolcher Kreis mit einem Stein und der Inschrift Minerale. Etwas tiefer zwischen beiden Kreisen steht wieder eine grössere Sonne, so dass deren obere Hälfte in den Zwischenraum hineinreicht, die untere aber tiefer liegt. Gleich an diese Sonne schliesst sich nach unten ein Kreis von der Grösse wie Vegetabile und Minerale, in demselben steht mit ausgebreiteten Armen und Beinen ein nackter Mann, daneben die Inschrift Micro-cosmus. Die drei Kreise der Naturreiche bilden so mit den geraden Verbindungslinien ihrer Mittelpunkte ein gleichseitiges Dreieck um die Sonne, ausserdem gehen vier gerade Linien von den Mittelpunkten der vier Elemente nach dem Mittelpunkte der Sonne, so dass hierdurch auch Verbindungen zwischen dem Mittelpunkte des Kreises Natura und dem Mittelpunkte der unteren Sonne hergestellt werden; den Mittelpunkt des Kreises Microcosmus bildet der Nabel des Mannes, und dieser Kreis steht unmittelbar auf dem Becher. Zwischen der geflügelten Sonnenscheibe oben und dem Kreise Natura stehen die Worte Omnia (links) — Ab Uno (rechts), zu beiden Seiten der unteren Sonne die Worte Omnia (links) — Ad Unum (rechts); zu beiden Seiten des unteren Teiles des Kreises Microcosmus steht das Wort Ti — Bi, die erste Silbe links, die zweite rechts; zu beiden Seiten des Bechers oberhalb des Fusses stehen noch die Wörter Veritas (links) — Simplex (rechts). In der unteren Sonne dieselben Buchstaben wie unten an der „Arbor Pansophiae“, nämlich

Z
A O
T B

Diese vier Buchstaben ergeben auch das Wort „Azoth“, das als arabischer Name des Quecksilbers in der Chymia eine grosse Rolle spielt. Das Wort „Tibi“ erklärt sich aus dem Satze „Tibi הוה Non Nobis“, der am Schluss des Buches steht und die demütige Unterordnung des Geschöpfes unter den Schöpfer bedeuten soll. Die Aussprüche „Omnia ab Uno“ und „Omnia ad Unum“ wurden in dem obigen Auszuge berührt. Die „zwölf Chymischen Tractätlein“ haben folgenden Titel: Von dem Rechten wahren Philosophischen Stein Zwölf Tractätlin in einem Wercklin verfasset vnd begriffen, in dem derselbig, sampt seiner bereitung, auss dem Vrsprung der

Natur, auch erfahner Handarbeit, Also hell vnd klar, neben einer Parabolischen Erklärung der gantzen Kunst, vor Augen gestellt würd: das der, so es hierauss nicht ergreifen kan, sich wol, zu vermeidung seines schadens vnd verderbens, mit gutem getrewen Raht, der Nachforschung dieser Edlen Kunst, mit guten Ehren entschlagen mag. Anfänglich von eim Hochgelehrten Philosopho Lateinisch beschrieben, vnd an jetzo zu nutz vnd frommen der Lehr vnd Weissheit gehorsamen Kindern vnd Liebhabern dieser Edlen hochberühmten Kunst, Durch einen Vnbenannten ins Teutsch vbergesetzt. *O quam profunda est Sapientia Dei, & abscondita à filiis Mundi. Interuè quaerendum quod oculis non conspicitur externis.* Gedruckt zu Strassburg, In verlegug Lazari Zetzners Buchhändlers. Anno 1610 Ioc VI. — Am Ende der Vorrede steht der Satz: „Die Einfalt ist der Warheit Sigill“, und der mag zu den Worten „Veritas — Simplex“ am Becher der „figura calicis“ Anlass gegeben haben.

1619. *Naturae Sanctuarium: Quod est, Physica Hermetica.* In Studiosorum Sincerioris Philosophiae gratiam, ad pronouendum rerum naturalium veritatem, methodo perspicua & admirandorum Secretorum in Naturae abyssu latentium Philosophica explanatione decenter in vndecim libris tractata ab Henrico Nollio etc. Sub Finem Duae Appendices, quarum I. *Pansophiae fundamentum*, & II. *Philosophiam Hermeticam de lapide Philosophorum* quatuor tractatibus antehac editis, iam vero recognitis & auctis comprehensum explicat, annexae sunt. etc. Francofurti Typis Nicolai Hoffmanni, sumptibus Iouae Rosae. M. DC. XIX. — Der erste Anhang ist überschrieben: *Pansophiae Fundamentum*, Theosophiae et secretioris Philosophiae Studiosis monstratum nb Henrico Nollio. Dann folgt eine „Admonitio“, die also lautet: Harmonia rerum superiorum & inferiorum si tibi, beneuole Lector nota fuerit, atque ex ea tam theosophice, quam physice Pansophiae (quae est rerum superiorum & inferiorum ex infallibili harmonia scientia) fundamentum oblatum intellexeris, ea quae in Naturae gremio inuoluta habentur, & quae à Dei sinu à Christo nobis proponuntur arcana, tibi vno intuitu patescent. — In dem Stück selbst, das nur 6 Seiten umfasst, werden einander entgegen gestellt ein „Summum Ens“ oder „Ens Summum“ und ein „Ens Infimum“, zwischen beiden stehen die „Entia Intermedia“. Den beiden ersteren entsprechen das „Primum Ens“ und das „Ens ultimum“ bei Schweighart. Das „Summum Ens“ ist „solus & unicus ille Deus, qui omnia verbo suo creauit, & Spiritu oris sui sapienter disposuit, vt inde in mundum anima, vita, viror & vigor dimanauerint“, das „Ens infimum“ dagegen ist „Ens nigrius nigro, abyssus tenebrarum, Nihilo potius quam Enti propinquum, omnis imperfectionis radix, nihil lucis in se actu gerens“ (vgl. S. 691 u. 694).

1619. *Thesaurus Fidei.* Das ist: Ein notwendiger Bericht, vnd Verwarnung an die Novitios, oder junge angehende Discipel, welche von der hochlöblichen gezeugneten Fraternitet des Rosenkreutzes auff- vnd

angenommen: Daß sie im Glauben gegen Gott, Liebe dem Nächsten, Gedult, und Sanftmut der Fraternität biß ans Ende verharren, und die Laster hingegen fliehen sollen, wo fern sie anders nicht widerumb verstoßen, auß dem Buch der glückseligen, erwehnten, bestätigten Pansophiae Studiosorum außgeleicht zu werden, und also zeitlichen vund ewigen Spot vund Hohn zu Lohn zu bekommen begeren. Anno M DC XIX. — Der Verfasser ist Irenaeus Agnostus, wie die Unterschrift am Ende zeigt. Das Wort „Pansophia“ habe ich in dem Buche selbst nicht gefunden.

1620. Frauen Zimmer der Schwestern Des Hofinjarben Creuzes. Das ist, Kurze entdeckung von der beschaffenheit dieses Frauen Zimmers, was zur Religion, wissenschaft, Göttlicher vund natuirlicher Dinge, was zur Hantwerden, Kunst, arten, neue inventiones, Geistreiche vund liebliche ubungen, etc. drinnen zu finden sein. Alles zu dem Ende, das andere hohes vund udriges standes Weibsbilder, welche diesem Frauen Zimmer noch nicht einverliebet, zu dem selben anangelodet vund eingeleitet mogen werden. Auß Sonderbahren geheiß, der durchleuchtigster vund H. Frauen Sophie Christiane, Gubernantin dieses Frauen Zimmers, in truck verfertigt. Durch Faunaugustam FrancoAlemannicani. Getruet zu Parthenopolis, Im Jaar, 1620. — In dieser etwas seltsamen Schrift wird das Wort „Pansophia“ angewendet auf die Kenntnis der fünf Hauptstücke des christlichen Glaubens, da in ihnen, die auch „ars artium“ und „scientia scientiarum“ genannt werden, alles Wissen und Können einbegriffen sei (Bl. B ij).

Das sind die Beispiele für das Wort „Pansophia“, die ich mir bisher angemerkt habe; es wäre mir lieb, von anderen Seiten Ergänzungen beigetragen zu sehen, wie ich selbst solche mitteilen werde, sobald ich mehr gefunden habe. Aber schon der hier nachgewiesene Gebrauch des Wortes lässt zur Genüge erkennen, dass gerade die Rosenkreuzerbewegung einen Hauptantheil an der Einführung desselben hat, und so erklärt es sich denn von selbst, dass der Theologe Zacharias Theobald, dessen „Warnungsschreiben vor den alten Widertäufern und neuen Schwärmern“ Keller erwähnt (Monatshefte der C.G., Mai-Juni 1895, S. 155, Anm. 3), „Rosenkreuzer oder Pansophisten“ nebeneinander stellt.

Kleinere Mitteilungen.

Zur Erinnerung an Daniel Sudermann,

geb. 1550 Febr. 24, gest. 1632 (?).

Daniel Sudermann ist heute fast nur in den Kreisen derjenigen Gelehrten bekannt, die sich mit der Geschichte des deutschen Kirchenliedes beschäftigen.¹⁾ Aber er verdient auch deren Beachtung in hohem Masse, die die religiöse Entwicklung des deutschen Volkes und der älteren deutschen Theologie zu verstehen suchen.

Sudermann war am 24. Februar 1550 zu Lüttich geboren. Der Vater war Maler und Kupferstecher und war unter dem Namen Lambertus Suavius an vielen Orten thätig. Daniel lernte den Beruf des Vaters, übte aber frühzeitig auch die Dichtkunst. Er gewann hierdurch eine Beziehung zu Kaiser Maximilian II. Im Jahre 1580 war Daniel Sudermann in Lüttich thätig, 1583 Erzieher in dem Hause eines Grafen von Helfenstein, wo er zu Justingen einen Kreis von Anhängern Schwenckfelds vorfand. Im Jahre 1585 fand er eine Anstellung in Strassburg; zehn Jahre später besuchte er Antwerpen, kehrte aber nach Strassburg zu dauerndem Aufenthalt zurück, wo er um 1632 gestorben ist.

Er war als Liederdichter ausserordentlich fruchtbar. F. H. Schneider kannte im Jahre 1857 435 gedruckte Lieder von ihm. Die Wahlsprüche seiner fürstlichen Gönner machte er gern zum Gegenstand seiner Lieder, z. B. den des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg (1571—1598) „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein“ und den des Herzogs August von Braunschweig „Elend nit schad, wer Tugend hat“. Besonders gross scheint seine Anhänglichkeit an diesen Fürsten gewesen zu sein. Einige Lieder weisen

¹⁾ F. H. Schneider, Zur Litteratur der Schwenckfeldischen Liederdichter bis Daniel Sudermann. Progr. der K. Realschule zu Berlin 1857. — Phil. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied u. s. w. 1865—1877, Bd. 5, S. 510—676 Die Lieder der Schwenckfelder. — Koch, Gesch. des Kirchenlieds u. Kirchengesangs II, 422 ff. — Die Abhandlung Chr. Sepp's über ihn in den Kirkhistorischen Studien, Leiden, Brill 1885 S. 238 ff. ist in Deutschland leider wenig bekannt geworden. Vgl. Goedeke, Grundriss der deutsch. Litt. III, 30.

auf eine gewisse Susanna von Polant. Die meisten seiner Dichtungen waren deutsch, einige niederländisch. —

Es steht vielleicht mit Sudermanns Abstammung im Zusammenhang, dass er uns in seinen Drucken fast stets im engsten Zusammenwirken mit Künstlern erscheint; auch begegnen in seiner Sprache manche Bilder und symbolischen Ausdrücke, die an die Kunst und Architektur erinnern: er spricht in Anwendung auf die Seele nicht reifer Menschen von dem „unbehauenen Holz“, in Bezug auf das Gottesreich vom „Tempel Gottes“, auch führt er als Denkzeichen den Zirkel, der ja auch eine symbolische Bedeutung besitzt.

Man weiss, welch hervorragenden Einfluss diese „Deutsche Theologie“ im engeren und weiteren Sinn auf die Ideen Luthers und der Reformatoren bis 1525 geübt hat, aber es ist auch bekannt, dass sie seit dem Sieg der lutherischen Landeskirchen bei den rechtgläubigen Vertretern der letzteren ebenso als anrüchlich galt wie in der römischen Kirche. Ich habe an anderer Stelle (Johann von Staupitz und die Anfänge der Reformation, Lpz., S. Hirzel 1888 S. 394 ff.) bewiesen, dass die altdeutsche Theologie bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts so gut wie verpönt war, und dargethan, dass es seit etwa 1610 die sog. Rosenkreuzer gewesen sind, die der alten Litteratur neue Beachtung verschafften. Ein thätiger Beförderer dieser Entwicklung war Sudermann. Er gab im Jahre 1621 „Das Buch von geistlicher Armuth“ oder die „Nachfolgung des armen Lebens Jesu“ neu heraus und in demselben Jahre liess er drucken „Ein edles Büchlein des von Gott hochehrleuchteten Doctors Johann Taulers wie der Mensch möge Ernstlich, innig und Gottschauende werden“ — eine Schrift, die bisher noch nicht im Druck erschienen war.

Wir können an dieser Stelle nicht näher auf seine litterarische Thätigkeit eingehen, sondern wollen nur auf einen merkwürdigen Sammelband hinweisen, den das Antiquariat von Albert Cohn (Berlin W. Mohrenstr. 53) vor einiger Zeit in den Handel gebracht hat (Kat. 202, Preis 45 M.).

Der Band enthält an erster Stelle eine auch sonst bekannte Schrift (s. Sepp, a. a. O. S. 262): „Hohe geistreiche Lehren, und Erklärungen: Über die fürnehmsten Sprüche dess Hohen Lieds Salomonis von der Liebhabenden Seele, das ist der Christlichen und ihrem Gemahl Jesu Christo . . . Alles mit heiliger Schrift Concordirent nach dem uralten Text S. Hieron. Durch D. S.“

(Unter den Buchstaben D. S. befindet sich das Zeichen Sudermanns, das in Anlage und Ausführung an die Denkzeichen erinnert, wie sie die Mitglieder der Akademien der Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts zu führen pflegten. Im Mittelpunkte steht eine Frauengestalt, die in der rechten Hand einen Lorbeerkranz und in der Linken ein Füllhorn mit Früchten hält, zu ihren Füssen ein Zirkel und ein Grabschädel. Darunter die Buchstaben D. S. mit einem

Kreuze zu einem Monogramm verschlungen; im Hintergrunde zwei Burgen und ein Garten, das Sinnbild des Reiches Gottes.)

„Mit schönen Figuren gezieret, gedruckt und verlegt durch Jacob von der Heyden, Chalcograph. Anno MDC. XXII.“¹⁾ Dieses erste Stück umfasst 68 Bl. Dann folgen: XXV Schöne ausserlesene Figuren und hohe Lehren von der begnadeten liebhabenden Seele und ihrem Gemahl Jesu Christo etc. Durch D. S. Jacob v. d. Heydensculs. 25 Bl. — Von der Göttlichen Lehre und wie man dieselbe innerlich empfangen möge, auch von eigenschaft eines Gottseligen Menschen. 20 Bl. — Ein Lehr, Exempelsweiss uns fargestellt, das wir in unserm Gemüt und Sinn sollen erneuert und Christi Nachfolger werden. 8 Bl. — Ein schöne Lehr, von den sieben Graden oder Staffeln der vollkommenen Liebe, in denen die Gespons Christi wandeln sollen, Anno 1489 beschriben und jetzt von Wort zu Wort in Druck geben durch D. S. MDC. XXII. Am Schluss steht: Diese vorgeschriebene Lehre hat gethan der Würdige Vatter, Bruder Heinrich Vigilis von Weissenburg. In dem Jahr, da man zelt M CCCC LXXXIX zu Nürenberg. Als Anhang zu diesem Neudruck finden sich mehrere interessante Stücke: 1. Bl. A. 4': Etliehe Zeichen der wahren Göttlichen Liebe, von einem alten Lehrer aufgezeichnet. Am Schluss: „Uder M. Eckarts und D. Taulers Schriften gefunden worden“. 2. Von mancherlei Grad der Göttlichen Liebe sampt ihrer Art, in denen so Anfaher, Zunemer und Vollkomene genant werden. Am Schluss „Hievon sihe D. Staupitz in seinem Buch von der Liebe“. 3. Frage und Antwort eines alten Lehrers von der Liebe Gottes. Am Schluss: „Uder M. Eckarts und D. Taulers Schriften gefunden worden“. Der Sammelband enthält am Schluss 13 Folio-Bl., die mit je 4 bezw. 2 Bildern und Sprüchen geziert sind, unter welche D. S. Verse gesetzt hat. —

Diese Sammlung (es sind meistens Gedichte) ist in mehrfacher Beziehung merkwürdig. In den 124 Kupfertafeln sind sehr zahlreiche Hinweise auf die Symbolik der altchristlichen Zeiten und in den Liedern kehrt der Hinweis auf Tauler an sehr zahlreichen Stellen wieder; vielfach sind sie weiter nichts als eine poetische Umschreibung von Aussprüchen altdeutscher Mystik, natürlich unter stetem Hinweis auf die h. Schrift. Auffallend ist, wie lebendig die Idee der sieben oder neun Grade in diesen Kreisen noch im 17. Jahrhundert war; es ist nicht bloss die oben citierte Schrift, die davon handelt, sondern auch eine der „XXV Schönen ausserlesenen Figuren und hohen Lehren“, die hier als Probe folgen mag:

¹⁾ Am Schluss steht eine kleine Kupferplatte, die den Zirkel, das Grabscheit, den Lorbeerkranz und das Füllhorn nochmals zur Darstellung bringt mit dem Spruch: Ars et labor beant. Dann folgt

Gedruckt zu Frankfurt bei Eberhardt Kieser

In verlegung Jacobs von der Heyden

Chalcograph. Anno

M. DC. XXXIII.

Geistliche Grad und Staffeln

so einander nach (vermittels unseres Herrn

Christi Zug) je mehr und höher zur Seligkeit führen.

(Folgt ein Kupfer, darstellend einen Mann, der auf einer Treppe von neun Stufen zum Himmel steigt.)

Wol dem der seinen Willen bricht
In allem Thun auf Christum sieht.

Matth. 11.		Demüthigkeit ist's Fundament
1. Corr. 5.		Zum Bau des Heils biss an dass End.
	1	Dann so ein Mensch demüthig ist
Matth. 5.	2	Der bleibt auch mild zu aller Frist
	3	Der mild betrauert seine Sünd
Es. 62.		Und wer darumb trauret geschwind
Rom. 1.	4	Dem dürst nach der Gerechtigkeit
		Der nun gerecht ist allezeit
Luc. 6.	5	Derselbe wird barmhertzig sehr.
		Wer barmhertzig ist mehr und mehr
Rom. 12.	6	Der ist liebreich: wer liebt ohne Streit
		Hat ein rein Herz: der nun bereit
2. Tim. 2.		Ein solcher ist, derselbig wird
	8	Auch friedlich sein wie sich gebürt:
		Der Friedensmacher ist selig schon
		In der Hoffnung mit Gottes Sohn.

D. S.

Herr Jesu, zeuch uns von einer clarheit zu der anderen.

Cant. 1. 2. Cor. 3.

Die oben erwähnten Sammlungen von Liedern stehen durchweg auf Folioblättern, die nur auf einer Seite bedruckt sind und daher auch wohl einzeln verkäuflich sein sollten. Es sind fast sämtliche Spruchgedichte, die in der Art der Ausführung wie der Druckherstellung ausserordentlich nah verwandt sind mit jener Spruchpoesie, wie sie in den Singschulen der Meistersinger üblich war und wie sie z. B. der Meistersinger Jörg Breining aus Augsburg um 1500 veröffentlicht hat.

Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, dass Sudermann Mitglied einer Singschule gewesen ist; da er selbst früher Kupferstecher war, so lag ihm ja der Anschluss besonders nah.

Sicher ist, dass Sudermann Mitglied einer Gemeinde war, die in Schwenckfeld²⁾ ihren Wortführer erkannte. In der Geschichte der schwenckfeldischen Liederdichter gebührt ihm ein hervorragender Platz.

²⁾ Über ihn s. Dr. Hampe, Biographie Schwenckfelds, Programm des Gymn. in Jauer 1882. — Kadelbach, Gesch. S.'s u. der Schwenckfeldianer 1861 und die ältere Litteratur, die D. Erdmann in der Allg. Deut. Biogr. 33, 412 aufführt.

Adolf Hausraths Arbeiten über die Arnoldisten und ihre Vorläufer.

Von

K. Mämpel in Seebach b./Eisenach.

Auf die lebendige Anteilnahme aller mit den geschichtlichen Anknüpfungspunkten der Comenius-Gesellschaft einverstandenem Kreise wird sicher eine litterarische Erscheinung rechnen dürfen, die sich zum Ziele gesetzt hat, in das geschichtliche Dunkel, das einstweilen über den Schicksalen der ausserkirchlichen Christen-Gemeinden des Mittelalters, die man Ketzer nannte, liegt, das erhellende Licht wissenschaftlicher Untersuchung hineinzutragen. Es ist ein dreibändiges Werk des Heidelberger Kirchenhistorikers Hausrath, das diesem Zwecke — zumal in seinem abschliessenden Teile — dient. Waren die feingzeichneten Charakterbilder eines Peter Abälard und eines Arnold von Brescia, die wir dem genannten Verfasser verdanken, eine Vorbereitung der Leserwelt, so wird diese, wie selten sonst, von der Einsicht in die fortwirkende Macht einzelner hervorragender Persönlichkeiten und ihres Schicksals im Kampf der Geister überrascht werden, wenn sie in den „Arnoldisten“¹⁾ dann die wandernden Glaubensscharen auftreten sieht, die das Erbe des Philosophen von Palais und des tapferen Kämpfers von Brescia in sich zu verwirklichen und um sich her zu popularisieren suchen. Aber daneben will es uns scheinen, dass noch eine weitergehende Verkettung hier beobachtet werden kann: die Blutsverwandschaft dieser „Weltverbesserer des Mittelalters“ mit den späteren alt-evangelischen Gemeinden, und aus diesem Grunde schon dürfen wir an den Arnoldisten, an ihren Leitsternen und Geschicken, an dem, was sie wollten und was sie duldeten, auch hier nicht ohne Achtsamkeit vorübergehen.

Als eine Trilogie des Märtyrertums der Idee kann bezeichnet werden, was in Hausrath einen beredten Darsteller gefunden hat. Grosse Strömungen des religiösen Lebens, Zeitbewegungen, die alles in ihren Wirbel ziehen, die Gestalten ebenso kühner wie absonderlicher Sektenhäupter und Parteiführer, ihre aufsteigende Bahn, ihre volle Wirksamkeit und ihr Untergang, die Art und Weise, wie die

¹⁾ Adolf Hausrath, Die Arnoldisten. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1895.

mächtigen Impulse, mit denen sie hervortreten und ins Volksleben bestimmend eingreifen, später umgemodelt werden und verflachen und schliesslich eine Abschwächung bis zur Unschädlichkeit erleiden, — das alles zu einem lebensvollen Zeit- und Kulturbilde des religiösen Mittelalters zu vereinen, ist der Gelehrten- und Künstlernatur Hausraths aufs trefflichste gelungen. Jedenfalls aber enthält der uns vorliegende dritte Band: „Die Arnoldisten“ mit dem Gesamtergebnis der von ihm verarbeiteten kirchengeschichtlichen Entwicklungsreihe zugleich eine Fülle von Zügen, die für das „Ketzerum“ aller Zeiten charakteristisch sind.

Schon die Losung der eigentlichen Arnoldisten oder auch Lombarden, der unmittelbar von Arnold von Brescia ausgehenden Schüler, war: religiöse Selbsthilfe. Man merkt ihnen an, dass sie aus den Regionen herkommen, in denen die kühle Luft Abälard'scher Kritik geweht hat; geistig hell und gelehrt besitzen sie den Mut, die Konstantinische Schenkung als reine Fabel zu verwerfen. Sie fordern einen Klerus, der sich nicht in die Welthändel mischt, Diener des Friedens, nicht des Streites. Als Partei sind sie daneben Italiens erste Ghibellinen, die dem Kaiser allein die weltliche Gewalt vorbehalten wollen, und indem sie mit einer ernsten religiösen Laienbewegung den Anfang machen, haben sie zugleich Fühlung mit jenen dem Mittelalter eigentümlichen religiösen Arbeitergenossenschaften, deren Glieder vorzugsweise dem Weberhandwerke oblagen (Tisserands).

Im Lande der unteren Rhone begegnet uns dann im 13. Jahrhundert eine neue Ketzerei, die doch den „Filiis Arnoldi“ und ihren Idealen nahesteht. Den Mittelpunkt dieses waldensischen Konventikellebens aber hat von vornherein die Anlehnung an die heilige Schrift und ihr Studium wie an die schlichte praktische Befolgung ihrer Gebote gebildet. Von Valdes, dem Stifter dieser Bewegung, sagt Hausrath: „Ihn beschäftigte die Lücke, welche die Kirche in dem religiösen Leben des Volkes liess und die er auszufüllen beschloss.“ Mit dem Bekanntwerden des wiedergewonnenen Evangeliums war diesen Seelen ein neues Ideal aufgegangen, ihre Apostel und Wanderprediger wollten genau so leben, wie Jesus mit seinen Jüngern gelebt hatte, und man nannte dies „das Halten der evangelischen Vollkommenheit“. Die Apostel des Valdesius hiessen auch einfach die „Armen von Lyon“ und über das ganze Rhonethal hatten sie sich im allmählichen Wachstum ihrer Schaaren verbreitet. Aber während sich Valdes selbst dessen enthielt, gegen die Kirche zu eifern und zu wühlen, wurden seine „Apostel der Armth“, als sie auch in Italien einzudringen begannen, zu begeisterten Anhängern der antiklerikalen arnoldistischen Opposition. Die Folgen waren das Vorgehen der Synode von Verona (1184) gegen sie, die scharfen Ketzergesetze der vierten Lateransynode (1215), Friedrichs II. blutige Edikte, die Zeit der peinigenden Waldenserverhöre und die dadurch notwendig gewordene Umwandlung der „wohlmeinenden Evangelisten der Land-

strasse“ in die „versteckten Winkler der heimlichen Konventikel“. Zwar die echt paulinischen Gedanken fehlen den Waldensern noch gänzlich, aber wenn sie sich mit ihrem Gedankn des armen Lebens und der ständigen Wanderschaft auf den Grund der Schrift, des Evangeliums, der Herrenworte, der apostolischen Briefe und der darin aufgewiesenen Vorbilder stellen und wenn sie sich in Credentes und Perfecti scheiden, (Hausrath nennt diese Scheidung hierarchisch und mittelalterlich), so haben jedenfalls nach beiden Richtungen hin die späteren altewangelischen Gemeinden kaum ein anderes Verfahren eingeschlagen: einerseits mit ihrem bekannten starken Betonen der „Herrenworte“ und andererseits, wie z. B. die böhmischen Brüder in ihrer Gemeindeverfassung¹⁾, mit ihrer stets wiederkehrenden Gemeindegliederung in die drei Gruppen der Anfangenden, Fortschreitenden und Vollkommenen.

Kann ein bemerkenswerter Unterschied besteht lange Zeit zwischen den Bettlerorden der katholischen Armen und der ursprünglichen religiösen Bruderschaft des „liebeglühenden Heiligen“ Franziskus von Assisi. Dennoch wollte Frauz mit allen Mitteln den bösen Schein vermeiden, dass seine Gesellschaft zu einer Art Ketzerherberge bestimmt sei. So liegt zwar der Ursprung der Gaudentes in Domino oder der Ioculatores Domini, wie sich seine Schüler mit besonderer Vorliebe nannten, in unmittelbarer Nähe der von Arnold und Valdes ausgegangenen Mendikantenbewegung, aber ihnen hat der Bettlerrock aufgehört eine „Demonstration gegen den Purpur des Papstes“ zu sein. Arnold und Valdes gehören der Politik und der Volkserziehung an, Franziskus ist der dichterisch gestimmte naive Volkshelige. Ihm gelang es, das Problem seiner Zeit und seiner Kirche zu lösen, den Gedanken einer Nachfolge des Lebens Jesu und das Armutsideal seiner Vorgänger im apostolischen Leben der herrschenden Kirche annehmbar zu machen und die katholischen Einwände dagegen zu entkräften. Mit den Minoriten tritt der arnoldistische Gedanke als eine Bruderschaft auf, die langsam an Rom gekettet und schliesslich „tonsuriert“ wird, freilich auf Kosten des ersten frischen Enthusiasmus. Die Tragödie des heiligen Franziskus, der dann auf diese Weise das Werk seines Enthusiasmus unter den Händen der Kurie in den meisten Stücken wieder zerbröckeln sieht, weiss Hansrath sehr anschaulich, fesselnd und auf den Höhepunkten seiner Darstellung ergreifend zu schildern.

Nur ein kleiner Bruchteil des Franziskanertums bleibt am Ende übrig, ohne sich durch ein festes Ordensstatut und durch die den Minoritenorden feierlich bestätigende Bulle Honorius III. vom 29. November 1223 in die Reihe der anderen kirchlichen Kongregationen eingliedern und in ein „erbarmungsloses Instrument für den

¹⁾ Vgl. J. Müller, Die Gemeindeverfassung der böhmischen Brüder in ihren Grundzügen. Monatshefte der C.-G., V. Band, p. 145 ff.

päpstlichen Arm“ umschieden zu lassen, die Joachimiten. Und aus ihren Kreisen geht Segarelli hervor, der wieder in den Dörfern und Flecken des Gebiets von Parma seine Apostelbrüder im weissen faltigen Mantel und — nach Nasiräerart — mit dem langen Bart, dem ungeschorenen Haupthaar und den nackten Füssen um sich sammelt, der wieder mit grösserer polemischer und sittlicher Strenge den Weg zeigen will, den Jesus selbst empfohlen habe, und der im Gegensatze zu einem unwürdigen Priestertum und seinen Sakramenten die Behauptung geltend macht, dass Gott seinen Kindern in der Kirche und ausser der Kirche gleich nahe sei. Segarelli selbst aber erleidet dafür den Tod durch die Flammen des Scheiterhaufens.

Mit dem Schwerte in der Hand sucht sodann wiederum Dolcino, aufs Neue einer, der ganz und gar in den alten Fusstapfen des streitbaren Arnold von Brescia steht, in der Diöcese von Vercelli Tausende von Anhängern für Friedrich von Sicilien, für ein erneutes Kaisertum der Hohenstaufen und für die dringende Reform der Kirche anzurufen, deren Gestalt er zur apostolischen Einfachheit und Würde zurückgeführt sehen will. Unter der Hülle apokalyptischer und prophetischer Auslassungen donnert Dolcino gegen alles Prunkhafte und Machthabende in der Kirche, ein feuriger Ghibelline, der schliesslich auf dem Ketzberge Zebello mit den Seinen dem gegen ihn aufgegebenen Kreuzheere erliegen muss.

Hausrath zeigt uns endlich die Ausläufer der grossen Mendikantenbewegung nicht nur in den Spiritualen des Franziskanerordens, sondern auch in Dantes gewaltiger Dichtung, dessen gläubiger Katholikeneifer ihm gerade die verblüffendsten Sprüche seines dichterischen Zornes gegen die die Kirche verwüstenden Päpste verleiht, ferner in Wiclif und im Kreise der Lollharden um ihn her, die dem alten Armutsideal und der Lehre der Waldenser vom Predigtamte huldigen.

Die alten Kämpfer, die gegen die verweltlichte und reiche „Fleischeskirche“ aufgestanden waren, sind mundtot gemacht worden, und eine Zeitlang schien es gelungen, die Saat der Ketzergedanken vom Erdboden zu tilgen. Aber eine andere Opposition trat nach der scheinbaren Überwindung der ersten auf, die sich nun gegen die werkgerechte Kirche richtete, und der in ihr neubelebte Paulinismus wuchs zu einer Strömung gegen das Dogma an, der man vergebens wieder die Dämme entgegenzusetzen suchte, mit denen man alle vorangegangenen Ketzergedanken einzuschränken und ihre Träger erfolgreich einzuschüchtern gewusst hatte.

In den letzten Kapiteln von Abälards Ethik sieht Hausrath bereits „das Banner entfaltet, unter dem Arnold von Brescia seine Lombarden, Valdes seine Armen von Lyon versammelte, das Franziskus den Büssern von Assisi mitgab, unter dem Segarelli duldete und Dolcino siegte und unterging“. Enthalten jedoch die gleichen letzten Kapitel von Abälards Ethik nicht auch Vieles, das — ohne

vielleicht einen geradezu direkten Einfluss ausgeübt zu haben, — doch wie eine Weissagung auf die altewangelischen Gemeinden der späteren Jahrhunderte und wie eine Weissagung auf die Stunde uns nimmt, wo man Gott anbeten wird im Geist und in der Wahrheit?

Ein Trauergedicht von Comenius.

Mitgeteilt von
Prof. Dr. L. Neubaur in Elbing.

In Elbing starb am 25. Juni 1647 der präsidierende Bürgermeister Johann Koy, welcher sich um seine Vaterstadt mancherlei Verdienste erworben hatte.¹⁾ Dazu gehörten auch seine Bestrebungen für die Reorganisation des damals mancherlei Missetände aufweisenden Gymnasiums²⁾, welche zur Berufung des Comenius an dasselbe führten³⁾. Der in einer Badeanstalt am Schlagfluss erfolgte Tod des frommen Mannes⁴⁾ veranlasste folgende litterarische Publikation:

¹⁾ Einen ihm von dem Rat der Stadt gewidmeten Nachruf finden wir in dem offiziellen Kürbuch (Ms des Elbinger Archivs C 48) zum Jahre 1647: *Spectabilis et Amplissimus Dnus Johannes Koy, vir singulari Iudicio, rara eruditione et prudentia pollens animo quam corpore maior, post gestum per Annos 16 in hac Republ. Secretariatum, Quinto Consulatus sui anno difficilimis Svetici Regiminis temporibus, Anno 1631 Pro Consul electus, restituendae praesertim Regno Poloniae Civitati sedulam consilio et calamo navavit operam. Tandem Anno 1647 effectum corpus curaturus in balneo mane leniter expirasse repertus est.* Er war am 10. Mai 1583 als Sohn des Sekretärs Georg Koy geboren, und war von seinem 17. Jahre ab 10 Jahre von Elbing abwesend, in denen er verschiedene Universitäten in Deutschland, Frankreich, England und den Niederlanden besucht hatte.

²⁾ Roulé, *Elbingensia* I, 607 (Ms des Elbinger Archivs H 4): Koy berichtet in einer Ratssitzung, dass man beim Gymnasium „viele Mängel befunden, welche billig zu revidiren seyen, unter welchen man woll gesehen, dass solche theils an unsern Hn. Rectore liegen, welcher stets nicht in den Schulen, auf welche er die Inspection, wie billig, haben soll, theils auch an unsern Hn. Con Rectore und an denen, so ihm nicht contradiciren dürfen, liegen“. 15. Juli 1644. Derart abgedruckt von Reusch in der „Altpreussischen Monatsschrift“ 14, 4 t.

³⁾ Reusch a. a. O. S. 48—50, Toeppen in den „Monatsheften der Comenius-Gesellschaft“ 1, 66.

⁴⁾ In der auf ihn gehaltenen Leichenpredigt von David Holst, Elbing 1647, wird bei der Angabe der Personalien mitgeteilt, dass Koy eine in litauischer Sprache geschriebene Ermahnung an die Seinen hinterlassen

Famae Possumae Monumenta | MAGNIFICO, AMPLISSIMO, CONSUL- | TISSIMO | DN: JOHANNI COYEN | Regio in Elbingensium Rep. Burggrabio, | Pro-Cos. & Scholarchae meritissimo, | lub. sed lug. animo | erecta. | O. O. . . J. (Elbing, Achatius Corell 1647). 8 Bl. 4°. Doch ist das Exemplar am Schluss unvollständig; es fehlen ein bis zwei Blätter (Stadtarchiv zu Elbing: Mis. 12).

Dieselbe enthält ausser Beiträgen von Cyprianus Kinnerus¹⁾ und dem Notar Achatius von Dorndorff († 1661) in Elbing verschiedene Gedichte von Elbinger Gymnasiallehrern²⁾, darunter an zweiter Stelle folgenden Beitrag von Comenius (auf Bl. B 2), der sich inhaltlich, wenn auch nicht formell, von den übrigen Stücken vorteilhaft abhebt:

habe, aus der auf Bl. D ein deutscher Auszug gegeben ist. Hierin heisst es: „Dafern der Allerhöchste Gott mich mit einem plötzlichen Tode von dieser Welt sollte abfordern, wil ich dieses meinen lieben Anverwandten vnd Kindern gesagt sein lassen, dass ich von vielen Jahren her mich auch wider solchen gefasst machen wollen, vnd dass ich auss festem vertrauen glaube, dass keine Art dess Todes mich von meinem Heyland wird können absondern, weil Er mir zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung vnd Erlösung gemacht worden, so werde ich von meinem Erlöser dieses alles vngewweifelt bekommen vnd wird mir alles zum besten gedeyen müssen, in dessen Händen ich auch meine Seele befehlen thue.“

¹⁾ Sein an erster Stelle stehendes, aus 15 Distichen bestehendes Gedicht beginnt folgendermassen:

COIUS obit. Lacryma quisquis pietatis amans es,
Quisquis honestati justitiasque faves!

Er rühmt darin u. a. an dem Verstorbenen:

Omnibus ille domi, sero seu mane veniret
Titius aut Cajus; omnibus aequus erat.

Welche Beziehungen er zu dem Verstorbenen hatte, ergibt sich aus dem Gedicht nicht; dasselbe trägt folgende Unterschrift: *Patrono desideratissimo, magni affectus exiguum hoc monumentum gemens erigit Cyprianus Kinnerus D. Celsissimi Lignicientium Ducis Consiliarius.* Über diesen Mann ist nichts näher bekannt; doch ist er wahrscheinlich der Vater von Daniel und Samuel Kinnerus († 1668 Joh. Henrici Cunradi Silesia togata. Lignicii 1706 p. 149, 150), welcher letztere als Verfasser des Abendmahlsliedes: „Herr Jesu Christ, du hast bereit“ (Rützell, Geistliche Lieder aus dem siebzehnten Jahrhundert 1, 222. 223; Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied 5, 296. 297; Fischer, Kirchenlieder-Lexicon 1, 270. 271, Allgemeine Deutsche Biographie 15, 771) gilt. Samuel (zuerst in Breslau „deinde Illustris. Pr. Ligio-Bregensis Consiliarius & Archiatres“) ist demnach der Nachfolger seines Vaters in Brieg geworden.

²⁾ Von dem in Anmerk. 2 S. 000 erwähnten Rektor Michael Mylius († 1652) und dem Conrektor Joh. Cramer († 1667), sowie von Nicolans Ludovicus († 1654) und Raphael Schwartz († 1660). Ihre Gedichte sind in lateinischer Sprache, während das Dorndorffsche, sowie ein unvollständig erhaltenes in deutscher Sprache geschrieben ist.

FULCRA cadunt? Ruet ipsa DOMUS! cohibere ruinam
 Ni subitò appropriet, quisqv̄s se posse videbit.
 Patria communis DOMUS est: firmanda Columnis
 Perpetuis, lapsûs ut stet secura tremendi.
 FULCRUM est vir Sapiens, Justus, Rerumq̄; Peritus,
 Ipso teste Deo, (Jes. 3, 1) Qvos tolli certa ruinæ
 Signa dabit (Jes. 57, 1) nisi succurrant, qvi cingere Sepem,
 Justitiaeq̄; Iræq̄; Dei — — opponere moles
 Nôrunt. (Ezech. 22, 30) Vos igitur qvorum Domus ictibus Iræ
 Impetitur, densæq̄; cadunt validæq̄; Columnæ,
 Ac reliquæ nutant: securos esse norivum est.

Evigilate Viri! Rupturam horrescite Vestram!
 Justorum & subitos casus expendite! Ne Vos
 Securos eadem feriat manus Omnipotentis,
 Ad requiem revocare suos, à turbine, svescens (Jes. 57, 2)
 Ille qvidem, benè qvi vixit, propriasq̄; salutem,
 Et publicæ semper fixè invigilando peregit
 Annos, In Pace est. ENOCHI vivere vitam
 Cui cura una fuit, Spectantisq̄; omnia semper
 Conspectum revereri, ILLI & servire silenter:
 Non gravis ulli hominum, cunctis usu esse; laborans;
 Inmissos Casus patienter qvi tulit omnes:
 Hujus tum placidam vitam Morte excipi & ipsâ
 Qvàm placidâ, placuit Domino, cui serviit! Immò
 Nullâ. Namq̄; mori sese non sensit. Abivit
 In hominum placidâ: prius ingressurus in Aulam
 Cæli, qvàm Terram se à tergo linquere nosset.
 Mors decepta ipsa est! Violento hinc vellere raptu
 Ne posset, qvem sic placuit transire silentem.

Collapsum interea columen nos admonet ultè
 Rupturas sepire omnes! Rumpendo profani
 Qviquevid adest usqvam in populo. Ne fortè Columnas
 Subrunt Ira Dei reliqvas. Qvas ò Dens Alme
 Et serva, & firma, & ter sancti flaminis imple
 Robore! ut ATLANTES sint, qvi impositum sibi Cætum
 Sustineant fixè, nullam admittantq̄; ruinam!

Mæstus apposuit
 J. A. COMENIVS
 Elbinge hospes.

Besprechungen.

Gesammelte Schriften von F. W. Dörpfeld¹⁾.

Das letzte Werk F. W. Dörpfelds „Das Fundamentalstück einer gerechten, gesunden, freien und friedlichen Schulverfassung“ war das erste, das ich von ihm kennen lernte. Auf seine Bitte hatte ich dem greisen Meister, der eine lebhaftige Teilnahme für Comenius und seine Wirksamkeit hegte, mein Programm über „Vives, Alsted, Comenius in ihrem Verhältnis zu einander“ zugehen lassen und als wertvolle Gegengabe ward mir seine neueste Schrift. Die tiefe wissenschaftliche Gründlichkeit, die selbständige, vorurteilslose Forschungsweise und die überzeugende Klarheit der Gedanken, die mir hier entgegentraten, waren Grund genug, mich zu weiterer Beschäftigung mit seinen Schriften zu veranlassen. Was damals nicht ganz leicht war, da eine Reihe wertvoller Aufsätze in Zeitschriften zerstreut waren, das ist jetzt durch die Herausgabe der Gesammelten Schriften von F. W. Dörpfeld, durch die die Verlagshandlung C. Bertelsmann in Gütersloh in dankenswerter Weise vielseitigen Wünschen entsprochen hat, jedem ermöglicht. Die Herausgeber: Pastor Flügel, L. Hindrichs, Aug. Lomborg, Fr. Meis, G. von Rhoden haben, abgesehen von letzterem, auf Veränderungen und eigene Thaten verzichtet.

Einer besonderen Empfehlung bedarf diese Gesamtausgabe kaum, haben sich doch einige Werke Dörpfelds schon längst eingebürgert und einen dauernden, ehrenvollen Platz in der Pädagogik erworben, wie besonders die hier in 5. Auflage vorliegende psychologische Monographie „Denken und Gedächtnis“ (I, 1). Es genügt, die Freude darüber auszusprechen, dass nunmehr die vielseitig anregende und tief eindringende schriftstellerische Thätigkeit des erfahrenen Schul-

¹⁾ Gütersloh, C. Bertelsmann 1894/95. Erschienen sind bisher Bd. I: Beiträge zur pädagogischen Psychologie. 1. Über Denken und Gedächtnis. 2 M. 2. Die schulmäßige Bildung der Begriffe. 50 Pf. Bd. II: Zur allgemeinen Didaktik: 1. Grundlinien einer Theorie des Lehrplans. 1,80 M. 2. Der didaktische Materialismus. 1,40 M. Bd. III: Religionsunterricht. 1. Religiöses und Religionsunterrichtliches. 2,30 M. 2. Zwei Worte über Zweck, Anlage und Gebrauch des Schriftchens Enchiridion der biblischen Geschichte. 1,20 M. Bd. IV: Realunterricht. 1. Der Sachunterricht als Grundlage des Sprachunterrichts. 2 M. 2. Die Gesellschaftskunde, eine notwendige Ergänzung des Geschichtsunterrichts. 50 Pf. Bd. XI: Zur Ethik (aus dem Nachlass des Verfassers herausgegeben).

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft. 1896.

manns mit einem Blick überschaut und daher besser gewürdigt werden kann. Bekanntlich hat Landfermann den Morgen, den er einst in Dörpfelds Schule zugebracht hatte, einen unvergesslichen genannt, da er dazu gedient habe, seine Anschauungen und sein Urteil über Ziele und Aufgabe der Volksschule nicht allein wesentlich zu bereichern, sondern auch zu berichtigen. Denselben wertvollen Dienst kann und wird die Gesamtausgabe vielen leisten. Vor allem tritt als bleibendes Verdienst Dörpfelds dies hervor, dass er in rastlosem Streben mit grossem Geschick die Reformgedanken Herbarts in die Praxis der Volksschule zu übertragen versucht hat. Er selbst ist sich niemals darüber unklar gewesen (vgl. II, 2, 100 ff.), dass diese Gedanken den an philosophische Spekulation nicht Gewöhnten recht schwer zugänglich zu machen sind, und durch blosse Schlagwörter zu überreden, statt durch gründliche Erörterung wirklich zu überzeugen, war ihm geradezu verhasst. Darum verzichtete er gern auf all das Äussere, an dem man sonst die Jünger Herbarts und Zillers sofort zu erkennen pflegt, auf Stichwörter wie Konzentration, Klarheit, Assoziation, System, Methode u. s. w., schlug er, wie er selbst es gelegentlich nennt, eine Brücke zwischen den älteren Gedanken und den neuen und ging vielfach seinen eigenen Weg, „nicht aus einem Gelüst nach Eigenartigkeit, sondern einzig aus der sehr praktischen Erwägung, dass bei der Verkündigung von Reformgedanken ebensowenig gegen die Gesetze der Apperzeption gesündigt werden darf als im Unterricht“. Darauf beruht es z. B., wenn er statt der schulmässigen 4 oder 5 Formelstufen nur 3 Lernstadien unterscheidet und sie mit den schlichten, sofort verständlichen Ansdrücken: Anschauen, Denken, Anwenden benennt (vgl. II, 2, 73 ff.; III, 2, 120 f.). Mustergültig ist diese Popularisierung der pädagogischen Wissenschaft im besten Sinne durchgeführt in dem jetzt zum ersten Male in Buchform vorliegenden knappen, aber inhaltsreichen Aufsatz über „die schulmässige Bildung der Begriffe“ (I, 2), der besondere Beachtung verdient. Ebenso ist in den „Grundlinien einer Theorie des Lehrplans“ (II, 1), in denen es sich darum handelt nachzuweisen, welche Fächer der Lehrplan der Volksschule wie jeder anderen umfassen muss, wenn er nicht ein zusammengewürfelter Haufe, sondern ein festgefügtter, einheitlicher Organismus sein will, das sonst so beliebte Schlagwort „Konzentration“ ganz vermieden. Gewissenhaft, gründlich und selbständig geht Dörpfeld bei der Aufstellung seines Lehrplanes zu Werke; statt der sonst üblichen Überschwänglichkeit und Überspannung der Forderungen herrscht bei ihm Nüchternheit und Klarheit, wie sie nur eine reiche Erfahrung zu geben vermag. Gelegentlich (S. 24) gesteht Dörpfeld sogar offen ein, dass noch schwere, ungelöste Probleme vorliegen, z. B. das, „wie der Schulunterricht jenes Weltmeer — das heisst „Geschichte“ oder „vaterländische Geschichte“ fruchtbar ausbeuten kann“. Andererseits aber hat er sich selbst bahnbrechend an unlösbar scheinenden Problemen mit Geschick versucht. Lange bevor es Mode wurde, die soziale Frage auch für die

Schule mundgerecht zu machen, schon 1872 hat er es als eine „grosse, auffällige Lücke“ bezeichnet (II, 1, 17), dass nur das Menschenleben der Vergangenheit, nicht das der Gegenwart, d. h. das Gebiet der Gesellschaftskunde (Sozialistik) behandelt werde, und die Einführung der elementaren Gesellschaftskunde, aber auch nur dieser, in die Schule gefordert. Das Begleitwort zu dem später verfassten Repetitorium der Gesellschaftskunde zeigt, dass er auf eine wohlthätige Einwirkung der Behandlung dieses Stoffs auch auf das Haus rechnet (IV, 2 S. 35), zugleich aber, dass er sie nicht überschätzt und nun nicht etwa ein Universalheilmittel gegen alle sozialen Schäden und Nöte in ihr gefunden zu haben verneint (ebd. S. 42). Diese selbstlose Bescheidenheit ruht auf tieferen Gründen; zunächst ist ihm das, was er als Eigenart des deutschen Denkens bezeichnet, tief eingewurzelt. „Ein partielles Erkennen, sofern es vereinzelt und darum einseitig bleiben muss, befriedigt ihn nicht. Wo er auf wissenschaftlichen Gebiete anfasst, da strebt er nach etwas Ganzem — nicht um viel zu wissen, sondern um den Zusammenhang zu erkennen: der Blick vom Ganzen her soll ihm helfen, eine tiefere, eine organische Auffassung, einen wirklichen Einblick zu gewinnen.“ (II, 2 S. 47). Und mit diesem Streben nach einer „geschlossenen Totalanschauung“ auf Grund der pädagogischen Hilfswissenschaften verbindet sich eine eingehende Kenntnis des Entwicklungsgangs des Schulwesens und der pädagogischen Theorie nicht bloss des eigenen Volkes, sondern auch des Auslandes. Dadurch wird er vor dem unbesonnen Übernehmen alteingewurzelter Gewohnheiten ebenso wie vor einer Überschätzung der eigenen Reformvorschläge bewahrt. Für uns ist es besonders wichtig und erfreulich, dass neben A. H. Francke, dem Philanthropen, Pestalozzi, Herbart, Majer, Graser, Ziller, vor allem Anros Comenius sehr häufig in seiner grossartigen Bedeutung für die Pädagogik gewürdigt wird: in der organischen Gliederung des Lehrplans nach hohen Gesichtspunkten (II, 2, 30), in der Begründung des Sprachunterrichts auf den Sachunterricht (II, 2, 63) und in der Forderung eines selbständigen Betreibens der Realfächer (V, 1, 71; II, 1, 11 ff.) weisst er sich mit dem grossen Bahnbrecher eins. Auch seinen „Kardinalgrundsatz“, dass in den sämtlichen Bildungsanstalten, gleichviel ob hoch oder niedrig, alle wesentlichen Lehrgegenstände vertreten sein müssen, findet er zu seiner Freude zuerst von ihm ausgesprochen und erkennt gerade „in diesem Blick und Griff den genialsten Charakterzug dieses grossen Didaktikers“ (II, 1, 162).

Besonders anziehend aber wird die Beschäftigung mit den Schriften Dörpfelds erstens dadurch, dass wir nirgends fertige Ergebnisse der Untersuchung vorgebracht bekommen, sondern vielmehr mitten in den Fluss der Gedankenentwicklung gestellt, nur zum eigenen Nachdenken und Mitarbeiten gezwungen werden, und zweitens dadurch, dass sie Gelegenheitschriften im edelsten Sinne sind, oder nach seinen eigenen Worten, dass jedesmal der Anlass des Schreibens durch das Bedürfnis des Berufs gegeben war und daher die Frische der Un-

mittelbarkeit stets angenehm berührt. Da Dörfpelds Wirksamkeit in eine Zeit fiel, in der wiederholt schwere Kämpfe um die Neugestaltung des Volksschulwesens geführt wurden, so gab es viele Anstösse, die dem rastlosen Streiter für das Wohl der Schule die Feder in die Hand drückten. Eine gewisse Umständlichkeit der Erörterung ist damit naturgemäss verbunden; aber wie bei Comenius nehmen wir sie gern mit in den Kauf, da die Erörterung dadurch erst recht anschaulich und verständlich wird. Dörfpeld weiss sehr wohl, dass die Zwecke manchmal eine „umständlich anschauliche“ Darstellung nicht bloss entschuldigen, sondern geradezu fordern. Auch manche Wiederholungen, die dem Leser auffallen, beruhen auf dieser Darstellungsweise und auf der Entstehungsart seiner Schriften.

Eine grosse Anzahl der vorliegenden Arbeiten ist dem Religionsunterricht gewidmet, das erklärt sich daraus, dass dieser für Dörfpeld Kern und Stern alles Unterrichts ist, der eigentlich centrale Unterrichtsstoff. Darum musste ihm der Lehrplan der paritätischen Schulen als eine arge Verstümmelung erscheinen (II, 2, 29) und vor allem der landläufige Betrieb dieses Unterrichts mit seiner geisttötenden Memorierarbeit, wie er zu Zeiten der preussischen Regulative sich unausrottbar eingebürgert hatte, die schwersten Bedenken erwecken. Die lesenswerte Arbeit über den „didaktischen Materialismus“ (II, 2) ist eine geharnischte Streitschrift gegen dieses Unwesen, und in einer grossen Reihe anderer Arbeiten, die hier im 3. Band vorliegen, hat Dörfpeld beherzigenswerte praktische Vorschläge gemacht, die alle das schöne Ziel verfolgen, an Stelle des ermüdenden Katechisierens und toten Gedächtniswerks eine tiefere Durchdringung und lebendigere Erfassung des religiösen Unterrichtsstoffes zu setzen und somit aus den biblischen Geschichtsstunden, „die seither vielfach eine Last und Qual waren“, wieder zu machen, „was sie von Gottes und Rechts wegen sein sollen, — Stunden, die vom Morgenglanz der Ewigkeit beleuchtet sind“ (II, 1, 83 f.). Gerade Dörfpeld war in besonderer Weise dazu befähigt, dem Religionsunterricht die rechten Wege zu weisen; denn mit der scharfen Klarheit des Verstandes und reicher Erfahrung verband sich bei ihm eine aufrichtige Frömmigkeit, die sich demütig zu den Füssen der Apostel und Propheten setzte, „um von ihren Worten zu lernen, wie sie die grossen Thaten Gottes erzählen und erklären“. Man musste deshalb besonders gespannt sein auf die aus seinem Nachlass herausgegebene Arbeit: „Die geheimen Fesseln der wissenschaftlichen und praktischen Theologie“ (Bd. XI). Leider ist das gross angelegte Werk ein Torso geblieben; aber man merkt ihm an, dass es aus der Tiefe einer auch die irrenden Brüder liebevoll umfassenden Seele heraus geschrieben ist. Die Erkenntnis, dass bei dem besten Willen die religiöse Unterweisung schwere Misserfolge aufweist und sich bei den Gebildeten und Verbildeten je mehr und mehr bedenkliche Entfremdung von der Kirche zeigt, hat schon manchem zu denken gegeben. Ich erinnere nur an die kürzlich gehaltene Leipziger Prorektoratsrede Professor Briegers: „Die fort-

schreitende Entfremdung von der Kirche im Lichte der Geschichte“, in der die traurige Thatsache auf die verkehrte Art des kirchlichen Unterrichts zurückgeführt wird, der sich noch in denselben Formen wie zur Blütezeit der Orthodoxie bewegt, und in der gefordert wird, dass endlich eine andere Bahn eingeschlagen werde. Auch Dörpfeld ist es ein Herzensanliegen gewesen, den Grund des kirchlichen Notstandes zu erkennen, die Möglichkeit einer Verständigung zwischen der Kirche und den Draussenstehenden anzubahnen und allen Angefochtenen und Zweifelnden Trost zu spenden. Eigenartig sind die Ergebnisse, zu denen Dörpfelds eindringende Untersuchung gelangt: der Grund des traurigen Notstandes ist, dass die Kirche den evangelischen Grundsatz von „der steten, unaufhörlichen Busse“ nicht streng durchgeführt und vor allem nicht auf die Ethik ausgedehnt hat, sondern hier die alte scholastische Methode festhält, die ethischen Wahrheiten aus der Glaubenslehre abzuleiten. Und doch ist die Ethik vielmehr umgekehrt in gewissem Sinne die Grundlage der Dogmatik, und jedenfalls bietet die rationale Ethik im Sinne Herbarts ein neutrales Gebiet, auf dem sich die Kirche und die Entfremdeten wieder zusammenfinden könnten, wenn nur endlich seitens der Kirche der schwere Fehler vermieden würde, wegen Nichtglaubens einen moralischen Vorwurf zu erheben. — Wenn man auch nicht behaupten wird, dass Dörpfeld damit die ganze schwierige Frage gelöst habe, so wird man doch gestehen müssen, dass eine Reihe der wundesten Punkte richtig bezeichnet sind, und sich gern an dem vielen Schönen erfreuen, was diese letzte Schrift Dörpfelds bietet, z. B. an dem hochinteressanten Versuch, eine letzte Urquelle der wesentlichen Lehrunterschiede der katholischen und protestantischen Kirche nachzuweisen und der tiefen, verständnisvollen Betrachtung über die Bedeutung der Persönlichkeit Christi. So sei denn diese Schrift, ebenso wie die schon längst bekannten, allen, die Geduld zum Selbstforschen haben, und denen mehr als an blossen Kenntnissen, an Bildung und Einsicht liegt, bestens empfohlen.

Elberfeld.

A. Nebe.

Friedrich Albert Lange, Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Fünfte (wohlfeile und vollständige) Auflage mit dem Stahlstich-Porträt des Verfassers. Biographisches Vorwort und Einleitung mit kritischem Nachtrag von Hermann Cohen. Leipzig, J. Bäckker 1896, ungeb. Mk. 10.

Wie das Besteigen eines hohen Berges den Horizont des leiblichen Auges erweitert, so sollte die Lektüre eines guten Buches den geistigen Gesichtskreis des Lesers erweitern. In diesem Sinne gehört Langes Werk, das vor 30 Jahren zum ersten Male erschien, gewiss zu den besten Büchern, die geschrieben sind. Aber der Wert desselben ist ja auch allgemein anerkannt und es ist wohl nicht nötig, hier noch viel zu seiner Empfehlung zu sagen. Doch sei hier auf

zwei neuere und gewiss kompetente Urteile hingewiesen. Prof. Paulsen sagt in seiner „Einleitung in die Philosophie“ auf S. 63: „Der Leser findet hier die umsichtigste geschichtliche Aufklärung über Wesen und kulturhistorische Entwicklungsbedingungen des Materialismus. Seine Beziehungen zu den Naturwissenschaften, zu Theologie und Kirche, sowie zur Gesellschaft und ihren Bestrebungen werden allseitig dargelegt.“ Und der verstorbene John Tyndall schrieb 1889 in einem Brief an Langes Biographen das kurze aber bezeichnende Urteil nieder: „None but a man of noble soul could have produced the History of Materialism.“ In der That: Was der Geschichte des Materialismus einen so unvergänglichen Wert und Reiz verleiht, ist dies, dass sie nicht nur ein gelehrtes, sondern ein charaktervolles Werk ist. Lange sah es als Aufgabe des Philosophen an, zu arbeiten für die fortschreitende Umgestaltung unserer Lebensverhältnisse, soweit jedes Zeitalter es fassen kann. Die herrlichen sozial-ethischen Betrachtungen, in denen das Buch ausläuft, haben denn auch mächtig anregend gewirkt.

Diesmal nun ist das altbewährte Buch um einen neuen wertvollen Bestandteil bereichert. Der als Neubegründer Kantischer Philosophie dem deutschen Publikum weniger als billig bekannte Professor Hermann Cohen, Langes Nachfolger und Freund, hat dem Werke einen „kritischen Nachtrag“ beigelegt. Mit gutem Bedacht hat Cohen diese Bezeichnung statt „Fortsetzung“ gewählt; denn in der That ist, was er giebt, durchaus nicht eine gleichartige Weiterführung des in seiner Art so ganz abgeschlossenen Buches. Aber es kam ihm darauf an, „wenigstens durch eine expectorative Darlegung zu bezeugen, dass bei denen, mit denen der verewigte Autor im Leben verbunden war, sein Glaube nicht untergegangen ist, vielmehr die Zuversicht sich erhalten hat, dass die Idee des Deutschtums durch diese zwanzig Jahre, und wenn sie glorreicher wären, mit nichten bestimmt wird“. Die Ausführungen Cohens lesen sich viel weniger leicht, als das Werk Langes. Ist jener doch als Philosoph strenger Systemtiker, in dessen pietätvoller Beurteilung Langes wir doch hier und da einen Zug leiser liebevoller Ironie zu verspüren meinen. Wer aber die Mühe nicht scheut, sich den Inhalt derselben zu eigen zu machen, hat daran einen schönen wertvollen Besitz. Sie zerfallen in die Abschnitte: „Verhältnis der Logik zur Physik“, „Verhältnis der Ethik zur Religion“ und „Verhältnis der Ethik zur Politik“. In dem ersten Abschnitt werden namentlich die eminenten Leistungen des wie Lange viel zu früh verschiedenen Physikers Heinrich Hertz und die philosophische Gesinnung, aus welcher sie hervorgegangen, gewürdigt, „um daran den Grundgedanken von Langes Buch zu neuer Erläuterung zu bringen: dass der Idealismus das latente Princip in aller Erforschung der Materie ist.“ Beiläufig wird hier von Cohen, u. E., mit grossem Recht für den Schulunterricht die Fortführung der Mathematik bis zu den Elementen der Differentialrechnung gefordert. In dem zweiten Abschnitt, wo gelegentlich über den Anti-

semitismus ein höchst heherzigenswertes Wort gesprochen wird, stellt unser Philosoph für die Ethik als Wissenschaft die Lösung auf: Auflösung der Religion in Ethik. Dafür aber muss die Ethik die Gottesidee in ihren Lehrgehalt aufnehmen. Die Gottesidee aber ist identisch mit dem Glauben an die Macht des Guten. Dass der Socialismus den Materialismus zu seiner Philosophie erkoren, dass er die Gottesidee verwirft, wird ihm im dritten Abschnitt zum Vorwurf gemacht, wie es Lauges Schriften zur Arbeiterfrage zum Vorwurf gemacht wird, „dass sie aus der Luft des Darwinismus heraus zwar nicht inspiriert, aber expiriert sind.“ — „Der Socialismus ist im Recht, sofern er im Idealismus der Ethik begründet ist“ und als wahrer und wirklicher Urheber des deutschen Socialismus wird Kant hingestellt. Schon am Schluss seines vor 20 Jahren erschienenen bedeutenden Buches „Kants Begründung der Ethik“ hat Cohen den Satz ausgesprochen: „Es ist in Wahrheit nicht nur ein Fortschritt der ethischen Wissenschaft, sondern unmittelbar auch ein solcher der ethischen Kultur, dass die Frage des Optimismus in unserm Jahrhundert, sofern man von der Unterhaltungsphilosophie abzusehen hat, abgelöst ist durch das Problem des Socialismus“. Dass Kant als Urheber des Socialismus hingestellt wird, mag manchem paradox erscheinen und es wäre darüber viel zu sagen. Lange betonte, dass er seinen Socialismus direkt aus dem Studium der Volkswirtschaft und Statistik geholt habe. Es ist merkwürdig, von wie verschiedenen Seiten man zu ihm kommt. In der That führen zum Socialismus nicht zwei, sondern hundert Wege.

O. A. Ellissen.

Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik von Dr. W. Rein. Langensalza 1894 ff., H. Beyer u. Söhne. Lieferung 1—22.

Es ist gut, wenn von Zeit zu Zeit die Ergebnisse einer in lebhaftem Fluss befindlichen Einzelwissenschaft festgehalten und allen Mitforschern und dem grösseren Kreise der Gebildeten vorgelegt werden. Darauf beruht die hohe Bedeutung aller encyklopädischen Werke. Wenn aber gar die betreffende Wissenschaft so tief in alle Verhältnisse des Lebens eingreift wie die Pädagogik und viele ihrer Fragen zu den brennendsten und der Lösung bedürftigsten der Gegenwart gehören, an denen sich auch unberufene Hände nur zu oft versuchen, so wird man eine encyklopädische Zusammenfassung dieser Wissenschaft mit besonderer Freude begrüßen, sofern sie auf der Höhe der Forschung steht und als wirklich zuverlässiger Ratgeber dienen kann. Das gilt in ganz hervorragendem Masse von dem im Erscheinen begriffenen und rüstig fortschreitenden encyklopädischen Handbuch der Pädagogik, das unter der bewährten Leitung W. Reins von einer grossen Zahl namhafter Forscher bearbeitet wird. Schon nach Erscheinen der ersten Lieferungen ist daher dieses Werk als eine bedeutsame und besonders zeitgemässe Arbeit freudig begrüsst

worden, und nachdem fast zwei Bände fertig vorliegen, ist der erste Eindruck, dass hier ein pädagogisches Werk ersten Ranges vorliege, vollauf bestätigt worden.

Die lexikalische Anlage des Werkes ermöglicht eine bequeme Orientierung über alle einschlägigen Fragen, und die nach dem Plan des Herausgebers getroffene übersichtliche Anordnung der einzelnen Artikel erleichtert das Zurechtfinden selbst bei den längeren Arbeiten, die sich teilweise zu kleinen, schön abgerundeten Essays ausgewachsen haben. Natürlich ist bei der grossen Zahl von Mitarbeitern — mehr als 150 sind für das Werk gewonnen — eine völlige Gleichmässigkeit der äusseren Form ebenso ausgeschlossen, wie durchgehende Einheitlichkeit der Gesamtaufassung. So stossen hier und da dialektische Eigentümlichkeiten auf wie „Wehethat“ (I, 1 und 90), „sohin“ (I, 38), „mit etwas einig gehen“ (I, 139). Auch beschränken sich einige Mitarbeiter auf die preussischen Verhältnisse (vgl. Abgangsprüfung, Ausfall des Unterrichts), während andere sachgemässer ihr Absehen auf ganz Deutschland richten (vgl. Berechtigungen, Baugewerkschulen, Bergakademien, Besoldung, Direktorenkonferenz). Und gelegentlich zeigt sich wohl auch ein Widerspruch in sachlichen Angaben (vgl. die Bemerkungen über die Wochenandacht der Franckeschen Stiftungen unter „Alumnat“ I, 66 und unter „Andacht“ I, 76). Daraus, dass sich unter den Mitarbeitern die Wortführer der verschiedensten Richtungen befinden, ergeben sich ferner von selbst manche Gegensätze in der Gesamtaufassung, was freilich, wie der Herausgeber mit Recht betont, einer Reencyklopädie nicht nachteilig sein kann, während es gewiss die philosophische oder methodologische Encyklopädie in sich zerstören müsste. Neben schaffensfrohem Optimismus tritt hier und da eine pessimistische Stimmung hervor, die besonders in schroffen Ausfällen gegen das Gymnasium als den eigentlichen Sündenbock gipfelt, so heisst es I, 268 „für beunlagt gilt der Knabe, welcher die gymnasiatische Lehrmethode verträgt und sich in die Weisheit des Philologismus schiekt“, und wird es I, 320 als „meist herrschender Gebrauch“ bezeichnet, „dass der Lehrer den Schüler nur ansieht als das Gefäss, das vollgefüllt werden soll, damit beim Abiturientenexamen dasselbe völlig entleert werden kann, sich aber absolut um seinen Schüler sonst nicht kümmert, ja sich bemüht, eine recht unübersteigliche Schranke zwischen sich und den Schülern zu ziehen“. Auch didaktische Hyperbeln, um mit O. Jäger zu sprechen, sind nicht ganz vermieden, wenn es z. B. I, 20 geradezu heisst: „nur in ganzen Sätzen bildet sich das Denken“ und ähnlich I, 33 „zusammenhängende mündliche Darstellung“ von Anfang des Unterrichts an gefordert wird. Aber im Ganzen tritt eine gesunde, sachlich begründete und vorurteilsfreie Auffassung entgegen, und fast alle Arbeiten sind geeignet, reiche Belehrung und zugleich kräftige Anregung zu bieten, mag auch hier die Theorie, dort die Praxis überwiegen. Besonders erfreulich ist es, dass der Anschaulichkeit der Darstellung auch da-

durch gedient wird, dass gelegentlich kurze Proben aus der Praxis des Unterrichts eingeflochten sind, besonders in den wertvollen Arbeiten R. Menges, vgl. auch „Darstellender Unterricht“ und „Deutscher Unterricht in Lehrerseminaren“. Zur weiteren Verfolgung der gegebenen Anregungen bieten die Litteraturangaben am Schluss der einzelnen Aufsätze ein sehr dankenswertes Hilfsmittel, zumal hier fast durchgehends das Zuviel und das Zuwenig gemieden und auf Grund eingehender Sachkenntnis aus der grossen Masse der Spreu das wirklich Wertvolle und Fördernde angeführt ist; nur etwa bei dem Artikel „Epilepsie“ wird mit der 12 enge Spalten füllenden Litteraturangabe kaum jemand gedient sein, und bei dem Aufsatz „Deklamieren“ wäre reicheres Material erwünscht.

Eine besonders aufmerksame Berücksichtigung und eingehende Behandlung haben nach dem Plan des Werkes die Gegenstände der Zucht im Sinne Herbarths erfahren, da bei der starken Vernachlässigung dieses Gebiets in der pädagogischen Litteratur ein dringendes Bedürfnis vorlag; aber auch die Physiologie und Medizin als Hilfswissenschaften der Pädagogik sind neben den übrigen Gebieten der Pädagogik gebührend bedacht und fachkundig behandelt. Ganz ausgeschlossen wurde „wenigstens vorläufig“ die Berücksichtigung des ausserdeutschen Schulwesens und bei der historischen Pädagogik auf Vollständigkeit verzichtet. Doch entspricht es der streng wissenschaftlichen Arbeitsweise der Verfasser, dass überall geschichtliche Rückblicke geboten werden, z. B. unter Abwechslung, Achtung und Autorität, Alumnat, Arbeitsschulen, Chorsprechen, Didaktik, Eislauf, Englischer Unterricht, Erholung, Ernährung u. s. w. Auch sind neben den zahlreichen, gründlichen biographischen Artikeln eine Reihe zusammenfassender Aufsätze gegeben, wie die über „Brüdergemeine“, „christliche Erziehung“ und „Aufklärung und Aufklärungspädagogik“. Der zuletzt genannte Aufsatz von Fr. Paulsen gehört zu den wertvollsten des Werkes; andere, die wir diesem an die Seite setzen und dringend zum Studium empfehlen möchten, sind: Buchner, Deutscher Unterricht auf höheren Mädchenschulen, Flügel, Begehren, Menge, Anschaulichkeit des Unterrichts, Rein, Charakter und Charakterbildung, Wie in engem Rahmen ein schier unermessliches Unterrichtsgebiet meisterhaft behandelt werden kann, zeigt u. a. Lehmanns Arbeit über den deutschen Unterricht in höheren Knabenschulen. — Doch wir dürfen uns bei dem reichen Stoff nicht in Einzelheiten verlieren und wollen deshalb mit dem Wunsche schliessen, dass das gediegene Werk mit seiner trefflichen Ausstattung und seinem wertvollen Inhalt sich viele Freunde erwerben und zur Förderung der pädagogischen Wissenschaft und des Erziehungswerks ebenso dienen werde, wie es seiner Zeit K. A. Schmidts pädagogische Encyclopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens gethan hat. Artikel wie Abwechslung, Arbeiterbildung, Aufmunterung, Aufmerksamkeit, Bau des Schulhauses, Befangen, biblische Bilder, christliche Erziehung, Didaktik,

Erholung u. a., in denen des Comenius Verdienste gebührend anerkannt sind, zeigen, dass dann auch eine allseitigere Würdigung dieses Mannes zu erwarten ist, und dass der grosse Leibniz Recht hatte, wenn er verhiess:

„Sicher sie kommt, die Zeit, Comenius, wo dich die Besten
Preisen für das, was du thust, was du gehofft und gewünscht.“

Elberfeld.

A. Nebe.

Nachrichten.

Bei Beurteilung der religiösen Kämpfe des 17. und 18. Jahrhunderts darf man nicht übersehen, dass es bei Strafe der Reichsacht jedem Reichsstande verboten war, in seinem Territorium irgend eine andere Religion als die drei von der Reichsverfassung anerkannten Kirchen zu tolerieren oder Personen zu dulden, die sich zu keiner dieser drei Religionen bekannten. Als im März 1712 Ernst Casimir, Graf von Isenburg-Büdingen, eine Erklärung veröffentlicht hatte, worin er seinen Unterthanen **Gewissensfreiheit** zusicherte, erliess das Reichskammergericht unter dem 17. Juni 1712 ein Mandat, welches die Bestrafung des Grafen und die Kassirung des Erlasses verfügte; auch ward ausdrücklich befohlen, dass der Graf jede Person ausweisen müsse, welche sich zu keiner der drei anerkannten Religionen bekenne. Man kann ermessen, dass Fürsten, die aus irgend einem Grunde Konflikte mit dem Kaiser und der Reichsgewalt zu vermeiden wünschten, nicht geneigt sein konnten, andere als erklärte Katholiken, Lutheraner oder Reformierte in ihren Ländern zu dulden. Angesichts dieser Lage des Reichsrechtes musste es natürlich innerhalb wie ausserhalb des Reiches einen tiefen Eindruck machen, dass Peter der Grosse die Gründung von Petersburg mit einem Manifeste einleitete (1702), durch das er die Freiheit der Religionsübung gewährleistete und dass er im Jahre 1717 zu Reval eine Erweiterung dieser Erklärung durch das sog. „Instrumentum des Religionsfriedens“ eintreten liess. Die Ideen, die Peter seit 1698 in den Versammlungen der Quäker, die er zu London besucht hatte, kennen gelernt hatte, wurden jetzt zuerst in einem grossen Reiche Europas in Geltung gesetzt. Was William Penn seit 1682 in Pennsylvania zum Grundsatzes des Landes gemacht hatte, wurde seit 1702 auch in Russland und in einigen Ländern Deutschlands, zuerst in Isenburg-Büdingen (1712), zum Gesetz. Die aufsteigende politische und wirtschaftliche Macht Englands, die dem Siegeslaufe Frankreichs Stillstand geboten hatte, sicherte dem grossen Prinze auch in anderen befreundeten Ländern, z. B. in Brandenburg—Preussen, allmählich die Möglichkeit weiterer Erfolge. Die Zeiten brachen an, von denen Samuel Hartlieb nun das Jahr 1660 geträumt hatte, als er bei dem damaligen Rückgang der alten „philadelphischen Societäten und Akademien“ es aussprach, dass „das Feuer

noch nicht erloschen sei, sondern zur rechten Zeit wieder aufflammen werde, wenn auch nicht in Europa“. (M.-H. der C.G. 1895 S. 166.) Niemand hat hierfür mehr gethan, als die Quäker und deren Freunde und Gesinnungsgenossen in allen Ländern, die dann auch bald die Vorteile der Wendung der Dinge empfanden. Vielfach tauchen seit 1700 von neuem Organisationen und Anstalten auf, die die Gedanken und Grundsätze der älteren Societäten der Naturphilosophen in Anpassung an die neue Zeit fortpflanzten. Dahin gehören u. A. die Gründung der „Societät der Wissenschaften“ in Berlin, die Comenius' Enkel einleitete, die Umgestaltung der Londoner Bauhütten für die Zwecke eines Menschheitsbundes, wie er Comenius vorgeschwebt hatte, und die Stiftung der englischen Grossloge.

Die Geschichte der altchristlichen und altewangelischen Überzeugungen und Glaubens-Anschauungen, deren Erforschung sich die C.G. ausser ihren gemeinnützigen Zielen zur Aufgabe gemacht hat, gleicht einem Flusslauf, der weite Gebiete auf einer langen Bahn durchzieht, oft in schmaler Rinne einherlaufend, oft über die Ufer tretend und oft wie die Rhone auf weite Strecken in unterirdischen Gängen verschwindend, aber niemals ganz unterbrochen und allmählich immer breiter daherausgehend, oft getrübt und gefärbt von allerlei fremden Beimischungen, die aber stets früher oder später ausgestossen und beseitigt werden. Und wie jeder noch so kleine Abschnitt eines wirklichen Flusslaufes grössere Bedeutung besitzt, als stehende Wasser von ungleich breiterem Umfang, so verdienen auch geschichtliche Ereignisse und Personen, die Teile und Glieder einer zusammenhängenden und fortlaufenden Entwicklung sind, grössere Beachtung, als Geschehnisse und Begebenheiten, die mit Tagesströmungen kommen und gehen, selbst wenn jene vergleichsweise von geringerer äusserer Machtentfaltung und augenscheinlichen Wirkungen für die jeweilige Gegenwart gewesen sind. Aber das Auge der Menschen haftet mehr an den Wandlungen und Entwicklungen militärischer und politischer Ereignisse, die mit dem Emporkommen und dem Niedergang der Staaten und Nationen verknüpft sind und die still wirkenden Kräfte religiöser und sittlicher Gedanken werden solchen „grossen Thaten und Ereignissen“ gegenüber leicht unterschätzt. Man vergisst, dass eben diese Kräfte auch für die staatlichen Entwicklungen seit Jahrhunderten im tiefsten Grunde die eigentlichen Antriebe bilden und dass in letzter Instanz die Gegensätze der Einzelnen wie der Völker von diesen Ideen in hohem Grade bestimmt worden sind und bestimmt werden.

Im Juni-Heft der Preussischen Jahrbücher S. 427—480 veröffentlicht Ed. v. d. Goltz, Licentiat der Theologie in Fehrbellin, einen eingehenden Aufsatz über „Staat und Kirche in Grossbritannien.“ Das Studium der religiösen und kirchlichen Verhältnisse Grossbritanniens kann heute in Hinblick auf unsere eignen kirchlichen Verhältnisse nicht angelegentlich genug empfohlen werden. Die religiösen Kämpfe des 16. und 17. Jahrh., deren Geschichte zu dem Forschungsgebiet der C.G. gehört, hatten für England ein anderes Ergebnis als für Deutschland: während hier die Staats-

kirche alle selbständigen alt evangelischen Religionsgemeinschaften erdrückte und vernichtete, gelang es in England den Gesinnungsgenossen der letzteren, sich zu behaupten. Die Folgen dieser Thatsache sind sehr tiefgreifend geworden. Seit dem Jahre 1689, wo Wilhelm von Oranien den Angehörigen der ausserkirchlichen Religionsgemeinschaften Duldung gewährte, konsolidierten sich die letztern, soweit sie nicht als niederkirchliche Partei in der Staatskirche blieben, als freie Religionsgemeinden neben der Kirche, die zwar im Laufe der Zeit mancherlei Trennungen unter sich erlebten, aber doch im Ganzen an den Überlieferungen und Grundsätzen alt evangelischer Herkunft festhielten. Im 18. Jahrhundert trat zu diesen Gemeinschaften als neues Element der Methodismus hinzu, der eine grosse Lebenskraft entwickelte. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt hat sich bis auf unsere Tage die Bedeutung und die Ausdehnung dieser sog. Freikirchen gesteigert, wie u. A. folgende Zahlen beweisen:

Es besaßen 1851 (in England):

	Kirchen und Versammlungshäuser
die Staatskirche	14 077,
die Nonkonformisten (Dissenter)	20 390,
im Jahre 1895:	
die Staatskirche	14 700,
die Nonkonformisten	27 523.

Der Verfasser des in Rede stehenden Aufsatzes vertritt im Ganzen den Standpunkt der Staatskirche, aber er sieht sich genötigt, anzuerkennen, dass die Freikirchen Vorzüge besitzen — er nennt als solche u. A. die energische Pflege des individuellen kirchlichen Lebens und des engeren Gemeinschaftswesens sowie die Erweckung eines kirchlichen Verantwortungsgefühls in allen Schichten des Volks —, die der Staatskirche fehlen. Man kann hinzufügen, dass die protestantische Staatskirche Englands innerlich erneuert worden ist durch den Wettstreit, den ihr die Freikirchen aufzwingen. Sehr interessant ist das Eingeständnis, das v. d. Goltz in betreff der Freikirchen Schottlands macht (S. 473). In der Geschichte des kirchlichen Lebens dieses Landes, sagt er, habe es sich gezeigt, „was eine lebendige, vom Glauben und der Liebe weiter Volkskreise getragene, in ihrem Gewissen wahrhaftige, in ihrem Willen einheitliche Freikirche zu leisten vermöge“. Es wäre in hohem Grade zu wünschen, dass man auch anderwärts in Deutschland nicht in erster Linie, wie es bisher meist geschieht, die Schattenseiten dieser Form religiösen Lebens ins Auge fasste; man würde dann auch unbefangener die Geschichte der ausserkirchlichen Religionsgemeinschaften, wie der Waldenser, böhmischen Brüder, Täufer u. s. w., prüfen und betrachten und nicht mehr bloss verächtlich von „Kettern“ und „Sekten“ sprechen, sobald auf diese Bestrebungen die Rede kommt. Später wird freilich unzweifelhaft auch in Deutschland der Tag kommen, wo man einsehen wird, wie schweres Unrecht diejenigen begangen haben, die einst mit Feuer und Schwert die Vertreter alt evangelischer Überzeugungen bekämpfte und ausgerottet haben.

In einem Feuilleton der Prager „Politik“ vom 16. Juni d. J. berichtet Prof. Dr. Kvacala¹⁾ über einen merkwürdigen Fund, den er bei seinen Studien im British Museum zu London vor Kurzem gemacht hat. In einem Briefe, den Joachim Hübners der nachmalige Historiograph des brandenburgisch-preussischen Staates, aus London, wo er 4–5 Jahre lebte, im Jahre 1640 an Gronovius in Paris schreibt, findet sich folgende merkwürdige Stelle: „Wir haben seit geraumer Zeit keine Nachricht vom Herrn Komensky, doch sind wir darüber nicht in Angst, da wir auch den Grund davon wissen. Er arbeitet jetzt an einem Werke, von dem er, falls es ihm gelingt, fast dieselbe Wirkung erhofft, wie sie die Erfindung der Magnetnadel und der Buchdruckerkunst gehabt. Doch kann ich genauere Mitteilung bisher nicht machen, da er seiner Arbeit nicht ganz sicher ist; sobald dies der Fall sein wird, wirst Du der erste sein, der davon erfährt.“ Diese etwas dunklen Andeutungen glaubt Kvacala mit einem wenige Wochen später gemachten weiteren Funde in Verbindung bringen zu müssen, der merkwürdig genug ist. Unter den von Pell hinterlassenen mathematischen Notizen und Briefstücken im Britischen Museum findet sich ein Zettel folgenden Inhalts:

Motus spontanei, quem Perpetuum vocant decennio vestigati tandemque Dei ope evestigati historica relatio, cum subjuncta Fundamentorum inventi hujus demonstratione Mathematica; Et de construenda ex illis machinâ automata consultatione Mechanicâ

Autore Johanne Nicomeo (1642)

(id est Comenio)

Apographon est apud S. Hartlibium.

Die Notiz ist von Pells Hand geschrieben. Nach Kvacala ist es nicht zweifelhaft, dass Hübner die Arbeiten des Comenius an dem Problem des Perpetuum mobile, auf die dieser Buchtitel hinweist, gemeint hat. — Wir wollen hier die wissenschaftlichen Fragen, die sich an Kvacalas Entdeckungen knüpfen, nicht weiter verfolgen. Sicher ist aber, dass Joachim Hübner hier von neuem als einer der nächst vertrauten Freunde des Comenius erscheint. Hübner war nach Kvacalas Ausdruck „hingebungsvoller Anhänger der pansophischen Pläne des Comenius“. Hübner hatte den Druck des Prodrorns Pansophiae des Comenius in Oxford vermittelt und gehörte zu dem Freundeskreise, der sich in London um Hartlieb gesammelt hatte. Seit 1646 stand Hübner im Dienste des Grossen Kurfürsten in Berlin (s. M.H. der C.G. 1896 S. 64 f.). Wir hoffen in diesen Heften den Schicksalen des merkwürdigen Mannes eine eingehendere Darstellung widmen zu können. — In einer früheren Nummer der „Politik“ (Nr. 117 vom 28. April 1896) hat Kvacala unter der Überschrift „Ostern in Naarden“ einige neue Thatsachen in Bezug auf die inzwischen mehrfach gedruckte Grabinschrift des Comenius in Naarden veröffentlicht. Auf dem in Naarden aufbewahrten Grabstein steht:

¹⁾ Wir sind ermächtigt, zu erklären, dass die tschechisierte Unterschrift des Artikels „J. Kvacala“ ohne Vorwissen und gegen den Wunsch des Verfassers, der seinen Namen Kvacala schreibt, gewählt worden ist.

„Istud Comenii custodit membra sepulchrum
Coelum animam, landes integer orbis habet.“

Die Grabschrift ist ein Werk Magnus Hesenthalers, Professors in Tübingen (über ihn s. M.H. der C.G. 1892 S. 20, 34, 73, 237 f., 240 u. 1893 S. 97, 186, 190, 235, 238, 1894 S. 103 u. 108). Hesenthaler sandte das Epitaphium bald nach Comenius Tode an seinen Freund Leibniz und es wurde der Anlass zu dem Gedicht des Letzteren, das mit den Worten schliesst:

Tempus erit, quo te Comeni, turba bonorum
Factaque, spesque tuas, vota quoque ipsa colet.“

Kvacsala hat, wie er in der „Politik“ mitteilt, den Beweis dafür in der Hand, dass Comenius und Leibniz persönlich bekannt gewesen sind.

In stets wachsender Zahl erscheinen, nachdem seit 1892 die Aufmerksamkeit von neuem wieder darauf gelenkt ist, die Ausgaben und Übersetzungen von Comenius' Schriften. In den Vereinigten Staaten ist soeben unter dem Titel „Comenius School of Infancy. An Essay on the education of youth during the first six years“ eine Übersetzung der „Mutterschule“, erschienen, die **Will. S. Monroe** (D.M. der C.G.) besorgt und in Boston bei D. C. Heath 1896 herausgegeben hat, und eine Ausgabe der Grossen Unterrichtslehre in englischer Sprache wird Prof. **Hanus** in kurzem (in den International Educational Series ed. by Dr. Harris) folgen lassen. Die „Mutterschule“ war bereits zweimal (1641 und 1858) in englischer Sprache erschienen, ist aber in beiden Ausgaben heute schwer erhältlich. Man muss deshalb Herrn Will. S. Monroe, der die Schrift mit Einleitung und Anmerkungen versehen hat, dankbar sein, dass jetzt eine neue Ausgabe die Ideen des Comenius allen englisch redenden Nationen von neuem zugänglich macht. Am Schlusse der Ausgabe findet sich ein „Bibliography of Comenian Literature“, die zwar nicht vollständig ist, noch sein will, die aber doch für das weitere Studium dem Leser wichtige Fingerzeige giebt. Es finden sich in dieser Bibliographie einige Aufsätze aus englischen und französischen Zeitschriften seit 1892, die auch in den bibliographischen Übersichten und Notizen unserer Hefte fehlen. — Über eine soeben in Prag erschienene böhmische Übersetzung bzw. Überarbeitung des **Orbis pictus** hoffen wir demnächst eingehender zu berichten.

Unter dem Titel: „Comenius Ámos János Nagy Oktatástana“ hat Herr Direktor Ludwig Dezsö (D.M. der C.G.) in Sáros Patak (Verlag von J. Steinfeld in Sáros Patak 1896) soeben eine ungarische Übersetzung der Grossen Unterrichtslehre herausgegeben. Der Herausgeber, der an dem Orte wirkt, wo Comenius einst die Schola pansophica leitete, hat geglaubt, seinen Landsleuten das erwähnte Werk in ihrer Muttersprache zugänglich machen zu sollen. Wir sind zwar nicht im Stande, den Wert und die Zuverlässigkeit der Übersetzung zu prüfen, freuen uns aber über die Thatsache, dass die Verehrung, die Comenius vor 200 Jahren in Ungarn genossen hat, auch heute noch nicht erloschen ist. Dezsö hat seinem Werk am Schlusse erläuternde Anmerkungen beigelegt, die den Wert seiner Ausgabe erhöhen.

In der Zeitschrift für Kirchengesch. Bd. 15, 1895, S. 345 ff. u. S. 485 ff. behandelt **Franz Jacobi** eingehend „Das liebevolle Religionsgespräch (colloquium charitativum) zu Thorn 1645, wobei er ungedrucktes Material aus der Danziger Stadtbibliothek und dem Thornener Ratsarchiv benutzt. Dieses Religionsgespräch wurde von König Wladislaw IV. (1632 bis 1648) wesentlich unter dem Einflusse seines Geheimsekretärs Bartholomäus Nigrinus, eines Mannes, der zuerst Lutheraner, dann reformierter Prediger, dann katholisch geworden war, ausgeschrieben, um die drei streitenden Konfessionen zu versöhnen. Es interessirt uns um so mehr, als Comenius, von Elbing herüberkommend, als Senior der böhmischen Brüder daran teilgenommen hat. Er hatte sich in das Verzeichnis der reformierten Theologen einschreiben lassen, wie denn überhaupt die böhmischen Brüder hier als eine Partei mit den Reformierten auftraten. (S. 361 f.) Jacobi bemerkt: „Comenius hatte, obwohl die Beseitigung der Religionspaltungen sein Ideal war, gar nicht nach Thorn kommen wollen, da er in den strengen Lutheranern ein Hindernis jeder Vereinigung erblickte. Er bat seinen Gönner von Geer, ihn nach Schweden zu rufen, damit er unter diesem Vorwande von Thorn fern bleiben könne. Doch veranlassten ihn Stimmen seiner Glaubensgenossen, am Religionsgespräch in Thorn teilzunehmen.“ Doch wird Comenius in den Protokollen nur ein einziges Mal als handelnd angeführt, nämlich als Teilnehmer an einer Konferenz am 2. Septbr. 1645, welche die Vorbedingungen der Verhandlungen beraten sollte. Das Gespräch verlief im höchsten Grade unerquicklich und hatte keine Ergebnisse, obwohl es 3 Monate dauerte. Nicht nur Katholiken einerseits und Lutheraner und Reformierte andererseits gelangten zu keiner Einigung, sogar bieten Lutheraner und Reformierte das unerfreuliche Schauspiel fortwährenden Zankes, sie vermögen nicht über die verhältnismässig geringen, sie trennenden Unterschiede soweit hinwegzukommen, dass sie dem gemeinsamen Gegner einig gegenübertreten.

In der Zeitschrift für Kirchengeschichte Bd. 15 (1895), S. 439—469 liefert **Hermann Haupt** einen umfangreichen Litteraturbericht unter dem Titel „Inquisition, Aberglauben, Ketzerei und Sekten des Mittelalters (einschliesslich Wiedertäufer)“, der eine lange Reihe deutscher, französischer, englischer, italienischer Erscheinungen aus den Jahren 1890—91 berücksichtigt und der Aufmerksamkeit unserer Mitglieder empfohlen sei. Die grosse Mehrzahl der besprochenen Werke fällt ganz oder zum Teil in das Arbeitsgebiet der C.G. Eigentümlich ist darin allerdings die Zusammenstellung von „Ketzerei“ und „Aberglauben“ — ganz im Sinne der römischen Kirche freilich. — Auch in der Übersicht aus den Veröffentlichungen historischer Vereine (seit 1893), die **Otto R. Redlich** in derselben Zeitschrift (S. 469 ff.) giebt, findet sich manches, was für uns von Bedeutung ist.

In der Historischen Zeitschrift 74, 103 ff., 1895, bespricht **F. Kattenbusch**, im ganzen anerkennend, die neue Biographie von **Philipp Jakob Spener**, deren 1. Band **P. Grünberg** 1893 hat erscheinen lassen. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 532 S.)

Es ist erfreulich, dass K. Burdach keine Gelegenheit vorbegehen lässt, im Sinne seines von uns bereits früher erwähnten Buches (s. M.H. der C.G. 1895 S. 320) auf die Beseitigung konfessioneller Vorurteile bei der Bearbeitung und Darstellung der Reformationsgeschichte hinzuwirken. Er thut dies neuerdings in einer sehr anerkennenden Besprechung zweier Schriften von Arnold E. Berger 1) Die Kulturaufgaben der Reformation. 2) Martin Luther in kulturgeschichtlicher Darstellung. 1. Teil 1483—1525. Berlin 1895. Verlag von Hofmann & Co., die Burdach im Lit. Centralblatt 1896 Nr. 4 veröffentlicht. Burdach sagt dort u. A.: „Die Art, wie Walter, Knaake (Weimariſche Luther-Ausg. VI, 391), Reindell (Luther, Crotus und Hutten, Marburg 1890), Luthers groſartige Polemik des Jahres 1520 beleuchten, kann das Bedürfnis nach historischem Begreifen des kausalen Zusammenhangs nimmermehr befriedigen.“ „Es wird endlich Zeit, dass die ängstlichen Vorurteile, welche ehrliche und achtbare konfessionelle Treue und Begeisterung um unsern nationalsten Helden gewoben haben, zerstioben. Man sollte sich hüten, in der Behauptung, Luther habe bei seiner Bibelübersetzung die älteren deutschen Übertragungen benutzt, einen Vorwurf zu erblicken . . . Aus der Nichtbenutzung jener Vorgänger würde man gerade umgekehrt viel eher Luther einen Vorwurf machen können . . . Und seltsam berührt auch die Furcht, Luthers Zusammenhänge mit den älteren Reformations- und Revolutionsparteien (Wiceliten, Hussiten etc.) aufzudecken. Alle diese zähl fortlebenden Trübungen einer wirklich freien, geschichtlichen und gerechten Erkenntnis des Mannes, zu dem alle Freunde menschlicher Bildung, Sittlichkeit, Religion dankbar und bewundernd aufblicken müssen, können im letzten Grunde nicht durch Vertiefung sozialpolitischer und wirtschaftsgeschichtlicher Forschung aufgehellt werden, so sehr uns auch die Werke von Bezolds und Lamprechts gefördert haben. Nur auf dem Gebiete, wo Luthers weltgeschichtliche Bedeutung liegt, auf dem Gebiete der geistigen Kultur, kann seine volle Grösse, kann das unvergleichliche Schauspiel der deutschen Reformation begriffen werden.“

Loserth bespricht in der Historischen Zeitschrift 75, 476 ff. (1895) das vermeintliche Schreiben Wicelifs an Urban VI., das zuletzt bei Lechler, Johann v. Wiclif 2, 633 ff. gedruckt ist und von vielen Wiclif-Forschern in das Jahr 1384 verlegt wird. Nach seinen Ausführungen ist es weder ein Schreiben an den Papst, noch kann es in das Jahr 1384 fallen, sondern es ist ein Flugblatt, das in der Zeit unmittelbar nach der Wahl Urban VI. (1378) verfasst worden ist. Auch weist Loserth auf einige verlorene Flurschriften Wicelifs aus dessen letzten Lebenstagen hin.

In der Zeitschrift des histor. Vereins für Schwaben u. Neuburg 21 (1894) macht E. Fink (vergl. die Notiz der Histor. Zeitschr. 75, 553) Mitteilungen über Beziehungen der Fugger zum Humanismus, aus denen zu entnehmen ist, dass Anton Fugger zu Erasmus in freundschaftlichen Beziehungen stand; ein Brief von ihm an diesen Humanisten aus dem Jahre 1530 gelangt dabei zum Abdruck.

Monatshefte

der

Comenius-Gesellschaft.

V. Band.

— 1896. —

Heft 9 u. 10.

Die Anfänge der Reformation und die Ketzerschulen.

Untersuchungen
zur Geschichte der Waldenser beim Beginn der Reformation.

Von

Ludwig Keller.

Es ist in den geschichtlichen Handbüchern üblich, die deutsche Geschichte, abgesehen von den ältesten Zeiten, in zwei grosse Abschnitte zu zerlegen, in die Periode des Mittelalters, die bis zum Jahre 1517 reicht und in die Periode der neueren Zeit, die von da an bis in den Beginn unseres Jahrhunderts gerechnet zu werden pflegt. Diese Einteilung ist unrichtig, verleitet zu Irrtümern aller Art und reisst zusammengehörige Epochen auseinander. In Wirklichkeit zerfällt die deutsche Geschichte in drei in sich zusammenhängende und von einander wesentlich verschiedene Zeitabschnitte, in eine ältere, eine mittlere und eine neuere Zeit, von denen die erste etwa bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, die zweite von 1350—1650 und die dritte von 1650 bis in unser Jahrhundert reicht.

Man sagt im Grunde nichts neues, wenn man diese Teilung aufstellt. Schon Treitschke hat (Deutsche Geschichte I⁴, 5) sehr richtig bemerkt, dass um die Zeit des westfälischen Friedens die neuere deutsche Geschichte beginnt, und die Kunsthistoriker haben ebenso wie die Germanisten längst beobachtet, dass die Geschichte der deutschen Kunst und der deutschen Sprache drei und nicht zwei Epochen kennt, die ebenso von einander verschieden wie jede in sich zusammenhängend sind und dass diese drei Abschnitte mit den oben angegebenen Zeiträumen zusammenfallen.

Das Emporsteigen der brandenburgisch-preussischen Monarchie seit 1650, die englische Revolution mit ihren Folgen, die Loslösung der Wissenschaften von der Bevormundung der Kirche, das Emporkommen einer weltlichen Bildung und eines Zeitalters der exakten Wissenschaften, wie es durch Leibniz, Comenius, Newton, Pufendorf begründet wurde und die Überwindung der Scholastik, die mit dem Jahre 1517 keineswegs erloschen war, prägt der neueren Zeit den Stempel auf.

Mit dem 30jährigen Krieg fand das Zeitalter der Religionskriege, das mit Ludwig dem Baiern und Wiclif begonnen hatte, seinen Abschluss. Diese Religionskämpfe aber hängen unter sich auf das engste zusammen und es ist ein ganz vergebliches Bemühen, die Kämpfe des Protestantismus seit 1517 losgelöst von den früheren Kämpfen, die gegen die Lehren und die Vorherrschaft des Papsttums geführt wurden, betrachten und verstehen zu wollen.

Es giebt noch heute grosse Parteien in der lutherischen Kirche, die die Gestalt Luthers dadurch heben zu sollen glauben, dass sie das Licht des Evangeliums, das die mittelalterliche Finsternis angeblich zum Abschluss brachte, erst mit dem Jahre 1517 in die Welt kommen lassen. Da diese Vorstellung vielfach geradezu eine dogmatische Bedeutung gewonnen hat, so darf man nicht hoffen, jene kirchlichen Kreise davon zu überzeugen, dass Luther in den ersten Jahren seines Auftretens durchaus auf den Schultern von Vorgängern und Vorläufern steht, mit denen er sich im Wesentlichen eins gewusst hat¹⁾ und dass er erst seit etwa 1524, wo unter seinem Einfluss sich die Bildung lutherischer Landeskirchen vollzog, vielfach eigne Wege eingeschlagen hat, die ihn von den älteren Bestrebungen abführten.

Andererseits hat es freilich von je unter den Protestanten Männer gegeben, die auch für die evangelische Welt einen geschichtlichen Zusammenhang von einer das 16. Jahrhundert weit übersteigenden Dauer annahmen und der Gedanke der „Re-

¹⁾ Luther schreibt im Februar 1520 an Spalatin: „Vide monstra, quae in quae venimus sine duce et doctore Bohemico. Ego praestupore nescio, quid cogitem, videns tam terribilia Dei iudicia in hominibus, quod veritas evangelica apertissima iam publice plus centum annis exusta pro damnata habetur, nec licet hoc confiteri. Vae terrae. (Euders, Luthers Briefwechsel. 1884 f. II, 345 nr. 280.)

formatoren vor der Reformation“ hat auch litterarisch einige Vertreter gefunden.

Die Gründe, die die mangelnde Einsicht in diese für das Verständnis der Reformation so wichtigen Vorgänge herbeigeführt haben, sind sehr mannigfacher Art und können hier im Einzelnen nicht untersucht werden. Aber einige derselben sind doch so wichtig, dass sie einleitungsweise hier geschildert werden müssen.

Man hat die religiösen Bewegungen des 16. Jahrhunderts bis jetzt deshalb viel zu wenig in ihren geschichtlichen Zusammenhängen mit den älteren Kämpfen betrachtet, weil die letzteren bis dahin überhaupt in ihrem Wesen wie in ihrer Bedeutung keineswegs hinreichend gewürdigt und genügend bekannt geworden sind. Die römische Kirche hatte, nachdem sie äusserlich siegreich aus dem Kampfe mit den „Ketzern“ hervorgegangen war, ein natürliches Interesse daran, die wahre Geschichte und vor allem die innere Bedeutung des unterlegenen Gegners zu verdunkeln und sie verdrängte daher aus der Litteratur, die sie beherrschte, jede sachliche Würdigung, ja thunlichst selbst das Gedächtnis der Männer und Systeme, die ihr einst als Feinde gegenüber gestanden hatten. Als dann seit 1524 die lutherischen Landeskirchen, die von den älteren ausserkirchlichen Religionsgemeinschaften sich in den wesentlichsten Punkten unterschieden, ins Leben traten, wurden deren Glieder sich bald bewusst, dass sie als Staatskirchen auf lutherischer Grundlage in der Religions- und Kirchengeschichte ohne unmittelbare Vorläufer dastanden, ja, es entstand die Idee, dass die lutherische Kirche eine Reform der katholischen Kirche darstelle und dass sie also ihre wahre und eigentliche Wurzel keineswegs in älteren ausserkirchlichen Gemeinschaften, sondern in der römisch-katholischen Kirche selbst zu suchen habe. Unter diesen Umständen war für die lutherische Kirche als solche keinerlei Interesse vorhanden, etwaige geistige Zusammenhänge mit älteren Vorläufern festzustellen, vielmehr nahmen ihre Vertreter (von Ausnahmen abgesehen) alsbald gegenüber den „Sekten“ und „Ketzern“ des 14. und 15. Jahrhunderts genau dieselbe Stellung ein, die von der römischen Kirche eingenommen wurde.

Anders freilich war es bei den älteren Reformirten. Lange Zeit hindurch lebte hier die Überlieferung, dass die evangelische Lehre und deren Ceremonien weit älter seien, als Luthers und Zwinglis Auftreten, ja dass sie von jeher innerhalb der Christen-

heit Anhänger besessen habe. „Gott der Herr“ — so erklärten die amtlichen Vertreter der reformirten Kirche des Herzogtums Cleve im Jahre 1664 — „hat jeder Zeit gewisse Leute und Werkzeuge mit dem Licht seines Evangelii erleuchtet und erwecket.“ Unter diesen, fahren sie fort¹⁾, sei um das Jahr 1160 Petrus Waldus und die Seinen gewesen, die „fürnehme Kirchen und Gemeinen durch ganz Europa gehabt, als in Frankreich, in Arragonien, Catalonien, Spanien, England, Niederland, Deutschland, Böhmen, Polen, Lithauen, Österreich, Ungarien, Kroatien, Dalmatien, Italien, Sicilien u. s. w.“ Obwohl diese Gemeinden „in den Glaubens-Artikeln und dem Fundament der Seligkeit sonst einig gewesen“, so habe man doch allerlei Namen (wie Lollarden, Waldenser, Albigenzer, Lionisten u. s. w.) für sie erfunden, um sie zum Gespött zu machen oder dem Hasse preiszugeben.

Indessen verlor diese Überlieferung in demselben Mass an Lebendigkeit und Kraft, als die reformirte Kirche an kirchlichem und religiösem Einfluss gegenüber den lutherischen Staatskirchen einbüßte und indem die Vertreter der letzteren nicht ganz ohne Grund auf das Fehlen wissenschaftlicher Beweise für jene Zusammenhänge hinwiesen, war es ihnen um so mehr erleichtert, das Bestehen einer evangelischen Kirche vor Luther zu leugnen, als es thatsächlich eine „Kirche“ im Sinne der nachmaligen protestantischen Landeskirchen vor dem Jahre 1525 nicht gegeben hat und nicht hat geben können, weil die älteren Evangelischen den Begriff der „Kirche“, wie ihn Luther und Zwingli fassten, nicht gekannt haben. Gerade diese Verschiedenheit des Kirchenbegriffs hat ebenso sehr den wahren Einblick in die geschichtlichen Zusammenhänge wie in das eigentliche Wesen der älteren Evangelischen erschwert und jede Erörterung des Zusammenhangs muss von der Betrachtung dieses Punktes ihren Ausgang nehmen.

Die sichtbare Kirche im Sinne der protestantischen Staatskirchen und der römisch-katholischen Kirche ist an den Besitz eines bestimmten Glaubensbekenntnisses und der Gnadennittel und Sakramente gebunden. „Wo die Taufe und das Evangelium ist“, sagt Luther gelegentlich, „da soll Niemand zweifeln, es seien die Heiligen da und solltens gleich eitel Kind in der Wiegen

¹⁾ Siehe M. H. der C. G. 1896 S. 63. Über die gleiche Überlieferung in Mähren siehe M. H. 1895 S. 129.

sein“, und Bellarmin fasst denselben Gedanken in die Worte, dass zum Wesen der Kirche „das Bekenntnis des Glaubens und die Teilnahme der Glieder an den Sakramenten gehöre“.

Ganz im Unterschiede hiervon waren die älteren Evangelischen der Ansicht, dass die Gemeinde auch dort vorhanden sein könne, wo neben den heiligen Schriften, die sie festhielten, ein schriftlich formulirtes Bekenntnis fehle und der Gebrauch der h. Handlungen ruhe. Das Kennzeichen der Gemeinde erkannten sie vielmehr in dem rechtmässigen Besitz der Gewalt des Amtes und in dem dadurch gewährleisteten Zusammenhang mit den Christen der ersten Jahrhunderte, deren Lehren und Glauben sie als Norm und Richtschnur betrachteten, sowie in der Festhaltung der Gemeinde-Ordnung und Verfassung, die Christus nach Ausweis der h. Schriften seiner Gemeinde gegeben und die die Apostel und ihre Nachfolger beobachtet hatten.

Es war eine grundlegende Bedeutung, welche sie diesen Punkten beilegte. Sie glaubten, dass die Worte Christi oder die „Herrenworte“ (wie sie sagten) nicht bloss Zusagen und Verheissungen oder Regeln des Glaubens seien, sondern dass durch sie auch die Grundzüge der Gemeindeordnung, wie sie Christus gewollt habe, festgelegt seien. Ganz im Gegensatz zu denen, die die klaren und bestimmten Anweisungen der h. Bücher ausser Acht lassen zu dürfen glaubten, hielten sie sich für verpflichtet, sich den Befehlen Christi und der Apostel nicht bloss in Bezug auf Lehre und Glauben, sondern auch in Bezug auf die Verfassung und Ordnung ihrer Kirche zu unterwerfen.

In der diesen „Ketzern“ des Mittelalters eigentümlichen Ausdrucksweise (die vielfach zu Missverständnissen Veranlassung gegeben hat), nannten sie die bezüglichen Anweisungen das „Gesetz Christi“ oder die „evangelischen Gebote“ und man kann in ihren Schriften oft die Wendung finden, dass sie der römischen Kirche deshalb nicht angehören könnten, weil diese das „Gesetz Christi“ schon seit den Zeiten des Kaisers Konstantin und des Papstes Sylvester verlassen und verworfen habe. Sie wollten einer Priesterkirche, wie sie seitdem bestand, ebenso wenig wie einer Staatskirche angehören und blieben bei ihrer Überzeugung, dass Christus ausschliesslich eine Gemeindekirche habe aufrichten wollen, wie sie die Christen der ersten Jahrhunderte besessen hatten.

Thatsächlich hatte die römische Kirche, wie bekannt, seit dem Übertritt Konstantins die ältere apostolische Gemeindeverfassung, wie sie noch das zweite und dritte Jahrhundert festgehalten hatte, aufgegeben und eine der Verfassung des römischen Staates angepasste Organisation an deren Stelle gesetzt. Damit war für sie die Möglichkeit verloren gegangen, die Befehle Christi in ihrem ursprünglichen Sinne zur Verwirklichung zu bringen und man hatte sich gezwungen gesehen, allerlei Auswege zu suchen, die die alte Verfassung völlig umgestalteten.

Zu den wesentlichen Stücken der älteren Gemeindeverfassung gehörte das Apostolat, wie es nach Ausweis der „Lehre der zwölf Apostel“ noch im zweiten Jahrhundert bestand, d. h. jenes Kollegium wandernder Prediger, dessen Glieder nach den Vorschriften des „Gesetzes Christi“, wie es bei Matth. 10, 1 ff. und Luc. 9, 1 ff. u. s. w. aufgezeichnet steht, lebten.

Seitdem die römische Kirche dieses Apostelkollegium beiseitigt hatte, sah sie sich, da sie die bezüglichen Vorschriften nicht aus der Welt schaffen konnte, zu dem Auswege genötigt, zu erklären, dass Christus zum Teil Befehle, zum Teil aber nur Ratschläge gegeben habe, welch' letztere nur für die, welche die christliche Vollkommenheit erreichen wollten, gegeben seien. So trat an die Stelle des alten Apostelkollegs das Mönchtum mit der bekannten Theorie der Ratschläge, die allmählich eine Umwandlung vieler alten Grundsätze und Anschauungen bewirkte.

In scharfem Gegensatz zu dieser Theorie erkannten die älteren Evangelischen die Lehre von den „Ratschlägen“ nicht an, sondern blieben dabei, dass die Anweisungen Christi Befehle und Gesetze seien — nur mit der Massgabe, dass Christus, wie er selbst klar und bestimmt andeutet, einen Teil seiner Anweisungen (z. B. die Lehren der Bergpredigt) für alle Menschen, einen andern Teil aber lediglich für diejenigen gegeben hat, die als wandernde Prediger im Dienste des Evangeliums wirken wollen; denn die Apostel, sagten die „Waldenser“, sind ein wesentlicher und dauernder Bestandteil der Gemeindeverfassung, wie sie von Christus bei Stiftung seiner Gemeinde angeordnet worden ist.

Wir können hier auf eine Schilderung des Apostelkollegs, wie es sich bei den älteren Evangelischen viele Jahrhunderte hindurch findet, nicht näher eingehen und müssen auf die Aus-

führungen verweisen, die wir an anderen Stellen gegeben haben¹⁾. Nur eins sei hier bemerkt. Es war natürlich, dass den kirchlichen Gegnern der „Waldenser“ die charakteristische Eigenart der Apostel, die nach bestimmten Regeln lebten, besonders in die Augen fiel, und dass übelwollende oder oberflächliche Betrachter geneigt waren, die Unterschiede, die zwischen den Mitgliedern dieses Kollegiums einerseits und den *Credentes* und *Socii* andererseits — es gab drei Stufen des Gemeindelebens — vorhanden waren, zu übersehen und mancherlei asketische Besonderheiten der Wanderprediger als Kennzeichen der ganzen Gemeinschaft hinzustellen.

So erklärt es sich, dass viele Aussenstehende in dieser Religionsgemeinschaft lediglich eine Art von Mönchsorden²⁾ erkannten, und dass man als hervorstechendes Kennzeichen der ganzen Gemeinschaft die Askese und Weltflucht ansah, die in Wirklichkeit nur die Eigenart eines engeren Kreises von Berufsgenossen und Dienern der Gemeinde war oder sein sollte. Die echte und reine Überlieferung der älteren Evangelischen kennt die Weltentsagung lediglich als Pflicht der „Gottesfreunde“ oder „Apostel“, die in dem schweren Amt, das ihnen mit dem Druck der Verfolgungen oblag — es war ihre Pflicht, das Evangelium den „Fremden“ zu predigen und sie waren daher die Missionare der Gemeinschaft — zur Selbstenässerung und zum Opfermut erzogen werden mussten.

Ausser dem Apostelamt kannte die „Ordnung Christi“, wie diese „Ketzer“ sie verstanden, in der Gemeinde Bischöfe und Älteste, für welche die gesetzmässige Übertragung der Amtsgewalt durch die Handauflegung gefordert ward, und ferner Diakonen, Diakonessen, Evangelisten und Lektoren.

Da sie weder die Gewissen bindende Bekenntnisse besaßen, auch keine Gnadenvermittlung durch die Sakramente kannten — man weiss, dass eben der letztere Gedanke und die damit verbundene Idee des Opfers den Priesterstand der römischen Kirche begründet hat —, so mussten sie um so mehr Gewicht darauf legen, jede einzelne Gemeinde durch feste Formen in einer regelmässigen und gesetzmässigen Verbindung mit der Gesamtge-

¹⁾ Keller, Die Reformation u. d. älteren Reformparteien. Lpz. 1885 (Register s. v. Apostel); ders., Die Waldenser u. die deutschen Bibelübersetzungen. Lpz. 1886 (Register); ders., Joh. v. Staupitz und die Anfänge der Reformation. Lpz. 1888 (Register).

meinde zu erhalten: das geschah durch die Handanfliegung, die mit der Idee der apostolischen Succession verwandt, aber doch wesentlich von ihr verschieden war. Schon die altechristlichen Gemeinden kannten einen Dienst (*λειτοργία*) der Ältesten, der auf die Apostel zurückgeführt wurde, und derselbe Gedanke begegnet uns im Mittelalter bei den Gemeinden, die man Waldenser nannte.

Während das Kollegium der Apostel sich durch Zuwahl ergänzte, wurden die übrigen Ämter unter wesentlicher Mitwirkung der Gemeinde bestellt. Nachdem Christus sich selbst zum Opfer gebracht hatte, war der Zweck des jüdischen Opferkultus, nämlich die Versöhnung Gottes, ein für allemal erreicht. An die Stelle des Opferdienstes und des Priestertums war nach ihrer Ansicht jetzt das allgemeine Priestertum aller Gläubigen getreten und hierdurch erwachsen allgemeine Rechte und Pflichten der Gemeinde an der Mitregierung und Verwaltung der Kirche.

Diese Auffassungen und Grundsätze machten es den älteren Evangelischen möglich, innerhalb der bestehenden Kirchen im Stillen zu existieren; wie die altechristlichen Gemeinden innerhalb der heidnischen Staatskirchen trotz schwerer Verfolgungen sich im Geheimen fortgepflanzt hatten, so war auch für die „Sekten“ des Mittelalters die Möglichkeit vorhanden, ihre Organisation und ihre Andachten entweder in religiösen Formen oder unter dem Schleier weltlicher Bräuche, wie sie z. B. die Zunftverfassung darbot, innerhalb der römischen Priesterkirche fortzusetzen. Da die Teilnahme an den öffentlichen Gottesdiensten in den Kirchen den Gläubigen unverwehrt blieb, so war es in der Regel schwer, die Angehörigen einer solchen „Christengemeinde“ zu ermitteln, und die Verfolgungen trafen denn in der Regel auch nur die Apostel, die durch die Beobachtung der apostolischen Regel sich von den Laien unterschieden und leicht Verdacht gegen sich erweckten.

Aus diesen Darlegungen ergibt sich, dass es thatsächlich eine evangelische Kirche, in dem Sinn wie der Begriff der protestantischen Staatskirchen seit 1525 wissenschaftlich und gesetzlich festgelegt wurde, nicht gegeben hat: es fehlten eben den älteren Evangelischen die wesentlichen Kennzeichen der nachmaligen Kirchen, während letztere dasjenige, was die älteren Religionsgemeinschaften als das Wesen der rechten Gemeinde be-

trachteten, aufgegeben hatten. Es war in der That ganz begreiflich, dass die nachmaligen protestantischen Staatskirchen mit den älteren evangelischen Gemeinden sich nicht identifizieren konnten.

I.

Es war ein durch die Umstände gebotenes Gesetz, dass die heimlichen Gemeinden und Brüderschaften, die man Ketzer nannte, schriftliche Aufzeichnungen über ihre Ziele, ihre Verfassung und ihre Mitglieder unterliessen und dass sie als solche in die Bewegungen der Zeit nicht eingriffen. Sie mussten sich als Gemeinschaft damit begnügen, die Einzelnen im Geiste der Gesamtheit zu erziehen und es ihnen dann überlassen, als Einzelne auf ihrem Posten für die gemeinsame Sache zu wirken.

Daher kommt es, dass es heute sehr schwer ist, eine Geschichte dieser älteren Evangelischen zu schreiben. Aus dem Dunkel, das sie in der Not der Zeit selbst über sich gebreitet haben, flackert nur von Zeit zu Zeit ein Licht auf, und fast nur aus den Akten der Ketzerprozesse lässt sich gelegentlich einmal feststellen, dass irgendwo ein oder mehrere Mitglieder unvorsichtig genug gewesen sind, ihr volles Herz nicht hinreichend zu wahren. Nur in Zeiten allgemeiner religiöser Erregung, wie sie im 15. Jahrhundert die grossen böhmischen Ketzerkriege und seit 1517 das Auftreten Luthers mit sich brachte, wird das Kampffeld aus den Zunftstuben und Werkstätten auf die Märkte und in die Kirchen verlegt und wie durch einen Zauberschlag sieht man an hundert Orten Organisationen auftauchen, die sich nun auch als solche an dem Kampfe der Geister beteiligen und auf diese Weise dem Historiker es erleichtern, absichtlich verwischten Spuren wenigstens einigermaßen geschichtlich nachzugehen.

„Nicht wenige Männer, schreibt Ulrich Zwingli im Jahre 1527 an Luther, hat es früher gegeben, die die Summa und das Wesen der (evangelischen) Religion ebensogut erkannt hatten als Du.“ „Aber aus dem ganzen Israel, fährt er fort, wagte es niemand, zum Kampfe hervorzutreten, denn sie fürchteten jenen mächtigen Goliath, der mit dem furchtbaren Gewicht seiner Waffen und Kräfte in drohender Haltung dastand“¹⁾.

¹⁾ In der Freundlichen Anlegung (*Amica exegesis*) 1527.

Wer hätte bessere Gelegenheit gehabt, die Verhältnisse der Zeit und die Gegensätze und Kräfte der Parteien zu kennen, als Zwingli, der zeitweilig den älteren Evangelischen so nahe stand?

Da so ziemlich alles, was „Sekten“ und „Ketzer“ heisst, kaum der Beachtung wert scheint, so hat man auch an offenliegenden Thatsachen vorbeigesehen und ist bis zu der Behauptung fortgeschritten, dass ernstere Spuren vorreformatorischer Ketzer um den Beginn der Reformation kaum nachzuweisen seien.

Wir haben das Unzutreffende dieser Angabe schon in früheren Schriften eingehend dargethan¹⁾; aber es ist offenbar wünschenswert, noch weiteres Material beizubringen und wir wollen uns dieser Aufgabe nicht entziehen. Ehe freilich einmal planmässig alle Quellen zur Geschichte der „Ketzer“ (die böhmischen Brüder und die italienisch-französischen Waldenser, sowie die mit ihnen zusammenhängenden Bruderschaften und Sodalitäten eingeschlossen) um das Jahr 1515 erforscht und veröffentlicht sind, werden alle Einzelheiten, die man heute ans Licht zieht, nur bescheidene Bausteine bleiben. Einstweilen aber sind auch diese von um so grösserem Wert, je mehr diese wichtige Frage, die mit dem Ursprung und den Anfängen der Reformation doch auf das engste zusammenhängt, bisher vernachlässigt worden ist.

Im Jahre 1524 erschien ohne Druckort, Drucker und Verfasser-Angabe eine kleine Schrift unter dem Titel:

Tröstbrieff der Christlichen kirchen | diener zu Wormbs an die
frommen Apostelen und be | ferner Jesu Christi so ist zu Meinig,
Nin | gaw und allenthalben im Bistum ge | fangen liegen, iren lieben
Brüdern. | M. D. XXIII. | Fiat. V. 7 Tu wirft die lugner umb-
bringen, der herr hat greuel | an den blutgriegen mund | schalckhaffigen.
A. 1 -- C. 4. 4^o

Es wäre in hohem Grade wünschenswert, dass das merkwürdige Büchlein, das bisher noch nirgends Beachtung gefunden hat²⁾, seinem vollen Wortlaut nach bekannt würde. An dieser Stelle müssen wir uns darauf beschränken, einige Stellen wiederzugeben, die für unsere Zwecke von besonderem Interesse sind;

¹⁾ Keller, Die Reformation etc. S. 400; ders., Joh. v. Staupitz etc. S. 242 ff.

²⁾ Ein Exemplar befindet sich in der Stadt-Bibliothek zu Mainz. In den bekannten Werken von Weller, Rep. typogr. und von Panzer, Annalen, fehlt die Schrift.

wir werden am Schlusse einige erläuternde Bemerkungen anknüpfen.

Die Anrede und Überschrift lautet:

„Wir von gottes guaden Bischöve und ektisten der Christ | lichen
gemein zu Wormbs den heyligen Aposteln und | bekennern gottes, so
lebt umb des namen willen unserß | herren Jesu Christi uber seinem
wort in hafft und | todes geferde kommen sein zu Weing.“

Zu Eingang des Textes heisst es:

„Guad sei mit euch und frid von gott unserm vatter und unserm
herren Jesu Christo. Gebenedeiet sei got der barmherzigkeit und
got alles trosts, der uns tröstet in allem unserm trübsal, da wir
trösten lünden die do sein in allerley trübsal mit dem trost, damit
wir tröstet werden vor got. Dann wie des leidens Christi vil über
uns kompt, also kompt auch vil trostes über uns durch Christum.
2. Coriinth 1.“

Bl. A. 2 heisst es:

„Aus eurem leben aber lieben brüder, auß des vertrauen und
glauben in got, der von euch weit verkündet wirt, welchen ir das
heissein Christi-treulich ungeselcht gelert hat, dan solche zengnis
habt ir von vilen frommen menschen, wie ewer ermanung nit zu
irthum noch zu unreinigkeit gedient hab (1. Thess. 2), sei nit mit list
geschehen, sonder wie euch das Evangelion von got befohlen und zu
predigen vertraut also habt ir geredt . . .“

Die Bischöfe und Ältesten der christlichen Gemeinde halten es für ganz gewiss, dass die Männer, die sich in ihrer Lehrthätigkeit bisher als „tapfere, grossmütige und weidliche Männer“ gehalten haben, auch jetzt, wo sie von ihrer Obrigkeit, dem „Bischof von Mainz“, zu Rede gestellt und „betedigt“ worden, die „Freiheit ihres Glaubens davon bringen und nicht wanken werden“.

„Also, lieben man und brüder, dieweil ir die priester sind under dem volk gottes und mit dem wort Christo irer vil gewonnen hat, gedendt der geschriift, die des trosts voll ist und seit frölich . . . Abraham ist versucht und mit trübsalen probirt und derhalben Gottes frund worden . . .“

„Es erkennen die vermeinten geystlichen, Christi und unser feindt, zur söhung und todtung nit gung sein, das von uns die heylig geschriift, das hochwirdig Evangelion gepredigt wird . . . so suchen sie (vielmehr) listen und trigerereien, zu verdammen, zu leutern und zu tödten, auf das wir von der welt wie leper, wie es volcks verführer,

wie ungehorsame vatterlichen gezeien, gebracht und verderbet werden" (Bl. A. 3¹.)

„Zu solchem schreiben verurthacht uns, daß wir hören, wie uff euch zu Meins und anderswo uff andere Christliche Vröder betriglichen gedicht und von den Papistischen geystlichen so felschlich gelogen würdt, wie die poffen Baal, die werckheyligen ir bösen gotlosen mäuler über euch uffthnu und reden wider euch unverchampt mit falschen zungen und beligen euch mit heijigen worten alleenthalben und sagen, eyner hab ein selch gestolen, der ander forn, der drit gelt, der vierd ichts anders, der funft hab seiues brnders ewewip begert und dergleichen andere laster: haben also ire falsche zungen geübt, lügen zu reden und sich gemüet böses zu wirken, vermeinen damit des wort gottes verhinderung, des Worts verkündereu schandt, haß und bei jederman ungunst zuzurichten, wie dan newlich zwen gifftige Papisten vsoffen zu Heydelberg des frommen Prediger Wenceslao genant zu schmach nachteyl und lesterung so verfluchung dem göttlichen wort ein schendtlich thadt und laster der unkeuscheyt vor jederman uff des schiffen außgeben und erdicht haben . . ." (Bl. A. 4.)

„Euch hat got sündertlichen beruffen zu dem Apostelamt, das ir auch treulich getrieben hat, hats euch eiuamal gefallen und habts willig angenommen, so löst euch auch gesagt sein, was er zu seinen jüngeru gered hat Mat. 5: Siehe ich send euch wie die schaff mitten under die wölff" (Bl. B. 1¹.)

Auf Bl. B. 2¹ wird auf der Gegner häufige Versammlungen und Ratschläge, sonderlich auf die Versammlung vieler Bischöfe zu Regensburg¹⁾, Bezug genommen.

Bl. B. 3 heisst es:

„Treulichn aber und brüderlichen wollen wir sie alle (und das aus pflicht mijers Amptes) gemanet, gewarnet und gebetten haben, daß sie von solcher erfolgung Christi (wo es sein kan) abstellen . . ."

Der Thatbestand, wie er sich aus diesen Auszügen ergibt, ist mithin folgender: Vor dem Jahr 1524 hatten die Inquisitoren des Kurfürsten und Erzbischofs von Mainz, der am 17. Mai 1517 ein sehr scharfes Inquisitionsedikt gegen die Buchdrucker erlassen und neben seinem Weihbischof den Jod. Trutvetter zum Inquisitor wider die Häretiker seiner Diözese eingesetzt hatte, eine Anzahl

¹⁾ Die Regensburger Versammlung fand im Juni 1524 statt. Die Bischöfe verpflichteten sich gegen einige Zugeständnisse der Kurie gegenüber zur nachdrücklichen Ausrottung der Ketzerei in ihren Gebieten.

solcher Ketzler zu Mainz, im Rheingau und allenthalben im Bistum ins Gefängnis setzen lassen. Die Einsetzung war zu einer Zeit erfolgt, wo man von den Wirkungen des damals noch bevorstehenden Auftretens Luthers nichts ahnen konnte; vielmehr lag der Grund offenbar darin, dass die Mainzer Geistlichkeit von dem Vorhandensein heimlicher Ketzler schon im Frühjahr 1517 Kenntniss erhalten hatte; dass die bezüglichlichen Nachrichten richtig waren, beweist unsere obige Druckschrift.

Diese Männer hatten sich in ihrer Lehrthätigkeit bisher „als tapfere, grossmüthige und weidliche Männer“ bewiesen, den Glauben „weit verkündet“ und „ihrer Viele gewonnen“. In der Zeit aber, wo der Trostbrief an sie geschrieben wurde, befanden sie sich in Lebensgefahr und zwar wollten die „vermeinten Geistlichen“, „Christi und ihre Feinde“, es mit der Fangung und Tödtung nicht genug sein lassen, sondern man versuchte, sie mit List und Trug „zu verdammen und zu lästern“. Und gerade dies, die Verleumdung ihrer Ehre, veranlasste die Schreiber, ihren Trostbrief abzufassen. Denn die Verfasser hatten erfahren, dass gegen die Gefangenen zu Mainz ebenso wie anderswo auf andere Männer und „christliche Brüder“ von den „bösen gottlosen Mäulern der papistischen Geistlichen“, und „Werkheiligen“, „unverschämte, falsche Zeugnisse und Lügen“ aufgebracht wurden, die besagten, der eine habe einen Kelch, der andere Korn, der dritte Geld gestohlen und der vierte habe seines Bruders Weib begehrt. Das habe man verleumderischer Weise aufgebracht, um das „Wort Gottes zu verhindern“ und „seinen Verkündern Schande, Hass und Ungunst bei Jedermann zuzurichten“. Das gleiche Verfahren hätten nenlich zu dem gleichen Zweck zwei „giftige Papisten“ zu Heidelberg wider den frommen Prediger Wenceslaus eingeschlagen.

Dieser Trostbrief war geschrieben von Männern, die sich als Bischöfe und Älteste der christlichen Gemeinde zu Worms bezeichnen; gerichtet war er an andere, die von den Absendern in der Anrede „heilige Apostel und Bekenner Gottes“ genannt und im Text als von „Gott sonderlich zu dem Apostelamt berufen“ bezeichnet werden. Die Absender besaßen „zu Mainz, im Rheingau und allenthalben im Bistum“ christliche Brüder, die unter der gleichen Verfolgung zu leiden hatten und die „Apostel“ hatten durch ihre frühere Lehrthätigkeit, die sehr

fruchtbar gewesen war, sich das Vertrauen der „christlichen Gemeinde“ in Worms errungen. Solche Trostbriefe — wir kennen die Bezeichnung aus der Geschichte der „Ketzer“, die seit dem Jahre 1525 unter dem Namen „Wiedertäufer“ auftauchen — pflegten in den damaligen und in den früheren Zeiten fast ausschliesslich handschriftlich verbreitet zu werden und gerade in Handschriften sind sie uns zahlreich erhalten. Es ist auch wahrscheinlich, dass unser vorliegender Trostbrief erst einige Zeit nach der Absendung an die Öffentlichkeit gebracht ist, und dass der Titel, der das Wort „Kirche“ enthält, nicht von den Absendern selbst herrührt.

Wie dem auch sei, so ist sehr beachtenswert, dass keinerlei Spuren dieser Mainzer und Heidelberger Ketzerprozesse in den Akten und Chroniken jener Zeit bisher haben ermittelt werden können; wenn die Gefangenen wirklich, wie es damals sehr oft geschah, als weltliche Verbrecher abgeurteilt worden sind, so machte die Sache wenig Ansehen; Diebe und Ehebrecher wurden in Menge gerichtet, ohne dass die Angelegenheit viel Staub aufwirbelte. Eben um dies zu verhindern, dürfte der Protest des Trostbriefs veröffentlicht worden sein.

Es ist zu bedauern, dass sich die Persönlichkeit des Wenzeslaus, der als Prediger zu Heidelberg in dem Trostbrief genannt ist, einstweilen nicht hat feststellen lassen; es scheint aber, dass damit ein Hinweis auf böhmische Zusammenhänge gegeben ist, zumal es feststeht, dass die böhmischen Brüder seit alten Zeiten Freunde und Verbindungen am Mittelrhein besaßen.

Man darf hier wohl an die Thatsachen erinnern, die bei Gelegenheit der Ketzerprozesse wider Johann v. Wesel um 1470 und wider Peter Turnan um 1425 in Worms und Speier an das Licht kamen. Dadurch wurde festgestellt, dass Johann v. Wesel mit einem Abgesandten der böhmischen Brüder, Namens Nicolaus, Umgang gepflogen hatte, und man glaubte zu wissen, dass Wesel selbst im Geheimen Mitglied oder gar Bischof der Brüder gewesen sei, und es kam ferner an den Tag, dass Johann von Schlieben gen. Drandorf als Sendbote Christi, d. h. als Apostel, unter den „christlichen Gemeinden“ in der Gegend von Würzburg, Basel, Strassburg, Worms und Speyer gewirkt hatte. Drandorf, der von Peter Turnan in die „heimlichen Gemeinden“ am Mittelrhein eingeführt worden war, erzählt selbst, dass er in diesen Gegenden

wider den Eid und andere Irrlehren gepredigt habe¹⁾. Im Jahre 1405 hatte der Bischof Humbert von Basel aus Aussagen gefangener Ketzer festgestellt, dass in der Gegend des Mittelrheins und um Heidelberg eine starke Ausbreitung der „Begharden und Lollharden“ vorhanden sei.

In dem Prozess gegen Schlieben kam n. A. die Thatsache an das Licht, dass in den „Christlichen Gemeinden“, deren Apostel dieser war, eine von dem Text der Vulgata abweichende Bibelübersetzung bräuchlich war; einer der Inquisitoren warf dem Schlieben ein „falsches Citat“ vor; in der That widersprach das Citat der Vulgata, gab aber, wie sich heute feststellen lässt, den griechischen Urtext richtig wieder. Auch aus dem oben besprochenen Trostbrief und dessen Bibleitaten erhellt, dass die „Bischöfe und Ältesten der christlichen Gemeinde zu Worms“ eine andere Bibelübersetzung als die lutherische vor sich hatten²⁾.

Bei der Betrachtung der grossen religiösen Bewegung darf man nicht vergessen, dass dieselbe von dem Kampf um den Ablass ihren Ausgang genommen hat.

Albrecht von Brandenburg hatte, als er zum Erzbischof von Mainz erwählt wurde, sich verpflichtet, der Kurie für die Zusendung des Palliums 30 000 Dukaten zu bezahlen. Da er den grössten Teil dieser Summe borgen musste, so liess er sich im Mai 1514 von Jakob Fugger in Augsburg 21 000 Dukaten gegen Schuldschein geben, und um diese Schuld bezahlen zu können, erwarb er vom Papst gegen Zahlung weiterer 10 000 Dukaten das General-Kommissariat des damals ausgeschriebenen Jubelablasses. Die Einkünfte des letzteren waren für die Fugger bestimmt und Tetzl bereiste Deutschland in Begleitung eines Vertreters dieses Hauses.

Schon seit Jahrhunderten hatte der Schacher, der mit dem Ablass getrieben wurde, weite Kreise mit Abscheu erfüllt und angesehenen Männer waren in Wort und Schrift dagegen aufgetreten, ohne dass es indessen gelingen wäre, unter dem Volk damit Wiederhall zu finden. Jetzt aber, im Jahre 1517, war es

¹⁾ Siehe Allg. deut. Biogr. s. v. Schlieben.

²⁾ Es sind dies Thatsachen, die weiter verfolgt zu werden verdienen, um den Ursprung der vorlutherischen Bibel weiter festzustellen. Zur Sache vgl. Keller, Die Waldenser u. die deutschen Bibelübersetzungen, 1. pz. 1886.

anders. Luthers Wort weckte ein lautes Echo, und den Resonanzboden gaben in den ersten Jahren neben Andern vornehmlich die Societäten der Humanisten und die „Ketzerschulen“ ab, die wir kennen lernen werden. Das Zusammenwirken Luthers und dieser stillen Verbände war es, wodurch die grosse Bewegung in Fluss geriet, die die finanziellen Interessen der Kurie, des Erzbischofs von Mainz und der Fugger in Augsburg auf das schwerste zu gefährden drohte.

Die Fugger waren bei den mannigfachen Fäden, durch die sie hohe und niedere Kreise an sich zu fesseln verstanden hatten, über die Sachlage genau unterrichtet und während sie der Kurie und den geistlichen Behörden den Kampf gegen Luther und dessen gelehrten Anhang überliessen, setzten sie ihren Einfluss bei den ihnen zugänglichen Magistraten und Zunftmeistern ein, um die widerspenstigen Bruderschaften und „Ketzerschulen“ zum Gehorsam zu bringen.

Wie weit die Fugger bei den Verhaftungen im Bistum Mainz unmittelbar ihre Hand im Spiele gehabt haben, lässt sich nicht mehr erweisen. Wohl aber ist uns von gleichzeitigen Chronisten der Anteil übermittelt, den sie an der Unterdrückung der „Ketzererei“ in Augsburg nahmen und es ist merkwürdig, dass die gleichen Massregeln an beiden Orten zur selben Zeit erfolgten, nämlich im Sommer und Herbst des Jahres 1524.

Zu Augsburg predigte damals der Barfüssermönch Dr. Heinrich Schilling im Sinne der Lutherischen¹⁾ und er fand vielen Anhang, besonders unter den Handwerkern und den kleinen Leuten. Der Rat beschloss, ihn seiner aufreizenden Predigten wegen aus der Stadt zu verweisen und Schilling folgte dem Befehl nach einigem Sträuben. Kaum aber hatte er die Stadt hinter sich, da versammelten sich seine Anhänger und Freunde, etwa 1500 Männer und Frauen (es war am 6. August 1524) unbewaffnet vor dem Rathaus, sandten 12 Vertreter zu dem gerade versammelten kleinen Rat

¹⁾ Schilling wird in der in der Pfarr-Registratur von S. Anna beruhenden „Kurzen und gründlichen Beschreibung aller evangelischen Herrn Prediger zu Augsburg“, sowie in der im Stadtarchiv beruhenden „Chronik Augsburg. Evangelischen Ministerii de Ao 1517“ als erster evang.-luth. Prediger bezeichnet. Siehe Voigt, Johann Schilling etc. in der Zts. des hist. Vereins f. Schwaben und Neuburg 1879 S. 29. Da diese Chroniken aus den Kreisen lutherischer Geistlichen stammen, verdienen sie Beachtung.

und liessen durch ihren Sprecher Christoph Heerwart um Rückberufung Schillings bitten. Der Rat, eingeschüchtert durch die Menge, glaubte Entgegenkommen zeigen zu müssen, versprach die Rückberufung und sicherte den Versammelten Straflosigkeit zu. Die Kunde von dieser Nachgiebigkeit bestimmte viele römische Geistliche und den Jakob Fugger, der als Anstifter der Ausweisung bezeichnet wurde, die Stadt zu verlassen. „Es geschah aus lanter Neid“, berichtet der Chronist Wilhelm Rem, „dass ein Rat den Doktor aus der Stadt bot, denn ein Rat hing fest an den Pfaffen, das gab man die Schuld dem Fugger“ etc.¹⁾ Damit war in der Sache aber nicht das letzte Wort gesprochen. Der Rat hatte nur vorläufig nachgegeben; sobald er sich frei fühlte, liess er rüsten: es wurden Geharnischte und 630 Knechte angeworben und die Verhaftungen begannen. Man hätte nun erwarten dürfen, dass der Rat gegen die Führer des Auflaufs vorgegangen wäre, aber die Gefangensetzungen und Hinrichtungen trafen nicht diese, sondern andere Männer²⁾. Es ist merkwürdig, dass fast an demselben Tag, wo der Rat innerhalb der Stadt die ersten Einkerkerungen vollzog, Herzog Wilhelm von Baiern den reichen Augsburger Patrizier Georg Regel, der gerade auf seinem Schloss Lichtenberg weilte, von bairischen Reisigen überfallen und mit Weib und Kind nach München ins Gefängnis führen liess. Georg Regel, eines reichen Wirtes Sohn aus Würth, hatte im Jahre 1491 die Tochter eines Patriziers, Barbara Lanringer, geheiratet und dadurch das Recht erlangt, in der Stube der Geschlechter zu verkehren. Als er sich im Jahre 1510 in zweiter Ehe mit Anna Manlich verheiratete, verwehrten die Geschlechter seiner Frau den Zutritt und es kam zu heftigen Parteierungen in der Bürgerschaft. Regel trat auf die Seite der Zunftstuben und es schien im Jahre 1516, als solle ein Auflauf daraus werden, „denn das Handwerksvolk war hitzig auf die Bürger (Patrizier), das machten die Zunftmeister, die waren dem Regel günstig.“³⁾

Kaum war Regel unschädlich gemacht, so kam die Reihe an

¹⁾ Chroniken der deutschen Städte Bd. 25 (Augsburg Bd. V) Lpz. 1896 S. 206.

²⁾ Auf diesen merkwürdigen Umstand hat schon Voigt a. O. S. 11 hingewiesen, indem er sagt: „die Verhaftungen trafen nicht die eigentlichen Führer“ (des Auflaufs).

³⁾ Chroniken der deutschen Städte a. O. S. 57.

seine Freunde in der Stadt. Am 13. September 1524 — Regel war um den 8. September herum dingfest gemacht worden — verhaftete der Rat zwei Weber, beides 60 jährige Männer, Hans Kag und Hans Speiser oder (wie ihn eine andere Quelle nennt) Hans Pfoster¹⁾, liess sie foltern und alsbald köpfen. Um dieselbe Zeit waren eine Anzahl von Gesinnungsgenossen dieser Weber, die sich unter Leitung der Hingerichteten des Nachts in Privathäusern versammelt hatten (u. A. ein Weber Leonhard Kuöringer, Christof Beissen, Hans Schermair, Barbara Bogenschütz, Hans Gabler), in die Eisen gelegt, gemartert, teilweise an den Pranger gestellt und mit Ruten aus der Stadt gepeitscht worden. „Mit Kag und Speiser“, erzählen die Chroniken, „fiug man viel Frauen und Männer, die martert man hart und verbot ihnen die Stadt.“

Die Hinrichtung der beiden Weber erfolgte gegen den üblichen Brauch heimlich: „man hat sie in der Stille aus den Eisen geführt“, erzählt der Chronist Sender, „die Sturmglöcke nit mitgeläutet, damit der Pöbel nit wieder aufrührig würde.“²⁾ „Der Speiser“, erzählt Wilhelm Rem, „war gut evangelisch und hatte ein gut Lob. Als man ihn aus den Eisen führte vor das Rathans, da fragte er, wo man ihn hinführen wollte, da sagte man ihm, man wollt ihn richten. Man rief wider ihn aus, er sollt Gelübd und Eid nicht gehalten haben Er sagt, ein Rat thät ihm Unrecht und Gewalt, darauf wollt er sterben. Er sagte, er müsse um des Gotteswortes wegen sterben und er wollt auch gern sterben Also schlug man ihm den Kopf auf dem Platz ab.“

Es entsteht nun die Frage, weshalb die Rache des Magistrats gerade diese Männer und Frauen traf. In der Stadt hiess es: „Es muss Gott erbarmen, dass man die Leut ermordet um der Wahrheit wegen.“³⁾ Andere sagten, Hans Speiser habe an die Hussiten crinnert und gesagt, „man müsse es machen wie vor Zeiten zu Österreich geschehen ist“⁴⁾ und habe mit solchen und

¹⁾ S. Voigt a. O. S. 29; der andere wird auch Hans Karkh genannt; die Schreibung beider Namen schwankt (s. unten).

²⁾ S. Chroniken Bd. 23 (Augsburg Bd. IV) S. 159 und Rems Bericht in den Chroniken Bd. 25 S. 208.

³⁾ S. Voigt a. O. S. 16.

⁴⁾ Voigt a. O. S. 13.

ähnlichen Worten zu Gewaltthaten angefordert. Das uns erhaltene Todesurteil wider Kag (das über Speiser fehlt) sagt, er habe „Gott den Herrn gelästert, seine ordentliche Obrigkeit grosslich geschmäht, auch widersetzige und anfrührige Reden und Sachen gebramcht“. ¹⁾ Wodurch er Gott gelästert, die Obrigkeit geschmäht und worin er sich widersetzig gezeigt hat, sagt das Urteil nicht. Sicher ist nur, dass weder Kag noch Speiser nähere Beziehungen zu Schilling besessen haben ²⁾ und dass Speiser an den Ereignissen des 6. August gar nicht beteiligt war.

Bei diesen Widersprüchen der Quellen trifft es sich glücklich, dass Hans Kag und sein Leidensgenosse uns einen Trostbrief hinterlassen haben, der von ihnen als Hirten an ihre „verstörte Heerde“ gerichtet ist. Dieser Trostbrief enthüllt den wahren Charakter der Vorgänge und des Prozesses auf das deutlichste.

Die hingerichteten und gefolterten Männer waren die Bischöfe und Ältesten der Gemeinde Christi zu Augsburg, welche die Gegner Waldenser nannten. Die Chroniken der „Gemeinden Christi“ — man nannte sie später Täufer — berichten darüber ³⁾: „Hans Koch und Leonhard Meister ⁴⁾, ihrer Abkunft nach Waldenser und keineswegs die geringsten unter diesen, waren zwei fromme Männer; das kam an den Tag, da sie die christliche Wahrheit, die sie eifrig vertraten, lieber hatten als ihr eignes Leben. Darum sind sie beide zu Augsburg um der Wahrheit des hl. Evangeliums willen getödtet worden im Jahr 1524.“ Diese zwei Männer, heisst es weiter, haben vor ihrem Tod ein Gebet aufgezeichnet und dieses als eine Vermahnung den „Mitgenossen ihres Glaubens“ und allen ihren Nachkommen als Trostbrief hinterlassen.

¹⁾ Das Urteil ist abgedruckt bei Voigt S. 20.

²⁾ Voigt a. O. 17.

³⁾ Tilemann v. Braght, *Het bloedig Tooneel etc.* 1685, Thl. II S. 1 f.

⁴⁾ Die Augsburger Chroniken nennen den ersten Hans Kag, auch Hans Kager; der zweite wird, wie wir sahen, Hans Speiser genannt. Es liegt hier offenbar ein Missverständnis oder eine falsche Namensschreibung (Meister kann aus Speiser gemacht worden sein) vor. Der Meister Leonhard (Knöringer) ist nach den Augsburger Quellen zwar gemartert und vertrieben, aber nicht hingerichtet worden; auch Leonhard war Weber wie Speiser. Daher lag die Verwechslung nah. In den Täuferschroniken fehlen die Familiennamen häufiger und es werden nur die Vornamen genannt.

In diesem Trostscheiben, das handschriftlich unter den „Gemeinden“, die bis 1525 von den Gegnern „Waldenser“ und von da an „Wiedertäufer“ genannt wurden, fortgepflanzt wurde¹⁾, erklären die „Hirten“²⁾ ihren armen „Schäflein“: „Die Feinde haben keine andere Ursache für ihr Wüthen, das sie täglich an uns üben, als dass wir ihren Willen nicht vollbringen, sondern Dich, o Gott, in unseren Herzen lieben Darum peinigen sie uns mit grosser Nöthigung und bereiten uns viel Schmerzen Wenn wir uns zur Abgötterei hergäben und allerlei Bosheit hantierten und thäten, so würden sie uns in Frieden, ruhig und ungeschädigt wohnen lassen Wenn wir Dein Wort verleugneten, so würde uns der Antichrist nicht hassen, ja, wenn wir seine lügenhaften Lehren glaubten, seinen Irrlehren folgten und mit der Welt auf dem breiten Wege gingen, so würden wir Gunst bei ihnen haben Was liegt daran, dass wir hier eine kleine Zeit verschmäht und verspottet werden, da uns Gott die ewige Ruhe und Seligkeit versprochen hat.“ „O Herr Gott“, heisst es am Schluss, „wolle Dich über Deine armen Schafe erbarmen, die (jetzt) verstreut sind und keinen rechten Hirten mehr haben, der sie von nun an lehrt lass sie nicht auf fremde Stimmen hören bis zum Ende.“

Der Thatbestand, der sich aus dieser Urkunde und den Nachrichten der Täuferchroniken ergibt, ist also folgender:

Hans Koch und sein Mitgenosse waren unter den sog. Waldensern angesehene Männer und die „armen Schäflein“, unter denen sie das Hirtenamt verwalteten, besaßen nach ihrem Tode Niemanden, der sie unterwies und lehrte. Im Gefängnis, wo sie arg gepeinigt worden waren, hatte man ihnen zugeredet, ihren Glauben zu verleugnen, sie hatten es abgelehnt, obwohl sie überzeugt waren, dass sie dadurch Gunst bei ihren Feinden gewinnen würden. Den Tod vor Augen, versichern sie, dass sie keine andere Ursache der ihnen zu Teil gewordenen Verfolgung kennen, als ihre Liebe zum Worte Gottes. Sie starben nicht ohne Furcht, dass die ihnen bisher anvertrauten Seelen „fremden Stimmen“ folgen könnten.

¹⁾ Einen Abdruck in holl. Übersetzung giebt Braght a. O. S. 2.

²⁾ Das „Hirtenamt“ lag in der Hand der Bischöfe oder Ältesten; der Name Hirt wird gleichbedeutend mit Bischof gebraucht.

Wenn man sich die hier bezeugten Thatsachen vergegenwärtigt, fällt auf die Massregeln des Magistrats ein ganz neues Licht. Man versteht, weshalb gerade diese alten Leute, die in der Sache der unbewaffneten Ansammlung vom 6. August gar nicht belastet waren, herausgegriffen wurden, und weshalb erst nach allerlei Sicherheitsmassregeln das Urtheil wider sie vollstreckt wurde. In früheren Zeiten hatte man mit den „Ketzer“ kurzen Prozess gemacht, auch die Öffentlichkeit nicht gescheut. Jetzt, in der religiös so aufgeregten Zeit, mussten die „Ketzer“ unter dem Vorwand des „Aufruhrs“ hingerichtet und in aller Stille bei Seite geschafft werden. Auch dies wagte man erst dann, nachdem Herzog Wilhelm von Baiern die vornehmste Stütze der Augsburger „Evangelischen“, den Georg Regel, der kurz darauf ebenso wie die übrigen Mitglieder der „Waldenser“-Gemeinde als „Wiedertäufer“ verfolgt wurde, in Augsburg aus dem Wege geräumt hatte.

Es ist auch für die Beurteilung der sich entwickelnden Gegensätze von Erheblichkeit, dass der katholische Magistrat zu Augsburg in denselben Monaten, wo er einem Teil der „Evangelischen“ durch die Berufung des Urbanus Rhegius Zugeständnisse machte, die Wortführer und Ältesten der dort bestehenden Brüdergemeinde aufs Schaffot brachte, natürlich nicht als Evangelische, sondern als „Eidbrüchige“ (wie Senders Chronik sagt) und „Auführer“; es hatte sich offenbar nicht machen lassen, sie wie in Mainz als „Diebe“ hinzurichten.

Wenn der Magistrat und seine Hintermänner die Gefangenen nicht als gefährliche Gegner ansahen, warum ergriffen sie dann so ernste Massregeln? In der That waren die „Gemeinden Christi“ überall in grosser Bewegung und gerade zu Augsburg hatte im Juni 1524 Ludwig Hätzer mit angesehenen Brüdern und Fremden Versammlungen gehabt und hatte sich von da zu gleichem Zweck nach Nürnberg begeben. Der Rat zu Augsburg wusste wohl, weshalb er gerade gegen diese Männer und Frauen mit äusserster Strenge einschritt.

Aber nicht bloss am Mittelrhein und in Augsburg, sondern auch am Oberrhein gab es um das Jahr 1524 Gemeinden, welche Apostel, Evangelisten, Bischöfe und Diakonen besaßen und die mit den „christlichen Brüdern“ in Südfrankreich und in

verschiedenen Gegenden Deutschlands in Verkehr standen¹⁾. Wir wissen aus dem Wormser Trostbrief, dass dies keineswegs etwa willkürlich erfundene Amtsbezeichnungen für lutherische Geistliche waren, sondern dass sich ein altüberlieferter Sinn und Brauch damit verband²⁾; keine Gemeinde hätte diese Würden einem Manne zugestanden, der nicht gesetzmässig durch die Handauflegung dazu berufen war und damit zugleich den Zusammenhang mit den älteren Gemeinden und mit der Gesamtgemeinschaft beweisen konnte. Eine Organisation, die unter dem Druck schwerer Verfolgung sich behaupten soll, bedarf fester und bestimmter Normen und man bekundet sehr geringes Verständnis geschichtlicher Entwicklungen, wenn man meint, dass solche Ämter und Namen sich von heute auf morgen erfinden und in Wirklichkeit setzen liessen³⁾.

Zu dem Freundeskreise, innerhalb dessen uns um 1524 am Oberrhein und in der Schweiz jene Amtsbezeichnungen als damals gebrauchte Namen begegnen, gehören Franz Lambert von Avignon⁴⁾, Anemund de Coet, Jean Vaugris, Michael Bentinus, Aimé Maigret, Peter Sebillville und Andere. Wir haben an anderer Stelle⁵⁾ die Beziehungen erörtert, welche den ehemaligen Johanniteritter Anemund de Coet und den Michael

¹⁾ In den Briefen französischer Reformatoren aus 1512—1526, die Herminjard, *Correspondance des Réformateurs etc.*, Genève et Paris 1866, Bd. I, gesammelt hat, werden die „Apostel“, „Evangelisten“ und „Bischöfe“ mehrfach erwähnt; vgl. Bd. I, 313 und Anm. 4.

²⁾ Preger, *Abhandlungen etc.* 1890 S. 27, sagt: „Die älteren Waldenser betrachteten die 3 Ordines des Diakonats, Presbyterats und Episkopats als schriftmässig und notwendig.“ Dabei hat Preger unterlassen, das Apostolat zu erwähnen.

³⁾ Während die Namen der Männer, die um 1524 als Apostel, Bischöfe und Älteste am Mittelrhein und Oberrhein wirkten, verschollen sind, sind wenigstens einige Namen von „Dienern des Wortes“ aus dem Beginn der zwanziger Jahre auf uns gekommen. Zu Kitzbüchl in Tyrol war im Jahre 1522 Thomas Hermann „Diener“ der Gemeinde, der im Jahre 1527 als Prediger der dortigen „Wiedertäufer“ den Märtyrertod erlitt. (Beck, *Geschichtsbücher der Wiedertäufer etc.* S. 56.)

⁴⁾ Auf die Übereinstimmung zwischen Lamberts Grundsätzen und den Ideen der Waldenser hat n. A. Richter, *Die evang. Kirchenordnungen 1846 etc.* II, 56, aufmerksam gemacht. Eine Monographie über Lambert wäre sehr erwünscht.

⁵⁾ Keller, *Stämpitz* S. 261 ff.

Bentimus einerseits mit den „christlichen Brüdern“ in Südfrankreich und den „Wiedertäufern“ andererseits, (z. B. mit Konrad Grebel und Hans Denck) verbanden, welche letztere von jenen ausdrücklich ebenfalls Brüder genannt werden.

Wir wollen die Schlussfolgerungen, die sich hieraus für die Beurteilung der Zusammenhänge ergeben, an dieser Stelle nicht noch einmal wiederholen; sicher ist aber, dass diejenigen Forscher, die jene Beziehungen mit Stillschweigen übergehen, ihrer Methode ein sehr ungünstiges Zeugnis ausstellen.

Die „heimlichen Gemeinden“, über welche diese Apostel, Bischöfe und Ältesten gesetzt waren, existierten um das Jahr 1515 ebenso wie früher vielfach in der Form von Bruderschaften, in denen unter dem Drang der Zeit der Sakramentskultus ruhte. Die Brüder fanden sich zum Gebetskultus, zu Andachten, Bibel-erklärungen und zu Liebesmahlen in aller Stille (meist Nachts) zusammen. Das waren ja allerdings im Sinne der Kirche keine „Gemeinden“, aber sie selbst betrachteten sich doch als solche und ein Band gleicher religiöser Überzeugungen umschlang die Glieder. Sie waren bereit, sobald sie konnten, auch den Sakramentskultus nach ihren Grundsätzen anzunehmen und ihn, wenn thunlich, öffentlich zur Ausübung zu bringen.

Solche Bruderschaften¹⁾ gab es um das Jahr 1520, wie wir an andern Orten dargethan haben²⁾, in vielen Städten. Hier soll nur auf einige früher noch nicht erwähnte Thatsachen hingewiesen werden.

In St. Gallen bestand um 1522 (wir wissen nicht, seit wann sie vorhanden war) eine Bruderschaft, der u. A. die Zunftmeister Mainradt Weniger und Gabriel Bilwiller, ferner Hans Ramsower,

¹⁾ Sie nannten sich seit etwa 1522 meist evangelische oder christliche Bruderschaften und gaben damit den religiösen Charakter zu erkennen; vor dem Ausbruch der grossen religiösen Bewegung traten sie selten anders als unter Verhüllung des religiösen Zweckes und noch seltener als Ganzes vor die Öffentlichkeit. Zur Geschichte der Bezeichnung „Evangelisch“ s. die Ausführungen bei Keller, Staupitz (Register unter Evangelisch). Sie war unter den „Waldensern“ etc. seit alten Zeiten als Parteibezeichnung üblich. So heisst es in den böhmischen Artikeln von 1418: Sacerdotis evangelici laborantis cum plebe. Anonymi relatio. Docum. Mag. Joh. Hus vitam illustrantia p. 681.

²⁾ Keller, Die Reformation (Register s. v. Bruderschaft) und Joh. v. Staupitz S. 241 ff.

Ambrosius Schlumpf, Aberli Schlumpf und Beda Miles Treier angehörten; sie nannten sich christliche Brüder, und es waren viele Weber unter ihnen; sie gingen nach ihrer Aussage dem „Worte Gottes“ an und versammelten sich im Geheimen zu Lesung und Erklärung der Bibel, zuerst in den Häusern der Genossen, später im Zunftthaus der Weber¹⁾. Diese Schule oder Ketzerschule (wie die Gegner solche Bruderschaften nannten) besass eine enge Verbindung mit der in Zürich um 1522 nachweisbaren „Synagoge“, die in Claus Hottingers Hause sich zusammenfand, und deren „Diener des Worts“ damals der Buchführer Andreas auf der Stützen war²⁾. Von jeher waren die alten „Ketzerschulen“ bemüht, für ihre Versammlungen und Andachten auch die Mitwirkung litterarisch gebildeter Männer zu gewinnen, und es gelang den St. Galler Brüdern im Jahre 1523, den gerade damals von der Hochschule zu Wittenberg zurückgekehrten St. Galler Bürgersohn Joh. Kessler (geb. 1502) auf ihre Seite zu ziehen. Kessler, der Luther persönlich kennen gelernt hatte, gab die bis dahin gehegte Absicht, Priester zu werden, auf, erlernte ein Handwerk und wurde seit dem 1. Januar 1524 „Leseer“ — so lautete der Name dieses Amtes³⁾ — der Bruderschaft.

Eine Zeit lang verwaltete er sein Amt zur Zufriedenheit der Brüder, aber allmählich trat es zu Tage, dass er zu Wittenberg andere Ansichten, als sie in der Bruderschaft überliefert waren, sich zu eigen gemacht hatte, und als einst bei einer Versammlung ein angesehenes Mitglied der Züricher „Ketzerschule“, Lorenz Hochrütiner, zugegen war, kamen die Meinungsverschiedenheiten zum lebhaften Ausdruck. Bald darauf legte Kessler sein Lektorenamt nieder und widmete sich ganz seinem Handwerk.

Die Brüder, die geglaubt und gehofft hatten, in dem jungen Theologen einen getreuen Dolmetsch ihrer eignen Ansichten gewonnen zu haben, sahen sich getäuscht: schon frühzeitig trennten sich die Wege der beiden Richtungen. Wenn, wie heute vielfach noch angenommen wird, die evangelischen Bruderschaften und die „Ketzerschulen“ erst durch Luthers Schriften ins Leben gerufen worden waren, wie kommt es dann, dass die Schüler Luthers

¹⁾ Hauptquelle für diese Thatsachen ist Joh. Kesslers Sabbatha, hrsg. von Göttinger (St. Gallen 1866).

²⁾ Näheres über diese „Schule“ bei Keller, Die Reformation, S. 399 f.

³⁾ Den Beleg siehe bei Egli, Die St. Galler Täufer. 1887, S. 14.

alsbald mit diesen Evangelischen in unausgleichbare Meinungsverschiedenheiten gerieten.

Ebenso wie in St. Gallen hatte die Züricher „Schule“ sich erfolgreich bemüht, jüngere Theologen an sich zu ziehen, und es ist urkundlich bezeugt, dass in den Fasten des Jahres 1522 an einem der im Brüderkreise üblichen Liebesmahle der Leutpriester Ulrich Zwingli teilnahm¹⁾, der wenige Jahre darauf ebenso wie Johannes Kessler mit den alten Freunden vollständig zerfallen sollte.

In der bereits erwähnten Schrift „Freundliche Auslegung“ vom Jahre 1527 stellt Zwingli es in Abrede, dass Luther es gewesen sei, dem er seine Förderung in der christlichen Erkenntnis verdanke. Andere, von ihm billigermaßen verehrte Männer, hätten, sagt er, den Kern des Evangeliums klarer erkannt gehabt, als er selbst und Luther. Wie könnten diese Männer es durch Luther gelernt haben? „Es sind nämlich gewisse Männer“ — Zwingli nennt ihre Namen nicht — deren Freundschaft uns in dieser Sache zur Förderung und zum Sporn gereicht hat“²⁾ und er wiederholt damit lediglich eine Angabe, die er bereits in den Jahren 1521 und 1523 (also vor dem Zerwürfnis mit der Bruderschaft) in ähnlicher Weise gemacht hatte³⁾. Danach hatte er „vor und ehe noch ein Mensch in unsern Gegenden etwas von Luthers Namen wusste, angehebt das Evangelium Christi zu predigen im Jahre 1516“. Es ist um so weniger erlaubt, die Wahrheit dieser Aussagen zu bezweifeln, als zwei gewichtige Zeugen, Capito und Myconius, dieselben in vollem Umfang bestätigen⁴⁾.

¹⁾ Egli, Aktensammlung zur Geschichte der Züricher Reformation. Zürich 1879, I. Hälfte Nr. 233.

²⁾ Zwinglii Opp. III. 543.

³⁾ Opp. I, p. 253. In der „Anlegung der Schlussreden“ (1523) und in einer Zusehrift an Haller vom 29. Dezember 1521, wo er sagt, er habe schon vor fünf Jahren das Werk des Evangeliums angefangen (Opp. VII, 186). Wie kommt es, dass Zwingli die Namen der Männer, die uns doch sehr interessieren würden, verschweigt? Wenn darunter keine „Ketzer“ waren (was ja immerhin möglich ist), so kann man den Grund dieser Heimlichthueri schwer einsehen.

⁴⁾ Capito schreibt im Jahre 1536 an Heinr. Bullinger: „Ehe Luther ans Licht getaucht war, verhandelten wir, Zwingli und ich, schon unter uns über die Absetzung des Papstes, sogar schon, als jener noch in Einsiedeln lebte.“ (Hottinger, Hist. eccl. novi Test. VI, 207.) — Myconius sagt, dass Zwingli schon in Glarus „die Gnade des Evangeliums verkündigt habe“. (Vita Ulr. Zwinglii in den Vitae quattuor Ref. Berol. 1841, S. 6.)

Wenige Wochen nach jenem Liebesmahle in der Fastenzeit, bei dem Zwingli sich weigerte, Fleisch zu essen, hatte der Vertreter der Züricher Brüderschaft nebst dreiunddreissig Abgeordneten gleicher Brüderschaften eine Versammlung auf dem „Ländenhofe“. Es gab also eine grössere Anzahl „Ketterschulen“ in der Schweiz und es wäre der Mühe wert, sie aus dem Dunkel, in das sie sich gehüllt haben, hervorzuziehen. Gegenstand der Beratungen waren Briefe, die aus Constanz gekommen waren, „die wollten sie (heisst es in den Akten) hören und sehen, ob sie die halten müssten, oder ob sie anders thun müssten, denn ihr Leutpriester¹⁾ predige“²⁾.

Aus diesen Thatsachen erhellt deutlich, dass hinter den einzelnen „Schulen“ eine Organisation stand — man nannte diese Art von Synoden Schenken oder Kapitels-Versammlungen —, deren geistige Führer ihre eignen Wege gingen, und die die Leitung der einzelnen Brüderschaften keineswegs den Theologen, die sich jetzt in grösserer Zahl den Brüdern näherten, überlassen wollten.

An die Stelle Joh. Kesslers in St. Gallen trat der Freund Hochrütiners, Wolfgang Ulimann, der Sohn des Zunftmeisters Andreas Ulimann, der bis dahin mit Jörg Blauroek im St. Lucius-Kloster zu Chur Mönch gewesen war, in Chur, wo bis 1522 auch Andreas auf der Stützen gewirkt hatte. Unter Ulimanns Leitung nahm die Brüderschaft in St. Gallen derartig an Mitgliedern zu, dass der Rat zur Hergabe der St. Lorenzkirche gezwungen werden konnte. Dies geschah aber nicht, ohne dass die zwinglische Richtung der Evangelischen, die inzwischen Johann Kessler für sich gewonnen hatte, ihrerseits einen Erfolg erzielte: ein Fremd Kesslers und Zwinglis, Leo Judä, wurde zeitweilig nach St. Gallen berufen und Ulimann verliess vorläufig die Stadt, um mit den Brüdern in Zürich Beratungen über die weiteren Schritte zu pflegen. Dies geschah in der ersten Hälfte des Jahres 1525, wo unter den Einwirkungen der grossen religiösen Bewegung eine neue Epoche in der Geschichte der älteren Brüderschaften begann.

¹⁾ Wer der Leutpriester war, wird nicht gesagt. Die Meinungsverschiedenheiten zwischen Zwingli und den Brüdern nahmen damals ihren Anfang.

²⁾ Egli, Aktensammlung Nr. 246 S. 82. — Zu dieser ganzen Sache s. die weiteren Nachrichten bei Keller, Die Reformation, S. 367 u. 400.

Man würde fehlgehen in der Annahme, dass etwa nur in der Schweiz solche Schulen oder Ketzerschulen, d. h. Bruderschaften, deren einendes Band gemeinsame religiöse Überzeugungen bildeten, existiert hätten. Eben solche „Synagogen“ begegnen uns im Jahre 1523 am Niederrhein. In einer derselben, der Schule zu Büderich, fanden gemeinsame Andachten unter Leitung von Adolf Clarenbach und Heinr. Kloppriss statt, die uns in den Chroniken der „Täufer“ später als Märtyrer begegnen¹⁾.

Es ist an sich merkwürdig genug, dass die Namen Synagoge, Judenschule, Schule oder Ketzerschule, die das ganze Mittelalter hindurch zur Bezeichnung der religiösen Sondergemeinden der „Waldenser“ u. s. w. dienten²⁾, zunächst in Zürich dann aber auch anderwärts seit 1522 in den Akten zur Bezeichnung derselben Gemeinschaft auftauchen³⁾, die zwei Jahre später in ihrem Schoss

¹⁾ Wir lassen hier die Bewegungen der „Brüder“ in Sachsen, welche unter sich die Spättaufe nicht einführten und daher in dem gebräuchlichen Sinne des Wortes keine „Wiedertäufer“ waren, unberücksichtigt. Dass aber auch die mitteldeutschen „Ketzerschulen“ damals wieder an die Öffentlichkeit traten, beweist u. A. die Schrift von Nic. Storch, der selbst Apostel und Wanderprediger war: „(N. Storch) Ein tzeytt lang geschwigner christlicher Bruder, den Christus widermuh vermandt hat. Zwickau, Gastel 1524. 4°. Bl. A.¹—F.²“ (Ein Exemplar in der Bibliothek der taufgesinnten Gemeinde in Amsterdam.)

²⁾ In dem Prozess gegen die Waldenser von 1387/88 (s. Döllinger, Beiträge zur Sektenesch. II, 251 ff.) finden sich viele Belege. Bei Döllinger II, 255 steht: *Bis fuit in synagoga in loco Avigliae . . . In illa synagoga praedicavit ille etc.* — Nach W. Preger, Beiträge z. Gesch. d. Wald. in den Abhdlg. der K. B. Akad. der Wiss. XIII, 241 berichten die Quellen, dass es damals 42 „Schulen“ der Waldenser in Österreich gab. — In dem Schreiben des Erzbischofs Siegfried von Mainz von 1234 über die Armen von Lyon erscheint mehrfach der Ausdruck „Schulen“. Hefele, Concilien-Gesch. V², 1025. — Sehr merkwürdig ist in mehrfacher Beziehung folgende Stelle bei Mansi, Concilia Germaniae, P. XXIII, p. 241: *Anno Domini 1231 in ipsa civitate Treviri tres esse scholas haereticorum (es gab damals Waldenser in Trier) deprehensum. Et plures erant eorum sectae et multi eorum instructi erant scripturis sanctis, quas habebant in Theutonicum translatas. Et alii quidem baptisma iterabant, alii corpus Domini non credebant etc.*

³⁾ S. Egli, Akten-Sammlung zur Gesch. d. Züricher Ref. 1879 I, S. 85: *Clans Hottinger dicet: An der Uffart abent (1522) nächst verschienen . . . sigend iro etliche an sin hus kommen (und hettind) . . . gesprochen: du, tüfel Hottinger, stand uf! nimu dine Ketzler mit dir und gond in din Ketzerschnol“. Es wurde zur Verhöhnung der Ketzler dann das*

die Übung der Spättaufe einföhrten und dass von da an weit und breit, bis tief in das 16. Jahrhundert hinein, gerade diejenigen religiösen Gemeinden in gewissen Kreisen Synagogen u. s. w. heissen, die von der gelehrten Streittheologie und den Inquisitoren „Täufer“ oder „Wiedertäufer“ genannt werden¹⁾.

Auch in Basel begegnen uns um 1522 Bröderschaften, die einen religiösen Charakter trugen, z. B. die „Himmlische Bröderschaft“, deren Satzungen uns in einer Aufzeichnung von Capitos Hand erhalten sind und die Bröder und Schwestern umfasste²⁾.

Wichtiger aber ist der Umstand, dass die sog. Kapitel, die unter den Waldensern seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts nachweisbar sind³⁾, unter eben diesem Namen auch um das Jahr 1524 unter den Brödern in der Schweiz und in den angrenzenden Ländern vorkommen. Wir besitzen eine Einladung (vom 11. Juni 1524) die Dr. Baltasar Hubmeier von Waldshut an seine „Kapitelbröder“ zu einer Versammlung erlassen hat, deren Zweck es war, dafür zu sorgen, dass in „Weidung der christlichen Schäflein nach Inhalt des göttlichen Wortes einhellig fortgefahren werde“. Vor Zeiten, führt Hubmeier fort, habe man diese Versammlungen Synoden genannt, jetzt aber würden sie Kapitel oder Bröderschaften geheissen⁴⁾. Eine gleiche Kapitelsversammlung hatte nach Hubmeiers Zeugnis im Jahre 1522 in Basel stattgefunden.

„Judenlied“ gesungen. Vgl. über diese Schule Egli, Die Züricher Wiedertäufer, S. 15. Auch in der Schrift „Vermanung bruder Conrads . . . vor der Böhemschen Ketzerei“ 1524 spricht der Verfasser (Bl. F. 4) von den „Synagogen der Ketzerei“. Die Schrift ist gegen die „Bröder“ in Strassburg gerichtet.

¹⁾ In dem Bericht des Amtmanns zu Nenenkirchen im Bistum Münster vom 2. August 1537 über die dortigen Täufer heisst es, dass die „Wiedertäufer“ in dem Hause eines ihrer Bröder „ihre Synagoge“ halten. (Akten des Staatsarchivs zu Münster, M. L. A. 518/19 Vol. IX fol. 398.) Nach amtlichen Nachrichten aus dem Juli 1546 pflegte der Anhänger der David-Joristen zu Groningen, Sewert Klerk, daselbst in der Kirche zum hl. Geist „Schole tholden“ (A. O. O. Vol. X fol. 174). — In den Visitations-Akten des Herzogtums Jülich von 1533 kehrt derselbe Name zur Bezeichnung der Gemeinde-Gottesdienste mehrfach wieder (Staatsarchiv Düsseldorf Jül. Berg L. A. Abth. IV. c. 6 f. 78). — Ähnliche Belege liessen sich zahlreich beibringen.

²⁾ Keller, Die Reformation, S. 375.

³⁾ Herzog, Die romanischen Waldenser. Halle 1853, S. 273.

⁴⁾ Keller, a. O. S. 376.

Die Gleichstellung des Wortes Kapitel mit der Bezeichnung Synode erklärt den Begriff des Ausdrucks auf das bestimmteste; nur irrt Hubmeier, der aus der römischen Kirche hervorgegangen war, darin, dass unter den Brüdern der Ausdruck Synode früher in überwiegendem Gebrauch gewesen sei; die Bezeichnung Kapitel für Synode ist unter den sog. Waldensern uralt.

Bemerkt zu werden verdient, dass an den Versammlungen der Brüder, die im Jahre 1522 zu Basel stattfanden, auch Konrad Grebel teilgenommen hat.

II.

Die „Ketzerschulen“, die um den Beginn der grossen religiösen Bewegung aus dem Dunkel, mit dem sie sich bis dahin umgeben hatten, hervortreten, besaßen ihre vornehmste Stütze in den Zünften und Gewerken, und die Formen und Ordnungen der letzteren waren es, die ihnen vielfach die Verhüllung ihrer Existenz ermöglichten.

Wenn man nun die Geschichte und die Verfassung der Zünfte in jenen Jahrhunderten näher betrachtet, so begegnen uns im Zusammenhang mit ihnen ausser jenen „Schulen“ noch andere Organisationen, nämlich sog. Societäten (Sodalitäten) und Bruderschaften, die ebenso wie jene ihr Abschen auf geistige Dinge gerichtet hatten.

Innerhalb mancher Zünfte und gerade innerhalb der vornehmeren, wie der Bildhauer, Maler, Goldschmiede u. s. w., gab es engere Vereinigungen von Meistern, die es sich zur Aufgabe machten, fortgeschrittene Genossen in die Kunst- und Handwerksgeheimnisse einzuführen.

Sowohl die Bauhütten wie das zünftige Handwerk besaßen eine Reihe technischer Geheimnisse, die keinem andern, als vertrauenswerten Genossen überliefert wurden. Als Mittelpunkt aller genannten Künste galt das Studium der „Geometrie“ und selbst die Maler genossen noch im 16. Jahrhundert den Unterricht solcher Meister, die in der Geometrie, d. h. den mathematischen Wissenschaften, erfahren waren.

Diese Societäten, die im Besitz der Kunstgeheimnisse und der dazu erforderlichen mathematischen Kenntnisse waren, begegneten uns frühzeitig unter dem Namen von Akademien, einer Bezeichnung, die die Unterweisungszwecke der Societäten andeutete und im Sinne der Eingeweihten auch eine tiefere Bedeutung und eine Hinweisung auf die neuplatonische Philosophie in sich schloss.

Da alle Wissenschaften unter starker Bevormundung der Kirche standen und namentlich die mathematisch-physikalischen Wissensgebiete sich von dieser Seite her keiner Bevorzugung erfreuten, so boten die Zunftstuben den Vertretern der letzteren einen erwünschten Rückhalt, und es war für die „Akademien“ nicht schwer, auch solche Männer in ihr Interesse zu ziehen, die das Handwerk nicht selber ausübten. So geschah es, dass überall in den Stuben der vornehmsten Zünfte zahlreiche „Liebhaber des Handwerks“ sasssen, und dass Gelehrte, Ärzte, Stadtschreiber, Schulmeister u. s. w., besonders soweit sie Söhne von Handwerkern waren, in den Verband der Werkbrüderschaften eintraten.

Ausserordentlich gross und mannigfaltig ist die Masse der „Brüderschaften“, die uns in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters begegnen und die zum grossen Teil rein geistlich und lediglich Versicherungsanstalten für das Seelenheil waren. Aber ebenso wie die herrschende Kirche diese Brüderschaften, die sie mit Hilfe der Orden leitete, dazu benutzte, um durch Einbrüderung von Fürsten, Kanzlern, Räten u. s. w. ihren Einfluss zu erweitern — der kurfürstl. sächsische Rat Degenhard Pfeffinger gehörte 35 Brüderschaften an —, ebenso benutzten diejenigen Mächte, die sich unabhängig von diesen Strömungen zu erhalten wünschten, die gleichen Organisationen zu verwandten Zwecken, und so wurden diese Societäten und Fraternitäten hier wie dort zu Genossenschaften geistesverwandter Männer, die gezwungen waren, zu grösseren geistigen Bewegungen ihrer Zeit in diesem oder jenem Sinn Stellung zu nehmen.

Bei der scharfen Aufsicht, die die Kirche allen Lebensäusserungen andeichen liess, die auch nur entfernt mit Kirche und Religion zusammenhängen, hatten jene Akademien ein dringendes Interesse daran, keinerlei Argwohn gegen sich zu erregen. Sie versichern nachdrücklich (und vielfach der Wahrheit gemäss), dass sie als solche sich nicht mit religiösen Dingen beschäftigen; nicht so bestimmt aber lehren sie die Pflege der „Philosophie“

ab, ja gelegentlich nennen sie sich sogar Anhänger der platonischen Philosophie.

Es gehört zu den Kennzeichen dieser Körperschaften, dass sie, ebenso wie die „Ketzerschulen“, als solche wenig an die Öffentlichkeit traten. „In diesen Sodalitäten“, sagt Aschbach, „wurden keine eigentlichen Statuten gegeben, aber der Verein sollte nach gewissen Grundsätzen geleitet werden, die mehr angedeutet, als klar vorgezeichnet waren. Absichtlich hüllte man das Wesen der Gesellschaft in das Geheimnisvolle.“¹⁾ Es war eine stille Verbrüderung, äusserlich möglichst wenig in die Augen fallend, aber im Stillen weite Kreise auch solcher Personen mit ihrem Einfluss umspannend, die nicht innerhalb der Bruderschaft standen und deren letzte Ziele keineswegs zu den ihrigen machten.

Sehr bezeichnend für das Bemühen, das Wesen der Societäten nicht bestimmt zu bezeichnen, sind die wechselnden Namen, die diese Körperschaften und ihre Glieder sich selbst gaben. Es überwiegt der Gebrauch völlig farbloser Namen wie „Deutsche Societät“, „Rheinische Societät“, „Donau-Gesellschaft“, „Lilien-Gesellschaft“ u. s. w. oder die Nennung nach einem angesehenen Wortführer, die aber seltener ist.

Als Ganzes nennen sich die Angehörigen möglichst unbestimmt Poeten, Philosophen, Platoniker, auch Lateiner und gebrauchen damit Namen, die sich ebensowohl auf Mitglieder, wie auf Aussenstehende anwenden liessen.

Auch der Name Akademien, der seit der Verhaftung der Mitglieder der „Akademie“ in Rom (1468) und seit anderen Zwischenfällen den Beigeschmack des Verdächtigen bekommen hatte, ward mehr im Kreise der Eingeweihten gebraucht und an seine Stelle traten harmlose und vieldeutige Namen, wie Gymnasium oder Museum u. s. w.

Soweit die Bruderschaften, deren Mitglieder sich in den Akademien zusammenfanden, eine öffentliche Wirksamkeit für möglich hielten, waren die Bestrebungen, zu denen sie sich bekannten, zwar ein Ausfluss allgemeiner Grundsätze und Anschauungen, die unter ihnen lebten, aber sie dienten doch meist nur mittelbar den höchsten Zielen und waren sogar vielfach nur das

¹⁾ Aschbach, Die früheren Wanderjahre des Celtes. 1869, S. 122.

Kleid, das bestimmt war, die religiös-philosophische Weltanschauung, die sie vertraten, ebenso den Augen übermächtiger Gegner, wie den Blicken des unreifen Pöbels zu entziehen. Rohheit und Blindheit der Menschen zwangen ihnen ein Verhalten auf, das viele Mitglieder als eine drückende Last empfanden, ohne dass sie im Stande gewesen wären, es zu ändern. Ein sehr angesehenes Mitglied der „Akademien“ des 17. Jahrhunderts (die eine unmittelbare Fortsetzung der älteren Akademien waren) bestätigt ausdrücklich diese ihn tief betäubende Zwangslage, indem er berichtet, dass seine Auffassung der Lehre Christi überall, wo er versucht habe, ihr auf offenem Wege nützlich zu sein, auf Hass und Misstrauen gestossen sei, so dass er die Notwendigkeit begriffen habe, die blinden und kurzsichtigen Menschen auf anderen Wegen zu höheren Entwicklungsstufen zu leiten.

Alle Einsichtigeren unter den Mitgliedern wünschten die Entfesselung der religiösen Leidenschaften und die gewaltsamen Kämpfe, die den Ausbruch des kirchlichen Fanatismus zu begleiten pflegen, soweit irgend thunlich, vermieden zu sehen; sie scheuten sich, ihre heiligsten Überzeugungen den Kämpfen der Strasse auszusetzen und hofften vielmehr, die Menschen auf dem Wege der Erziehung und der Freiwilligkeit allmählich zu reineren Auffassungen zu führen. Auf diese gegenseitige Erziehung war ihr ganzes Streben und vor Allem auch die Organisation, die sie besaßen, gerichtet, und gerade in der Verfassung und den Formen ihrer Vereinigung mussten sie daher das notwendigste und wichtigste Stück ihres Gemeinschaftslebens erblicken.

Ihr Streben war darauf gerichtet, mit Hilfe der Organisation, die sie verband, das geistige Leben der Nation ihrem Einfluss zu unterwerfen, und die Geschichte Deutschlands und Italiens im Zeitalter des Humanismus beweist, was ein weitverzweigter Bund gleichgesinnter Männer zu leisten im Stande ist. Kein geringerer als Philipp Melancthon hat seit dem Ausbruch der Religionskämpfe seine Sehnsucht nach dem „goldenen Zeitalter“ (wie er es nannte) ausgesprochen, das vor der Entfesselung des Religionshasses während der Zeit von 1490 bis 1525 vorhanden war¹⁾

¹⁾ Vgl. den Nachweis Hartfelders im Historischen Taschenbuch 1888, S. 236.

und Sebastian Franck bezeugt, dass die politische und religiöse Freiheit zur Zeit der Vorherrschaft des Humanismus grösser gewesen ist, als später, wo diese Herrschaft an die Vertreter der römischen und protestantischen Kirchen übergang und die Humanisten das Schicksal der alten Brüdergemeinden teilten.

Die innere Verwandtschaft beider Richtungen tritt in merkwürdiger Weise gerade in dem wichtigsten Punkte, in der Organisation und Verfassung, zu tage.

Die Gemeindeverfassung der älteren •Evangelischen bante sich in drei Stufen auf, in dem sie einen Grad der Anfangenden (Incipientes), der Fortschreitenden (Proficientes) und der Fertigen (Perfecti) kannte¹⁾. Der höchste Grad umfasste die Inhaber der Geheimnisse, die Apostel, die Lehrer und Priester, der zweite die Masse der Gemeinde, die Brüder und Schwestern, der dritte die Lernenden und zur Aufnahme Angemeldeten.

Ebenso gab es innerhalb der Akademien drei Stufen; die Mitglieder des ersten Grades waren die Vorsteher und die „Gesetzgeber“, welche die Satzungen bewahrten und ausführten, die des zweiten Grades waren die Brüder, welche bei dem feierlichen Akt der Aufnahme einen Brudernamen erhalten hatten, und die des dritten waren die Anhänger, die sich in die Listen als Angemeldete hatten eintragen lassen²⁾.

Diese Organisation ermöglichte die Mitwirkung verschieden gerichteter Männer und gestattete den Führern, nur denjenigen Personen Einfluss einzuräumen, denen sie volles Vertrauen schenken konnten.

Papst Paul II. (1464—1471) liess im Jahre 1466 eine „Ketzerschule“ — man nannte sie Fratizellen —, die in Poli entdeckt war, aufheben und den Mitgliedern im folgenden Jahr den Prozess machen. Dabei stellte es sich heraus, dass die Anhänger

¹⁾ Näheres bei Müller, Die Gemeindeverfassung der böhm. Brüder, in den M.H. der C.G. 1896, S. 142 ff. Vgl. auch M.H. 1895, S. 207.

²⁾ Vgl. Firmin-Didot, Alde Manuce. Paris 1875, S. 151. Danach gab es drei Kreise innerhalb der Akademie des Aldus in Venedig: 1. die eigentlichen Mitglieder, 2. die *ελιθημοδοντες της Ακαδημίας, όνόματι μόνον προσαγγόμενοι*, 3. *οι αυτης έχόμενοι*. — Aldus hatte die überkommene Organisation den Bedürfnissen und Verhältnissen seiner Offizin, in deren Dienst die Mitglieder standen, angepasst. Im wesentlichen ist es aber die alte Verfassung, die uns hier und anderwärts entgegentritt.

dieser Sekte nicht allein in der Mark von Ancona und in der Campagna, sondern auch in Rom selbst Beziehungen besaßen. Kurze Zeit nach dieser Entdeckung, im Februar 1468, wurden Pomponius Laetus, Callimachus und andere Führer einer Bruderschaft in Rom verhaftet, die sich angeblich der „Poesie“ widmeten, die die Kurie aber ebenfalls für eine „Ketzerschule“ hielt und als solche zu behandeln beschloss. Der Gesandte von Mailand, Joh. Blanchus, berichtet unter dem 29. Februar 1468 an seinen Herzog, der Papst lege der Entdeckung grosses Gewicht bei und sei entschlossen, diese „Häresie“, von der er früher keine Kenntnis gehabt habe, auszurotten; Paul II. habe die Vermutung ausgesprochen, dass Podiebrad, der hussitische König von Böhmen, die Hand im Spiele habe¹⁾.

Wir können hier die eigentümlichen Formen dieser Bruderschaft, die sich eine Akademie nannte, nicht näher erörtern; sicher ist nur, dass die Mitglieder sich keineswegs bloss mit den Dichtungen und Schriften der Alten, sondern auch mit Philosophie beschäftigten, und dass sie gewisse Bräuche übten, die religiösen Formen ähnlich sahen.

Mit Pomponius Laetus (dessen Mitgenosse Callimachus sich der Verhaftung durch die Flucht nach Krakau entzogen hatte) war nun Konrad Celtis aus Wipfeld in Franken befreundet, und es ist überliefert, dass Laetus und Callimachus diesen zur Stiftung ähnlicher Societäten in Deutschland ermuntert haben.

Wir dürfen hier als bekannt voraussetzen, dass Celtis dieser Aufforderung nachgekommen ist, und dass bald eine grössere Anzahl solcher Akademien in Deutschland an das Licht traten, die sich der Dichtkunst hingaben, die Schriftwerke der Griechen und Römer neu herausgaben, daneben aber auch die Pflege des deutschen Altertums in Sprache und Geschichte nicht vergassen²⁾ und sich selbst Poeten nannten.

¹⁾ Pastor, Gesch. der Päpste II, (1889) 295 u. 642.

²⁾ Man hat die humanistischen Studien dieser Kreise bisher allzusehr in den Vordergrund gestellt und darüber die starke Betonung der Volkssprachen durch die Humanisten fast übersehen. Bebel sammelt deutsche Volkslieder und Sprüchwörter, Beatus Rhenanus bringt Proben aus Otfrieds Christ und sein Schüler Lazius entdeckt das Nibelungenlied u. s. w. Die Sache bedürfte einer näheren Untersuchung. Auch die Erziehungslehre bildete den Gegenstand ihrer besonderen Aufmerksamkeit. Im Zusammenhang damit hiessen sie vielfach „Poeten und Grammatiker“.

Dabei aber verdient es besondere Beachtung, dass es zwar Mitglieder gab, die keine Poeten waren, aber sehr wenige „Poeten“, die nicht zugleich irgend ein Gebiet der exakten oder mathematischen Wissenschaften (Astronomie oder Astrologie, Kosmographie, Geographie, auch Alchymie u. s. w.) betrieben, und dass unter diesen Poeten und Gelehrten auch angesehenere Buchdrucker, Maler, Bildhauer u. s. w. erscheinen.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst, die den Kreisen der Werkleute entstammte, legte ein Kampfmittel von ausserordentlicher Bedeutung in die Hände der Männer, die diese Erfindung zuerst für ihre Ziele zu verwerten wussten¹⁾ und mit einem Schlage verschob dies Ereignis die Lage der kämpfenden geistigen Mächte ausserordentlich zum Vorteil der Poeten und ihrer Kampfgenossen, der Gewerke.

Überall in den grossen Städten wurden die Offizinen der Druckereien gleichsam die Hauptquartiere der kämpfenden Zunftgenossen; hier fand sich der geistige Generalstab von Gelehrten, Korrektoren und Künstlern (Illustratoren) zusammen, die unter der Leitung der Geschäftsinhaber und ihrer Freunde nicht bloss Pläne für neue litterarische Unternehmungen, sondern auch für die Lösung anderer wichtiger Fragen entwarfen, ohne freilich als Körperschaft handelnd in den Lauf der Dinge einzugreifen²⁾.

¹⁾ Der Augustiner-Ordens-Provinzial Konrad Treger konnte nach seinem eignen Zeugnis für seine „Veranungung . . . vor der Böhemischen Ketzerei“ längere Zeit keinen Drucker finden (1524). Die Anhänger dieser Ketzerei hätten es dahin gebracht, klagt er, „das wenig Trucken gefunden werdent, die das (was) inen zu wider trucken wöllent oder dörrfent“. Das bezeichnet doch zugleich den engen Zusammenhalt der Gewerke.

²⁾ Es ist bekannt, dass Aldus Manutius zu Venedig in seinem Hause eine Akademie gestiftet hatte. Eben solche Akademien begegnen uns in Deutschland, wo z. B. der Buchdrucker Thomas Anshelm nach gleichzeitigen Zeugnissen eine solche in seinem Hause besass. Fr. Irenicus, *Exegesis Germaniae*. Hagena 1518 fol. XLV sagt: Hagenaom Joannes ille Secerius (Setzer) Lauchensis, *Academiae Anshelmianae praeses*, *Scolastidium Sapidus*, *Jacobus Spiegel*, *Basileam Amorbachii graecitate illustrarunt*. (Vgl. *Centralblatt f. Bibl.-Wesen* IX. Jahrg. 1892, S. 301.) Anshelm war unter der älteren Generation der deutschen Buchdrucker einer der bedeutendsten und er hatte es stets verstanden, junge Gelehrte von Bildung und Kenntnissen an sein Geschäft zu fesseln. Er hatte seit 1488 in Strassburg und seit 1500 zu Pforzheim gedruckt. Von 1511 an wirkte er in Tübingen, wo u. A. Philipp Melanchthon in seiner Offizin Korrektor war. In Basel waren die Häuser

Wie Papst Paul II. im Jahre 1468 zwischen der römischen „Akademie“ und den böhmischen Ketzern Zusammenhänge annehmen zu müssen glaubte, so war auch der deutsche Klerus bald davon überzeugt, dass die Poeten Ketzer seien, und ein angesehenes Mitglied der deutschen Societäten, Konrad Mutian, sah sich im Jahre 1513 genötigt, zu erklären, dass es ein unbilliges Verfahren sei, wenn die Gegner „die Schaaren der Poeten mit dem Makel der Ketzerei ohne Unterschied behaften“¹⁾.

Hierin hatte Mutian unzweifelhaft Recht. Es ist gar nicht daran zu denken, dass alle Mitglieder der Akademien, geschweige denn alle „Poeten“, kirchlich anfechtbare Glaubensanschauungen hegten und es lässt sich vielmehr nachweisen, dass viele hierher zu rechnende Männer entweder rechtgläubig oder kirchlich und religiös gleichgültig waren, und man kann ruhig einräumen, dass litterarische und wissenschaftliche Neigungen für Viele das einzige Band waren, was sie mit den Bestrebungen der Sodaliitäten verband. Aber ebenso unzweifelhaft ist es, dass trotz absichtlicher Verhüllungen, die wir hier stets in Rechnung ziehen müssen, zwischen den Führern der Poeten und den Ketzereschulen viele innere und manche äussere Beziehungen vorhanden waren. Wenn Papst Paul II. um das Jahr 1470 erklärte, dass er die „Poeten“ und die „Astrologen“ als seine gefährlichsten Gegner betrachte und wenn der Nuntius Aleander im Jahre 1520 dasselbe Urteil wiederholte, so muss jede unbefangene Geschichtschreibung zugestehen, dass beide Männer die Sachlage durchaus richtig beurteilten²⁾.

der Buchdrucker wie Froben, Cratander, Curio u. s. w. die Mittelpunkte der Sodaliitäten. Daher stammt der Vers in den Dunkelmännerbriefen:

Sed in domo Frobenii
Sunt multi pravi haeretici.

¹⁾ Mutian an Musardus am 15. Januar 1513: „De doctis ferunt (scil. die Gegner) sententiam oppido quam iniquam, poetarum gregem haereseos nota sine discrimine maculantes.“ (Krause, Briefwechsel des Mutian, S. 273.)

²⁾ Aleander zählt zu den schlimmsten Gegnern des Papstes in Deutschland neben Anderen „die mürrische Sippschaft der Grammatiker und Poeten“, von denen „angeblich ganz Deutschland wimmelt“. S. Schriften d. Vereins f. Ref.-Gesch. XVII, 22 f.

Die Ketzerschulen, wie sie uns um 1524 zu Worms, Augsburg, St. Gallen, Zürich u. s. w. als „evangelische Bruderschaften“ im Kampf mit den „neuen Evangelischen“ und deren Predigern begegnen, besaßen damals vielerlei Besonderheiten, die sie von den weltlichen Sodalitäten trotz der gemeinsamen Anlehnung an die Zunftstuben wesentlich unterschieden. Selbst viele Eingeweihte unter den „Poeten“ und „Astrologen“, die vielleicht der Glaubensüberzeugung der altevangelischen Gemeinden näher standen, wichen in den Ansichten über die Art des Vorgehens und über manche andere Frage von den Gesinnungsgenossen ab. Gleichwohl ist es erwiesen, dass um 1524 angesehene Mitglieder der Ketzerschulen zugleich Angehörige der Akademien und Sodalitäten waren, und dass die Scheidung der Wege sich erst später vollzog¹⁾.

Die Ketzerschulen hatten bisher mit den Männern, deren theologischer Führung sie sich anvertraut hatten, wenig Glück gehabt. Einige, wie Joh. Kessler in St. Gallen, Ulrich Zwingli in Zürich, Joh. Oecolampad in Basel, Martin Bucer in Strassburg waren allmählich zur Prädikantenpartei übergegangen; andere hatten durch ihre innere Haltlosigkeit die Sache der Brüder auf das schwerste geschädigt. Im Jahre 1524 aber trat ein Mann in den Vordergrund, in dem sie einen hervorragenden Wortführer und Vertreter gewinnen sollten, Johann Denck, ein Freund und Schützling Bernhard Adelmanns²⁾ und Mitglied der Sodalität der Poeten, der dieser selbst und viele andere gelehrte Männer angehörten³⁾.

¹⁾ Indessen hat der Gegensatz zwischen dem sog. Anabaptismus und den Humanisten niemals die Schärfe erlangt, wie zwischen den Lutheranern und den Letzteren. Bezeichnend ist in dieser Beziehung die Stellung der beiden Parteien zu Erasmus. Die Haltung des Erasmus war den „Täufern“ aller Schattierungen ebensowenig sympathisch, wie Luther und den Lutheranern. Aber die Chroniken der „Täufer“, die durchschnittlich die strengste Richtung der Letzteren (die nachmals im engeren Sinne sog. Wiedertäufer) vertreten, sprechen mit hoher Achtung von Erasmus, bezeichnen ihn neben Luther und Zwingli als Anfänger der religiösen Bewegung und nennen ihn „eine Zier deutscher Nation“. (Beck, Geschichtsbücher der Wiedertäufer, S. 12 Anm. 2.)

²⁾ Bei Horowitz u. Hartfelder, Briefwechsel des Beatus Rhenanus, S. 211, findet sich in einem Brief vom 1. März 1520 folgende Stelle: „Salvum sit sodalium patrium. Hujus Augustanae aedis haud incelebris uominis canonicus D. Bernardus Adelman etc. — Valet et triumphate, barbarie victores inclyti.“

³⁾ Näheres über diese Mitgliedschaft Dencks bei Keller, Staupitz, S. 208.

Denck war um das Jahr 1495 zu Heybach (jetzt Habach) bei Hügelfing in Oberbayern geboren und hatte sich am 29. Okt. 1517 in Ingolstadt immatrikulieren lassen, wo er bis zum Jahre 1519 geblieben war. Wir wissen nicht, wo er seine Vorbildung erhalten hat, doch ist es höchst wahrscheinlich, dass er Schüler der Lateinschule zu Angsburg gewesen ist. Seit dem Jahre 1522 begegnen wir ihm als Korrektor in den Buchdrucker-Offizinen des Cratander und später des Curio in Basel, wo er manche wertvolle persönliche Beziehung anknüpfte. Seit 1523 als Rektor der berühmten Sebaldus-Schule nach Nürnberg berufen, ward er alsbald in die religiösen Kämpfe, die damals dort ansbrachen, verwickelt.

Wir wissen nicht, wo Denck Mitglied einer der bestehenden „christlichen Bruderschaften“ geworden ist; jedenfalls steht aber fest, dass er in Nürnberg solche Brüder besass und es kann nicht zweifelhaft sein, dass diese Nürnberger Brüder eine in sich geschlossene religiöse Bruderschaft bildeten, die aber bis dahin, wie aus den Prozessakten des Jahres 1524 hervorgeht, in der Stille bestand und wirkte¹⁾.

Unter den Eindrücken des günstigen Verlaufs der Nürnberger Reichstags-Verhandlungen von 1524 hatten die Anhänger Luthers in der grossen Reichsstadt, geführt von Andreas Oslander, die massgebenden Männer des Magistrats auf ihre Seite gebracht,

¹⁾ Wir besitzen einen merkwürdigen Brief des Arztes Landulphus an seinen Freund und „Bruder“ Cornelius Agrippa von Nettesheim d. d. Lyon 1509 prid. Nonas Febr., in dem es in Bezug auf einen jungen Nürnberger heisst: Qui haecce meas ad te defert literulas, tuac nationis Germanus est, oriundus ex Norimberga, sed domicilium habens Lugduni; estque rerum arcanarum curiosus indagator et homo liber . . . Vellem ego profunde virum explorares atque tibi ut sine mentis indicaret jaculum. Non procul siquidem a scopo, meo iudicio, sagittat . . . Tuum ergo ab Aquilone in Austrum vola, undique Mercurialibus pennatus alis et Jovis, si lubet, sceptrata amplectere atque illum, si in nostra velit jurare capitula, nostrae sodalitis adscitum face. Caeteri commilitones nostri hic tuam sperant adventum. Quare laetus ventis vela committe ac communis felicitatis nostrae complectere portum . . . miranda namque hic latent . . . — Cornelius Agrippa war (s. H. Morley, The life of Cornelius Agrippa. London 1856 I, S. 25) im Jahre 1506 zu Paris Mitglied einer geheimen Sodalität geworden. Nach vorstehendem Brief stand er im Jahre 1509 an der Spitze eines Sodalitums in Lyon und war im Begriff, einen jungen Nürnberger in dieselbe aufzunehmen.

und das Ansehen der lutherischen Prediger beherrschte seit dem Sommer 1524 das Gemeinwesen.

Etwa um dieselbe Zeit aber, wo der Sieg der Lutheraner entschieden war, begannen auf Betreiben Osianders eine Reihe von Verhaftungen solcher Personen, die im Verdacht der „Ketzererei“ standen. Am 31. Oktober 1524 wurde der Maler Hans Greifenberger, der in einigen Schriften mlutherische Ansichten vorgebracht hatte, ins Gefängnis geworfen, am 30. Dezember erfolgte dieselbe Massregel wider den Maler Hans Platner, nachdem schon vorher die Schüler und Zunftgenossen Albrecht Dürers, Jörg Penz, Barthel Beheim und Sebald Beheim, sowie der Goldschmied Ludwig Krug und der Maler Sebald Baumhauer, verhaftet worden waren. Die Sache erregte grosses Ansehen. Dürer schrieb am 5. Dezember 1524 an seinen Freund Hieronymus Kratzer: „Item des christlichen Glaubens halber müssen wir in Schmach und Gefahr stehen, denn man schmüht uns Ketzer. Aber Gott verleih uns seine Gnade und stärke uns in seinem Wort, denn wir müssen Gott mehr gehorsam sein, als den Menschen . . . Es sind viel böser Anschläge vorhanden; es wird allein der Wille Gottes geschehen.“ Es kam in der That bald zu Tage, dass noch weitere „Anschläge“ vorhanden waren: zu Ende Dezember wurde auch dem Rektor der Lateinschule, Joh. Denck, der Prozess gemacht, der mit dessen Ausweisung endete¹⁾.

Es gereicht dem Letzteren zur Ehre, dass er, obwohl selbst in seiner Existenz bedroht, sich offen und rückhaltlos als Gesinnungsgenossen der „gottlosen Maler“ bekannte; „ich beschwöre alle Kreaturen und Ew. Weisheit“, schreibt er an den Magistrat, „(Ihr) wollet mich und meine gefangenen Brüder, die ich in

¹⁾ Näheres bei Keller, Ein Apostel der Wiedertäufer. Lpz. 1882. — Dass Denck, der freundschaftliche Beziehungen zu Pirckheimer unterhielt, auch mit Dürer bekannt war, ist nicht zu bezweifeln. Dürer erwähnt in seinem Tagebuch in einer zu Antwerpen im September 1520 aufgezeichneten Notiz einen „Hans Dene“ oder, wie Leitschuh liest, „Hans Dener“. Die Lesung dieses Personennamens ist ebenso unsicher, wie die mancher anderer Personennamen in den überlieferten Handschriften (s. Lange u. Fühse, Dürers Schriftl. Nachlass. 1893, S. 128). Es ist möglich, dass in der Handschrift Hans Dene gestanden hat. Wo Denck sich im Herbst 1520 aufgehalten hat, ist unsicher, dass er in Antwerpen Beziehungen besass, ist sicher.

der Wahrheit liebe, nicht nach dem Schein, sondern nach der Wahrheit richten“.

Einer der Ankläger der Verhafteten, Veyt Wirsperger, sagt aus, dass dieselben bei einem (nicht genannten) Prediger, dem der Magistrat die Stadt verboten habe, viele „Gemeinschaften“, d. h. Versammlungen, gehabt hätten. In der That ergibt sich aus den Verhörprotokollen, dass die Brüder auch auswärts Zusammenkünfte gehalten hatten, und die Richter nahmen an, dass sie auch anderwärts „Trost“, d. h. Verbindungen und Rückhalt besaßen.

Es steht fest, dass zu derselben Zeit, wo der Reichstag dort tagte und wo in Sachen des lutherischen Glaubens wichtige Beratungen stattfanden, auch Vertreter der „Ketterschulen“ in Nürnberg zusammentreten waren. Ludwig Hätzer aus Zürich, den zeitgenössische Berichte ausdrücklich als „Piekarden“ bezeichnen, Hans Hut aus Franken, der in den Quellen ein Anhänger der „alten waldensischen Brüder“ genannt wird¹⁾, Leonhard Schiemer aus Judenburg, Hans Schläffer aus Oberösterreich waren mit Denck und anderen Brüdern zusammengekommen, sicherlich nicht bloss zu Andachten, sondern auch zu Beratungen und Beschlussfassungen über die Lage der Brüdergemeinden im Reiche.

Es ist wichtig, dass die Verhaftungen der Nürnberger „Brüder“ wegen religiöser Ansichten erfolgten und es versteht sich, dass die Anklage hier ebenso, wie in dem Prozess zu Augsburg, auf Gotteslästerung lautete. Aber während der Augsburger Religionsprozess weitere Nachwirkungen, soviel wir wissen, nicht hinterliess, hat der Nürnberger — er ist unter dem Namen des „Prozesses gegen die gottlosen Maler“ bekannt geworden — für die Entwicklung der Reformation deshalb eine besondere Bedeutung gewonnen, weil hier zuerst die Vertreter der Lutheraner mit den Vertretern der älteren Evangelischen zusammenstiessen und nach dem Vorbild der römischen Kirche die Staatsgewalt wider die letzteren wegen Glaubensfragen in Bewegung setzten.

Die Entwicklung, die Luthers Theologie im Laufe der Jahre genommen hatte — wir können auf diese Entwicklung, die wir an anderer Stelle geschildert haben²⁾, hier nicht näher eingehen —,

¹⁾ Näheres bei Keller, Staupitz, S. 227.

²⁾ Keller, Die Reformation, S. 339 ff. — Ders., Joh. v. Staupitz etc., S. 130 ff.

hatte ihn und seine Anhänger weiter und weiter abgeführt von den Glaubensüberzeugungen, wie sie in den Brüdergemeinden und den ihnen nahestehenden Bruderschaften von Alters her überliefert waren.

Aus dem oben besprochenen Wormser Trostbrief lernen wir einige der vornehmsten Beschwerdepunkte der älteren Evangelischen gegen die römische Priesterschaft kennen, und es ist interessant, dass der Vorwurf der Werkheiligkeit darunter scharf hervortritt¹⁾. Daraus erhellt, wie sehr Luther, indem er den Kampf gegen die Werkgerechtigkeit aufnahm, die innersten Wünsche ebenso der „Bischöfe und Ältesten“ in Worms, wie aller älteren Evangelischen zu den seinigen machte.

Aber der Begriff der Kirche, wie ihn Luther allmählich immer schärfer vertrat, machte die „reine Lehre“, d. h. das Bekenntnis und die Sakramente, in gewissem Sinne ebenso zu Vermittlern zwischen der einzelnen Menschenseele mit Gott, wie es in der alten Kirche die Priester und die „guten Werke“ waren, und an Stelle der letzteren wurde jetzt der Glaube zu einer Leistung: aus der alten Werk-Gerechtigkeit wurde eine Lehr- und Glaubens-Gerechtigkeit, die den Grundanschauungen der Gegner jeder Gerechtigkeit entschieden widersprach.

Die Kirche, wie sie den alt-evangelischen Gemeinden vorschwebte, sollte keine Bekenntnisgemeinschaft, sondern eine Gesinnungsgemeinschaft sein — eine Gemeinschaft, die nicht in vieldeutigen Dogmen, sondern in der gesetzmässigen Übertragung der Amtsgewalt und in der Festhaltung der altchristlichen

¹⁾ Auch in der Vorrede, die Wolff Klöpfel (Buchdrucker in Strassburg) zu der Schrift: „Verwarnung der Diener des Worts und der Brüder zu Strassburg. An die Brüder von Landen und Stetten gemeiner Eidgenossenschaft“, unter dem 1. April 1524 verfasste (Klöpfel war Mitglied der „Gemein Christi“ in Strassburg), tritt der Widerspruch gegen die „Werkheiligkeit“ scharf hervor. Klöpfel giebt damit einer Überzeugung Ausdruck, die in seinen Kreisen überliefert war. — Die „Gemein Christi“ zu Strassburg (wie es in der Schrift heisst), die ihre Wortführer vornehmlich in Matheus Zell und Wolfg. F. Capito erkannte, bestand zu Anfang 1524 zum Teil aus Männern, die uns später als „Wiedertäufer“ begegnen. Die Schrift spricht davon, dass die „Wahrheit angefangen habe, widerinzubrechen“. Neu war also nur die jetzige Ausbreitung der Wahrheit. — Die Schrift war gegen den Augustiner-Prov. Konrad Treger gerichtet. In seiner Antwort nennt er die Brüder zu Strassburg Anhänger der „böhmischen Ketzerei“.

Verfassung und Glaubenslehre das einende Band für ihre Mitglieder fand.

Gerade deshalb war es ihnen austössig, dass Luther allmählich in die Wege der Staatskirche einlenkte. Ihnen schwebte im Sinne des ältesten Christentums, das ihnen Vorbild und Norm war, als Ziel ein freiwilliger Bund von Brüdern vor, der als Mitglieder weder Unmündige noch durch Zwang beigetretene Personen kannte. Diejenigen aber, die volle Glieder geworden waren, standen an Rechten und Pflichten einander gleich: sie waren in der Gemeinde, gleichviel welchem Stand und welcher Nation und welchem Geschlecht sie angehörten, Christen und als solche Brüder und Schwestern. Während die neuen evangelischen Staatskirchen die Lehre von der Zwangsgewalt in Glaubenssachen alsbald wieder in Geltung setzten, waren und blieben jene der Überzeugung, dass die Freiheit und Freiwilligkeit ein wesentliches Stück der Lehre Christi bilde. Dazu kam die völlige Leugnung jeglicher Willensfreiheit und die im Zusammenhang damit von Luther vertretene Überzeugung, dass „Gott auch die bösen Wege regiert in den Gottlosen“, die den Ansichten der älteren Evangelischen ebenso widersprachen wie Luthers Anschauungen von der gänzlichen Verderbtheit der menschlichen Natur und von der Erbsünde. Nimmt man hinzu, dass die Betoung des paulinischen Christentums, wie sie sich bei Luther immer schärfer und schärfer entwickelte, der alten Überlieferung von der centralen Bedeutung der Herrnworte zuwiderlief, so hat mau einige (aber keineswegs alle) Meinungsverschiedenheiten sich vergegenwärtigt, wie sie sich um das Jahr 1525 zwischen den „Lutherischen“ und den „Evangelischen Christen“ — so nennt Hans Sachs im Jahre 1524 die beiden Parteien¹⁾ — entwickelt hatten.

Das grosse Ansehen, das Luther in dem schwierigen Kampfe gegen die Hierarchie errungen hatte, und die hervorragenden Fähigkeiten, die er für diesen Kampf mitbrachte, machten ihm für zahllose Deutsche und nicht am wenigsten für alle diejenigen Geistlichen und Mönche, die unter seinem Vortritt die Lossagung

¹⁾ „Ein gesprech eynes Evangelischen Christen mit einem Lutherischen, daryn der Ergerlich wandel etlicher, die sich Lutherisch nennen, angezeigt und brüderlich gestrafft wirt. Hans Sachs. MDXXIII.“ Näheres über den Inhalt dieser Schrift bei Keller, Staupitz S. 183 ff.

von der alten Kirche vollzogen, zum geborenen Führer und von dem Augenblick an, wo der Kurfürst von Sachsen, der nächstmächtigste Fürst nach dem Kaiser, sich auf seine Seite gestellt hatte, hatten er und seine Freunde auch politisch denjenigen Rückhalt gewonnen, dessen eine Partei, die sich gegen die römische Kirche erfolgreich behaupten wollte, nicht entbehren konnte. So brachten die Lutheraner für den siegreichen Fortschritt ihrer Sache Voraussetzungen mit, die den älteren Evangelischen fehlten, und diese mussten sich, wenn sie den Anschluss an Luther und die werdende Staatskirche ablehnten, auf einen Kampf nach zwei Seiten vorbereiten. Gerade in Nürnberg sollte es sich zeigen, dass die Lutherischen nicht willens waren, anderen Glaubensüberzeugungen, als Luther sie vertrat, Freiheit oder Duldung zu gewähren.

Es war für die neuen Staatskirchen, die eben unter Luthers und Zwinglis Führung sich bildeten, ein ausserordentlicher Gewinn, dass ihre Vertreter der Wahrheit gemäss ihre Identität mit den älteren Ketzern bestreiten konnten. Nicht nur der überlieferte Gegensatz von Fürsten, Stadträten und Geistlichen gegen die alten „Ketzer“ ward durch die Einführung einer neuen Glaubenslehre abgeschwächt, sondern es ward auch die Anwendung der noch immer zu Recht bestehenden Ketzergesetzgebung erschwert und zum Teil unmöglich gemacht.

Wie die Dinge damals lagen, enthielt der Zusammenhang mit älteren „Ketzern“ eine ausserordentliche Erschwerung grösserer Erfolge¹⁾ und eine Gemeinschaft, die vorwärts kommen wollte,

¹⁾ In der erwähnten Schrift des Augustiner Ordens-Provinzials Konrad Treger „Vermanung . . . an ein lobliche gemeyne Eydgnoßschaft vor der Böhemschen Ketzerei (1524)“, findet sich folgende bezeichnende Stelle (Bl. B. III): „Und wiewol das Evangelium und Wort Gottes fürgewendt wirt ist doch das nit neuw noch zu achten, dann gemeynlich alle Ketzer sich diser Farb auch gebraucht haben, zu vereleyben ir eygenwillig frevel Fürnemem. Es war auch von nöten, ein sollich schön Deckmantelin zu brauchen, dann wer wolt dem Luther Glauben geben haben, wo er anfanglich Wieleff, Johannem Huss und dergleichen Ketzer fürgewendt solt haben. Es hätt ja keiner ein Hussit oder Böhemer genannt wöllen werden, darum ist von nöten, sich Evangelisch zu heissen, damit under solcher schöner Farb die unflettig stinkend Böhemsch Sekt verkauft würd.“ (Exempl. in der Stadtbibl. zu Zürich). Was Treger hier von dem Namen „Hussit“ und „Böhmer“ sagt, trifft in noch höherem

hatte ein grosses Interesse daran, solche Zusammenhänge wenigstens nicht öffentlich zu betonen. Während daher in den Schriften und öffentlichen Erklärungen der älteren Evangelischen Hinweise auf die früheren Zusammenhänge begrifflicher Weise selten sind, wurde doch ebenso im engeren Kreise der Brüder wie in den Schriften der Gegner die Abstammung von den früheren Ketzern bestimmt genug ausgesprochen¹⁾.

Andererseits war um das Jahr 1524 die Furcht vor dem Wiederaufleben der böhmischen Kämpfe, die einst ganz Mitteleuropa erschüttert hatten, so gross, dass Fürsten und Prälaten in jenem Augenblick mit gutem Grund mehr Besorgnisse vor der „böhmischen Ketzerei“, als vor irgend einer neu aufkeimenden Religionsgemeinschaft hegten, mit der sie früher oder später schon fertig zu werden hoffen mochten. Es ist nicht ausgeschlossen, dass kluge Kirchenfürsten und Priester der Ansicht gewesen sind, zur Beschwichtigung der tieferregten Volksleidenchaften seien einstweilige Zugeständnisse an die Lutheraner eine geringere Gefahr; ja vielleicht tauchte in einzelnen Köpfen schon damals der Gedanke auf, dass solche Zugeständnisse ein Mittel werden könnten, um die einen durch die andern zu vernichten. Dass die römische Hierarchie wenige Jahre später dasselbe Spiel trieb, um durch die Lutheraner die Reformirten niederzuhalten, steht fest und ist geschichtlich erwiesen. Jedenfalls verdient es Beachtung,

Grad auf den Namen „Waldenser“ zu. Der Name Vauderie bedeutet in den romanischen Ländern geradezu „Hexerei“ und war ausserordentlich gehässig.

¹⁾ Die eben erwähnte Schrift des Ordens-Provinzials Treger, die die Namen „Luthersche“ und „Böhmen“ noch gleichsetzt, ist in dieser Beziehung sehr interessant. Treger sagt (Bl. D. 4): „Aber Du solt wissen frommer Christ, dass die lutherschen ein eygne Kirch haben, vor vil jaren von etlichen ketzern erdacht, damit sie von nyemants genyteilt noch gestrafft möchten werden.“ Und weiter (Bl. E. 2): „Und was understen ir (die „Diener des Worts und Brüder zu Strassburg“, wider (die Treger schreibt) dann . . . die schellichen Ketzler (verdampfter Gedechnüss Wicleff, Waldenses, Johannem Huss) widerumb herfür zu thun und zu verfechten.“ Deshalb nennt er seine Gegner auch bald „Liebe Hussische Brüder“, bald „Luthersche“, bald „Liebe Böhemsche Brüder“ und am Schluss wirft er den „Lutherschen und Böhemschen Prälaten“ vor: Ihr würdet, wenn Ihr die Gewalt hättet, Christus und alle Heiligen aus der Christenheit jagen „und uns Johannem Wicleff, die Waldenses, Johannem Huss, ewere Eltern, und dergleichen vil ketzler an die statt geben“.

dass die Versuche der katholischen Polemiker, die Lutherauer und die „Ketzerschulen“ der älteren Evangelischen zu identifizieren und gleichzusetzen, wie sie bis zum Jahre 1525 gemacht wurden, seit jener Zeit gänzlich aufhören. Von da an ist die römische Partei vielmehr bemüht, diese Gegensätze thunlichst zu erweitern und die einen gegen die anderen auszuspielen. Es lag auf der Hand, dass diejenigen die Kosten zahlen mussten, die von der römischen Kirche als die gefährlichsten Gegner betrachtet wurden. Diese Wendung in der gegenseitigen Stellungnahme der Parteien wird durch das Aufkommen der neuen Sekten-Namen, die bald in Schwang kamen, gekennzeichnet.

Die Namen der 34 Abgeordneten schweizerischer „Ketzerschulen“, die im Jahre 1522 auf dem „Lindenhof“ eine Versammlung hielten, sind uns, soweit es sich nicht um die Züricher Brüder handelt, leider unbekannt geblieben, auch die Teilnehmer an den Synoden und „Kapiteln“, die Hubmeier im Jahre 1524 ablicht, kennen wir dem Namen nach nicht. Um so erfreulicher ist es, das wir sowohl von der Augsburger Versammlung (s. oben), wie besonders von der Nürnberger des Jahres 1524 manche Teilnehmer mit Namen kennen. Es sind dies dieselben Männer, die bei der Synode der „Wiedertäufer“ zu Augsburg im Jahre 1527 uns als Führer dieser Religionsgemeinschaft entgentreten¹⁾ und es lässt sich daraus schliessen, dass Denck, Hätzer, Hut, Schiemer, der als Bischof der „Wiedertäufer“ in Oberösterreich im Jahre 1528 den Märtyrertod starb, und Schlaffer²⁾ der als „Diener des Wortes“ unter den „Wiedertäufern“ in Mähren wirkte und 1528 hingerichtet wurde, schon im Jahre 1524 in den heimlichen Gemeinden besonderes Ansehen genossen.

Bis zum Schlusse des Jahres 1524 hatten sich die Bruderschaften und heimlichen Gemeinden trotz der lebhaften Thätigkeit, in der sie sich seit dem Ausbruch der grossen religiösen Bewegung befanden, in der Stille gehalten und nichts an ihren Daseinsformen geändert.

¹⁾ Näheres über diese Synode siehe bei Keller, Die Reformation etc., S. 246.

²⁾ Über Schlaffer siehe den Artikel in der Allg. d. Biogr.

Jetzt aber, als die Lutheraner und Zwinglianer unter dem Schutz einiger Fürsten und Städte den offenen Kampf gegen die „Ketzersehulen“ begannen, hielten eine Anzahl angesehenen Brüder in der Schweiz, an ihrer Spitze Jörg Blarer, Wolfgang Ulmann und Konrad Grebel, den Zeitpunkt für gekommen, den Kampf aufzunehmen und die Loslösung von der alten wie der neuen Kirche unter Einführung des Sakraments-Kultus, wie sie ihn in Übereinstimmung mit den Brüdergemeinden der früheren Jahrhunderte für schriftgemäss hielten, öffentlich zu vollziehen. Das geschah durch die Einführung der Spätaufnahme um den Beginn des Jahres 1525 zu Zürich und alsbald auch zu St. Gallen, wohin sich Denck, nach der Vertreibung aus Nürnberg, zu den Brüdern geflüchtet hatte. Damit folgten die Schweizer Brüder dem Beispiel, das die Brüder in Böhmen, als sie sich zur öffentlichen Trennung von der herrschenden Kirche entschlossen, im Jahre 1467 gegeben hatten: auch hier war der erste Akt der Loslösung die Vornahme der Glaubetaufe an den versammelten Brüdern gewesen.

Hier wie dort wiederholten sich jetzt innerhalb und ausserhalb der neuen Religionsgemeinschaft die Vorgänge, die seit den Tagen der grossen Ketzerkriege jedesmal beobachtet worden waren, wenn die alten Christengemeinden aus den Formen der Bruderschaften heraustreten und sich in kirchlichen Formen organisierten.

Wie einst in Böhmen unter Mitwirkung der Utraquisten, die von der Kurie ins Interesse gezogen waren, begannen jetzt in Deutschland mit Hilfe der Lutheraner und Zwinglianer blutige Verfolgungen, die bei der Übermacht der Gegner und bei der Roheit, wie sie die Entfesselung des religiösen Fanatismus zu begleiten pflegt, entweder zur vollen Ausrottung oder zur Unterbindung ihres inneren und äusseren Zusammenhangs und zur geistigen Anshungerung des schwächeren Teils führten. In abgelegene Winkel gedrängt, geschmäht, gelästert und zur Verzweiflung getrieben, mussten die Besiegten in ihren eignen Reihen mancherlei Verirrungen reifen sehen und vereinzelt, an der öffentlichen Bethätigung ihres Glaubens gewaltsam verhindert, ihrer geistigen Führer beraubt, führten sie meist ein kümmerliches Dasein, voller Spaltungen und Engherzigkeiten, die ihnen jede Möglichkeit der Einwirkung auf das allgemeine Leben raubten.

Ebenso wie um die Mitte des 15. Jahrhunderts zwischen

den Brüdern in Böhmen und den Brüdern in Österreich, die innerhalb der römischen Kirche verharrten, über dies Verhalten Meinungs-Verschiedenheiten ausbrachen¹⁾, so entstanden auch um das Jahr 1525 in Deutschland unter den Brüdern selbst innere Kämpfe über die Frage, ob der Zeitpunkt für die Einführung des Sakraments-Kultus in den Brüderschaften gekommen sei, oder ob es besser sei, den Kampf für den alten Glauben bis auf bessere Zeiten in der bisherigen Art weiter zu führen. Da um jene Zeit Niemand unter ihnen war, der den Sakramenten eine gnadenvermittelnde Wirkung zuschrieb, und also Niemand der Ansicht war, dass sie zur Erlangung des Seelenheils notwendig seien, so bildete die Tauffrage keineswegs den Angelpunkt ihrer Glaubenslehre.²⁾

Kein geringerer als Zwingli, der gerade demjenigen Kreise sehr nah gestanden hat, dessen Angehörige mit der Einführung der Spättaufe den Anfang machten, bezeugt in seiner Schrift „Vom Tauf, Wiedertauf und Kindertauf“, dass die übertriebene Schätzung der Spättaufe, wie sie Grebel, Blaurock, Manz und andere alsbald bekundeten, eine Verleugnung des ursprünglichen Standpunktes der Brüder sei, die früher am lautesten verkündet hätten, dass die Ceremonien nichts anstrügen für die Erlangung des Seelenheils³⁾, und es ist nachweisbar, dass auch im Schoße der alten „Ketzerschulen“ selbst die übertriebene Betonung vielfach als eine Neuerung und als eine Art Abfall von den alten Überlieferungen betrachtet wurde, den manche Brüder nicht mitzumachen entschlossen waren.

Es kam hinzu, dass die öffentliche Einführung des Sakraments-Kultus — früher hatte man die religiösen Ceremonien vielfach in symbolischen Einkleidungen vollzogen oder unter weltlichen Formen verhüllt — den Gegnern die Handhabe bot, die alten Ketzergesetze von neuem zur Anwendung zu bringen. Ein Kampf aber, der sich zu einem Ringen um die Taufe der Erwachsenen zuspitzte, musste eben dieses Sakrament in den Vordergrund aller Interessen rücken; es konnte nicht ausbleiben, dass eine Lehre, um deren Behauptung willen so viel Blut floss,

¹⁾ S. M.H. der C.G. 1894 S. 173.

²⁾ Selbst Ludwig Hätzler hat gelegentlich erklärt, „er habe die Wiedertaufe nie gerühmt“. S. Keller, Staupitz S. 304.

³⁾ Die Schrift vom Tauf etc. s. in Zwinglis Opp. II, S. 230 ff.

den Verteidigern wie den Gegnern bald als das Hauptstück des Christentums erschien, und dass damit eine unheilvolle Verschiebung und falsche Wertmasse eintraten.

Indem die grossen und fruchtbaren Gedanken, die den ursprünglichen Kern dieser altewangelischen und altehrchristlichen Bewegung bildeten, durch diese unglücklichen Entwicklungen thatsächlich in einigen Punkten verdunkelt wurden, verlor das System einen Teil der werbenden Kraft, die ihm Jahrhunderte lang eigen gewesen war, und die Männer, die ehemals von dem heissen Streben erfüllt waren, die Reformation der ganzen Welt durch den Glauben, der sie beseelte, zu wirken, zerrieben ihre Kräfte in Kämpfen und Spaltungen aller Art und waren froh, wenn es ihnen vergönnt blieb, in engem Kreise ihr eigenes Seelenheil zu schaffen.

So kam auf den Wegen, die die Züricher „Ketzerlehre“ einschlug, von vornherein die Gefahr in den Gesichtskreis, die späterhin die Achillesferse des sog. Anabaptismus im engeren Sinne werden sollte, nämlich die Neigung, gewisse Besonderheiten äusserer oder innerer Art in ihrem Werte zu überschätzen und damit einem Conventikel-Glauben den Weg zu bereiten, der von den weltumspannenden Zielen der alten Bruderschaften sehr weit entfernt war.

Die Zeit war für die Durchsetzung der Formen und Anschauungen, wie sie Blaurock und Grebel in Zürich vertraten, selbst dann noch nicht reif, wenn sie in massvollerer Weise zur Durchführung gekommen wären, als es thatsächlich geschah. Es kennzeichnet die Stimmungen, wie sie selbst bei wohlwollenden Männern vorhanden waren, wenn im Jahre 1530 der Pfarrer Matthias Bodmer erklärt: „der Täufer Ding gefalle ihm wohl, ansser dass sie es zu früh haben angefangen“.¹⁾

Sehr bezeichnend für die Entwicklungen, die sich bald vollzogen, sind die Vorgänge, die sich zu Beginn des Jahres 1525 in der oben geschilderten Bruderschaft zu St. Gallen abspielten. Wolfgang Ulimann, der „Diener Worts“ in dieser Bruderschaft, war auf die Kunde von den Vorgängen in Zürich dorthin geeilt und hatte sich von Grebel die Spättaufe erteilen lassen. In der ersten Hälfte des März kehrte er nach St. Gallen zurück und

¹⁾ Egli, Die Züricher Wiedertäufer S. 90.

berief zum 18. in die Zunftstube der Weber am Markt eine Versammlung der Brüder, um sie zur öffentlichen Einführung der Taufe auf den Glauben zu bewegen. In der That schlossen sich der Zunftmeister Mainradt Weniger, der bisherige „Oberste und Angeber“ der Bruderschaft, und sonstige angesehene Mitglieder dem Ulimann an und empfingen die Taufe; andere aber verweigerten den Empfang und es kam zur Spaltung.¹⁾

Diese Ereignisse sind für die Entwicklungen, die jetzt eintreten, typisch: es kam an vielen Orten zu heftigen Bewegungen innerhalb der Bruderschaften, die zum teil mit einer völligen Entfremdung unter den früher vereinigten Männern endeten.

Diejenigen, welche seit 1525 in der Spättaufe das unerlässliche Bundeszeichen erkannten, folgten in erster Linie der Führung solcher Männer, unter denen die Überlieferungen des alten Apostel-Kollegs besonders stark fortlebten. Die ehemaligen Mönche Jörg Blaurock, Wolfgang Ulimann und andere sind es gewesen, die aus diesen Traditionen heraus den Charakter der „Ketzerschulen“, soweit letztere ihnen treu blieben, in stark asketischem Sinne beeinflusst haben. Der von ihnen gemachte Versuch, die ganze Welt unter die Regeln der „Vollkommenen“ zu stellen, konnte unmöglich gelingen, und indem damit die ehemalige Dreiteilung der Gemeinde verwischt und verdunkelt wurde, ging der Sinn der alten Ordnungen in wesentlichen Stücken verloren.²⁾

So kam es dem, dass manche Brüder, die sich diesen Entwicklungen nicht anschliessen konnten, den Anschluss an diejenigen unter den „neuen Evangelischen“ suchten, die ihren religiösen Ansichten verhältnismässig am wenigsten fern standen, vor allem an die Reformirten, wie sie sich nach Zwinglis Tod und vor dem Auftreten Calvins zu entwickeln schienen. Es waren keineswegs nur die romanischen Waldenser, die durch Oecolampads Vermittlung seit der Mitte der 30er Jahre ihre Annäherung an die Reformirten bewirkten, sondern schon frühzeitig sehen wir die niederrheinischen Ketzerschulen teilweise auf denselben Wegen wandeln.

¹⁾ Joh. Kesslers Sabbata. Hrsg. von Ernst Göttinger St. Gallen 1886. I, 198 ff.

²⁾ Weiteres über diese Entwicklungen siehe bei Keller, Staupitz S. 275—315.

Es sind uns die Aufzeichnungen einer Familien-Chronik zu Emmerich aus der Mitte des 16. Jahrhunderts erhalten, die über die Entstehung der dortigen „reformierten Gemeinde“ und über die Zusammenhänge mit den Brüdern, die man „Waldenser“ nannte, interessante Aufschlüsse geben ¹⁾, und was an einem Punkte urkundlich nachweisbar ist, wird sich an andern in der Stille in ähnlicher Weise vollzogen haben.

Die Spaltungen, die seit der Einführung der Spättaufe und der grossen Verfolgungszeit eintraten, erstreckten sich ebensowohl auf die Ketzerschulen und heimlichen Gemeinden wie auf die „Akademien“ der „Poeten“, und während dieselben Männer, die um 1522 als Wortführer der ersteren auftraten, später vielfach als „Wiedertäufer“ verfolgt wurden, finden wir unter den Poeten einen erheblichen Teil derselben Namen, denen man nachmals unter der Bezeichnung freie Täufer den Makel der Ketzerei anzuheften suchte.

Wir besitzen den Brief eines Ungenannten aus dem September 1523 über die „Ketzer“, welche damals in Schlettstadt vorhanden waren; die „rechtsschuldigen“ und „allernamlichsten“, d. h. die namhaftesten und die Führer waren folgende: Dr. Paulus Seidensticker, Joh. Sapidus, Lazarus Schürer, ein Goldschmied Namens Sebastian, ein Sattler Lorenz, ein Küfer Antonius, ein Weber Hans vom Bach, ein Scherer, ein Gerber, ein Junker und andere ²⁾. Es ist nicht überliefert, ob diese Männer,

¹⁾ Näheres bei Keller, Staupitz S. 244 ff.

²⁾ Aus dem Briefe eines Ungenannten. 1523 September: „Mein undertenig, willig und gehorsam Dienst etc. Edler und strenger Herr. Demnach und eur strengkeit mir hatt geschrieben und dar by mich gebetten, das ich eur G. zu wissen thue, wer doch allhie sig, der sich des ketzerischen Glaubens anneme, es auch iren ein grosse zal sig, deren zu widersten were, so ver und es überhandt neme: Lass ich eur G. wissen, dass iren uff dreissig sind rechtsschuldige, wie wol der andern auch ein teil mer sind, aber die sint die rechtsschuldigen under welchen die allernamlichsten sind: Doctor Paulus (Seidensticker genannt Phrygio), Sapidus, Lazarus (Laz. Schurerius), ein Goldschmidt Bastian, einer hatt, einer Jeronimus, ein Sattler Lorentz, ein Kieffer Anthoni, ein Weber Hans vom Bach, ein Scherer, ein Gerber, der Junker, so von Ensen ist zogen, Cnradt Schutzen sun, ein treger und zwo frawen, die kreftenin, denen min Herrn allen wol möchten widerstan, dem einen mit gewalt, den andern mit Hemmung sins ampts, aber dem Lazarus zuvor nit, dan er rich und gelert und wol gefrünt ist, dem goldtschmidt, das er sich zu gar wol hüt und nit zu be-

unter denen die Handwerker überwiegen, im Jahre 1523 bereits eine religiöse Gemeinschaft bildeten, sicher ist aber, dass eine litterarische Sodalität schon seit längerer Zeit in Schlettstadt bestand, als deren Mitglieder uns zum teil gerade diejenigen Männer begegnen, die oben als „Ketzer“ erscheinen, darunter Sapidus, Seidensticker, Schürer u. a. Und wenn wir z. B. aus Strassburg ähnliche Ketzerlisten besäßen, würden sich die Zusammenhänge noch deutlicher herausstellen. Jedenfalls steht es fest, dass Männer wie Otto Brunfels, Lucas Hackfurt, gen. Bathodius, Paul Volz, Joh. Schwebel u. a., die später als „freie Täufer“ bekannt geworden sind, ebenso Mitglieder jener litterarischen „Sodalitäten“ waren, wie Joh. Denck, Simon Stumpf, Conrad Grebel, Hans Bündlerlin u. s. w., die nachmals als eigentliche „Wiedertäufer“ galten.

Die Beziehungen der Schlettstadter „Sodalen“ zu den Handwerkern waren ebenso wenig zufällig, wie die Verbindung Johannes Kesslers in St. Gallen mit den dortigen Zunftmeistern. Es mag dahingestellt bleiben, ob die gelehrten Sodalen Mitglieder einer Zunft waren oder nicht¹⁾; sicher ist, dass sie ihren Rückhalt in diesen Organisationen fanden und dass die Zunftmeister keineswegs ausschliesslich die Geführten, sondern vielfach die Führer der Bewegung waren.

greifen ist in worten, dann er zu voller list ist und still ist, aber der grunt ist luterer, so wir haben, -- dem Junkeren, das er auch erfahren ist und wo wir im was verbüßen, besorgen wir einen Ufrur, dann fyl in hie umb der Ketzerey lieb haben, besorgen auch, er werde durch die Iterschen ein rümor unter uns anstatten.“ Nach einer Abschrift im Thesaurus Baumiaans (Univ.-Bibl. zu Strassburg) II fol. 43. Der Brief ist vollständig abgedruckt bei Ch. Fr. Walther, Histoire de la Réformation etc. à Selestadt 1843. App. S. 15.

¹⁾ Felix Faber sagt in seinem Tractatus de civitate Ulmensi (ca. 1490): „Prima zunfta et major est mercatorum (Kramer und Gewandschneider). Magnum haec zunfta continet numerum non solum mercatorum, sed artificum disparatis artificii laborantium (Maler, Bildhauer, Steinhauer etc.), aliquos etiam habet, qui nec mercantiis nec artificii vacant, sed ut domicelli vivunt, ut sunt Bitterlin. — Ista zunfta omnes sunt legibus scriptis ordinatae et quaelibet habet suum magistrum, qui est de consulatu et divisae sunt majores zunftae per societates (Kotten), qui etiam suos habent praefectos. (Publik. des Litterar. Vereins Bd. 186 S. 134 u. 135.)

Es ist unbegreiflich, dass man den engen persönlichen und sachlichen Zusammenhang der „Ketterschulen“ mit der Entwicklung des sog. Anabaptismus nicht längst bestimmter betont hat, um so unbegreiflicher, weil sowohl die Chronisten wie das Volk, das die Ereignisse miterlebte, ausdrücklich bestätigen, dass ein solcher thatsächlich vorhanden ist.

Die Chronisten der „Täufer“, deren genaue Bekanntschaft mit den Ereignissen innerhalb der Partei ebenso feststeht wie ihre Wahrheitsliebe, zählen zu den ersten Märtyrern ihrer „lang unterdrückten und jetzt wieder emporgetauchten Kirche“ gerade solche in und um 1524 hingerichteten und verfolgten Männer, die in den „christlichen Gemeinden“ vor der Einführung der Spättaufe geistliche Ämter verwalteten: z. B. Hans Koch und Leonhard Meister in Augsburg, Kaspar Tauber in Wien und Georg Wagner in München. Wie wären solche Angaben ohne Verletzung der Wahrheit möglich gewesen, wenn nicht die Täufer, die diese Chroniken schrieben, gewusst hätten, dass diese hingerichteten Männer Mitglieder derselben Gemeinschaft und Brüder waren?

Wenn man aber zweifeln wollte, ob die Chroniken sich nicht doch vielleicht eines Verschens schuldig machen, wenn sie Männer zu den ihrigen zählen, die vor der angeblichen Entstehung der „Wiedertäuferi“ bereits hingerichtet waren, so ist darauf zu verweisen, dass die angesehenen Gemeindeglieder, die etwa um die gleiche Zeit die Lieder der Gemeinschaft zusammenstellten, unmöglich aus Irrtum die Lieder derselben Brüder mitaufgenommen haben können, und hätten sie sie aufgenommen, so würde die Gemeinschaft dies mit Entrüstung als Fälschung der Wahrheit zurückgewiesen haben¹⁾. Gibt es heute etwa Historiker oder Theologen, die es wagen könnten, sich eine bessere Kenntnis des Sachverhaltes zuzutrauen oder die im Stande wären, jene Männer falscher Angaben zu überführen?

Noch deutlicher spricht die Volksmeinung jener Tage sich in demselben Sinne aus. Heinrich Bullinger (gewiss ein unverdächtigster Zeuge) bestätigt in einer seiner zeitgenössischen Schmähschriften gegen die „Wiedertäufer“, dass die Männer, für welche

¹⁾ S. das Lied, das Hans Koch und Leonh. Meister gemacht haben „Ach Gott Vater im höchsten Thron“ im „Ausbund“ etc. Nr. 40.

Ulrich Zwingli im Jahre 1525 den neuen Ketzernamen „Wiedertäufer“ erfand, bis dahin „Spirituöser“ geheissen hätten und macht damit eine Angabe, die durch die Akten bestätigt wird. Aber Bullinger verschweigt, dass der Volksmund die „Wiedertäufer“ auch nach 1525 „Spirituöser“ nennt und überhaupt bis tief in das 16. und 17. Jahrhundert hinein dieselben alten Namen gebraucht, die seit Jahrhunderten für die Waldenser u. s. w. üblich waren und dass die neue Erfindung der gelehrten Streittheologie bei den Bürgern und Bauern sehr geringen Eingang fand. Dieselben Gemeinden und Personen, die Urbanus Rhegius um 1528 als „Wiedertäufer“ verfolgte, nannte der Volksmund „Gartenbrüder“ oder „Gartbrüder“, d. h. „gardende“ (wandernde) Brüder¹⁾, weil dem kleinen Mann die Wanderprediger am besten bekannt waren. Noch in den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts hiessen die „Wiedertäufer“ in Baiern „Grubenheimer“ oder „apostolische Brüder“ und „Sabbatarier“ wie die „Waldenser“. Ja noch im zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts waren in Niederdeutschland zur Bezeichnung der Gemeinden, die sich damals Taufgesinnte nannten, die uralten Ketzernamen des 13. bis 15. Jahrhunderts vielfach in Gebrauch²⁾.

Während die protestantischen Theologen alsbald darüber einig waren, dass in den „Wiedertäufern“ eine „neue und unerhörte Sekte“ auf den Plan getreten sei, gaben katholische Zeitgenossen der entgegengesetzten Ansicht sehr bestimmten Ausdruck. Der Augustiner Bartholomaeus von Usingen verfasste im Jahre 1529 eine gelehrte Streitschrift gegen die „Rebaptizantes“, aus

¹⁾ Vgl. Keller, Stanpitz, S. 225. — v. Steffen, Gesch. Augsburgs I, 606, berichtet nach den Ratsdekreten zum Jahre 1573: „Wider einige Gart-Brüder (d. h. Wiedertäufer), so sich abermals zu Augsburg eingeschlichen, ist um diese Zeit stark inquirirt.“ Dass etymologisierende Gelehrte das Wort von Garten (Hortus) ableiteten, beweist für den wahren Ursprung dieses volkstümlichen Ausdrucks nichts. Der vielfach vorkommende Ausdruck „gardende Knechte“ bedeutet im gleichen Sinn „wandernde (bald hier, bald dort dienende) Söldner“.

²⁾ Keller, Die Gegenreformation in Westfalen u. am Niederrhein III, 294. — Besondere Beachtung verdient dabei der in Holland und in Niederdeutschland im 16. u. 17. Jahrhundert zur Bezeichnung der „Wiedertäufer“ vielfach vorkommende Name „Tibben“ (s. u. a. Holländ. Kirchen- u. Schulstaat P. I, c. 59 p. 822 ff.). Tibbe bedeutet einen weiblichen Hund. Der Name „Hunde“ aber (Christenhunde) kommt in Norditalien wie in Südfrankreich zur Bezeichnung der „Waldenser“ häufig vor; sie heissen dort Chaignars oder Chienmars, vgl. Jac. Mehrning, Taufhistorie 1695.

der, wie man auch sonst darüber denken mag, soviel hervorgeht, dass er sich um die neue Partei genau bekümmert hat. Darin erklärt er: „Weil aber diejenigen aus dem Pikardentum ihren Ursprung genommen haben, die man heute Ambaptisten oder Katabaptisten wegen der Wiederholung der Taufe nennt, schien es mir zweckmässig, den einfachen Leuten eine Art katholische Belehrung zu geben“ u. s. w.¹⁾

Vielleicht mag man diesen Augustiner in der Sache für nicht hinreichend zuständig halten. Unzweifelhaft muss man aber die Kanonisten der Kaiserlichen Kanzlei für zuständig erachten, die mit der Ausarbeitung der Ketzergesetze der Jahre 1528 und 1529 beauftragt waren. Oder bestreitet man auch diesen ein Urteil über das Wesen der „Sekte“, mit deren Bekämpfung sie betraut waren? Da ist es nun merkwürdig, dass das Speierer Mandat vom 23. April 1529, das für die Entwicklung des religiösen und kirchlichen Lebens in Deutschland eine so grosse Bedeutung gewonnen hat, ganz im Gegensatz zu den damals bereits üblichen Wendungen der theologischen Streitschriften und zu den Meinungen, die auf dem Speierischen Reichstag laut geworden waren, die Sekte, gegen die es gerichtet ist, ausdrücklich als solche bezeichnet, die schon vor Jahrhunderten verdammt worden sei²⁾.

Sehr merkwürdige Streiflichter fallen auf die Zusammenhänge, wenn man die Namen der Personen, die in die Ketzerprozesse des 15. Jahrhunderts verwickelt waren, mit den Familiennamen vergleicht, die in der Geschichte der sog. Täufer wiederkehren. Nach Anweis der im Jahre 1881 veröffentlichten Akten der „Waldenser“-Prozesse zu Freiburg (in der Schweiz) wurden um 1399 und 1430 u. A. folgende Personen vor Gericht gestellt: Stucky, Nukomer, Huser, Bucher, Meyer, Studer, Troger, Rollet³⁾.

¹⁾ Barthol. de Usingen, Augustiniani, Contra Rebaptizantes. Confutatio eorum, quae Lutherus scripsit in Rebaptizantes. Coloniae apud Joh. Gymnium. MDXXIX. 8°. Bl. A. 2 (b) heisst es: Quia autem hoc tempore de Pycardismo exierunt, quos Anabaptistas vel Catabaptistas ab iterata tinctione vocant, visum est mihi, instructionem quandam catholicam dare simplicibus etc. — Ein Exemplar befindet sich in d. Stadt-Bibl. zu Hamburg.

²⁾ Die Stelle des Mandats siehe bei Keller, Die Waldenser etc. 1886, S. 133.

³⁾ Ochseneid, Der Inquisitionsprozess gegen die Waldenser in Freiburg, 1881.

Wie kommt es, dass dieselben Familien in die Täuferbewegung des 16. und 17. Jahrhunderts verwickelt sind?

Wie dem auch sei, so steht fest, dass der neue Name „Wiedertäufer“ lediglich eine neue Entwicklungsperiode in der Geschichte einer sehr alten Bewegung bezeichnet. Jede Religionsgemeinschaft hat solche Entwicklungsperioden erlebt und, in der Geschichte aller Kirchen haben derartige „Neuerungen“ tiefe Spuren zurückgelassen. Aber keine Religionsgemeinschaft kann und wird zugeben, dass solche Entwicklungsphasen die Kontinuität und die geschichtlichen Zusammenhänge unterbrechen; jede wird sich trotz geschichtlichen Fortschreitens mit den älteren Epochen eins wissen und fühlen.

Es ist sehr sonderbar: die römisch-katholische Kirche, die seit den Zeiten Konstantins ihr inneres Wesen völlig änderte, behauptet unentwegt, dass sie als Kirche mit der Zeit der Apostel in ununterbrochenem Zusammenhang stehe, und dass dieselbe Kirche vor und nach jener Zeit bestanden habe. Hier wagt kaum Jemand zu widersprechen, obwohl die klaffenden Unterschiede in Verfassung und Lehre mit Händen zu greifen sind und eigentlich von keiner Seite bestritten werden.

Wenn aber die Brüdergemeinden des 16. Jahrhunderts versichern, dass sie in ungelöstem Zusammenhang mit den älteren Brüdergemeinden ständen und die Übereinstimmung des Glaubens und der Verfassung dentlich auf der Hand liegt, auch kann von Jemandem geleugnet wird, so sind dies Erfindungen, um „neue Sektierer mit einem hohen Alter zu schmücken“.

Wenn die Polemiker sich eingehender mit der Geschichte dieser ausserkirchlichen Christen beschäftigt hätten, so müsste ihnen die Thatsache aufgestossen sein, dass die Gemeinden, die man „Wiedertäufer“ nannte, sich selbst mit denselben Namen nennen, die seit Jahrhunderten diejenigen „Ketzer“ von sich gebrauchten, die man Waldenser, Pickarden, Spiritualen, Grubenheimer u. s. w. nannte. Sie nannten sich, der alten Überlieferung getreu, Christen, Gemeinden Christi, christliche Gemeinden oder einfach Gemeinden und gebrauchten unter sich den Ausdruck Brüder, indem sie sich je nach den Ländern, wo sie wohnten, als böhmische Brüder, Schweizer Brüder, lombardische Brüder u. s. w. von einander und von den bestehenden Kirchen unterschieden.

Es zeugt von einer höchst oberflächlichen Kenntnis der Überlieferungen, die innerhalb der alten Ketzler mit grosser Festigkeit und Klarheit lebten, wenn man meint, dass Grebel, Denck, Hubmeier und Andere im Stande gewesen wären, ihrer angeblich neuen Gemeinschaft dieselben Namen zu geben, die die alten „Waldenser“ unter sich gebrauchten, ohne dass mit den letzteren ernste Misshelligkeiten entstanden wären. Die neuen Brüder kamen zu einer Zeit auf, wo in Böhmen und Mähren, in Südfrankreich wie in Piemont die alten Christengemeinden noch zahlreich vorhanden waren; die Erhebung der „Schweizer Brüder“ und selbst die öffentliche Einführung der Spättaufe (die jene nur teilweise übten, wenn sie sie auch sämtlich für schriftgemäss hielten), fanden aber nicht nur keinen Widerspruch bei den ausserdeutschen Brüdern, sondern in Böhmen und Mähren fanden die verfolgten „Wiedertäufer“ — man nannte sie dort „neue Waldenserbrüder“, — Aufnahme bei denselben Magnaten (ich erinnere an die Herren von Kaunitz, die Grafen von Zierotin und die Herren von Lichtenstein), die die Anhänger und Beschützer der „böhmischen Brüder“ waren¹⁾.

Wir besitzen über die böhmischen Brüder und über die Verwandtschaft derselben mit den „Wiedertäufern“ — der Name bezeichnete um 1530 die strengste Richtung des sog. Taufertums — das Urteil eines ausgezeichneten Kenners beider Religionsgemeinschaften, Sebastian Francks, und es ist wichtig, dass dieser die völlige Übereinstimmung der Strengeren unter ihnen betont; auch innerhalb des Anabaptismus gab es damals andere Richtungen, die Franck ausdrücklich als „freie Täufer“ von den übrigen unterscheidet²⁾.

¹⁾ S. M. H. der C. G. 1895 S. 257. — Ulrich v. Kaunitz, der im Jahre 1511 vor dem Landrecht belangt wurde, weil er in seiner Stadt Austerlitz „Waldenser“ oder „Pickarden“ aufgenommen hatte, machte sich im Jahre 1529 zum Beschützer der „Wiedertäufer“, die damals in dieselbe Stadt wanderten. Beck, Geschichtsbücher, S. 74. — Im Jahre 1546 fanden die „Wiedertäufer“ Aufnahme seitens eines eifrigen „Pickarden“, des Ritters Hyneck Bilik von Kornic in Mähren. — Man betrachtete die „Schweizer Brüder“ in Mähren als eine neue Spielart der „böhmischen Brüder“, wie letztere deren manche unter sich hatten; thatsächlich erkannten sie sich anfänglich, trotz gelegentlicher Kämpfe, im weiteren Sinne gegenseitig als Brüder an.

²⁾ Seb. Franck schildert in seiner Chronik (Ausgabe v. 1565 fol. 198.), die vor dem Jahre 1531 niedergeschrieben ist, die böhmischen Brüder also:

In ganz anderem und viel entschiedenerem Sinne, als z. B. die Lutheraner und die Reformirten, fühlten sich um das Jahr 1525 die altewangelischen Gemeinden aller Länder als Glieder einer Religionsgemeinschaft. Sie besaßen überall, wo sie Gemeinden bildeten (gleichviel ob diese innerhalb des Verbandes der römischen Kirche heimlich existirten oder ob sie sich von dieser öffentlich losgelöst hatten), Bischöfe und Apostel, die ihre „Sendung“ durch die Handauflegung anderer Brüder erhalten hatten. Sie waren überzeugt, dass diese Bischöfe die Gewalt des Amtes in regelmässiger Weise erhalten hätten und dass sie dadurch mit den älteren und ältesten Gemeinden in rechtmässiger Verbindung geblieben seien.

Die rechthgültige Konstituierung der Gemeinde, nicht irgend eine Lehre oder Ceremonie, war damals wie früher für die Brüder in allen Ländern das wesentliche Kennzeichen, woran sie sich als Glieder derselben Gemeinschaft erkannten. Man hat auffallenderweise bisher meist übersehen, in wie hohem Grade der rechtmässige Besitz der „Sendung“ und der „Handauflegung“ die Gemüther auch bei denjenigen Brüdern beschäftigte, die um 1525 die Spättaufe einführten. Sie waren noch um 1530 und später, ebenso wie die Brüder in Böhmen, die sich um 1467 die Amtsgewalt von dem Waldenser-Bischof Stephan in Österreich holten, davon überzeugt, dass ohne die „Sendung“ ihre eigne Gemeinschaft keine rechtsbeständige Kraft besitze¹⁾.

Wir sprechen hier von den Verhältnissen, wie sie zu Beginn des schweren Ringens um die Taufe in den altewangelischen

„Die Picarder, von Valdo also verleitet, sind in Böhem ein sonder christlich Volk und Sect der Christen. Diese führen sehr einen christlichen, ungefärbten Wandel, rufen kein Heiligen oder Creatur an, aber allein Gott, schweren nicht aller Ding, achtens einem Christen für unziemlich. Haben aller Ding kein Bild, weigen sich nicht gegen ihnen, beten es auch nicht an. Geben für, man soll das Sacrament nicht anbeten, sonder Christum zur Rechten seines Vaters und Gott im Geist und Wahrheit. Sie leiden kein Bettler unter ihnen, helfen und rathen einander brüderlich. Doch sind sie in zween, oder als Etliche wollen, in drei Hanfen getheilt, in den grossen, kleinen und gar kleinen, die halten es aller Ding mit den Wiedertäufern, haben alle Ding gemein, taufen kein Kind, halten nicht von des Herrn Leib im Sacrament . . . Ihrer sind allzeit auf das wenigst ob achtzig Tausend.“

¹⁾ Die Beweise bei Keller, Joh. v. Staupitz, S. 254 ff.

Gemeinden bestanden. Denn es ist zuzugeben, dass sich unter den Eindrücken dieser Kämpfe Verschiebungen und Trübungen der alten Überlieferungen vollzogen.

Es ist unbestritten, dass die Glaubenslehre und die Überzeugungen, wie sie Luther seit 1525 vertrat, und wie er sie in seiner, der lutherischen Kirche, zu rechtlicher Anerkennung brachte, erheblich abwichen von den Anschauungen, die er seit 1517 im Anschluss an Tauler und die deutsche Mystik hegte. Gleichwohl ist es allgemein üblich und begegnet keinerlei Einwendungen, wenn man die Geschichte der lutherischen Religion und Kirche schon mit dem Jahre 1517 beginnt. Man findet die Kontinuität der Entwicklung in der Person Luthers hinreichend gewahrt.

Ebenso ist es unbestreitbar, dass die Führer der alt evangelischen Gemeinden die Anschauungen und Überzeugungen, die wir bei ihnen seit mindestens 1522 nachweisen können, nach dem Jahre 1525 nicht wesentlich oder grundsätzlich geändert haben. Wenn man aber die Kontinuität der „Christen-Gemeinden“, die um 1522 und früher bestanden, mit denjenigen, die nach 1525 existierten, unter Hinweis auf die Gleichheit aller wesentlichen Glaubenslehren (die Form der Taufe gehörte zu den wesentlichen Eigentümlichkeiten dieser Gemeinden eben nicht) als bewiesen erachtet, so wird das für „unwissenschaftlich“ erklärt. Dass auch hier der Zusammenhang schon durch die Personen der Führer hinreichend gewahrt erscheint, wird bestritten.

Es wäre nicht schwer, zu den Beweisen für die Zusammenhänge, die wir hier und in den mehrfach erwähnten Schriften¹⁾ gesammelt haben, noch weitere beizubringen.

Aber für diejenigen, die sehen wollen, bedarf es solcher nicht und die, die nicht sehen wollen, werden sich auch durch weitere Gründe und Thatsachen nicht belehren lassen und unbeirrt die alte Hypothese weiter vortragen, wonach alle Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten, die doch nun einmal nicht hinwegzulenken sind, lediglich davon herrühren, dass sowohl die „Waldenser“ wie die „Wiedertäufer“ bibelgläubige „Sektierer“ waren,

¹⁾ Keller, Die Reformation; Ders., Joh. von Staupitz; Ders., Die Waldenser u. die deutschen Bibelübersetzungen 1886; Ders., Zur Geschichte der alt evangelischen Gemeinden. Berlin 1887.

die in Folge der gleichen Lektüre zu den gleichen Einrichtungen und Glaubenslehren gekommen sind und kommen mussten.

So bequem diese Annahme ist, so unhaltbar ist sie. Wenn es bewiesen wäre, dass Männer, die sich den engen Anschluss an die Vorschriften der Bibel zum Gesetz machen, zu den gleichen oder nahezu gleichen Ergebnissen bezüglich ihres Inhalts zu kommen pflegten, so könnte ja mit einigem Recht ein derartiger Erklärungsversuch gemacht werden. Ist es nicht aber vielmehr beweisbar, dass Männer, welche unabhängig von einander die Bibel studieren, fast jedesmal zu abweichenden Ergebnissen in vielen und wichtigen Punkten kommen? Hat sich nicht auch Luther den gewissenhaften Anschluss an die h. Schriften zur obersten Richtschnur gemacht und ist er nicht gleichwohl zu anderen Überzeugungen gekommen wie die „Wiedertäufer“? Und behaupten nicht alle neueren Sekten, die seit hundert Jahren auf evangelischem Boden erwachsen sind — ich erinnere z. B. an die apostolische Kirche der Irvingianer —, dass sie ebenfalls ihre Verfassung und Lehre auf dem Grund der Bibel und nur auf Grund der Bibel aufgebaut haben? Und stimmt etwa die eine dieser Sekten mit der andern überein?

Aber wir wollen einräumen, so erfahrungswidrig es ist, dass die Übereinstimmung zwischen jenen Ketzerschulen, die bis vor 1517 unter dem Namen „Waldenser“ verfolgt wurden und denen seit 1525 das gleiche Loos unter dem Namen „Wiedertäufer“ zuteil ward, auf der Benutzung der gleichen Glaubensquelle beruht. Dann bleibt aber noch immer die Thatsache übrig, dass zwischen beiden, angeblich von einander unabhängigen Religionsgemeinschaften auch in solchen Dingen Übereinstimmung besteht, von denen in den h. Schriften mit keinem Buchstaben die Rede ist. Es ist sehr bequem, diese Thatsache totzuschweigen, aber damit ist sie doch noch nicht aus der Welt geschafft. Es sind einige sehr wichtige und viele andere sehr äusserliche Punkte, die hier in Betracht kommen und sie finden sich in so grosser Zahl, dass sie sich jedem aufdrängen, der nur einigermaßen sehen will. Die eigentümliche Stellung, die sowohl die „Waldenser“ wie die „Wiedertäufer“ zum alten Testament, besonders zu den historischen Schriften desselben einnehmen¹⁾, kann

¹⁾ S. darüber Keller, Staupitz etc. S. 101. 162. 166. 342.

doch nicht wohl aus Vorschriften der Bibel selbst abgeleitet werden. Die Thatsache, dass in den Waldenserbibeln, und zwar nur in diesen, der Brief des Paulus an die Laodicäer erscheint und dass die Täuferbibeln des 16. Jahrhunderts denselben Brief enthalten, kann doch nicht zufällig sein. Die Stellung zur Todesstrafe in beiden Gemeinschaften, zur Frage der Friedhöfe, gewisse kultische Formen des Gebets, des Abendmahls, Grundsätze beim Kirchenbau, die graue Tracht der Apostel und Wanderprediger, vielfach gleiche, sehr sonderbare Kunstdrucke in kirchlichen Dingen¹⁾ — wo sind für alle diese Dinge die Stellen der Bibel zu finden, aus denen sie entnommen sein könnten?

Indessen, dem sei wie ihm wolle, es muss und soll eben hier eine „neue Sekte“ vorhanden sein. Die Bestreitung dieser „längst anerkannten Thatsache“ entspringt angeblich einer „unkritischen Methode“ und beweist eine parteiische Stellungnahme zu Gunsten der „Sekten“. Dass es unratsam ist, Ansichten, deren Bestreitung den Verdacht mangelnder Rechtgläubigkeit erweckt, von sich zu geben, hat in sehr naiver Weise schon G. C. Rieger in seinem bekannten „Saltzbund“ (1732) ausgesprochen: „Ich bekenne meine Schwachheit aufrichtig, dass ich mich nicht habe überwinden können, die . . . Spuren des Altertums von einer Kirche, die die apostolische Wahrheit rein beibehalten hat . . . hinwegzulassen und aus Furcht der Chikanerien des Gegenstands gleichsam zu verstecken“.

Obwohl so ausgezeichnete Kenner der Ketzergeschichte des Mittelalters und des Anabaptismus wie J. C. Füsslin und J. L. Mosheim²⁾, von denen wohl keiner des Mangels an Methode und kritischer Schulung verdächtig sein dürfte, die Richtigkeit

¹⁾ Näheres hierüber bei Ernst Müller, *Gesch. der Bernischen Täufer*. Frauenfeld. J. Huber, 1895. S. 60 ff. und bei Keller, *Staupitz* S. 250. Merkwürdig ist auch die Übereinstimmung in den Formen des Tischgebets bei „Waldensern“ und „Täufern“; s. Halbertsma, *De Doopsgez. en hunne herkomst Deventer* 1843.

²⁾ J. L. Mosheim schreibt in den *Institut. Hist. Eccles. Libri IV*. Helmsl. 1755 p. 791: *Non prorsus mentiri puto Mennonitas, qui ab illis, qui testes veritatis ante Lutherum vocari solent, Waldensibus, Petrobrusianis et aliis se descendere gloriantur. Latebant ante Lutheri aetatem per universam fere Europam, maxime inter Bohemos, Helvetos et Germanos plurimi, quorum animis alte infixum erat praeceptum illud, quod Waldenses, Wiclefitae et Hussitae, alii obscurius, alii clarius, defenderant etc.*

der von uns vertretenen Auffassung nicht nur behauptet, sondern mit Gründen dargethan haben, so ist es doch noch heute nicht gelungen, in den Kreisen derjenigen Theologen und Historiker, die sich zu den zünftigen Gelehrten im engeren Sinne zählen, den Glauben an die Erfindungen der Streittheologie des 16. und 17. Jahrhunderts zu erschüttern¹⁾.

Was so tief eingewurzelt ist und mit kirchlichen Gesichtspunkten so eng zusammenhängt, lässt sich ja auch nicht so rasch beseitigen. Indessen ist es doch erfreulich, dass die Zahl der Forscher, die sich in dieser Sache auf unsere Seite stellt, in erfreulicher Zunahme begriffen ist²⁾ und es ist ganz richtig, was neuerdings behauptet worden ist: die hier vertretenen Auffassungen greifen um sich und beginnen Schule zu machen.

¹⁾ Noch ganz neuerdings ist an zwei Stellen, nämlich im ersten Bande der dritten Auflage der „Realencyklopädie für protest. Theologie u. Kirche“ (Lpz. 1896) S. 483 von Uhlhorn und in den „Göttinger Gel. Anzeigen“ 1896 S. 549 von Loserth ausdrücklich behauptet worden, dass „die Taufgesinnten nicht die Nachfolger der alten Waldesier sind“. Beweise sind freilich weder an dem einen noch an dem anderen Orte beigebracht worden. Ähnlich spricht sich Bossert aus (Theol. Litt.-Zeitung 1896 nr. 4 Sp. 105 ff.).

²⁾ A. Nicoladoni, Johannes Bänderlin von Linz und die oberösterreichischen Täufergemeinden in den Jahren 1525—1531. Berlin. R. Gärtners Verlag 1893. — Ernst Müller, Gesch. der Bernischen Täufer. Nach den Urkunden dargestellt. Frauenfeld, Huber 1895.

Kleinere Mitteilungen.

Zur Haltung Strassburgs in den Religionshändeln des 16. Jahrhunderts.

Auf demselben Reichstag zu Speier (1529), auf welchem die „protestirenden Reichsstände“ sich gegen die Beschlüsse der katholischen Mehrheit in Sachen ihres Glaubens verwahrten — daher rührt bekanntlich der Name Protestanten — gelang es den Vertretern des Kaisers und den Anhängern der Curie, ein neues „Ketzergesetz“ von bisher unerhörter Schärfe unter Zustimmung der Lutherischen und zwinglischen Reichsstände zur Annahme zu bringen. Es war dies für die römische Partei angesichts der reissenden Fortschritte, die seit 1525 die sog. Täufer machten, ein grosser Erfolg; man hatte jetzt nicht nur eine gesetzliche Handhabe zu den strengsten Massregeln gegen die gefährlichste Partei unter den antirömischen Religionsgemeinschaften in Händen, sondern es war auch eine unheilbare Spaltung unter den Evangelischen erreicht worden; die vergeblichen Bemühungen des Landgrafen Philipp von Hessen, die Lutheraner von der Zustimmung abzuhalten, deuteten darauf hin, dass einzelne Männer auch auf Seiten der Protestanten die Verderblichkeit von Massregeln erkannten, die das von den Evangelischen für sich beanspruchte Prinzip der Glaubensfreiheit schwer verletzen und die gelegentlich von den römischen Gegnern auch gegen alle Protestanten in Anwendung gebracht werden konnten.

Der § 6 des Reichstags-Abschieds vom Jahre 1529 enthält folgenden Beschluss:¹⁾

Nachdem auch kürzlich eine neue Sekt des Widertaufs entstanden, so in gemeinen Rechten verboten²⁾ und vor viel hundert Jahren verdammt worden ist, welche Sekt über Kaiserlich ausgangen Mandat³⁾ je länger je mehr (und) schwerlicher einbricht und überhand nimmt und dann ihre Majestät solch schwer Übel und was daraus folgen mag zu fürkommen und Fried und Einigkeit im h. Reich zu

¹⁾ Abgedruckt in der Neuen und vollständigen Sammlung der Reichs-Abschiede. Frankfurt a. M. 1747. Vol. II, S. 294.

²⁾ Es sind offenbar die Erlasse des Codex Justin. (Lib. I, tit. 6, 7) gegen diejenigen Ketzer gemeint, welche die Spättaufe erteilen.

³⁾ Es ist das Mandat vom 4. Januar 1528 gemeint.

erhalten ein rechtmässig Constitution, Satzung und Ordnung aufgerichtet und allenthalben im h. Reich zu verkündigen verschafft, also lautend: „dass alle und jede Wiedertäufer und Widergetaufte, Mann und Weibspersonen verständigs Alters vom natürlichen Leben zum Tode mit Feuer, Schwert oder dergleichen nach Gelegenheit der Personen ohne vorherige der geistlichen Richter Inquisition gerichtet oder gebracht werden“

Auf Grund dieses Reichstagsbeschlusses, der die alten Ketzer-gesetze mit der Verschärfung wiederholte, dass ein rechtliches Verfahren (wie es in früheren Jahrhunderten vorgeschrieben war) unnöthig sei, begann nun in allen deutschen Ländern, evangelischen wie katholischen, eine blutige Hetzjagd gegen die „Wiedertäufer“ — mit alleiniger Ausnahme Hessens und der Stadt Strassburg.

In Strassburg besaßen um jene Zeit Wölg. F. Capito, Mattheus Zell, Caspar Helio und Martin Butzer als evangelische Geistliche den massgebenden Einfluss, huter Männer, die den „Brüdergemeinden“ einst sehr nah gestanden hatten und die nach dem Jahre 1525, wo ein Theil der ehemaligen Freunde unter sich die Spättaufe einführte, an wichtigen altevangelischen Gedanken, (z. B. an dem Grundsatz der Gewissensfreiheit) festzuhalten bemüht waren. Sie lehnten es daher trotz des Anstosses, den sie durch ihr verdachterregendes Verhalten anderen evangelischen Obrigkeiten gaben, entschieden ab, den obigen Reichstags-beschluss in ihrem Gebiet zur Durchführung zu bringen, soweit es sich um die Hinrichtung von „Wiedertäufern“ handelte.

Der nachfolgende Brief eines „Wiedertäufers“ Pilgram Marbeck, der (soviel bekannt) bisher nicht gedruckt ist, verdient aus diesem Gesichtspunkte hier veröffentlicht zu werden.

Schreiben Pilgram Marbecks an den Magistrat
der Stadt Strassburg.

(Ohne Datum (1531 Dezember) ¹⁾)

Edlen gestrengen etc. Nachdem vor E. G. nicht als Oberherrn, sondern als Zuhörer des Spalts, des Wort Gottes halben, zwischen mein und der Predicanten zugetragen hat,²⁾ wie die Exception von baiden Tailen eruelit ist worden, über welchs auch kein Richter als Got allain sein wirt noch ist; nachdem mich aber E. G. als Oberherren und Gewalt über das Irdisch nach beschener Handlung durch den strengen Herrn Bernhart Wormser und Herrn Martein Pötschl inhalt einer schriftlichen Instruktion verabschaidt und der Stat verwisen, welchs ich mit Gedult angenommen hab mit underthenigem Gepet. mir leuger Zeit etlicher angezaigter Ursach halben zu vergonnen, welchs E. G. mir aus genaigtem gnuedigen Willen zu zwaimalen albereits vierzehn Tag vergounnt, und mir aber durch die bemelten Herrn

¹⁾ Stadt-Archiv Strassburg Lad. 399. — Or. Eigenhändig.

²⁾ Es handelt sich um ein Religionsgespräch zwischen Marbeck und den evang. Predigern, das am 9. Dezember 1531 stattgefunden hatte.

zu versteeen geben, wie E. G. ain Misfallen haben meiner Red halben: ich sei der Kindertauf mit götlicher und biblischer heiliger Geschrift nit genugsam erweisen gegen meinen dargelegten Grunten heiliger Geschrift, vor E. G. gethan, welchs ich auch vor E. G. bezeugt und protestirt hab, wo ain ainiger Puechstab in heiliger Schrift (dardurch die Kindertauf erhalten möcht werden) stet und funden wirt, mich darumb des Lebens verphennten, aber mich dazemal erpoten, mit Vergonnung E. G. in des Martein Putzers Artiel und Argumenten, so er mir aus Guetwilligkeit zugestellt hat, pas zu ersehen und erindern und Got umb Verstant uns allen daruber pitten, welchs ich mit dem höchsten Fleiss und Ernst, wie sich gezimbt, gethan, nicht umb meiner Person willen, so gar leicht verantwort wär. So es mich allain angieeng oder menschliche Handlung betreffe, wollt ich E. G. noch jemant in Gott will nicht bemuen; dieweil aber solchs Gottes Sachen und Eer und nit ains, sonder aller Menschen Hail betrifft in dieser gefeherlichen lesten Zeit, und so gar mancherlei Irrtum der Menschen enttent, auch kain Person noch Mänig hirin nicht angesehen sol werden, bin ich gedrunge und verursacht meiner Gewissen nach, kains Menschens noch mein selbs Person zu ver-schonon, wie dann ain ieder schuldig ist zuthun, der auf Got sieht.

Ist demnach mein underthenig, hochfleissig Pitt und Begern, nachdem ich nit mich, sonder Euch all und ain jeden in sonders such, der Handlung Gottes mit hohem Ernst und Foreht nachzugedenken, dieweil euch der Herr so gar gnediglich bisher in Glaubenssachen vor Pluetvergiessen verbiht hat, das warrlich von Got nicht ain klaine Gnad ist, so diese hochlöbliche Stat Straspurg vor allen Örtern der gantzen Welt pisher aus Gottes Gnad erhalten ist worden¹⁾, welchs ich ihr noch von gautzem Herzen pitt und wünsch, als meinen leiblichen Vattern und Herrn, welcher Gnattaten ich nimmermer vergessen kan vor Gott, mir von euch beschehen.

Demnach wollen E. G. nicht umb meinentwillen, sonder umb Eur selbwillen aus Gottes Gnad und Gonst diser Handlung treulich und wol nachgedenken, ob Gott Gnad gäbe, das ich hoff, dass in der Verfolgung über die Ellenden, so kainen Platz in der gantzen Welt haben und zu euch fliehen, gar abstuend, wo ihr nicht Missethat bei ihnen funden, und bei euch in ihrem Ellent Aufenthaltung möchten haben ohn Betrang ihrer Gewissen. Nicht dass ich söchs beger meiner Person, sonder euch selbs zu gnet, des nim ich Gott zu Zeugen auf mein Seel. Ich bin erpittig, Eurn Gepoten Vollzug zuthun ohn alle Verwidern, biss mich der Herr weiter treibt. Auch will ich E. G. meiner Person halben hirin vor Gott unbeschuldigt haben und Gott treulich umb eur aller Hail Leibs und der Seel pitten. Ist abermals mein underthenigs Pitt, dise mein geschriben Zeugness mit genaigten Orn zehörn, pitt ich von Gott uns allen nach seinem vätterlichen, parnherzigen und gnedigen Willen, dass wir uns (wie oft geschehen ist) aus frembden fleischlichen Sinn an den Urten Gottes nicht vergreifen. Auch uberantwort ich E. G. hiemit ain

¹⁾ Die gesperrten Worte sind von uns gesperrt worden. Die Schriftleitung.

Abschrift Martein Putzers Argument und Artiel den Kindertauf belangen, wie E. G. vernemen werden. Ich hab auch sölich mein Zengnuß gegen Putzers Artiel gestelt, damit E. G. sehen, dass sölichs nicht mein, sonder Gottes Willen ist, mich aus Trang meiner Gewissen von euch verweisen lassen. Mit underthenigem Erpieten, Gott trenlich für euch all zepitten, thue mich hiermit E. G. bevelhen

E. G. undertheniger

Pillgram Marpeckh.

Pilgram Marbeck, geboren zu Rattenberg in Tirol, Ingenieur in den Unterinntaler Gewerken, hatte wegen seiner Zugehörigkeit zu den Täufergemeinden seine Heimat verlassen müssen, und die Regierung zu Innsbruck hatte seine Güter eingezogen. Im October 1528 war er über Augsburg, wo er sich eine Zeit lang aufgehalten, nach Strassburg gekommen. Hier trafen sich damals und später viele seiner Gesinnungsgenossen: Caspar von Schwenkfeld, Melchior Hoffmann, Sebastian Franck, Johannes Bänderlin von Linz, Jacob Vielfeld, Jacob Kautz, Jacob Wiedemann von Memmingen, Reublin und andere.

Noch immer besass die starke Täufergemeinde, die in Strassburg vorhanden war, ihren Rückhalt vornehmlich in den Zunftstuben, sowohl der Steinmetzen wie der Kürschner¹⁾ und viele Handwerker waren Mitglieder. Marbeck war, wie J. Loserth sagt, „ein hervorragender Kopf, untadelhaften christlichen Wandels, in der Schrift wohlverfahren, ernsten Charakters und der zeitlichen Güter nicht achtend.“²⁾ Er starb nach mannigfachen schweren Schicksalen um das Jahr 1546. Obwohl seine Partei einen ausgezeichneten Wortführer in ihm besass, waren doch auch seine Kräfte der schweren Aufgabe nicht gewachsen, die sich aus den äusseren Verfolgungen und den mit diesen zusammenhängenden inneren Spaltungen in der damaligen Zeit ergaben.

¹⁾ In einem Verhörprotokoll betr. Wiedertäufer zu Strassburg von 1530 wird nach dem Lokal gefragt, wo sie verkehren. Dort heisst es:

„Item bei der Kürssners Stuben pfitzen sie us und in.“

Item im Haus (zu Steinmetz) neben dem Steinmetz, kumen sie auch zusammen. (Die Worte „zu Steinmetz“ sind später gestrichen.)

²⁾ J. Loserth, Zwei biographische Skizzen aus der Zeit der Wiedertäufer in Tirol. Innsbruck, Wagnersche Univ.-Buchdruckerei 1895, S. 5.

Besprechungen.

Das Werk von **P. Sabatier: Vie de St. François d'Assise**, Paris, Fischbacher, 1894, 8^o. CXXVI und 418 Seiten, auf das wir hier (leider etwas verspätet) hinweisen möchten, hat seit seinem Erscheinen eine grosse Zahl von Auflagen und Übersetzungen erlebt, wie sie wissenschaftlichen Werken selten zuteil wird. Zu diesem ungewöhnlichen Erfolg mag wohl die Verurteilung durch die Index-Kongregation das ihrige beigetragen haben; dieselbe entspricht aber auch dem innern Wert des Buches. In geistreicher, höchst anschaulicher Darstellung werden uns die Ergebnisse gründlicher Quellenstudien dargeboten. Die Quellenkritik selbst, die 126 Druckseiten umfasst, weiss durch feine Charakteristik der ältesten Biographen, durch Lichtblicke in die Weise der Legendenbildung und durch treffende psychologische Bemerkungen die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln. Auf 418 Seiten folgt dann die eigne Darstellung des Verfassers. Von dem Hintergrunde der mit kräftigen Zügen skizzierten Zeitgeschichte des angehenden 13. Jahrhunderts hebt im Rahmen der mit Liebe ausgeführten sonnigen Landschaftsbilder Umbriens und Toscanas in lichten Farben die Propheten-Gestalt des Heiligen von Assisi sich ab. Sabatier, der den Franciscus mit Petrus Waldus in Parallele stellt, und vermöge der häufigen Reisen des Vaters, Pietro Bernardone, nach Südfrankreich eine direkte Einwirkung waldensischer Ideen auf das Gemüt des jugendlichen Franciscus für mindestens wahrscheinlich hält, — wenn sie auch nur als Keime lange Zeit im Herzen schlummerten —, bezeichnet ihn gelegentlich als den Vorläufer des christlichen Subjektivismus, und hat sich den Nachweis zur Aufgabe gestellt: wie es das ursprüngliche Christentum, das Evangelium der Bergpredigt, ist, das diese empfängliche Natur in entscheidender Stunde mit seiner vollen Kraft ergriffen, aus dem Strudel jugendlicher Thorheiten herausgerissen und ihr den Stempel eines neuen Lebens aufgeprägt hat. Wie der Name der Poenitentes de Assisio schon sehr bald gegen den bezeichnenderen der Fratres Miores — der in herzlicher Liebe demütig dienenden Brüder — zurücktritt, so erscheint uns in dem „Büsser von Assisi“ durchaus nicht eine finstere Asketengestalt, sondern ein freier, fröhlicher Christ voller Gottes- und Menschenliebe, dem die Armut nicht schmerzliche

Entsagung, sondern Befreiung von dem Bann der Weltsorgen ist, und der für die wunderbare Schönheit der heimischen Natur, ja für Alles, was darin lebt und sich regt, ein warmes Herz sich bewahrt hat. Die bizarren Züge in diesem originellen Charakter werden nicht verwischt, aber sie treten sehr zurück gegen das Gesamtbild voll sittlicher Schönheit und religiöser Innigkeit. Armut, Demut, Hingebung, werkhätige Liebe, wie sie der Heiland gepredigt und geübt hat: so steht dem frommen Assiaten nicht minder als dem südfranzösischen Reformator Petrus Waldus das christliche Ideal lebendig vor der Seele, das Reich Gottes wollte er verwirklichen helfen. Die Brüder, die ihm sich anschlossen, sollten ein arbeitsames, bedürfnisloses, im Dienst der Liebe frohes Leben führen, nicht aber ein Mönchsleben der Kasteiung, in Formen und Formeln erstarrt. Aus dem Testament des Heiligen, das S. 389 ff. nach seinem Wortlaut mitgeteilt wird; ergiebt sich deutlich, dass er seinem Ideal bis ans Ende treu geblieben ist. Aber der Kumpf zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit ist die Tragik auch dieses Lebens gewesen. Was für eine kleine Schaar auserlesener Jünger, wie Aegidius, Leo, Angelus, Masséo, Bernhard v. Quintavalle und Sylvester möglich war, das war nicht mehr durchzuführen, als die Schaar bald zu Tausenden heranwuchs. Greifbarere Ziele, festere Formen wurden notwendig. In überzeugender Weise führt Sabatier aus, wie seit dem Sommer 1219, da Francisus einem Kreuzheere nach Ägypten folgte, die wirkliche Oberleitung der brüderlichen Gemeinschaft und ihre Ausgestaltung zu einem regelrechten Orden nicht mehr in der Hand des Stifters, sondern in derjenigen des weltklugen und energischen Kardinals Ugolino, des nachmaligen Papstes Gregor IX., lag, der die grosse Erregung der Geister für den Dienst der Kirche und der Hierarchie nutzbar zu machen wusste. In ergreifenden Zügen hat uns Sabatier seines Helden Gewissensnöte geschildert, wie er mit ganzer Innigkeit an seiner Kirche und ihren Gnadennitteln hing und Häresie ihm das furchtbarste der Schreckbilder war, und er doch dabei das ihm von Gott gewordenen Berufes sich bewusst blieb, das Evangelium von der freiwilligen Armut, der dienenden Liebe, einer innerlichen Frömmigkeit zu verkünden, und wie er davon selbst auf die Autorität eines Innocenz III. und Gregor IX. hin nicht lassen konnte. Und wenn auch der Natur der Dinge die Weltklugheit Ugolinos und seines Werkzeugs, des Ordensgenerals Elias, die Oberhand behalten musste über den Subjektivismus des ursprünglichen Minoritentums, so ist doch die franciscanische Bewegung nicht wirklich in die mönchischen Formen des mächtig heranwachsenden und bald weltbeherrschenden Bettelordens auf- und darin untergegangen. In einer Reihe edler Männer, von Caesarius von Speier, dem ersten Märtyrer der Observanz, und von Angelo Clareus, der es freimütig aussprach, dass man gegen das Gewissen und gegen die Regel auch dem Papste nicht gehorchen dürfe, bis zu dem gewaltigen Bussprediger Berthold von Regensburg hin, ist der Geist des Stifters lebendig geblieben. Und

bekannt ist ja, wie zahlreich mehrmals die Spiritualen und die Tertiärer mit den Gottesfreunden, den Beghinnen und Bugarden sich verbunden, und auch mit diesen zugleich ihren Glauben mit ihrem Blute besiegelt haben. O. Greeven. (†)

Von der 3. Aufl. der **Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche**, deren bevorstehendes Erscheinen wir schon früher angekündigt hatten (s. M.H. der C.G. 1896 S. 176), ist inzwischen der erste Band (Leipzig, J. C. Hinrichs Verlag 1896, Preis M. 10, geb. M. 12) erschienen. Er umfasst auf 797 SS. die Artikel *A* — *Ω* — Aretas, während der erste Band der ersten Auflage (1854) auf 791 S. die Artikel von „*A* und *Ω* bis Beichtzettel“ enthält. Es erhellt hieraus deutlich, wie sehr das Werk an Ansehung gewachsen ist. Aber nicht bloss der Umfang, sondern auch der innere Wert hat sich erheblich gehoben, und für seine Verwendbarkeit als Unterlage weiterer Studien hat das Werk dadurch in hohem Grade gewonnen, dass dem Nachweis der Quellen an allen Stellen eine weit grössere Sorgfalt als früher zu teil geworden ist. Wir würden in letzterer Beziehung sogar noch eingehendere Nachweise befürworten, besonders für solche Artikel, über die man nicht an anderen Stellen bequemer bibliographische Übersichten findet. Aus unserem Forschungsgebiet interessieren uns in dem vorliegenden Bande u. a. die Artikel Joh. Heiur. Alsted (von E. F. K. Müller), Joh. Val. Andreae (D. Hölscher), Albrecht von Preussen (D. Erdmann) und Anabaptisten (Uhlhorn). Leider ist keiner dieser Artikel in die Hände solcher Forscher gelegt worden, die sich durch Spezial-Studien auf dem Gebiet bekannt gemacht haben, was z. B. bei dem letztgenannten Aufsatz sehr leicht gewesen wäre, da das Feld seit zehn Jahren von vielen Gelehrten angebauet und bearbeitet worden ist. Wir geben indessen zu, dass der Artikel auch in seiner jetzigen Gestalt besser ist, als in den früheren Auflagen und den Beweis liefert, dass sich der Verfasser wenigstens mit den leichter zugänglichen neueren Bearbeitungen bekannt gemacht hat. Leider enthält der Band viele Druckfehler, die oft störend wirken.

Georg Loesche. Johannes Mathesius. Ein Lebens- und Sittenbild aus der Reformationszeit. Gotha. Perthes 1895. 1. Bd. XXII. 639 S. 2. Bd. IV. 467 S. 8^o. Es ist ein umfangreiches Werk, das Loesche dem Joachimsthaler Reformator gewidmet hat. Mit grosser Sorgfalt und emsigem Eifer hat er alles zusammengetragen, was auf seinen Helden Bezug hatte, und so das Material, vor allem die Sammlung des Briefwechsels des Mathesius, beträchtlich vermehrt. Die Hauptquelle für die Darstellung bilden freilich die Schriften des Predigers, deren reiche Fundgrube bis ins Kleinste ausgebeutet wird. Was dem Werke aber einen besonderen Wert verleiht, das ist der Umstand, dass dem Leser nicht nur das Leben des Helden, sondern ein reiches Kultur- und Sittenbild der damaligen Zeit überhaupt vor

Augen geführt wird. Die Schicksale der Stadt Joachimsthal, die Ursachen ihrer Blüte und ihres Verfalls, Leben und Treiben ihrer Bewohner werden uns vertraut gemacht. Wir thun tiefe Einblicke nicht nur in die äusseren, sondern auch in die inneren Beziehungen, die die Führer und bedeutenderen Mäner der Reformation mit einander verbanden. So bietet das Werk weit mehr als eine einfache Biographie, es ist ein sehr wertvoller Beitrag zur Kultur- und Geistesgeschichte der Reformationszeit. Aber die liebevoll und feingezzeichnete Persönlichkeit des kraftvollen und kindlichen, naiven und tief sinnigen Predigers, der bei aller Gelehrsamkeit mitten im praktischen Leben steht und mit Freimut und Geschick auch gegen äussere Gefahren seine Gemeinde zu verteidigen weiss, bildet doch den Mittelpunkt. Schade, dass die überreiche Fülle von wörtlichen Zitaten, die dem Ausdruck öfter zu viel Farbe verleihen, die Überladung mit Anmerkungen und die durch die Anlage des Werkes bedingten Wiederholungen die Lektüre etwas erschweren. Das Buch gliedert sich in zwei Hauptabteilungen; eine kürzere behandelt die Lebensgeschichte, die zweite in ausführlicher Weise die Werke. Unter der Reihe dieser werden die Predigten zuerst analysiert und einzeln in einer nach sachlichen Gesichtspunkten geordneten Gruppierung besprochen, dann im ganzen systematisch charakterisiert; auch dem Dichterling Mathesius sind einige Seiten gewidmet. Am Schlusse folgen als Beilagen der chronologisch geordnete Briefwechsel, in dem die zahlreichen bisher ungedruckten Stücke wörtlich mitgeteilt sind, und eine sehr schätzbare, genaue Bücherkunde der Schriften des Mathesius, die seine grosse Beliebtheit und seinen bedeutenden Einfluss erkennen lässt; wurden doch viele seiner Werke, vor allem die Lutherhistorien, in unzähligen Auflagen bis in unser Jahrhundert hinein verbreitet.

Es würde zu weit führen, wenn ich auf den reichen Inhalt im einzelnen eingehen wollte, nur eine interessante Feststellung Loeschesei noch erwähnt. Mathesius, der sich in seinem Amte als einer der treuesten und eifrigsten Anhänger Luthers erwies und in der damals üblichen masslosen Polemik gegen alle Andersgläubigen, namentlich auch die Schwärmer und Wiedertäufer, domierte, ist selbst in seiner Jugend, als er sich in der Nähe von Augshurg aufhielt, den täuferischen Gedanken wohl nicht ganz fremd geblieben. Erst nachher ward er von der gewaltigen Persönlichkeit Luthers ergriffen und vergass nun allerdings schnell alles gute, was er doch früher an ihnen gefunden haben muss, und behielt nur ein Zerrbild davon übrig.

L. M.

Die Verfolgungen, welche unter der Regierung König Ferdinand über die Brüderunität in Böhmen hereinbrachen, führten ein besonders hartes Schicksal für ihren Bischof Johann Augusta und seinen Begleiter Jakob Bilek herauf. Dieser Begleiter hat die Leiden, welche beide während ihrer Gefangenschaft in den Jahren 1548—1564 erduldeten, die Versuche, die gemacht wurden, um sie von ihrer Ketzerei

abzubringen, sowie die Bekenntnisse, mit denen sie darauf antworteten, in ausführlicher, sehr anschaulicher Weise beschrieben. Die Schrift ist jetzt von Diak. **Jos. Müller** in ausgezeichnete Form ins Deutsche übertragen und mit einer Einleitung und unter Beifügung einiger Aktenstücke herausgegeben worden. (Die Gefangenschaft des Johann Augusta. Leipzig. Friedrich Jansen 1895. Preis M. 2.) Für die Geschichte der Lehren und Meinungen der böhmischen Brüder und ihres hervorragenden Bischofs ist das Buch, das jeder mit Interesse lesen wird, von grosser Bedeutung. **L. M.**

Nachträglich erwähnen wir noch ein Schriftchen, das der eifrige und erfolgreiche Comeniusforscher Dr. **Joseph Reber** im Jahre 1894 hat erscheinen lassen. Er veröffentlicht die Lebensregeln, welche Comenius seinem Schüler Kahlewski im Jahre 1646 mit auf den Weg gab, auf gegenüberstehenden Seiten den lateinischen Text und eine deutsche Übersetzung. Als Einleitung ist eine ausführliche Darstellung über den Aufenthalt des Comenius in Elbing 1642—1648 vorausgeschickt. (Dr. J. Reber, Des Johann Amos Comenius Lebensregeln. Aschaffenburg. Wailandtsche Buchdruckerei 1894.) **L. M.**

Einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Verbreitung waldensischer und hussitischer Gedanken in Norddeutschland liefert Diak. **Jos. Müller** (Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte, Jahrg. I. S. 173 ff.) Er weist nach, dass der Magister Nicolaus Rutze in Rostock, von dem man wusste, dass er in engen Beziehungen zu den böhmischen Waldensern gestanden habe, zwei Schriften von Huss ins Niederdeutsche übertragen hat. Die Übersetzungen sind noch vorhanden, und weil die eine dieser Schriften uns nur in einem Druck erhalten ist, der bedeutend jünger ist als diese Übertragung, so können sie zum Teil zur Verbesserung des Textes der betr. Schriften dienen. (Vgl. M.H. der C.G. 1896 S. 161.) **L. M.**

Nachrichten.

Wir haben in dem Leitartikel dieses Heftes eine Frage von hoher grundsätzlicher Bedeutung für die Betrachtung der Reformationsgeschichte und damit für die deutsche Geschichte überhaupt erörtert. Der Inhalt charakterisiert sich als eine Ergänzung der von mir in früheren Schriften niedergelegten und vertretenen Anschauungen und seine Beweisführung will im Zusammenhang mit diesen Schriften betrachtet sein. Wir haben hier und früher den Versuch gemacht, die grosse religiöse Bewegung in den geistigen Zusammenhang der vorangegangenen religiösen Entwicklungen bestimmter und klarer als es bisher geschehen ist hineinzustellen. Die Aufgabe, deren Lösung hier versucht ist, ist aber nur ein Theil einer viel umfassenderen Aufgabe, die noch der vollen Lösung harret. Der Umfang und die Ausbreitung ausserkirchlicher, auf altchristlichen Grundlagen erwachsenen Religionsgemeinschaften im Abendlande wird seit dem 11. und 12. Jahrhundert durch alle Quellen bestätigt. Aber bis jetzt ist diese tiefgreifende geistige Bewegung, deren Bedeutung die Gegner natürlich herabzudrücken suchten, von keiner Seite mit der allgemeinen Geschichte, zumal der Litteratur- und Kultur-Geschichte in Beziehung gesetzt worden. Und doch liegt es schon jetzt trotz aller Ablenkungs-Versuche kirchlich beeinflusster Quellen am Tag, dass die Kirchenpolitik nicht minder wie die allgemeine Politik, die Entwicklung der Volkssprachen und des Schrifttums ebenso wie das religiöse und sociale Leben, zumal das kräftig entwickelte Zunftwesen tief und nachhaltig durch den **Gegensatz zwischen der „Kirche“ und den „Ketzer“** beeinflusst worden sind. Es ist durchaus einseitig, unkritisch und unwissenschaftlich, die geistige Bedeutung der „Ketzerschulen“ lediglich nach den partiell gefärbten Berichten der siegreichen Partei zu beurteilen; vielmehr ist es gerechtfertigt, diesen Quellen überall, wo sie von ihren Gegnern sprechen, eine scharfe Prüfung angedeihen zu lassen. Wenn die Vertreter der Kirche wünschen, in erster Linie nach den amtlichen Kundgebungen aus dem eigenen Lager und nicht nach den Berichten von Gegnern beurteilt zu werden, so haben die „Ketzer“, wie man denken sollte, das gleiche Recht.

L. K.

Das **Deutsche Adelsblatt**, „Wochenschrift für die Aufgaben des christlichen Adels“, beschäftigt sich in seiner Nr. 36 (1896) in einer Weise mit Comenius, die uns zwingt, an dieser Stelle einige Worte darauf zu erwidern. Das Blatt sagt: „Im Jahre 1639 war des Comenius Prodomus pansophiae erschienen, ein Werk, das auf das englische Unterrichtswesen einen grossen

Einfluss ausübte. Dieses Buch dürfte nun auch für die Beurteilung der Freimaurerei von hoher Wichtigkeit sein, in sofern es schon deren Quintessenz enthält und wahrscheinlich auch bei ihr Pathe gestanden hat. Comenius will nämlich nicht mehr und nicht weniger als was die zielbewussten Freimaurer aller Zeiten auch gewollt haben und noch heute wollen, nämlich eine „rein menschliche Weisheit“ begründen, mittelbarer auch Nicht-Christen den ‚Tempel der Weisheit‘ nach den Gesetzen des ‚Höchsten Baumeisters‘ errichten können. Mag nun den Begründern der Freimaurerei die Weisheit des Comenius vorgeschwebt haben oder nicht — jedenfalls ist sie mit der ihrigen dem wesentlichen Inhalte und auch den grundlegenden symbolischen Begriffen nach identisch“. Das „Adelsblatt“, dessen Gewährsmänner schwerlich auf Grund eigener Studien zu diesen Ansichten gekommen sind, bezeugt sich in seinen Angaben allerdings mit den Überzeugungen der meisten Forscher und es ist anzuerkennen, dass das Blatt in diesem Punkte der geschichtlichen Wahrheit die Ehre gibt. Aber es ist zu bedauern, dass das Adelsblatt diesen richtigen Vordersatz für die Aufgabe, die es sich gestellt hat, nicht richtig verwertet hat. Denn wenn es wahr ist, dass die „zielbewussten Freimaurer“ noch heute dasjenige wollen, was der Mann gewollt hat, der an ihrer Wiege Pathe stand, so war der sicherste Weg, um das wahre Wesen der „zielbewussten Freimaurer“ kennen zu lernen und zu schildern der, dass das Adelsblatt versuchte, die Schriften und die Grundsätze dieses „Pathen“ genauer zu prüfen und seinem Leserkreise verständlich zu machen. Statt dessen hat das Adelsblatt es vorgezogen, sich an zweifelhafte Erzeugnisse der Tagesliteratur zu halten und dadurch zugleich die Anschauungen des Comenius in eine Beleuchtung gesetzt, gegen die wir hier entschiedenen Einspruch erheben müssen. Es ist das ungefähr dasselbe Verfahren, als wenn ein protestantischer Polemiker zur Charakteristik des Katholicismus anstatt auf Augustin und Thomas von Aquino, sich auf die Schandliteratur, wie sie in den Kulturkampfsjahren hier und da zu Markt gebracht worden ist, stützen wollte und dann zu verstehen geben wollte, dass Augustin und Thomas die eigentlichen Väter dieser Anschauungen seien. Die Inconsequenz, die dem Gewährsmann des Adelsblattes begegnet ist, ist für diesen Herrn ein besonders unglücklicher Zufall gewesen. Denn ein näheres Eingehen auf die Schriften und die Grundsätze des „Pathen der Freimaurerei“, hätte ihn zweifellos vor einer Reihe von falschen Urteilen behütet, die ihm, weil sie zugleich eine Verleumdung ehrenwerter Männer darstellen, als ehrlichem Mann ausserordentlich leid sein müssen. Indessen ist ihm vielleicht der alte Spruch: *Semper aliquid haeret gerade nicht gegenwärtig* gewesen. Hätte er sich näher mit Comenius beschäftigt, so würde er auf eine Reihe ungewöhnlich günstiger Urteile gestossen sein, die z. B. hochangesehene Mitglieder der Gesellschaft Jesu, die den grossen Brüderbischof persönlich kannten, über Comenius abgegeben haben. Wir verweisen den Herrn Verfasser z. B. auf das Urteil von Aloys Boleslaus Balbinus († 1688), S. J., in seiner „*Bohemia docta*“ ed. ab R. Ungar. Pragae 1788, Pars II, p. 314 f., der die Lektüre des Comenius den Katholiken empfiehlt und u. A. sagt: „*Quantus ille vir fuerit, satis ostendit eloquentiae illimi, proprietate verborum, altitu-*

dine sensum, descriptione inanitatis mundi, et eruditione rarissima et intima laudatissimus et lectu dignissimus (est)“. Derselbe Jesuit, der zu den angesehensten Schriftstellern des Ordens im 17. Jahrhundert gehört (er war ein sehr fruchtbarer Gelehrter), sagt von Comenius: „Er hat überaus viel geschrieben, aber nichts, was gegen den katholischen Glauben wäre und es scheint mir immer, wenn ich seine Schriften lese, als wolle er keine Confession weder bevorzugen noch verdammen“. Wie hätte Balbinus wagen können, solche Urteile drucken zu lassen, wenn er nicht hoffen durfte, in diesem Punkte keinem Widerspruch zu begegnen? In der That bestätigt ein anderes ungenanntes Mitglied der Gesellschaft Jesu (Altes und Neues von theolog. Sachen 1746 S. 36 ff.) bei Gelegenheit einer Schilderung des Religionsgesprächs zu Thorn (1645) und der dort mitwirkenden Männer im wesentlichen des Balbinus Urteil. Ähnliche Äusserungen lassen sich von katholischen Autoritäten ersten Ranges aus allen Jahrhunderten beibringen; wir wollen hier aus neueren Zeiten nur an Anton Gindely und Lorenz Kellner erinnern. Da sich diese öffentlichen, von keiner kirchlichen Autorität angefochtenen Urteile über Comenius doch nicht aus der Welt schaffen lassen, so wäre es ein wirksames Mittel für den Zweck gewesen, wenn das Adelsblatt jeden Zusammenhang des edlen Mannes mit der Entstehung der Logen gelehnet hätte.

Die Königliche Paulinische Bibliothek zu Münster besitzt in einem, vermutlich in ihrem Exemplare einzig erhaltenen Schriftchen unter dem Titel: „Eyn christlyke uhtlegynge der teyn gebodde | des gelovens | Und vader unnes | yn Augustinereloester tor Lippe yn der vasten gepreket dorch broder Johan Westerman Doctor der hilligen scrift | In dem yaer M. D. xxiiij“ das erste evangelische Buch Westfalens. Alle Freunde der Reformationsgeschichte werden den sauberen Neudruck dieses sowohl inhaltlich als sprachlich bemerkenswerten Werkes durch E. Knodt, Pfarrer in Münster, dankbar aufgenommen haben (D. Johann Westermann, der Reformator Lippstadts, und sein sogenannter Katechismus, das älteste litterarische Denkmal der evangelischen Kirche Westfalens. Gotha 1895). In dem ersten Teile seiner Arbeit hat Knodt die spärlichen Nachrichten über das Leben des Lippstädter Reformators sorgfältig zusammengetragen. Die „Uhtlegynge“, die ohne Zweifel identisch ist mit der später von Hamelmann unter dem Titel „Katechismus“ erwähnten Schrift Westermanns, führt der Herausgeber direkt auf die Anregung Luthers zurück, dessen Predigten über den Dekalog Westermann in den Jahren 1522/23 eifrig besucht hatte. Das dem Verständnis des gemeinen Mannes angepasste Büchlein war ohne Zweifel recht geeignet, dem evangelischen Glauben unter dem westfälischen Volke Eingang zu verschaffen und wurde deshalb von katholischer Seite mit allen Mitteln zu unterdrücken gesucht, worauf auch wohl seine grosse Seltenheit zurückzuführen ist. B.

Die im 30. Band der Zeitschrift des Bergischen Geschichts-Vereins von D. K. Krafft mitgeteilten Notizen über Gerdt Omekens Leben entstammen den biographischen Mitteilungen, welche Omeken in der Vorrede

seiner in Wolfenbüttel vorhandenen Schrift „Eyn Christliker | Trost, leer vnd vormannunge | vth der | Biblischen schriftt, olden Lereren vnd vordrefflichsten Heyden | des lesten affschedes halwe vnsere vorwanthen vth düssen Jammerdale | Allen Christen, doch vornehmlick dem Erbaren vnde Erenfesten Lüdtken van Quitzow | Mecklenborgischen Rade, Erffgueten tho Stauenow, sampt | Er. Kinderen vnd frundschoep tho denste geschreuen | Dorch Gerdt Omeken | van kamen, Domprauest tho Gustro. Anno MDLI. Diese autobiographischen Notizen kann man keine Selbstbiographie nennen; eine solche existirt überhaupt nicht, wiewol man öfters die Existenz einer solchen behauptet hat. Es liegt wol hier eine Verwechslung vor mit dem übrigen sehr dürftigen, 1568 erschienenen Büchlein von Omekens Sohn Johannes: „Das leben vnd | sterben Ern. Gerard Omken ge | wesenen Probstes zu Gustrau, vnd Superintendenten der Fürsten von Megklenburgk. 32 Bl.“ Was in Thomae, *Annales Gustrovienses*, in welchem Buche P. D. Krafft einen ausführlichen Lebenslauf O.'s vermutet, an biographischem Material enthalten ist, bringt nichts Neues. Auf Grund der vorhandenen Quellen und archivalischen Studien habe ich eine Biographie Omekens abgefasst, welche bald erscheinen wird. Die Verdienste dieses Mannes um die Einführung der Reformation in Westfalen und Mecklenburg sind lange noch nicht genug gewürdigt, und unterschreibe ich P. Kraffts Urteil voll und ganz, wenn er a. a. O. sagt: „Man wird dem kernhaften Westfalen den Character eines Helden und Vorkämpfers in der Reformationszeit nicht absprechen können“. (S. 268). Dass O. die Schulkaldischen Artikel unterschrieben hat, steht urkundlich fest. P. Knoll — Münster i. W.

Recht zeitgemäss in unseren Tagen, wo einerseits die humanistische Bewegung des 15. und 16. Jahrhunderts Gegenstand eifriger Forschungen ist und andererseits erfreulicher Weise der auch von unserer Gesellschaft immer betonten körperlichen Ausbildung der Jugend wieder die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wird, ist ein Werk von Wilhelm Krampe, Oberturnlehrer und Dirigent des städtischen Turnwesens zu Breslau: „Die Italienischen Humanisten und ihre Wirksamkeit für die Wiederbelebung gymnastischer Pädagogik. Ein Beitrag zur allgemeinen Geschichte der Jugenderziehung und der Leibesübungen. Breslau 1895 (VIII, 245 S. 8⁹“). Krampe sieht in dem italienischen Humanismus das Bindeglied zwischen der Gymnastik der Alten und dem Turnen der Jetztzeit. „Wenn wir imstande sind, aus einer Zeit, die mehrere Jahrhunderte hinter uns liegt, Stimmen zu vernehmen, die laut und klar als Ergänzung der menschlichen Erziehung das fordern und beschreiben, was wir heute als Gewinn einer geläuterten Pädagogik feiern und besitzen, wahrlich, so müssen solche Klänge aus langer Vergangenheit uns wie Weisheitssprüche berühren, die uns Erstaunen und Bewunderung abnötigen“. (Vorwort S. VI). Auf eine Sammlung aller zerstreuten Aussprüche der Humanisten über Leibesübungen kommt es Krampe nicht an, er greift die vorzüglichsten Verfechter des Gegenstandes heraus und widmet ihnen eine eingehende Betrachtung auch unter Heranziehung ihrer Lebensverhält-

nisse. Seine Helden sind Victorinus von Feltre, Petrus Paulus Vergerius der Ältere, Maffeus Vegius, Aeneas Sylvius, Franciscus Philadelphus, Jacobus Sadoletus, Hieronymus Mercurialis und Hieronymus Cardanus. B.

Im 16. Bande der Zeitschrift für Kirchengeschichte weist H. Haupt (S. 115) „zur Geschichte der Waldenser in Böhmen“ hin auf eine Quellenpublikation, die Waldenserverfolgungen aus dem Ende des 14. Jahrhunderts im südöstlichen Böhmen bezeugt und also bestätigt, dass sich die Waldenser dort vermutlich bis ins 15. Jahrhundert gehalten haben. — Wir machen ferner wiederholt auf die sorgfältigen Zusammenstellungen aufmerksam, die derselbe Verfasser auch in diesem Bande (S. 512 ff) über Inquisition, Aberglauben, Ketzertum und Sekten des Mittelalters fortgesetzt hat, die namentlich in dem Abschnitt über die Wiedertäufer manches für uns beachtenswerte enthalten. — Chr. Meyer teilt im 16. Bande der Zeitschrift für Kirchengeschichte (S. 117) einen Auszug aus einer handschriftlichen Chronik der Stadt Hof über den Aufenthalt **Nicolaus Storehs** in Hof mit, die den Hass und die Verachtung der Lutherischen gegen diesen Propheten stark widerspiegelt. — In der Contemporary Review (August 1896) giebt Heath in seinem Artikel living in community eine Darstellung und Würdigung der wirtschaftlichen Verfassung und Lage der mährischen Brüdergemeinden auf Grund der Loserth'schen Schriften.

Wir haben in den M. H. der C. G. 1895 S. 157 ff. über die geschichtlichen Zusammenhänge, die zwischen den älteren freien „Akademien“ und den späteren „**Königlichen Akademien**“, besonders der Royal Society und der Kgl. Preuss. Societät der Wissenschaften vorhanden sind, auf Grund der Quellen Mitteilungen gemocht. Die seitdem fortgesetzten Nachforschungen haben für die Zusammenhänge weiteres interessantes Material ergeben, das wir bereits in diesem Hefte vorlegen zu können hofften. Da es sich herausstellte, dass dies aus Raumangel unmöglich war, hoffen wir demnächst darauf zurückzukommen.

Buchdruckerei von Johannes Bredt, Münster i. W.

Personen- und Orts-Register

zum fünften Band (1896) der Monatshefte der C.G.

Das Register ist im Hinblick auf die Namen geschichtlicher Personen und Ortsnamen bearbeitet.
Die Buchstaben C und K, F und V, I und J sind verbunden.

A.

Abälard, P. [64](#), [236](#).
Acronius, Jo. [202](#).
Adelmann, B. [285](#).
Agrippa, Cornelius, von Nettesheim. [280](#).
Akademien. [70](#) ff. [109](#), [117](#) f. [168](#),
[177](#), [223](#), [243](#), [278](#) ff.
Albingsener. [64](#).
Albrecht von Preussen. [263](#), [316](#).
Aldus Manutius. [281](#), [283](#).
Aleander. [284](#).
Alsted, Joh. Heinr. [210](#) f. [316](#).
Amerbach, B. [195](#), [202](#) f.
Andreae, J. V. [214](#) f. [316](#).
Anshelm, Th. [283](#).
Antonius. [298](#).
Arnold von Brescia. [226](#).
Arnoldisten. [226](#) ff.
Augsburg. [264](#) ff.
August, Herzog von Braunschweig.
[292](#)

B.

Bach, Hans vom. [298](#).
Balbinus, Al. Bol. [320](#).
Bartholomaeus von Usingen. [301](#).
Basel. [192](#) f. [276](#).
Bathodius. [290](#).
Bauhin, J. [202](#) f. [205](#), [208](#).
Baumhauer, Seb. [287](#).

Beatus Rhenanus. [282](#).
Bebel. [282](#).
Becker, Rud. Zach. [75](#).
Beguelin. [94](#).
Beheim, Barthel. [287](#).
Beheim, Sebald. [287](#).
Beissen, Chr. [266](#).
Bellarmin. [253](#).
Bellius, Martinus. [198](#), [264](#).
Belz, Rafael, Graf. [170](#).
Beneke, Fr. Wilh. v. [88](#), [91](#).
Bentinus, Michael. [270](#).
Berengarius. [64](#).
Berger, A. E. [248](#).
Berlin. [67](#) ff. [110](#), [179](#).
Bern. [111](#), [117](#).
Bernardone, Pietro. [314](#).
Beza, Th. [188](#), [191](#), [200](#), [206](#).
Bielefeld, Jac. Fr. v. [179](#).
Biester, J. E. [77](#), [88](#), [93](#).
Bilek, Jac. [317](#).
Bilwiller, Gabriel. [271](#).
Bitzius, J. R. [118](#).
Blanchet, P. [191](#).
Blaurock, Jörg. [274](#), [294](#) f. [297](#).
Blesdyk. [203](#), [205](#).
Bodmer. [31](#), [296](#).
Bogenschütz, Barbara. [266](#).
Borrhaeus, N. [200](#), [206](#).
Bourbon, Nic. [188](#).
Brandmiller, Joh. [208](#).

Brandt, O. G. 178.
 Breining, Jörg. 225.
 Brenz. 199.
 Brüder, böhmische. 100, 104 ff. 108 f.
140 ff. 179. 247. 262. 292. 294. 303 ff.
317.
 Brüdergemeinden. 47 ff. 110 ff.
179. 208. 226 ff. 243 f. 323.
 Brüderschaften. 97 ff. 258 ff.
 Bruges, Jean de. 202 ff.
 Brunfels, O. 299.
 Bucer, M. 285. 311 ff.
 Bucher. 302.
 Buchner, A. 118.
 Büderich. 275.
 Le Bugey, 186 f.
 Büнау, R. v. 178.
 Bänderlin, Hans. 299. 313.
 Bullinger, H. 197 f. 204. 273. 300.
 Burmann, G. W. 177.

C. K.

Kag, Hans. 266 f. s. Koch.
 Calderon de la Barca, P. 133 ff.
 Callimachus. 282.
 Calvin. 62. 185. 189 ff.
 Capito, W. 273. 276. 289. 311.
 Cardanus, Hieron. 323.
 Carinus, Lud. 203.
 Cassius, J. L. 178.
 Castellio, Seb. 185 ff.
 Castillon, Friedr. v. 75.
 Castro, Alfons de. 122.
 Katharer. 95.
 Caullius. 188.
 Kaunitz, Ulr. v. 304.
 Kautz, Jac. 313.
 Kellner, Lor. 321.
 Celtes, Konr. 282.
 Cophas, Petrus. 104. 107.
 Cervantes de Saavedra, M. 126 ff.
 Kessler, Joh. 272 ff. 285.
 Cherler, P. 207.
 Christianus Philadelphus. 212.
 Kinner, Cyprianus, Dr. 105. 231.
 Clarenbach, Ad. 275.
 Klein, C. F. 72. 78. 89. 93 f.

Kleinberg, Georg. 199. 205.
 Clemens, Abr. 101. 105.
 Klerk, Sewert. 276.
 Cleve. 63. 252.
 Klöpfel, Wolf. 289.
 Kloppriss, Heinr. 275.
 Knoblauch, Joh. 47.
 Knodt, E. 321.
 Knöringer, Leonh. 266 f.
 Koch, Hans. 267 f. 300. s. Kag.
 Coct, Anemund de. 270.
 Comenius, D. 109. 175.
 Comenius, J. A. 24 ff. 65. 100 ff.
109. 119 f. 169 f. 175. 210 ff. 230 ff.
235. 245 ff. 250. 318 ff.
 Cordier, M. 193.
 Koy, Joh. 230.
 Krajek, Konrad v. 153.
 Krakau. 97.
 Cramer, Joh. 231.
 Krampe, W. 322.
 Cratander, Andr. 284. 286.
 Kratzer, Hieron. 287.
 Krug, L. 287.
 Kunth. 94.
 Curio, C. S. 193. 195. 198. 200. 204.
207. 284. 285.
 Kvaesala. 108.

D.

Dante. 229.
 Darjes. 71 f. 178.
 Deichsel, J. C. 178.
 Denek, Hans. 271. 285 ff. 293 f. 299.
 Deutscher Orden. 66. 99.
 Dezsö, L. 246.
 Dietz, Ludw. 47.
 Diterich, J. S. 82. 89.
 Dörpfeld, F. W. 233.
 Dohm, C. W. v. 86. 90.
 Dohna, Chr. Graf v. 118.
 Dohna, Fab. Graf v. 119.
 Dolcino. 229.
 Dolet, Et. 188.
 Dorndorff, Achatius v. 231.
 Dorne, Jac. v. 118.
 Drandorf, Joh. 262 f.

Dryander, Fr. [194](#).
 Ducher, G. [188](#).
 Dürer, Albr. [287](#).
 Duraeus. [101](#) f.

E.

Ebert. [96](#).
 Eckart, M. [48](#). [224](#).
 Eduard VI., König von England. [196](#).
 Emmerich. [208](#).
 Engel, J. J. [83](#). [89](#).
 Englisberg, P. v. [66](#).
 Enzinas, Fr. de. [194](#).
 Erasmus. [199](#). [248](#).

F. V.

Fabricius, P. [104](#).
 Famaugusta Franco Alenannica. [221](#).
 Farel. [189](#).
 Vaugris, Jean. [270](#).
 Veginus, Maffens. [323](#).
 Felinus, Joh. [104](#). [107](#).
 Feray, Cl. [189](#).
 Verger, Mme. du. [189](#).
 Vergerius, P. P. [323](#).
 Vico, Enea. [84](#).
 Victorinus von Feltre. [323](#).
 Vielfeld, Jac. [313](#).
 Vigilis, H. [224](#).
 Figulus, P. [103](#). [105](#). [108](#).
 Villeneuve, Simon de. [188](#).
 Vito del capo de la bona speranza. [215](#).
 Florentinus de Valentia. [214](#).
 Volz, P. [299](#).
 Voulté, J. [188](#).
 Fournier. [188](#).
 Franck, Seb. [33](#). [199](#). [281](#). [304](#). [313](#).
 Frankfurt a. O. [177](#).
 Franz von Assisi. [228](#). [314](#).
 Freher, Marquardt. [119](#).
 Freimaurer. [178](#) f. [319](#).
 Friedrich II., König von Preussen. [74](#). [90](#).
 Friedrich Wilhelm I., König von Preussen. [114](#).

Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg. [108](#) f.
 Froben. [284](#).
 Fuchs, P. v. [109](#).
 Füsslin, J. C. [113](#). [308](#).
 Fugger. [263](#) f.
 Fugger, A. [248](#).
 Fugger, Jac. [263](#). [265](#).
 Vulpj, J. A. [118](#).
 Fundanus. [65](#). s. Hübner.
 Fundulus. [188](#).
 Furstenau, J. C. a. [118](#).

G.

Gabler, H. [266](#).
 St. Gallen. [271](#) f. [274](#). [294](#). [296](#) f.
 Gartbrüder. [301](#).
 Gebhard, Joh. Georg. [75](#). [91](#).
 Gedike, Fr. [76](#). [85](#). [90](#). [93](#).
 Geer, de, Familie. [100](#).
 Geer, L. de. [101](#)—[107](#).
 Genf. [189](#) ff.
 Georg, Markgr. v. Brandenburg. [153](#).
 Georg II., Graf von Wertheim. [48](#).
 Gillet, Joh. Friedr. [75](#).
 Gindely, A. [321](#).
 Girinet, Phil. [188](#).
 Göcking, L. F. G. [91](#).
 Göttingen. [177](#).
 Goltz, E. v. d. [243](#).
 Gottsched. [71](#). [110](#). [177](#) f.
 Graffenried, Nic. v. [118](#).
 Grataroli, G. [197](#).
 Grebel, Konr. [271](#). [277](#). [294](#) f. [299](#).
 Gregor IX. [314](#).
 Greifenberger, H. [287](#).
 Gretserus, J. [64](#).
 Groningen. [276](#).
 Grossinger, Joseph. [76](#).
 Grossinger, Xaver. [76](#).
 Grubenheimer. [301](#). [303](#) ff.
 Grünenberg, Joh. [45](#). [47](#).
 Grunée, J. J. [208](#).
 Gruter, Janus. [119](#).
 Gudchuss, Konr. [118](#).
 Guttanus, J. [188](#).
 Gwalther. [198](#).

H.

- Hab, J. 198.
 Hackfurt, Luc. 299.
 Händzschky, C. W. 178.
 Hätzer, Ludw. 269. 273. 288. 293.
295.
 Halle. 177 f.
 Haller. 273.
 Hallervord, Joh. 211.
 Hamburg. 179.
 Hanus. 246.
 Hartlieb, S. 103. 242. 245.
 Hartmann, S. 178.
 Hattstein, J. v. 66.
 Haupt, H. 247.
 Hausrath, Ad. 226 ff.
 Hedio, C. 311.
 Heerwart, Christ. 265.
 Heidelberg. 260 ff.
 Held, H. v. 94.
 Hellwig, J. C. L. 178.
 Henning. 29.
 Hermann, Th. 270.
 Hesenthaler, Magnus. 246.
 Heyden, Jac. v. d. 224.
 Hochrütiner, Lor. 272. 274.
 Hoffmann, Fr. 70.
 Hoffmann, Melchior. 313.
 Holst, D. 230.
 Hottinger, Claus. 272. 275.
 Hotton. 102 f.
 Hotze, Dr. 27.
 Hubmeier, Balth. 179. 276. 293.
 Hübner, J. 61 f. 245.
 Huser. 302.
 Hus, Joh. 162. 291 f.
 Hut, Hans. 288. 293.

I. J.

- Jablonsky, D. E. 108 ff.
 Jacoby, Fr. 247.
 Ickelsamer, Val. 116.
 Jena. 177.
 Johann Augusta. 317.
 Johanniter. 66. 99.
 Jordan, K. St. 179.
 Joris, D. 202 ff.

- Irenaeus Agnostus. 213. 221.
 Irwing, K. F. v. 88. 91.
 Isenburg-Büdingen, E. C. Graf.
242.
 Isenauer, A. L. C. 178.
 Judä, Leo. 274.

K.

- Laetus, Pomponius. 282.
 Lambert, Franz, von Avignon. 270.
 Landulphus. 286.
 Lange, Fr. A. 237.
 Lange, S. G. 179.
 Langen, M. v. 118.
 Lauremberg, P. 210 f.
 Lavater. 31.
 Lazius. 282.
 Leibniz, G. W. 110. 246. 250.
 Leipzig. 177.
 Leopold, Herz. v. Braunschweig. 92.
 Leuchsenring, Fr. v. 91.
 Lichtenstein, v. 304.
 Lilyenau, W. v. 118.
 Lionisten. 64.
 Lissa. 103 ff.
 Locharius, Wenzeslaus. 104. 107.
 Loersfeldt, Joh. 116.
 Loesche, G. 316.
 Lollharden. 64. 229.
 Lombarden. 227.
 Lope de Vega. 123 ff.
 Lorenz. 298.
 Ludovicus, Nic. 231.
 Ludwig der Bayer. 115. 250.
 Lukas, Bischof. 140. 153.
 Luther, M. 44 ff. 63. 151 ff. 154.
199. 248. 270. 252. 257. 272 f.
288 ff. 306.
 Lyon. 187 ff. 286.

M.

- Maigret, Aimé. 270.
 Mainz. 260 ff.
 Malines, P. de. 203.
 Manichäer. 95.
 Manz. 295.
 Marbeck, Pilgram. 311 ff.

Margarethe von Österreich. 187.
 Mariana, J. 64.
 Marot, Clém. 188.
 Marsilius von Padua. 115.
 Mathesius, Joh. 316.
 Matt, Joh. 102.
 Mauff, B. M. 47.
 Meister, Leonh. 267. 300.
 Meistersinger. 99.
 Melanchthon, Ph. 280. 284.
 Menapius, F. G. 214 f.
 Mendelssohn, Moses. 81. 89.
 Menius, Justus. 116.
 Menno Simons. 303.
 Mercurialis, Hieron. 323.
 Merian, Joh. Bernh. 73.
 Meyer. 302.
 Meyer, Dr., Botaniker. 91.
 Minoriten. 228.
 Moehsen, J. K. W. 70 f. 73-88.
 Monroe, W. S. 246.
 Montfort, Basilins. 199.
 Moreto, A. 132.
 Mosheim, J. L. v. 115. 308.
 Mossard, P. 191.
 Müller, E. 111.
 Müller, Jos. 318.
 Münnich, Joh. Leb. 75.
 Mulot. 189.
 Mundus Christophori, F. 212.
 Musculus. 193.
 Mutian, K. 284.
 Myconius. 273.
 Mylius, M. 231.

N.

Naturphilosophen. 67. 99. 117.
168. 223.
 Neseemann, Fr. 169.
 Nesen, W. 203.
 Neuenkirchen. 276.
 Newton, J. 250.
 Nicolai, Fr. 68. 84. 89.
 Nigrinus, Barth. 247.
 Nigrinus, C. V. 175.
 Nollius, H. 220.
 Nollius, J. 118.

Nürnberg. 99. 286 ff.
 Nüsler, G. Chr. 118.
 Nukomer. 302.

O.

Ochino, Bern. 192. 195. 206 f.
 Oecolampad, Joh. 179. 285. 297.
 Omeken, Gerdt. 321.
 Oporin. 192 f. 196. 202.
 Osiander, And. 286 f.
 Otmar, Silvanus. 47.
 Oxenstiern, B. 177.

P.

Paguelon, Huguine, 191.
 Paracelsus von Hohenheim. 168.
 Parent, Nic. 189.
 Paul II., Papst. 281 f. 284.
 Pell. 245.
 Penz, Jörg. 287.
 Perez de Hita. 132.
 Pestalozzi, J. H. 24 ff.
 Peter der Grosse. 242.
 Petri, Adam. 47.
 Pfeiffer, Fr. 47 f.
 Pfoster, Hans. 269.
 Philelphus, Fr. 323.
 Philipp, Landgraf von Hessen. 310.
 Pichon. 189.
 Pickarden. 303 ff.
 Platner, H. 287.
 Platter. 193. 202. 204.
 Plome, C. 178.
 Podiebrad, G. 282.
 Pötschl, M. 311.
 Polant, Susanna v. 223.
 Ponce de Leon. 132.
 Prag. 99.
 Pufendorf. 250.
 Pyra, Immanuel. 179.

Q.

Quitzw, L. v. 322.

R.

Rakoczy, Georg. 33.
 Ramsauer. 40. 271.
 Reber, J. 170. 318.

- Redinger, Jac. 119
 Regel, Geo. 265 269
 Reifenrath, F. 47
 Reiser, Friedr. 161
 Reublin. 313
 Reuss, Dr. 47
 Rhegius, Urbanns. 269 301
 Rieger, G. C. 308
 Roberus, P. 118
 Rokycana, Joh. 156
 Rollet. 302
 Rosa, Jonas. 220
 Rosenkreuzer. 212 ff. 223
 Rousseau, J. J. 31
 Rutz, Nic. 161 318
- S.**
- Sabatier, F. 314
 Sachs, Hans. 290
 Sadoletus, Jac. 323
 Sapidus, Joh. 298
 Schermair, H. 266
 Schiemer, Leonh. 288 293
 Schilling, G. 66
 Schilling, Dr., Heinr. 264
 Schlaffer, H. 288 293
 Schlettstadt. 298 f.
 Schlieben, Joh. v. 262 f.
 Schlumpf, Aberli. 272
 Schlumpf, Ambr. 272
 Schmied, W. H. 80 89
 Schöffler, P. 47
 Schön, Th. v. 94
 Schopp, Joh. 117
 Sehor, H. van. 203
 Schürer, Lazarus. 298
 Schütze, Goldschmied. 45
 Schulz, J. G. 178
 Schwartz, R. 231
 Schwebel, Joh. 299
 Schweighart, Th. 213 ff. 216
 Schwenkfeld, K. v. 47 116 179
225 313
 Schultetus, Abr. 119
 Sebastian. 298
 Seville, Peter. 270
 Segarelli. 229
- Seidensticker, P. 298
 Selle, Dr. 83
 Servet, M. 188 197 ff.
 Sève. 188
 Siebmann, H. L. 91
 Siteovius, S. B. 178
 Socin, L. 200
 Sohlfeldt, F. L. 178
 Solms, Ursula, Gräfin v. 119
 Soumleitner, G. 117
 Spalatin, G. 45 250
 Spalding. 83
 Spanheim, E. 110
 Speer, J. C. 178
 Speiser, Hans. 266 f.
 Spener, Ph. J. 247
 Spiritualeu. 301 303 ff.
 Stapfer. 31
 Staupitz, J. v. 45 224
 Steck. 71 f. 177
 Stein. 94
 Stellatus, Joseph. 215
 Stendener, J. S. F. 178
 Stöckel, Wolfg. 45 47
 Stolterfohr, J. 118
 Storch, Nic. 275 323
 Strassburg. 189 275 f. 289 310 ff.
 Strucusee, A. K. v. 85 90 94
 Stucky. 302
 Studer. 302
 Stützen, Andreas auf der. 272
 Stumpf, Simon. 269
 Sturm, Joh. 189
 Suavius, Lambertus. 222
 Sudermann, D. 222 ff.
 Sudhoff, K. 168
 Süßmilch, J. G. 178
 Sultzberger, Joh. U. 117
 Svarez, C. G. 68 71 f. 78 ff. 93 f. 178
 Svarez, Matth. 71
 Sylvius, Aeneas. 323
- T.**
- Tauber, Kasp. 300
 Tanler, J. 44 f. 47 49 223 f.
 Teller, W. A. 84 f. 89
 Tempelherrnorden. 99

Theobald, Z. [221](#).
 Tholosaner. [64](#).
 Thomas a Kempis. [218](#).
 Thorn. [247](#).
 Thurneiser, zum Thurm, Leonh. [71](#).
 Tibben. [301](#).
 Tisserands. [95](#). [227](#).
 Tissier. [189](#).
 Toulouse. [95](#) f.
 Toussaint, P. [205](#).
 Treger, Konr. [283](#). [289](#). [291](#) f.
 Treier, Beda Miles. [272](#).
 Trier. [275](#).
 Troger. [302](#).
 Trutvetter, Jod. [290](#).
 Türk, von, Justizrath. [30](#).
 Turuan, P. [262](#).

U.

Ulimann, Andr. [274](#).
 Ulimann, Wolfg. [274](#). [294](#). [296](#) f.

W.

Wachter, Georg. [47](#).
 Wagenseil. [99](#).
 Wagner, Geo. [300](#).
 Waldenser. [64](#). [97](#). [112](#). [161](#). [187](#).
[227](#). [250](#) f. [314](#). [318](#). [323](#).
 Waldus, Petrus. [63](#) f. [227](#). [314](#).
 Weberzunft. [94](#) ff. [269](#). [272](#). [297](#).
 Wenceslaus. [260](#) ff.
 Weniger, Mainradt. [271](#). [297](#).

Weschfeld, A. C. [178](#).
 Wesel, Johann von. [262](#).
 Westermann, Joh. [321](#).
 Wiclif. [229](#). [248](#). [250](#). [291](#) f.
 Wiedemann, Jac. [313](#).
 Wikkevort, J. v. [118](#).
 Wilhelm, Herzog von Bayern. [265](#).
[269](#).
 Wilson, Flor. [188](#).
 Winckler, C. G. [177](#).
 Winterfeld, M. A. v. [75](#).
 Wirsperger, Veit. [288](#).
 Wladislaw IV., König von Polen.
[247](#).
 Wloemer, J. H. [87](#). [91](#).
 Wolzogen. [101](#). [105](#).
 Worms. [261](#).
 Wormser, Bernh. [311](#).

Z.

Zébédée, Andr. [193](#).
 Zell, Math. [289](#). [311](#).
 Zesen, Phil. v. [117](#) f.
 Zetzner, Laz. [220](#).
 Zierotin, Grafen von. [304](#).
 Zimmermann, G. Fr. Th. [178](#).
 Zimmermann, J. G. [73](#).
 Zöllner, J. Fr. [80](#). [86](#). [89](#).
 Zürich. [272](#) f. [275](#). [294](#).
 Zurkinden, Nic. [198](#). [202](#).
 Zwinger. [202](#).
 Zwingli, U. [257](#) f. [273](#) f. [285](#). [295](#).
[301](#).

228

Princeton University Library



32101 063551301

